

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1839.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1839

by unknown author

Göttingen; 1839

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

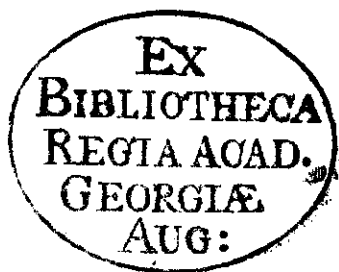
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACAD.
GEORGIÆ
AUG:

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1839.

G ö t t i n g e n.

Am 1. Januar 1739 erschien das erste Blatt dieser gelehrten Anzeigen, oder gelehrten Zeitung, wie sie damahls hieß; indem heute, am 1. Jan. 1839 das Anfangsblatt dieses neuen Jahrganges ausgegeben wird, tritt sie also in ihr zweytes Jahrhundert. Wenn gleich sie ihre Säcular-Feyer nur in der Stille begeht, glauben wir sie doch als literarische Merkwürdigkeit anzeigen zu dürfen, da man ihr wenigstens den Rang des Alters unter den noch bestehenden, der Critik gewidmeten, deutschen Zeitschriften nicht streitig machen wird. Das Bedürfniß eines solchen Instituts machte sich sehr bald nach der Stiftung der Universität fühlbar, da sie schon fünf Vierteljahre nach der Einweihung von dieser begann. Wer zuerst die Idee davon angab, läßt sich zwar nicht genau angeben, daß aber ihrem Begründer, dem großen Münchhausen, wahrscheinlich in Verbindung mit Haller, das Verdienst gebührt, kann man nicht bezweifeln. Haller war zwar nicht sogleich, aber bald nachher ihr eifrigster Theil-

nehmer, und daß das Ganze durch Münchhausen ging, ist dadurch klar, daß ein Redacteur von Außen gerufen ward. Dies war ein Gelehrter in Leipzig, Namens Steinwehr, der einen großen Antheil an der dort erscheinenden gelehrten Zeitung hatte, und daher zu einer solchen Stelle geschickt schien. Er ward als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen berufen, was nicht ohne Münchhausen geschehen konnte, und übernahm das Directorium der neuen Anstalt, führte dasselbe aber nur zwey Jahre, da er bereits 1741 einem Rufe nach Frankfurt an der Oder folgte. Sein Nachfolger in dem Geschäfte war der Professor Treuer, und da auch dieser bereits im Februar 1743 starb, auf kurze Zeit der Vicesyndicus Willig und der nachmalige Prof. Deder in Braunschweig, worauf seit 1745 ein Verein hiesiger Professoren das Geschäft besorgten. Das Ganze konnte bey diesem öftern Wechsel nicht gewinnen, und das Institut wäre vielleicht zu Grunde gegangen, wenn nicht Haller desselben sich angenommen hätte.

In dem Jahre 1745 trat er in die Reihe der Mitglieder durch einzelne, von ihm gelieferte, Recensionen. Diese führten aber bald weiter, indem er im Jahre 1747 die Redaction übernahm. Dadurch erhielt bey seiner erstaunlichen Arbeitsamkeit das Institut zuerst einen festern Bestand, blieb aber doch noch ein Privatinstitut, das in dem Verlage einer hiesigen Buchhandlung erschien, bis nach der im Jahre 1751 errichteten Gesellschaft der Wissenschaften, es mit dieser in Verbindung gesetzt ward. Das Bedürfniß machte sich von selbst fühlbar, daß sie ein Organ haben mußte, und da Haller ihr Präsident war, wo hätte sie ein besseres finden können, als in

der Zeitschrift, deren Redacteur und stärkster Mitarbeiter er war? Er blieb dieses nicht nur während seines hiesigen Aufenthalts, sondern auch nach seinem im Jahre 1753 erfolgten Abgange und Rückkehr nach Bern, bis an seinen 1777 erfolgten Tod. Mit dem J. 1753 ward also nun unser Institut mit der Societät in eine genauere Verbindung gestellt, indem es, wie auch jetzt, unter ihrer Aufsicht erschien, welche darin besteht, daß die Societät aus ihrer Mitte, unter Bestätigung der Regierung, einen Redacteur wählt, dem die Auswahl der anzuzeigenden Bücher, und die Sorge für den in den Recensionen zu beobachtenden Anstand überlassen ist, ohne irgend dem Urtheile der Mitarbeiter weiter etwas vorzuschreiben. Als durch den Weggang von Haller die Redaction erledigt war, ward diese durch Münchhausen an Joh. Dav. Michaelis übertragen, der sie bis zum J. 1770 führte. Auf den Betrieb von Münchhausen ging sie in diesem Jahre an Heyne über; der sie zwey und vierzig Jahre, bis an seinen im Julius 1812 erfolgten Tod geführt hat, von dessen Verwaltung in seiner Biographie ausführliche Nachricht gegeben ist *). Sein Nachfolger ward Eichhorn, auf welchen, als er im Januar 1827 nach 15jähriger Verwaltung endete, die jetzige Redaction dem Hofrath Heeren in Verbindung mit dem Hofrath und Bibliothekar Benecke übertragen ward.

Was die äußere Einrichtung unserer Blätter betrifft, so ist diese dieselbe geblieben, außer daß der frühere Titel gelehrte Zeitung mit dem gelehrte Anzeigen bereits seit 1753 vertauscht wurde. Wichtiger war die seit 1770 unter Hey-

*) Christian Gottlob Heyne biographisch dargestellt von H. F. L. Heeren. S. 226 ff.

ne's Directorium statt findende Erweiterung durch Vermehrung der Blätter. Statt daß bis dahin die wöchentliche Lieferung nur aus drey halben Bogen, unter eben so vielen Nummern, bestand, wurde sie durch einen ganzen Bogen, anfangs unter dem Namen von Zugaben, der aber seit 1782 weggelassen ward, vermehrt; so daß die wöchentliche Lieferung aus drey halben und einem ganzen Bogen unter vier Nummern besteht, wodurch auch der Jahrgang von zwey auf drey Bände mit eben so vielen Titeln, jedoch fortlaufender Seitenzahl, anwuchs.

Die innere Einrichtung unserer Blätter ist stets rein wissenschaftlich geblieben. Als solche wurde sie gleich in der Vorrede zum ersten Jahrgange angegeben. Entfernt von allen gewinnfüchtigen Zwecken, soll ihr Streben dahin gehen, die Fortschritte der Wissenschaften zu bezeichnen, so weit ihre Hülfsmittel und der Umfang ihrer Blätter es erlaubt. Es konnte also auch nicht ihr Zweck seyn, die ganze Literatur zu umfassen, wie dieses auch schon durch ihren bescheidenen Titel ausgesprochen wird. Eine allgemeine Literaturzeitung sollten und konnten diese Blätter nicht seyn. Sie standen und blieben außerdem in einem engen Verhältniß mit dem Wachstume der öffentlichen Bibliothek, zumahl seitdem die Redaction in die Hände von Heyne kam, der zugleich erster Bibliothekar war, und die Ankäufe für die Bibliothek besorgte. Da diese sich auf wissenschaftliche Werke beschränken, so waren dadurch größtentheils die zu liefernden Recensionen bestimmt, wenn sie sich auch nicht auf bloße Bibliothekswerke beschränkten, sondern auch die von Buchhandlungen eingeschickten Artikel angezeigt wurden, in sofern sie nur durch ihren wissenschaftli-

chen Werth für die Anzeigen paßten. Blieben bey diesen Localverhältnissen nun auch natürlich Lücken, die bey dem gewaltigen Zuwachs der wissenschaftlichen Literatur zunehmen mußten, so ging dagegen auch Ein Vortheil daraus hervor, der jene Mängel größtentheils aufwog. Bey der Freygebigkeit der Regierung, und dem großen Plane der bey der Bibliothek, zumahl seit Heyne's Direction, befolgt ward, erhielt diese die großen und kostbaren Werke des Auslandes am sichersten und frühesten. In der Anzeige von diesen, wohin auch besonders die Anzeige der Schriften der gelehrten Academien und Gesellschaften gehörten (und wie wichtig sind nicht gerade diese für den größten Theil der Leser, der keine andere Gelegenheit hat, sich die Kunde solcher Werke zu verschaffen?) konnte kein anderes critisches Journal mit der hiesigen gelehrten Zeitung wetteifern.

Aus jenen Localverhältnissen ging auch größtentheils schon die Wahl der Mitarbeiter hervor, daß in der Regel dieselben in Göttingen oder in dessen Nähe leben müssen (wiewohl man darin von jeher auch Ausnahmen gemacht hat), da die Bücher der Bibliothek, zumahl die neu angeschafften, nicht weit und nicht auf lange Zeit verschickt werden können. Es fällt also in die Augen, daß der darin befolgte Plan im Ganzen schon durch die Natur der Verhältnisse und die Umstände vorgeschrieben war, daß aber auch manche Schwierigkeiten dabey zu überwinden waren. Das schwerste war Recensenten zu finden, die arbeiten konnten und wollten. So gleichförmig waren wohl nie auf Einer Universität alle Fächer besetzt, daß nicht in einzelnen halbe oder ganze Lücken gewesen wären. Und auch wo sie besetzt sind, wie oft ist es nicht der Fall, daß der Gelehrte nicht

zum Recensenten paßt? Auch war und blieb die Theilnahme der hiesigen Lehrer, selbst der Mitglieder der Societät, eine freywillige, da sie nur zu der Anzeige der von ihnen nach eigener Wahl übernommenen Werke verpflichtet sind; und wenn sie dennoch größtentheils statt fand, so sind die Herausgeber, und wir hoffen sagen zu dürfen, auch das Publicum, den Männern Dank schuldig, die neben ihren Amtsgeschäften auch einen Theil ihrer Muße den gelehrten Anzeigen widmen, die ohne ihre Theilnahme nicht würden bestehen können. Aber auch dem Publicum sind wir Dank schuldig, daß sich selber dadurch ehrt, indem es ein Institut, was den ernstestn Wissenschaften gewidmet ist, so lange aufrecht erhielt.

Unter den früheren Mitarbeitern stehen *Hal-*
ler und *Heyne* durch die Menge und den Werth ihrer Beyträge oben an. Daß der erstere derselben auch nach seinem Abgange von hier dennoch bis an seinen Tod in ihrer Reihe blieb, ist schon bemerkt. Bey seiner umfassenden Gelehrsamkeit verbreitete sich auch seine Theilnahme über die verschiedenen Fächer die diese umfaßte, und er war eifersüchtig darauf, sie zu umspannen. Noch nach seinem Tode sollen ganze Pakete von Recensionen angelangt seyn. Man sieht also leicht, welche Lücke durch seinen Abgang entstand. Jetzt trat *Heyne* ins Mittel. Er ward von diesem Zeitpuncte an nicht bloß einer der stärksten, sondern bey weitem der stärkste Mitarbeiter. Selten ward eine Wochenlieferung ausgegeben, ohne Beyträge von ihm; diese umfaßten das ganze ihm eigenthümliche Gebiet der alterthümlichen Gelehrsamkeit, und in manchen Fällen noch die der angrenzenden Wissenschaften, so weit seine Kenntnisse es erlaubten; in den Naturwissenschaften

war hauptsächlich Sömmerring sein Gehülfe, in der Politik und der schönen Literatur sein Schwager, der jüngere Brandes in Hannover. Daß bey der langen Dauer seiner Direction die Zahl seiner Beyträge in mehrere Tausende ging, kann daher nicht befremden.

Unter der Leitung und der Theilnahme solcher Männer bildete sich der Character unserer Anzeigen aus, und befestigte sich. Daß Unparteylichkeit ihr Ziel war, glauben wir sagen zu dürfen. Jede critische Parteylichkeit zu verhindern, liegt allerdings nicht in der Gewalt der Herausgeber. Hätten sie auch die Macht dazu, wie könnten sie die Kenntnisse besitzen? Aber der Sectirerey und offenbaren Parteylichkeit vorbeugen, den Ton des Anstandes und der Würde als den herrschenden erhalten, der den Gelehrten ziemt, nicht zugeben, daß der erklärte Gegner der Recensent eines wissenschaftlichen Werkes werde, dies vermögen sie, und dies ist es was das Publicum von ihnen erwartet. In wie fern dies in unsern Blättern geschehen ist, mögen sie selber sagen. Es gab bey ihnen nie Geheimnisse. Wo auch die Recensenten sich nicht nannten, — man überläßt dies ihrer eigenen Wahl —, sind sie doch in den meisten Fällen leicht zu errathen, und haben sich nie verborgen. Von kleinen Kunstgriffen um eine gute oder schlechte Recension zu erhalten, war nie die Rede, und so viel wir wissen, auch nicht der Verdacht selbst bey Unzufriedenen. Die ruhige Stimme der Vernunft hören zu lassen, ohne bitteren Tadel wie ohne schmeichelndes Lob, auch wenn das Geschrey der Parteyen sie zu übertönen suchte, ist stäts das Ziel gewesen, dem man nachstrebte. — Daß dieses es auch in der Folge bleiben wird, können wir versichern, um so mehr,

da die hier eingetretenen Veränderungen auf die Theilnahme der Mitarbeiter keinen Einfluß gehabt haben.

Und so treten denn unsere Blätter in ihr zweytes Jahrhundert, nicht ohne die Hoffnung, in diesem zu bestehen, so lange der Sinn für ernste Forschung zum Besten der Wissenschaften in unserm Vaterlande fortlebt, und der Fleiß der Theilnehmer wie bisher ihre Stütze bleibt.

Hn.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission bey Vandenhoeck u. Ruprecht.
Die Säcular-Feyer der Georgia Augusta im September 1837. Mit XXI Anlagen. 131 Seiten. 4. 1838.

Wir hoffen, daß die, wenn auch etwas verspätete, Erscheinung dieser Denkschrift so wohl den zahlreichen Theilnehmern an dieser Feyer, als auch den abwesenden Freunden unserer Universität erwünscht seyn werde, da sie ihnen nur angenehme Erinnerungen in das Gedächtniß zurück rufen kann. Eine Wiederholung der Erzählung wird man hier nicht erwarten, da eine kurze Beschreibung derselben bereits nach ihrer Beendigung in diesen Blättern (1837. St. 165 — 168) gegeben wurde. Die Anlagen enthalten die Reden, Gedichte und andere Actenstücke, welche als Belege der Erzählung hier Platz finden mußten.

Hn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. S t ü c k.

Den 3. Januar 1839.

B r a u n s c h w e i g.

Bey Leibrock, 1839. Sämmtliche Schriften von Johann Anton Reisewitz. Mit Reisewitz' Portrait und einem Facsimile. XXXIX u. 290 Seiten in 8.

Wir glauben unseren Lesern gewiß ein angenehmes Geschenk zum neuen Jahre anzukündigen, wenn wir ihnen das Andenken eines Mannes ins Gedächtniß zurück rufen, der, wenn er auch nur wenig geschrieben hat, doch nicht vergessen ist: es ist der Dichter von Julius von Tarent, der noch unserer Bühne nicht fremd geworden ist. Seine wenigen Schriften sind hier gesammelt, und der Herausgeber — wir dürfen ihn nennen — Hr Dr Schweiger, seit Kurzem Secretär an unserer Bibliothek, vorher in Wolfenbüttel, hat den Werth seiner Sammlung durch ein vorgesehtes Leben desselben, so weit sich Nachrichten darüber austreiben ließen, wovon die Quellen angegeben sind, noch erhöhhet, woraus wir hier einen Auszug mittheilen wollen.

Johann Anton Reisewitz war den 9ten

May 1752 zu Hannover geboren. Von seiner Jugendzeit und frühesten Entwicklung ist nichts zu erkunden gewesen. Die erste sichere Nachricht von ihm haben wir erst als er 1770 die hiesige Universität bezog, um die Rechte zu studieren. Er kam hier in Verbindung mit dem damahls sich hier bildenden Dichterverein von Boje, Boß, Hölty u. A., scheint sich jedoch nicht sehr eng angeschlossen zu haben, nur mit Hölty fand eine genauere Bekanntschaft statt, die in einer gleichen, zur Schwermuth sich hinneigenden Stimmung von beiden, ihren Grund haben mochte. Dagegen fand eine dauernde Freundschaft mit dem als Agronomen bekannt gewordenen Thaer statt. Nach seinem Abgange von hier (October 1774) schlug er zuerst seinen Aufenthaltort in Celle auf, wo er als Advocat bey dem Tribunale zugelassen war und wo er besonders mit der achtungswerthen Familie des Predigers Wichmann in Verbindung stand. Doch blieb er nicht in Celle, sondern wandte sich nach Braunschweig, wahrscheinlich weil der damahls dort glänzende Kreis von Männern wie Jerusalem, Ebert, Eschenburg, Zacharia u. A., und vor allen in dem benachbarten Wolfenbüttel, Lessing, bey dem ihn Eschenburg einführte, ihn anzog. Hier, wo er sich auch 1781 verheirathete, behielt er seinen Wohnsitz. Er trat hier anfangs als Advocat auf, jedoch zu Anfang des Jahrs 1778 erhielt er hier das Amt eines Secretärs der Landschaft, das nicht sehr beschwerlich war, und ihm Muße genug ließ seinen Neigungen zu folgen. Späterhin wurde er auch zum Unterricht des Erbprinzen gebraucht, und erhielt — ungewiß ob als Belohnung dafür — ein Canonicat am St. Blasius Dome daselbst. Bereits 1775 war das Trauerspiel gedichtet, das seinen Namen erhalten hat

bey Gelegenheit des Preises, der von den Unternehmern des Hamburgischen Theaters auf das beste Trauerspiel gesetzt war, den jedoch nicht Er, sondern Klinger für sein Trauerspiel 'die Zwillinge' erhielt, ob mit Recht oder Unrecht, darüber sind die Stimmen getheilt geblieben. Für das Theater erschien seitdem nichts weiter von ihm. Dagegen hatte er den Plan gefaßt eine Geschichte des 30jährigen Krieges zu schreiben, wozu er mit großer Thätigkeit die Quellen zu sammeln suchte, die aber nicht ans Licht getreten ist, wahrscheinlich weil seine zunehmende Hypochondrie ihn daran hinderte. Er kam dadurch in genauere Verbindung und Briefwechsel mit dem Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel, der ihn mit Hülfsmitteln von der Bibliothek unterstützte. Indesß genoß er zugleich das Zutrauen seiner Mitbürger, wovon eine der edelsten Früchte ihm reifte, indem ihm die Anlage der Armenanstalt in Braunschweig übertragen wurde, die noch besteht, und jährlich sein Andenken feyert. Er war überhaupt einer der edelsten Menschen, in dem Zartheit und Mannheit sich auf eine wunderbare Weise verschmolzen. Ungeachtet er in seinen letzten Lebensjahren beständig kränkelte, versah er doch seine Dienstgeschäfte mit größter Strenge. Ein Anfaß der Brustwassersucht machte seinem Leben bereits im 54. Jahre, am 10. September 1806, ein Ende.

Die von ihm gesammelten Schriften sind, nach der Zeitfolge ihrer Entstehung von dem Herausgeber geordnet, folgende:

I. Poetische Gespräche 1775.

Nur zwey kleine Stücke aus dem Göttingenschen Musenalmanach: 1) Die Pfandung. Ein Bauer und seine Frau, in ihrer Schlafkammer am Abend vor der ihnen bevorstehenden Pfan-

dung. 2) Der Besuch um Mitternacht. Der Fürst und der Kammerherr am Schachbret. Beide in ungebundener Rede.

II. Julius von Tarent, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gleichfalls in Prosa, welches von den Preisausstellern ausdrücklich zur Bedingung gemacht war, vielleicht um vor dem poetischen Pathos, das Lichtenberg persiflierte, gesichert zu seyn, daß damahls unsere Poesie bedrohte. Niemand wird dem Verfasser große Anlagen zu dem tragischen Schauspiel absprechen, und dies erkannte auch Lessing an. Daß indeß die Vertheilung der Handlung, der Dialog — man hört zu viel den Dichter statt der Person sprechen, — und die zu schroffe Darstellung der Charactere noch viel zu wünschen übrig lassen, wird man auch nicht leugnen. Immer gehört er aber zu den Besten seiner Zeit, in der unsere Literatur von den Fesseln des Auslandes sich frey zu machen strebte.

III. Rede eines Gelehrten in einer Gesellschaft Gelehrter, 1776, aus dem deutschen Museum. Soll eine Persiflage der gelehrten Stände seyn, gibt aber mehr Caricatur als Wahrheit.

IV. Nachricht von Lessing's Tode, 1781. Aus einem Schreiben an Lichtenberg, im Götting. Magazine.

V. Ursprung des Wechsels und Wechselfrechts, 1782, aus Selchow's jurist. Bibliothek abgedruckt.

VI. Ueber die bey Errichtung öffentlicher Armenanstalten zu befolgenden Grundsätze, und die Einrichtung der Armenanstalt in Braunschweig insbesondere, 1802 u. 1803. Der ausführlichste Aufsatz, aus der letzten Lebensperiode des Verfassers,

und daher die Frucht reifer Erfahrung. Er zerfällt, wie schon der Titel zeigt, in zwey Theile, von denen der letzte ein Bericht an die Unterstützungs-Deputation des Armencollegii in Braunschweig ist, und also ein locales Interesse hat.

VII. Briefe. Die drey ersten an die Madame Wichmann, Gattin des oben erwähnten Predigers in Celle. Die folgenden, 47 an der Zahl, sämmtlich an den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel, meist enthaltend literarische Anliegen zur Benutzung der Bibliothek, mit eingestreuten Notizen, besonders auch zu seiner Geschichte des 30jährigen Krieges, die schon ziemlich vorgerückt gewesen seyn soll. Sie waren bisher sämmtlich ungedruckt.

Nach seinem ausdrücklichen Auftrage mußte sein sämmtlicher literarischer Nachlaß den Flammen geopfert werden, so daß also nichts weiter zu erwarten steht.

Hn.

L e i p z i g.

Bey K. F. Köhler, 1838: Geschichte der Hellenischen Dichtkunst von Dr Georg Heinrich Bode. Zweiter Band, oder Geschichte der lyrischen Dichtkunst der Hellenen bis auf Alexandros den Grossen. Erster Theil. Ionische Lyrik, nebst Abhandlungen über die ältesten Kultus- und Volkslieder und über die Tonkunst der Hellenen. VIII u. 395 Seiten in gr. 8.

Nach einer kurzen Einleitung über den Begriff und das Alter der Lyrik, welche schon die Anzeige des ersten Bandes des vorliegenden Werkes (S. g. U. 1838. S. 1013 f.) in ihren ersten Anfängen vor die Blüte der Epik gesetzt hat, sucht

der Verf. nach den Andeutungen der Homerischen Gedichte die Spuren der ältesten lyrischen Gattungen bis in das heroische Zeitalter zu verfolgen, und gibt den Páan, den Einosgesang nebst Threnos und Talemós, und das Brautlied für die ersten Versuche der hellenischen Lyrik aus. Der Geschichte des Páan sind drey Abschnitte gewidmet, von denen der erste hauptsächlich die Etymologie und den Begriff des Wortes und den Umfang der Gattung zu bestimmen unternimmt. Als Sühnlied und als Siegeshymnus scheint dem Verf. der Páan gleich alt, und bestimmt vorhomerisch. In dieser zweyfachen Beziehung ging er aber dennoch aus demselben Cultus des Apollo hervor, dessen mythischer Sieg über den pythischen Drachen, wodurch das Unheil vom Lande abgewandt und gesühnt ward, die Veranlassung zu dieser ganzen Gattung der Poesie bildete, deren Blüten sich überall entfalteten, wo man Apollo als Nationalgott verehrte, d. h. vorzugsweise in Pytho, auf Kreta, und in anderen dorischen Cultusstiftungen. Was noch von der Form, Sprache und dem Inhalte der Páane bekannt ist, wird vollständig mitgetheilt, und dahin bestimmt, daß die Form episch, die Sprache altdorisch und der Inhalt zuerst sühnend und damit auch frohlockend war. Der Sühnpáan ward mit der Zeit auf alle Gottheiten gesungen, welche man als ἀλεξικάκους verehrte, daher zunächst auch auf Artemis. Wie alle lyrische Poesie, welche von den Doriern ausging, erforderte auch der Páan einen Chor, der entweder ohne musicalische Begleitung sang, oder von Phormingen oder Flöten unterstützt wurde. Ueberhaupt hat es der Verf. sich zum Gesetze gemacht, jede lyrische Gattung in allen ihren Beziehungen so umfassend als möglich darzustellen,

und nichts zu übergehen, was sich etwa über den Vortrag derselben in den hellenischen Schriftstellern beyläufig verzeichnet findet. Der zweyte Abschnitt sucht diese älteste Gattung der chorischen Lyrik an bestimmte Namen zu knüpfen, und das Alter der musischen Wettkämpfe zu ermitteln, und zugleich die Sammelplätze anzudeuten, wo die vorhomerischen Dichter einen für religiöse Zwecke bestimmten Wirkungskreis fanden. Zunächst werden hier die ältesten Sagen über Thamyris geprüft, welchen bereits die Homerische Erzählung in Wettkämpfen aufführt, und dessen Name, wie alle Sängernamen der Vorzeit, höchst bedeutungsvoll die festliche Versammlung bezeichnet (eigentlich *Θαμύριος* — wie *ὀμήγιος*, *παρήμεγιος* — abgekürzt *Θάμυριος*, wobey *ἄγιος* auf Aeolischen Ursprung hinweist), indem er wie *Ὀμηρος* (der Zusammenfüger) zum Gattungsnamen geworden ist. Seine Verbindung mit Dorion deutet auf dorischen Zusammenhang. Zugleich untersucht der Verf. die übrigen Stellen der Homerischen Gedichte, wo von Doriern die Rede ist, namentlich in Bezug auf Krete. Die Sagen über Philammon werden aus dem Apollinischen Cultus abgeleitet und mit den pythischen Agonen, deren älteste Bestimmung der Verf. zu ermitteln sucht, in ein poetisches Verhältniß gesetzt; die Thätigkeit des Olen aber gehört vorzugsweise den musischen Agonen auf Delos an, womit die von Chios verglichen werden. Der dritte Abschnitt setzt die Untersuchung über die geschichtliche Entwicklung des Pöan seit dem Zeitalter des Archilochos, Terpandros und Thaletas fort, durch deren vollkommnere Ausbildung des Melos diese Apollinische Dichtart eine mehr lyrische Form erhielt und bald aus der Regel des epischen Versmaßes heraus trat. Hier gewinnt

nun der Verf. wiederum zwey, wo nicht drey verschiedene Sammelplätze der hellenischen Páanensänger, indem Archilochos, als Ionischer Lyriker, selbst versichert, er habe Páane gesungen, diese aber zugleich als Lesbisch, d. h. Aeolisch bezeichnet. Dieses gibt uns zugleich einen Wink über den Aeolischen Einfluß der Lesbier (unter denen der Apollocultus ganz besonders zu Hause war) auf die übrigen Hellenen, besonders auf die Spartaner, an deren Apollinischen Festen Terpandros vermuthlich durch seine kitharodischen Páane siegte. Dazu kommt noch die Thätigkeit der Dorisch: Kretischen Páanensänger, welche durch den aulodischen Vortrag ihrer Apollinischen Lieder an denselben Festen zu Sparta mehr Leben und Beweglichkeit in die Rhythmik dieser Dichtart brachten. Also Lesbos, Kreta und Sparta haben wir ferner als drey Mittelpuncte des Apollinischen Páan zu betrachten. Besonders war die lezt genannte Stadt seit Thaletas, welcher ausdrücklich ein Páanen-Dichter genannt wird, berühmt wegen ihrer Liebe zu dieser feyerlichen poetischen Gattung, die sich namentlich an die Gymnopádien und Hyakinthien angeschlossen, deren Ursprung und religiöse Bedeutung der Verf. nach den Quellen anzugeben sucht. Selbst der älteste Spartanische Nationaldichter Alkman verfertigte Lieder dieser Art, die auch außerhalb des Cultus gesungen wurden. Was Thaletas anlangt, so stellt der Verf. dasjenige, was sich über seine Thätigkeit als Dichter aus den kárglichen Nachrichten des Alterthums noch errathen läßt, zusammen, indem er besonders das Verhältniß desselben zu dem Peloponnesos hervor hebt. In dieser Beziehung wird auch Archilochos und Terpandros vorläufig betrachtet, um ihren Einfluß auf die ganze poetische Bildung der damaligen

Zeit im rechten Lichte erscheinen zu lassen. Späterhin werden beiden Dichtern in der Geschichte der iambischen und Aeolischen Lyrik noch besondere Abschnitte gewidmet. Ferner gehören in diese Reihe der Apollinischen Sänger, welche in eine nähere Verbindung mit Sparta traten, auch Xenodamos von Kythere, Xenokritos aus dem Italischen Lokroi, Polymnestos aus Kolophon und Sakadas aus Argos, deren Thätigkeit außer den Páanen auch verwandte Gattungen der Poesie umfaßte. Hier wird zuerst auf die Hypercheme hingewiesen, welche der Verf. wegen ihrer kretischen Form aus Kreta ableitet, und zugleich das Wesen und den Begriff dieser Dichtart bestimmt. Der Character der Spartanischen Musik, namentlich der Ulodik, welche durch Kretische Künstler, die sich durch den Einfluß der Schule des Phrygischen Dympos gebildet hatten, in Sparta eingeführt und mit der Poesie der Apollofeste verbunden wurde, bildet den nächsten Gegenstand der Untersuchung, wobey der Verf. besonders die ethische Wirkung der Dorischen Tonart hervor hebt, um zu erklären, wie gerade die Spartaner die Musik als Hauptbildungsmittel der Jugend und als Beförderungsmittel der Besonnenheit und Tapferkeit im Mannesalter anwenden konnten. Zugleich zeigt dieser Abschnitt, in welcher allmählichen Stufenfolge der Páan aus dem Cultus der soterischen Gottheiten heraus trat, und in die Symposien der Spartaner überging, wobey sein Unterschied von den Skolien bemerklich gemacht werden mußte, namentlich bey Erwähnung des Aristotelischen Páan auf die Jugend. Darauf wird der Umfang der Gattung bestimmt, deren Inhalt und Beziehung in der Blütezeit der Hellenischen Lyrik eben so verschieden war, als die Veranlassung der feyerlichen Handlung, die sie verherrlich-

chen sollte. Es kommen nämlich nicht nur auf Apollo und Artemis als unheilabwendende Gottheiten, sondern auch auf Zeus den Retter Páane vor, die als Danklieder für gewonnene Siege zu betrachten sind. Dasselbe gilt auch von den Páanen auf Herakles und andere siegverleihende Heroen oder Götter, welche besonders die Krieger auf ihren Märschen verherrlichten. Verschieden davon sind die orchestrisch aufgeführten Páane des Stefichoros, Phrynichos, Pindaros und Bakchylides, welche auf diese Dichtart antistrophische und epodische Versmaße anwandten, welche sich für den bloßen Marsch der Krieger nicht eigneten. Daher sucht der Verf. die Pindarischen Páane nebst denen des Bakchylides, welcher die Friedensgöttin darin besang, besonders zu schildern, um darauf die Geschichte des Marschpáan für sich zu betrachten, dessen Töne nicht nur unter allen Hellenischen Stämmen, sondern auch unter den Persern, den Römern, und selbst unter vielen barbarischen Völkern erklangen. Zuletzt zeigt er, wie allmählich seit dem Makedonischen Zeitalter der Páan auf jeden großen Feldherrn übertragen wurde, dem das Volk seine Rettung zu verdanken glaubte. So kommen Delische Páane auf Eysandros den Retter vor, ferner auf Antigonos, Aratos, Agemon, Ptolemäos I. und Titus Flamminius.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit den verschiedenen Arten von Trauerliedern, worin die Hellenen seit den ältesten Zeiten geliebte Verstorbene beklagten. Das berühmteste und am weitesten verbreitete war der Einos, von Homeros und Hesiodos bereits als allgemein beliebtes Volkslied erwähnt. Die Idee dieses Einos und aller ähnlicher Gesänge, welche unter verschiedenen Benennungen in den verschiedenen Ländern, wo

Hellenen wohnten, und selbst im Auslande im Umlauf waren, bringt der Verf. mit den Naturreligionen in Verbindung, welche das stäte Hinschwinden alles blühenden Lebens mit ergreifender Wahrheit auffaßten und in Liedern auszudrücken suchten. Daher soll auch der älteste Dichter dieser Gattung Pamphos gewesen seyn, dessen Thätigkeit sich vielfach um die Eleusinischen Gottheiten drehte, welche jene Religionsidee am unzweifelhaftesten darstellten. Sehr nahe verwandt mit den Linodien waren die ältesten Adoniasmen, die bereits Sappho sang, und welche an den Einfluß des Asiatischen Cultus erinnern, in welchem Adonis verschiedentlich des Dionysos' Stelle einnahm, und der Idee nach mit diesem einerley war. Zugleich werden die Sagen über Linos und Adonis verglichen und besonders ihre Beziehungen zu den Herakles-Mythen hervor gehoben. Länger verweilt der Verf. bey den Kypriischen Trauerliedern und bey dem Verhältnisse des Linos zu der Attischen Mystik. Uehnliche Grundtöne erkennt derselbe in dem Singraß der Phönikier, dem Maneros der Aegyptier, dem Bormos und Eityerses mehrerer Kleinasiatischer Völker, und vergleicht damit die Karischen Klagegesänge. Darauf geht er zu dem Threnos über und verfolgt dessen Geschichte von Homeros an bis auf Simonides und Pindaros, deren Leistungen auf diesem Gebiete der Hellenischen Lyrik zusammen gestellt und beurtheilt werden. Zugleich zählt der Verf. auch die übrigen Formen der Threnodien auf, welche sonst noch im Hellenischen Alterthume erwähnt werden. Der Abschnitt schließt mit Bemerkungen über den Salmos.

Der fünfte Abschnitt sucht den Ursprung und die älteste Geschichte des Hymenaios oder des Brautliedes nachzuweisen. Mit den darüber in

den Homerischen und Hesiodischen Dichtungen enthaltenen Andeutungen beginnend, geht der Verf. zu den Spartanischen und anderen Dorischen Epithalamien über, wovon wir freylich nur noch spätere Nachbildungen kennen. Was Alkman in dieser Gattung der Poesie geleistet hat, wird besonders heraus gestellt, und darauf die Behauptung gegründet, daß die Dorischen Hochzeitlieder zu dem chorischen Stile der Lyrik gehörten, und nicht, wie die Linodien, deren Ursprung Ionisch zu seyn scheint, als Einzelgesänge vorgetragen wurden. Von dem Threnos aber ist es gewiß, daß man ihn, wie den Páan, von jeher chorisch sang, und daß er deshalb in der Blütezeit der Lyrik ausschließlich als Theil des Dorischen Stils betrachtet ward, und als solcher seine höchste Vollendung erreichte. Was die Sapphischen Epithalamien anlangt, so müssen wir auch von diesen annehmen, daß sie für Jungfrauen-Chöre bestimmt waren, und den schönsten Glanzpunct in der ganzen Gattung bildeten. Hier war es, wo die Aeolische Poesie auch der Form nach sich der Dorischen am meisten näherte. Die späteren Hellenischen und Römischen Nachahmungen, welche der Verf. bey dieser Gelegenheit berücksichtigt, geben nur einen schwachen Begriff von der Schönheit dieser Naturpoesie, mit welcher zugleich auch die Mythen von dem Hochzeitgotte Hymenaios in Verbindung gebracht werden. Ueber den Vortrag der Hochzeitlieder läßt sich mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß derselbe vorzugsweise Lydisch und zuweilen auch Aeolisch war.

Nach diesen einleitenden Abschnitten über die ältesten Gattungen der Lyrik, wobey die ältesten Urkunden der Hellenen zum Grunde gelegt werden, bemüht sich der Verf., den Uebergang der verschiedenen lyrischen Kunststile in die historische

Zeit zu bestimmen. Hier beginnt nun zuerst die Geschichte der Ionischen Lyrik, namentlich der Elegie und der Jamben. Die geistige Einheit der Elegie in allen ihren manigfaltigen Erscheinungen unter den Hellenen wird nicht im Allgemeinen in den subjectiven Ausdruck der Empfindung gesetzt; denn eine solche Begriffsbestimmung würde die gesammte Lyrik umfassen; sondern vielmehr in die Darstellung solcher Gemüthsstimmungen, welche durch das Gefühl des Schmerzes, oder der Sehnsucht, oder der bangen Besorgniß erzeugt werden. Die Form, welche die Ionier für diese Dichtart erfanden, so wie auch der ursprüngliche Begriff des Wortes Elegos, muß dem Ausdrücke solcher Gefühle und Empfindungen genau entsprechen. Daher tritt diese auch überall hervor, wo jene Gemüthsstimmung im Einzelnen oder im ganzen Volke vorwaltet, wo das Unmittelbare der Empfindung die Menschen einander näher rückt, und wo die bedrängte Brust sich durch Mittheilung Erleichterung zu verschaffen sucht. Daher ertönte die älteste Elegie der Hellenen, die uns erhalten ist, in Kriegsnöthen, wo der Andrang der Feinde dem Vaterlande Gefahr und Untergang droht, und wo der Dichter seine Mitbürger zur tapfern Gegenwehr anfeuert. Daher wählte die belehrende Gnome zur Zeit der heftigen Bürgerzwistigkeiten und des Zwiespalts der verschiedenen politischen Parteyen in den zwischen Aristocratie und Democratie schwankenden Staaten dieselbe Form, und Männer, wie Theognis und Solon, konnten kraft ihres durch widrige Zeitverhältnisse erzeugten Gemüthszustandes wohl nicht anders als in Distichen schreiben; denn selbst wenn sie diesen dann und wann eine heitere Färbung zu geben wissen, so sinkt doch das Gefühl wieder, wie der Pentameter nach

dem Hexameter, in sich zusammen. Ferner hat jede Inschrift in diesem Gefühle ihren Grund, mag man darin das Andenken eines Todesfalles oder sonst eines Ereignisses verewigen wollen. Endlich braucht von der erotischen Elegie, der bekanntesten der ganzen Gattung, kaum bemerkt zu werden, daß obige Begriffsbestimmung genau auf sie passe.

Die Geschichte der Elegie wird nun in sieben Abschnitten bis auf die Zeiten des Aristoteles, welcher selbst kein unbedeutender Elegiker war, herunter geführt. Bey Gelegenheit der Untersuchung über den Vortrag der Elegie gibt der Vf. zugleich einen Begriff von den ältesten kitharodischen und aulodischen Nomen oder Gesangesweisen, denen er, von den Grundzügen der Hellenischen Melodie oder des Tonsaßes ausgehend, einen besondern und zwar den sechsten Abschnitt widmet. Der erste Abschnitt handelt vom Ursprunge und Wesen der Elegie, deren Form als Anhang der strophischen Composition und die Dichtart selbst als älteste und am meisten verbreitete lyrische Gattung zu betrachten ist. Was den Ursprung des Wortes von ἔλεγεῖν u. s. w. anlangt, so verwirft der Verf. denselben aus dem einfachen Grunde, weil die Gesetze der Hellenischen Sprache in diesem Falle ἔλεγος u. erfodern. Vielmehr hängt ἔλεγος mit ἐλεγεῖνός zusammen, und bedeutet ursprünglich Schmerz, Klage. Gegen solche und ähnliche Ableitungen hat sich G. Hermann bey Gelegenheit der Beurtheilung einer Schrift von Nic. Bach in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, 1836. S. 531 ungünstig erklärt, und Bach selbst stimmt in einer Anzeige der Abhandlung von Jul. César (de carminis Graecorum elegiaci origine et notione, Marb. 1837) in Zahn's neuen

Jahrbüchern für Philologie, Bd 22. (1838) S. 315 ff. der gewöhnlichen Ableitung von ἔ λέγειν bey, der auch Hermann den Vorzug einräumt, wie aus der angeführten Recension so wohl als auch aus einer brieflichen Mittheilung dieses gründlichen und scharfsinnigen Gelehrten hervor geht, die wir unseren geneigten Lesern nicht vor- enthalten wollen. Er schreibt nämlich an den Verf. ‘Erlauben sie mir, Ihnen einige Beden- ken über die Ableitung einiger Benennungen ly- rischer Gedichte auf Veranlassung der Etymologie von ἔλεγος mitzutheilen. Sie sagen S. 122 Note 4 αἶλιμος und ἰόβακχος könne mit ἔλεγος gar nicht analogisch verglichen werden und führen dazu Bentley zu Horaz Serm. 1, 3. 7. an. Bent- ley bezeugt nicht dieses, sondern, indem er jene Namen aus den Anfangsworten alter Gedichte herrührend annimmt, bestätigt er vielmehr die von Ihnen geleugnete Analogie’. Da der Verf. aber die Vermuthung aufgestellt hatte, ἔλεγος hinge mit ἄλγος, ἔλεγεινός zusammen, so konnte er gar keine Analogie dieses Wortes mit αἶλιμος und ἰόβακχος annehmen, und um diese Ansicht noch mehr zu unterstützen, führte er Bentley’s Meinung über das Entstehen der Benennung αἶ- λιμος und ἰόβακχος (über ἔλεγος spricht Bent- ley gar nicht) aus den Anfangsworten alter Volks- lieder αἶ Λίνε und ἰὼ Βάκχε an. Hermann fährt fort: ‘Ich kann von der Ansicht, die ich, wenn ich nicht irre, in einer Anzeige einer Schrift des Hn Bach vorgetragen habe, nicht abgehen, daß ἔλεγος von ἔ λέγειν, und zwar eigentlich von dem Ende des Pentameters

ἔ ἔ λέγ’, ἔ ἔ λεγε

gemacht sey. Sie meinen, man würde, wie ἄζειν, αἰάζειν u. s. w. ἔζειν gesagt haben. Allerdings, wenn man ein solches Verbum ge-

braucht hätte. Das brauchte man aber nicht, sondern bediente sich der längern Form des ϵ' , ϵ , sc. $\alpha\iota\alpha\iota$, und sagte daher $\alpha\iota\acute{\alpha}\zeta\epsilon\upsilon\nu$. Das Gedicht aber, in welchem $\epsilon' \epsilon' \lambda\acute{\epsilon}\gamma'$, $\epsilon' \epsilon' \lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon$ wiederholt wurde, nannte man mit bloßer Hinzufügung der Nominativendung $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\omicron\varsigma$, was nach keiner Analogie $\acute{\epsilon}\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ hätte heißen können. Vielmehr ist $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\omicron\varsigma$ auf dieselbe Weise und nach derselben Analogie formiert, wie aus $\alpha\iota\alpha\iota$ $\Lambda\acute{\iota}\nu\epsilon$, aus $\Upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota\epsilon$, aus $\text{Ἰ}\eta\ \text{Π}\alpha\iota\eta\omicron\nu$, aus $\iota\omega$ $\text{Β}\acute{\alpha}\kappa\chi\epsilon$ — $\alpha\acute{\iota}\lambda\lambda\iota\nu\omicron\varsigma$, $\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha\iota\omicron\varsigma$, $\iota\eta\pi\alpha\iota\eta\omicron\nu$, $\iota\acute{\omicron}\beta\alpha\kappa\chi\omicron\varsigma$ gemacht wurde. Von allen diesen gibt es keine verlängerten Verba. Hätte man daher aus $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\omicron\varsigma$, ein Verbum bilden wollen, was unnöthig war, da man $\alpha\iota\acute{\alpha}\zeta\epsilon\upsilon\nu$ hatte, so würde man $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\acute{\iota}\zeta\epsilon\upsilon\nu$ wie $\pi\alpha\iota\alpha\upsilon\acute{\iota}\zeta\epsilon\upsilon\nu$, oder $\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\gamma\omicron\upsilon\acute{\nu}$ wie $\upsilon\mu\epsilon\nu\alpha\iota\omicron\upsilon\acute{\nu}$ haben sagen müssen. Ich kann daher auch nicht glauben, daß $\omicron\iota\tau\acute{\omicron}\lambda\iota\nu\omicron\varsigma$ und $\alpha\acute{\iota}\lambda\lambda\iota\nu\omicron\varsigma$, wie Sie S. 78 sagen, aus $\omicron\iota\ \tau\acute{\omicron}\nu\ \Lambda\acute{\iota}\nu\omicron\nu$ und $\alpha\acute{\iota}\ \tau\acute{\omicron}\nu\ \Lambda\acute{\iota}\nu\omicron\nu$ entstanden sey, da es nicht nur für eine solche Ableitung gar keine Analogie gibt, sondern sie auch schon um deswillen nicht Statt finden kann, weil in der Zeit, wo diese Benennungen entstanden, der Artikel noch nicht im Gebrauche war. Sie nehmen an, daß schon Homer in der bekannten Stelle den $\Lambda\acute{\iota}\nu\omicron\varsigma$ als ein Gedicht gekannt habe. Darüber hat neulich noch Spizner in seiner Ausgabe gesprochen. Mir ist das völlig unglaublich, und ich zweifle nicht, daß die Saite gemeint sey. Freylich kann in eigentlicher Bedeutung mit diesem Worte nicht eine Darmsaite gemeint seyn, wohl aber ein Faden. (Vgl. jedoch S. g. A. 1833. S. 1005 f.)

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

E s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 5. Januar 1839.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Hellenischen Dichtkunst von Dr G. H. Bode.

‘Mag nun entweder die Darmsaite metaphorisch *λίνον* genannt werden, oder eine Saite aus einer andern Materie zu verstehen seyn, die Worte des Dichters führen auf keinen Gesang, sondern bloß auf das Erklingen einer Saite u.’ Gern wird man hier einräumen, daß *Οιτόλινος*, Unglücks-Linos, ein offenbar nach homerisches Wort, nach der Analogie von *Αινόπαρις* gebildet worden ist, und daß *Αίλινος* der öftern Wiederkehr des Klagerufs *αἶ Δίνε* seinen Ursprung verdankt, wiewohl in den Linosliedern auch eben so häufig *αἶ αἶ τὸν Λίνον* vorkommen mochte; aber *λίνον* bey Homer für eine Saite zu nehmen, fällt um so mehr auf, da das Wort nicht nur bey Homer, und überhaupt im ganzen Alterthume nicht in dieser Bedeutung vorkommt, sondern auch, was noch entscheidender ist, durchaus nicht in derselben gebraucht werden konnte, weil es unmöglich ist, aus Flachß eine klingende Saite zu machen,

und man zu keiner Zeit $\chi\omicron\rho\delta\eta$ und $\lambda\acute{\iota}\nu\omicron\nu$ als Synonymen gebraucht hat. — Was nun ferner den Römischen Sprachgebrauch von *elegus* anlangt, so hat der Verf. denselben ebenfalls zu bestimmen gesucht. Daraus geht er zu der Untersuchung über, ob die Hellenen den Pentameter auch ohne Hexameter als poetische Form kurzer Denksprüche gebraucht haben, und findet dieses durch die ländlichen Hermen des Hipparchos bestätigt, um die sich Böckh neulich ein großes Verdienst erworben hat. Der zweyte Abschnitt schildert sodann Kallinos und seine Zeit, die hauptsächlich durch die Einfälle der Kimmerier und Trerer in die blühenden hellenischen Städte Kleinasiens näher bestimmt wird. Daher beschäftigt sich der größere Theil dieses Abschnittes mit der Verfolgung der historischen Spuren dieser beiden Volksstämme. Der dritte Abschnitt stellt die Kunstepochen der Elegie in allgemeinem dar und macht besonders auf den Unterschied aufmerksam, welcher durch die Anwendung der Elegie auf die zarteren Privatverhältnisse des geselligen Lebens in die Geschichte dieser Dichtart eingeführt wurde, so daß Mimnermos als zweyter Erfinder derselben angesehen werden konnte, während die frühern Elegiker durchaus dem öffentlichen Leben angehörten und ihre Gesänge dem Staatsinteresse weihten. Mit dieser Neuerung in dem Stoffe hängt gewiß auch eine bedeutende Veränderung in dem Vortrage der Elegie, wovon der vierte Abschnitt redet, zusammen; denn erst im Zeitalter des Mimnermos, heißt es, wandte man das vollkommene Melos, welches damals bereits seine schönste Blüthe erreicht hatte, auf die Elegie an. Dieses gibt dem Verf. im fünften Abschnitte Gelegenheit, über das Wesen des Melos und Rhythmos, über die Arten der Me-

lopdie seit Terpandros, dem Erfinder des eigentlichen Melos, über die Regeln des Tonsages, über die Klanggeschlechter und Tonarten in Bezug auf das Heptachord und die Magadis, endlich über die Symphonien, Antiphonien und Paraphonien in dem Hellenischen Musiksystem einige allgemeine Bemerkungen zu machen, indem er das Specielle der Untersuchung den Geschichten der antiken Tonkunst überläßt. Da die Elegien ferner zu bestimmten, meistens aulodischen, Nomen oder Tonweisen gesungen wurden, so nimmt der Verf. im sechsten Abschnitte Veranlassung, den Begriff von Nomos fest zu stellen, und alle dem Namen nach bekannten Nomen, namentlich die Terpandrischen, die des Olympos, des Klonas, des Polymnestos, den Pythischen oder Apollinischen, den Orthios, den Perser-Nomos u. s. w. nach einer gewissen Ordnung aufzuzählen. Der siebente Abschnitt endlich gibt eine Uebersicht der Elegiker seit Archilochos, welcher auch in der Geschichte der Elegie einen sehr ehrenvollen Platz einnimmt, wiewohl er, als ältester und würdigster Repräsentant der Jamben, eigentlich der zweyten Hälfte der Ionischen Lyrik angehört. Zunächst folgt Alkaios von Samos, auch als Epiker bekannt, von dem aber nur sehr unbedeutende Stücke auf die Nachwelt gekommen zu seyn scheinen. Ausführlicher wird darauf die dreyfache poetische Thätigkeit des Tyrtaos geschildert, dessen elegischen Kriegsliedern und Eunomia (im epischen Dialecte), und dessen Embaterien oder Marschliedern (in Dorischen Anapäst) die Hellenischen Schriftsteller eine so wunderbare Wirkung unter den Spartanern zuschreiben. Wie das Ionische Epos, so fand auch die Ionische Elegie in Sparta die erste günstige Aufnahme und Pflege, und ward dann auch bald

den Athenern bekannt, unter denen bereits Solon bey weitem die meisten seiner poetischen Schöpfungen in dieser Form ausprägte. Seine Salamis, das schöne Gedicht an Philokypros, seine Ermahnungen an sich selbst u. s. w. bildeten die schätzbarsten Denkmähler der Hellenischen Elegie, die wegen ihres gediegenen ethischen Gehaltes schon früh den Haupttheil des Jugendunterrichts ausmachte. Die Solonische Gnomik bestand aus einer Reihe von längern und kürzern Gedichten, wobey eine gewisse Folge des Gedankenganges beobachtet war, wie in den Distichen des Theognis, und welche leitende Grundsätze der Ethik und der Politik enthielten. Seine politischen Ansichten legte Solon noch besonders in seinen didactischen Elegien über die Attische Staatskunst dar, worin zugleich die seiner Gesetzgebung entgegenwirkenden Gewalten scharf getadelt wurden. Mit dem gerechten Unwillen eines Patrioten, welcher mit Schmerz seine politische Schöpfung gewaltsam zerstört sieht, schildert er die durch die Willkühr eines Gewaltherrn herbey geführte Zerrüttung Athens, und spricht die Ueberzeugung aus, daß ohne den Schutz der Vorsehung der ganze Staat schon längst hätte zu Grunde gehen müssen. Diesem edlen Dichter sehr ähnlich in der Gediegenheit seiner auf völlig ausgebildeter Lebensweisheit gegründeten Gnomik, aber sehr unähnlich in seinen politischen Grundsätzen war der Elegiker Theognis aus dem Dorischen Megara, dessen Gedichte beweisen, wie früh sich die episch-elegische Form auch über andre Dorische Staaten außer Sparta verbreitete. Nach Welcker's Vorgange schildert der Verf. nicht nur die Lebensumstände des Theognis aus dessen eignen Poesien, deren Wesen und Geist er nach der neuen Anordnung zu enthüllen

sucht, sondern erörtert auch, so weit es zum Verständniß dieses merkwürdigen Dichters nöthig scheint, die bürgerlichen und politischen Verhältnisse von Megara als Oligarchie und Demokratie. An die Gnomik des Theognis reihen sich der Zeit wie auch dem Inhalte nach zunächst die ethischen Denksprüche des Phokylides, dessen Denkweise übrigens, da sie echt Ionisch ist, von der des Theognis sehr abweicht. In ihm, wie in den meisten Ionischen Elegikern, tritt die Richtung nach beschaulicher und behaglicher Ruhe des Lebens, und Entfremdung von den aufregenden Interessen des öffentlichen Wesens schon mehr hervor. Derjenige aber, welcher die Elegie vorzugsweise in das Gebiet des Gemüthslebens hinüberzog und ihr die Färbung von Wehmuth und Klage verlieh, ist Mimnermos aus Kolophon. Der von ihm angestimmte Ton hallte noch in den spätesten Alexandrinischen und Römischen Elegikern wieder, und ist auch der einzige, welcher in die neuern Zeiten herüber geflungen ist, während der ältere Stil der Staatselegie schon früh aus dem Leben verschwand. Was von der Nanno, dem berühmtesten Gedichte des Mimnermos, und von dessen Elegie auf die Schlacht der Smyrner gegen Gyges und die Lydier uns noch übrig geblieben ist, wird, so unbedeutend und klein auch die Bruchstücke seyn mögen, vom Verf. in einen gewissen Zusammenhang gebracht, um, wenn auch nur muthmaßlich, einen Begriff vom Ganzen zu erlangen. Beyläufig werden hier auch die Elegien der Sappho, des Stesichoros und des Anakreon erwähnt, um zu beweisen, wie allgemein diese Dichtart selbst unter den Aeolischen und Dorischen Melikern verbreitet war. Eine eigenthümliche Erscheinung bildeten in dieser Reihe

so wohl als in der Epik (Bd 1. S. 485 ff.) die zahlreichen Distichen des Xenophanes, von denen das am meisten Charakteristische mitgetheilt wird. Es gehört der gnomischen Gattung an, welche die Staatselegie nicht lange überlebte, indem die Quellen des practischen Lebens, aus welchen beide flossen, theils für den Dichter versiegten, theils in den wachsenden Strom der Philosophie abgeleitet wurden. Nach Erwägung des Aesopos, der auch in elegischer Form gedichtet haben soll, geht der Verfasser zu den Distichen des Simonides über, die zwar größtentheils zu den Epigrammen, zum Theil aber auch zu den Trauerelegien gehören, worin der große Lyriker den Aeschylos besiegte. Auch von dem ältern Simonides aus Amorgos war einst Elegisches vorhanden. Besonders versuchten sich aber auch Sophokles und Euripides in dieser Dichtung; dann noch zwey andere Tragiker, Ion von Chios und Melanthios; und die ältern Meliker Polymnestos, Eschembrotos und Melanippides; endlich der Sophist Sokrates und Euenos aus Paros in ganz eigenthümlicher Manier, und Dionysios, genannt der Kupferpfennig, und der Tyrann Kritias. Den Beschluß machen Antimachos aus Kolophon, auch als Epiker berühmt (Bd. 1. S. 515 ff.), in der Elegie aber ein glücklicher Racheiferer des Mimnermos, dann Aristoteles besonders als Verfasser der Elegie auf Eudemos, und zuletzt Krates aus Theben;

Die übrigen vier Abschnitte des vorliegenden Theiles schildern die zweite Hälfte des Ionischen Stils der Lyrik, nämlich die Geschichte der Jamben und Anacreontischen Dichtungen. Den Anfang macht hier Archilochos, dessen Lebensumstände zuerst genauer erörtert werden mußten,

um die Richtung seines Geistes und besonders seiner poetischen Thätigkeit zu erklären. Die Frage über das Alter des iambischen Trimeter's, dessen Ursprung Einige in die Homerische Periode, Andre noch früher in die mythische Zeit verlegen, wird durch die Annahme entschieden, daß Archilochos dieses Versmaß zuerst auf eine bestimmte Gattung der Poesie, auf das Spottgedicht, anwandte, und zuerst die Regeln desselben so angab, wie sie alle nachfolgenden Jambographen bis auf die Blüthezeit des Attischen Drama streng beobachtet haben. Die frühern Versuche müssen unbedeutend gewesen seyn; sonst wäre die Ehre der Erfindung auf einen ältern Dichter als Archilochos, welcher das erste hervorragende Haupt in der Geschichte der Ionischen Lyrik ist und zu den merkwürdigsten Erscheinungen des literarischen Alterthums der Hellenen gehört, übertragen worden; wenigstens bleibt der Homerische Margites, worin Jamben in unregelmäßiger Folge unter die Hexameter gemischt waren, außerhalb der Untersuchung, da er bestimmt erst nach Archilochos gedichtet ist. Doch sind es nicht die Jamben allein, wodurch Archilochos sich auszeichnete; die Poesie verdankt ihm außerdem noch eine Menge anderer Formen, welche die folgenden Lyriker rein beybehalten oder in anderer Verbindung angewandt haben. Die Charakteristik dieser Formen bildet den Hauptinhalt dieses Abschnittes, welcher zugleich durch Nachbildungsversuche dem geneigten Leser das Interesse für antike Versmaße etwas näher zu bringen sich bemüht. Auch hat der Verf. die musicalischen Erfindungen des Archilochos im Vergleich mit denen des Terpandros zu würdigen und zuletzt die Nachrichten über die einzelnen hervorragenden Schöpfungen dieses Dichters zu einem vollständigen Gemälde

seiner poetischen Thätigkeit zu vereinen gesucht. Nach einigen Erläuterungen über den Alexandrinischen Kanon der Jambographen im allgemeinen wird im zweyten Abschnitte der zweyte Dichter dieser Gattung, Simonides von Amorgos, geschildert, an welchen sich noch eine kurze Charakteristik der iambischen und trochäischen Poesie des Solon schließt. Der dritte Abschnitt umfaßt die Biographie des Hipponax aus Ephesos, dessen Neuerung in der Rhythmik der Jamben und Trochäen der satirischen Poesie eine noch größere Schärfe und Bitterkeit verleihen sollte. Zugleich werden auch noch andre bekannte Skazontendichter, wie Ananios, Aeschryon, Herodes, Charinos, Parmeno, Phönix, Hermias u. s. w. mit Hipponax zusammen gestellt, und Vermuthungen über den Vortrag der Hinkverse zu den Klepsjamben vorgebracht. Der Abschnitt schließt mit Notizen über die Homerischen Parodien und über die Mimiamben, denen noch Einiges über den Character von Xenophanes' Spottgedichten, über Limon's Sillen und über Kritias' Jamben hinzu gefügt worden ist. Was sich übrigens von satirischer Geistesfülle und poetischem Witz seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. unter den Hellenen regte, hatte schon längst einen Ableiter in der Komödie gefunden, und sprach sich hier in kunstreicherer Form mit der ganzen Kraft und Freyheit der Ionisch-jambischen Dichtung aus. Die Grenzen der künstlerischen Darstellung hatten sich unter dem mächtigen Einflusse des alles beherrschenden dramatischen Geistes auch in dieser Rücksicht zu sehr erweitert, als daß der einfache Jambos in seiner stäten Wiederkehr ohne dramatische Belebung noch länger hätte gefallen können. Er schien für die nach innen und außen

vollendete Bildung der Perikläischen Zeit zu schwach und unbedeutend. Sein Gebrauch gerieth daher, so allgemein er auch vor der Ausbildung des Drama unter den Joniern Kleinasiens gewesen war, jetzt auf längere Zeit in Verfall, bis die gelehrte Verstandesbildung der Alexandriner ihn wieder mit Glück in das Leben zurück rief.

Nach der Betrachtung dieser ernstern Seite der Jonischen Lyrik geht der Verf. im vierten und letzten Abschnitte zur Darstellung der heitern Lebenspoesie der Jonier über, welche Anakreon in den reichen Städten Joniens auf ähnliche Art vollendete, wie kurz vorher die Lesbischen Sänger und Sängerinnen den Aeolischen, und die Peloponnesischen, Sikelischen und Italischen Dichter den Dorischen Stil ausgebildet hatten. Die Untersuchung über die Lebensumstände und den poetischen Nachlaß des Anakreon zerfällt in drey Haupttheile, wovon der erste das Verhältniß des jugendlichen Dichters zu Polykrates von Samos und Hipparchos von Athen untersucht, und die Richtung der poetischen Thätigkeit zu bestimmen unternimmt, wodurch sich Anakreon damahls am meisten auszeichnete: der zweyte schildert ihn als Dichtergreis, und prüft die Frage über die Echtheit der noch vorhandenen Anakreontischen Gedichte, deren Geschichte zugleich erzählt wird; der dritte endlich beschreibt die metrischen Formen und musicalischen Erfindungen, wodurch der Sänger von Teos das System der Hellenischen Rhythmik und Tonkunst erweitert haben soll. Eingestreut sind die kleinen Reste echter Poesien, namentlich von Hymnen, Epoden und von andern melischen Liedern, und die darauf bezüglichen Urtheile der Alten. Auch sind Anakreon's Nachahmer nicht vergessen worden, denen das Meiste in der noch vorhandenen Sammlung zuzuschreiben ist. Mit der Untersuchung über den musicalischen Vortrag

der ganzen Gattung steht die Beschreibung des Barbitons oder der Magadis und der Lydischen Doppelflöten, so wie des Characters der Lydischen und Phrygischen Tonart in Verbindung.

G. H. Bode.

(Die Anzeige von Band II. Abth. 2., die Dorische und Aeolische Lyrik umfassend, in einem der folgenden Stücke.)

B o n n.

Bey König u. van Borcharen, 1836: Rudolphi Henrici Klausen de carmine fratrum arvalium liber ad patrem optimum, venerabilem, dilectissimum Theophilum Ernestum Klausen, gymnasii Altonani directorem, sollemnia expleti per quinquaginta annos muneris die XXII mensis Maii 1836 celebrantem XVIII u. 90 Seiten in 8.

Weit mehr, als der Titel vermuthen läßt, enthält die vorliegende Schrift, deren Verfasser seine Studien bisher mehr der Erforschung des Hellenischen als des Römischen Alterthums zugewandt hatte. Ref. erkennt jedoch auch hierin die vorherrschende Richtung des Hn Prof. Klausen, nämlich, das religiöse Leben der alten Völker in seiner Eigenthümlichkeit oder in seinen hervorsteckendsten Zügen zu begreifen und darzustellen. Das Lied der arvalischen Brüder oder Priester beschäftigt denselben nur in sofern, als es sich auf die Festlichkeiten und religiösen Handlungen bezieht, wodurch die Heil und Segen spendenden Gottheiten des alten Roms von jeher jährlich an bestimmten drey Tagen verherrlicht wurden. Den Hauptinhalt des Buchs bildet aber die Beschreibung der Festlichkeiten und der Cultus der mit diesen in Verbindung stehenden Gottheiten, Mars, Dia und die Semones. In der Ueberlieferung

dieser religiösen Gebräuche, die, als solche, im Laufe der Jahrhunderte gar keiner oder nur einer geringen formellen Veränderung unterworfen waren, findet der Verf. die Bestätigung der Ansicht, daß der Römische Cultus bey aller Aehnlichkeit mit dem Hellenischen in Rücksicht des Begriffs von Gottheit und deren Einfluß auf menschliche Dinge im Allgemeinen, dennoch eine große Verschiedenheit in den Vorstellungen von dem Wesen und den Attributen der einzelnen Gottheiten gezeigt habe. Hiermit tritt er den Lehren derjenigen entgegen, welche (wie noch zuletzt Hartung, dem jedoch im übrigen die vollste Anerkennung gebührt) seit dem zweyten Punischen Kriege eine große Verwirrung in dem Römischen Götterwesen statt finden lassen. Selbst in der Vorrede nimmt er diese Frage noch einmahl auf, und beweist durch eine schöne Characteristik des Horaz, daß dieser größte Lyriker Roms, trotz aller Verehrung und Nachahmung Hellenischer Formen dennoch da, wo es sich um Eigenthümlichkeit des vaterländischen Cultus, oder um vaterländische Feste handle, durchaus unabhängig erscheine von Hellenischem Einfluß, und ganz verschieden in seinen Ansichten von dem Wesen und den Functionen der einzelnen Gottheiten.

Was nun das Lied anlangt, welches die arvalischen Brüder mit gemessenem Tanzschritte in Saturnischen Versen sangen, so hat der Verf. dasselbe in seinen archaisischen Formen ausführlich zu erklären gesucht, es aber metrisch anders abgetheilt, als Hermann Elem. doctr. metr. III, 9. p. 613, und neulich noch Dünker und Persch (de versu, quem vocant, Saturnino, Bonn 1838) gethan haben:

E nos, Lases, iuvate.

Neve luerve, Marmar, sins incurrere in pleoris:

Satur furere, Mars, limen sali, sta berber:
Semunis alternei advocapit conctos.

E nos, Marmar, iuvato:

Triumpe, triumpe, triumpe, triumpe,
triumpe.

Durch die Herstellung dieser längeren und kürzeren Reihen wird der Rhythmus in diesem Liede den Grabschriften der Scipionen sehr ähnlich, deren Metrum in keine regelrechten Saturninen gebracht werden kann. Die Abtheilung in den Urkunden (den Eugubinischen Tafeln bey Marini Atti e Monumenti de' Fratelli Arvali, Rom 1795, und bey Orelli Inscr. Lat. I. p. 389, wiederholt von Hn Prof. Klausen am Ende der vorliegenden Schrift) kann dem metrischen Interesse gar nicht zu Hülfe kommen. Die Sprache dieser Rituallieder, wenn auch in einzelnen Formen nicht ganz rein erhalten, war gleich der, worin die Salischen Lieder sich im Heiligthume der Priester des Mars oder Marmar fortgepflanzt hatten, anerkannt die uralte Rom's mit dem vollen Gepräge der unentwickelten Elementarbildung. Wie viele Jahrhunderte dazu gehörten, diese Sprache nur zu der Beugsamkeit und Geläufigkeit heran zu bilden, in welcher Ennius schrieb, geht aus den Gesetzen hervor, nach denen die Sprachentwicklung nur langsam fortschreitet.

Indem Refer. die umsichtsvolle Gründlichkeit anerkennt, womit der Verf. einen schwierigen Punct der ältesten Cultuspoesie der Römer aufgeklärt hat, erlaubt er sich schließlich noch auf die letzten Abschnitte des Buchs aufmerksam zu machen, worin die ursprüngliche Vorstellung, welche die Römer von ihrer Nationalgöttheit Mars, von der Göttin Dia und von den Semonen hatten, aus den Zeugnissen der Dichter und alter Denkmähler so wohl, als derjenigen Römi-

schen Schriftsteller entwickelt wird, welche den religiösen Alterthümern ihres Volkes besondere Abhandlungen gewidmet haben.

G. H. Bode.

L e i p z i g.

Bey K. Enobloch, 1836: Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem, ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit, atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goeller. Vol. I. Libri I—IV. Cum tabulis aere incisis sex. Editio secunda, auctior et emendatior. XVI u. 676 S. Vol. II. Libri V—VIII. Cum tabulis aere incisis sex. 620 Seiten in gr. 8.

Da schon die erste Ausgabe des vorliegenden Buchs, welche gerade 10 Jahre vor der zweyten erschien, dem Hn Director Böller als Erklärer eines viel gelesenen und viel besprochenen Schriftstellers diejenige Anerkennung in der gelehrten Welt verschaffte, welche ihm in vollem Maße gebührt, und welche er seitdem durch andere philologische Leistungen sich noch mehr gesichert hat, so ist es jetzt an diesem Orte nicht mehr nöthig, über den Werth dieser zweyten Bearbeitung ausführlich zu reden. Wir beschränken daher die kurze Anzeige dieser sehr empfehlenswerthen Handausgabe auf das Eigenthümliche, welches die zweyte Bearbeitung vor der ersten voraus hat. Zuerst liefert sie eine weit genauere und gründlichere Biographie des Thukydides, welche, wie es scheint, durch die inzwischen heraus gekommenen „Untersuchungen über das Leben des Thukydides, mit einer Beylage über den Demos Melite von

Krüger' veranlaßt worden ist. Mit diesen stimmt sie jedoch weder im Anfange noch am Ende überein, indem beide das Geburts- und Todesjahr des großen Historikers ganz verschieden bestimmen, und auch sonst in manchen anderen Einzelheiten von einander abweichen. Was den ersten Punct, das Geburtsjahr, anlangt, so ist die Bestimmung desselben sehr schwierig, weil die Zeugnisse sämmtlich zu neu sind, als daß sie unbedingten Glauben verdienen. Wie man nach Thukydides' eigener Andeutung der Wahrheit am nächsten kommen könne, hat Ref. bey Veranlassung eines Berichts über eine andere Ausgabe des Thukydides (Gött. gel. Anz. 1832. S. 783) zu beweisen versucht. Uebrigens findet Ref. die Meinung des Herrn G. sehr wahrscheinlich, daß der Großvater des Thukydides aus Halimus auch Thukydides geheißt und dem Enkel seinen Namen gegeben habe, wie dies so oft in den Hellenischen Genealogien der Fall ist. Diese Sitte hat besonders Arnold zu Thuc. 7, 69. in einer Note hervor gehoben, welche Hr G. Vol. II. p. 333 wiederholt, und sie dann in der Vorrede noch nachträglich auf obigen Fall anwendet. Ferner bezweifelt der Herausgeber, ob Thukydides nach den Attischen Gesetzen schon im zwanzigsten Jahre habe gerichtliche Reden halten oder öffentlich vor dem Volke gegen Perikles auftreten können. Ref. glaubt nicht, daß in Athen über das zum öffentlichen Reden erforderliche Alter irgend eine feste gesetzliche Bestimmung vorhanden gewesen sey, oder daß, wenn je eine solche erlassen ward, sie in den verschiedenen Perioden der Republik entweder zu Gunsten bevorzugter Individuen von ausgezeichneten Talenten und früher Ausbildung nicht beachtet, oder gar häufigen Veränderungen ausgesetzt gewesen sey. Das Rechte traf hier schon Schömann de comit. Athen.

p. 105, indem er auf Alkibiades und Glaukon hinwies, welche beide als Jünglinge von 20 Jahren öffentliche Reden hielten.

Ferner hat auch der Commentar selbst eine durchgreifende Revision erfahren. Hier wird man keine Seite finden, welche nicht eine Verbesserung oder einen Zusatz erhalten hätte. Alles was in historischer oder grammatischer Hinsicht in den letzten zehn Jahren über Thukydides geschrieben war, ist berücksichtigt und in gedrängter Kürze dem Leser mitgetheilt worden. Einen besondern Vortheil gewährt diese Ausgabe auch noch dadurch, daß sie die neueren Reisebeschreibungen, welche die hierher gehörenden Vortlichkeiten genau und zuverlässig angeben, zu Rathe gezogen, und jedem Bande zur bessern Uebersicht der Kriegsschauplätze sechs kleine Karten beygefügt hat. Zum ersten Bande gehören die Blätter, welche die Lage von Megara, Misäa und der Insel Minoa, ferner von Korkyra, von Rhea und dessen Umgebungen, dann den Haven von Navarino, einen Theil des nördlichen Hellas und zuletzt Platäa anschaulich machen. Den zweyten Band begleitet eine Ansicht der Lage des Piräus, des Corinthischen Isthmus, der Stadt Amphipolis, der Insel Lesbos, der Stadt und Umgebung von Syrakus, und des Peloponnesas.

G. H. Bode.

G r o e n i n g e n .

Bey J. Domkens. De Machaone et Podalirio primis medicis militaribus. Auct. Pet. Kerkhoven. II u. 77 Seiten. 1837. 8.

Die beiden Männer, welche in dieser Abhandlung als die 'ersten Militärärzte' aufgeführt werden, kommen öfters beym Homer vor, der auch über sie die vornehmste Quelle ist; denn was

spätere Dichter oder Prosaisker von ihnen erzählen und was hier fleißig zusammen gestellt ist, hat keine besondere Bedeutung. Nach allem Vermuthen haben sie bloß äußere Uebel, vorzüglich Wunden, behandelt; für innere Leiden scheinen die Griechen in früheren Zeiten keine Aerzte gehabt zu haben. Das Verfahren der Wundärzte aber ist kurz in den Worten Homers bezeichnet, wenn er (Il. XI, 514) sagt: Ein heilender Mann ist worth wie viele zu achten, Welcher die Pfeile ausschneidet und auflegt lindernden Balsam. — Der Vf. geht nun in die Untersuchung ein, wie das Ausschneiden des Wurfgeschosses möchte behandelt worden seyn; was den 'Balsam' betrifft, so sucht er weitläufig zu erweisen, daß es das zerdrückte Kraut von unserm gewöhnlichen 'Tausend-Gulden-Kraut' gewesen sey. Auch habe man es weniger in der Absicht angewandt die Schmerzen zu stillen, als die Wunde zu reinigen. Vielleicht hätten jene Aerzte sich dazu außerdem noch eines Verbandes bedient. Daß der im Kampfe an der Schulter verwundete Machaon, von Nestor in das Zelt gebracht, einen hitzigen Trank zu sich nahm [Il. XI, 639 Die Dienerin mengte des pramnischen Weins, und rieb mit eherner Raspel Biegenkäse darauf, mit weißem Mehl ihn bestreud, Nöthigte dann zu trinken, da wohl sie bereitet das Weinmuß] ist Einigen aufgefallen. Aber der Vf. bemerkt (S. 71): *qui sic cogitant, obliviscuntur medicos sibi ipsi malos plerumque medicos esse, neque ab iis semper abstinere quorum usum in aliis, quibus medeantur aegrotis, vehementissime dissuadent.* Indessen sucht er, außer anderen Gründen, den alten Feldarzt auch damit zu entschuldigen, daß er, der vorher im Binde gestanden, sich durch diesen erwärmenden Trank wieder habe in Transpiration versetzen wollen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 7. Januar 1839.

G ö t t i n g e n.

Die von dem Hofrath Hausmann in der Versammlung der Kön. Societät der Wissenschaften am 8. December v. J. gehaltene Vorlesung handelte: de montium Hercyniae formatione. Sie lieferte eine kurze Darstellung der Resultate von Untersuchungen, die der Hofr. H. in einer Reihe von Jahren am Harz, in Beziehung auf die neueren geologischen Theorien angestellt hat, wobey er durch seinen ältesten Sohn, der sich dem Bergwesen widmet, eifrig unterstützt worden. Wir theilen im Folgenden das Wesentlichste von dem Inhalte jenes Vortrages mit.

Kaum wird es nöthig seyn zu bemerken, daß vom Harz hier nicht in einer oft gebrauchten, engeren Bedeutung die Rede ist, sondern daß die Untersuchung die ganze Gebirgserstreckung betrifft, deren natürliche Begrenzung durch die Anlagerung der Flöze an die ältern Gebilde bestimmt ist. In der Hauptausdehnung von NS gegen WNW beträgt die Länge des Gebirges ungefähr 13, die Breite im Durchschnitt 4 geogra-

phische Meilen. Diese verhältnißmäßig große Breitenausdehnung bey einer nicht bedeutenden Höhe, steht damit im Zusammenhange, daß der Harz nicht wie ein Theil des Thüringer Waldes und wie viele andere Gebirge, als ein schmaler Kamm erscheint, dessen Quersprofil im Ganzen die Figur eines Dreieckes hat; sondern daß man durch seine Thäler, oder durch das Ersteigen seiner Abhänge, auf mehr und weniger ausgedehnte Hochebenen gelangt, über welche nur einzelne höhere Berge und Bergrücken empor steigen. Die bedeutendste Erhebung bildet das Brockengebirge, welches einen besondern Gebirgsstock in der allgemeinen Gebirgskette darstellt, der in dem Brocken selbst eine Höhe von viertehalbtausend Par. Fuß über dem Meere erreicht. Diese Gruppe höherer Berge liegt weder nach der Längen- noch nach der Breitenausdehnung des Harzgebirges in seiner Mitte, sondern im Drittheil der Länge von der westnordwestlichen Grenze an gerechnet, und so weit gegen Norden, daß die horizontale Entfernung des Brockens von dem Südrande sich zu der von dem Nordrande ungefähr wie 5 : 2 verhält. Mit dieser Lage der größeren Gebirgshöhen hängt die sehr ungleiche nördliche und südliche Abdachung des Harzgebirges in seiner westlichen Hälfte zusammen, in welcher der jähere Absturz gegen Norden, sich von der sanfteren Neigung gegen Süden auffallend unterscheidet. Eine andere Verschiedenheit der Höhe und Gestalt ist dem Harzgebirge mehr im Allgemeinen eigen, wodurch der westliche Oberharz sich vor dem östlichen Unterharz auszeichnet. Wenn dort die mehrsten Höhen zwischen 1600 und 2000 Fuß über dem Meere betragen, so pflegen sie hier im Ganzen zwischen 1400 und 1600 Fuß zu fallen, wiewohl einzelne Puncte sich bis zu etwa

2000 Fuß erheben. Mit der größern Höhe ist auf dem westlichen Harz eine weit stärkere Zerstückelung des Gebirges durch viele, tief einschneidende Thäler verbunden; wogegen der östliche Harz mehr im Zusammenhange ausgedehnte Hochebenen besitzt, und weit weniger von engen und tiefen Thälern durchschnitten ist. Mit dieser verschiedenen Gebirgsbeschaffenheit, sind manche andere Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die Natur des Oberharzes von der des Unterharzes unterscheidet, im genauen Zusammenhange.

Die Hauptmasse des Harzes besteht aus dem unter dem Namen der Grauwacken-Formation bekannten, zum ältern Uebergangsgebirge gehörenden Schiefergebilde, in welchem vornehmlich Grauwacke, Grauwackenschiefer und Thonschiefer abwechseln. Der westliche Harz ist durch zwey, aus der Hauptgebirgsmasse in bedeutenden Rücken hervorragende Massen eines in Quarzfels übergehenden Sandsteins ausgezeichnet, die dem östlichen Harz fehlen, und welche dort ganz besonders an der größeren Erhebung des Gebirges Theil nehmen, indem diese Gebirgsart am Rabenberge bey Zellerfeld bis zu 2184 Fuß, und in dem lang gestreckten Rücken des Bruchberges, der die Gegend von Clausthal und Zellerfeld von der Andreasberger Gebirgsgegend scheidet, sogar bis über 3000 Fuß sich erhebt. Dagegen hat das Schiefergebirge des östlichen Harzes eine größere Masse von Uebergangskalk in der Gegend von Elbingerode voraus, welche Gebirgsart auf dem westlichen Harz nur den Iberg, Winterberg und Hübichenstein bey Grund bildet. Die bedeutendste Unterbrechung des Schiefergebirges wird durch Granit bewirkt, aus welchem das ganze Brockengebirge besteht; der außerdem in einer davon getrennten, kleinen Masse zwischen dem Rabau- und Dör-

thale zum Vorscheine kommt, und in größerer Ausdehnung am nordöstlichen Saume des Unterharzes auftritt, hier am Ramberge seine größte, 1830 Fuß betragende, Höhe erreicht, und sich von da bis zur Roßtrappe, dem Ausgange des Budethales bey Thale, erstreckt. Nicht in solchem Zusammenhange wie der Granit, sondern in kleineren Massen, aber an den verschiedensten Puncten erscheinen im Schiefergebirge des Harzes Gesteine, welche durch Fossilien der Pyroxensubstanz vorzüglich characterisirt werden, und in den manigfaltigsten Verhältnissen zu den stratificierten Massen auftreten. Diese sehr abändernden Gebirgsarten, welche vormahls zum Theil zum Grünstein oder Diorit gezählt wurden, sind für die geognostische Constitution des Harzes von großer Bedeutung; von ungleich größerer, als man nach den mehrsten Beschreibungen und petrographischen Karten vom Harz glauben möchte. Von verhältnißmäßig geringem Belange sind dagegen Quarz führende Porphyre und Gebirgsarten, welche man neuerlich zum Melaphyr gezogen hat, die bekanntlich am Thüringer Walde eine so bedeutende Rolle spielen.

Die Structur der Schieferformation des Harzes hat eine Eigenthümlichkeit, welche vom größten Einfluß auf manigfaltige andere Beschaffenheiten des Gebirges ist, und wodurch sie sich von dem gewöhnlichen Verhalten der geschichteten Massen anderer Gebirge auffallend unterscheidet: daß nämlich weder das Streichen, noch das Fallen der Schichten in einer Beziehung zur Haupterstreckung des Gebirges steht. Das Streichen der Schieferschichten bleibt sich in den verschiedenen Theilen des Harzgebirges sehr gleich, indem es zwischen der dritten und fünften Stunde des bergmännischen Compasses zu schwanken pflegt. Andere Stunden des Streichens, wie

sie u. a. in den Gegenden von Andreasberg, von Stolberg vorkommen, erscheinen nur als Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Dabey ist zu bemerken, daß auf dem westlichen Harz das Streichen in der vierten Stunde das gewöhnlichste ist; wogegen am östlichen Harz die fünfte Stunde des Streichens vorherrscht. Da die Haupterstreckung des Gebirges ungefähr in die achte Stunde des Compasses fällt, so schneidet die mittlere Richtung der Schieferschichten jenes Hauptstreichens unter einem Winkel von etwa 60 Grad. Das Fallen der Schichten ist so wohl der Richtung als dem Grade nach im Ganzen weniger constant als das Streichen, doch ist im Allgemeinen das Einfallen gegen Südost unter Winkeln von 50 bis 70 Grad vorherrschend. Es kommt übrigens nicht selten auch ein Fallen nach entgegen gesetzter Richtung vor, welches indessen nicht in bedeutenden Erstreckungen anzuhalten pflegt. Auch größere und kleinere Winkel des Fallens werden nicht selten beobachtet, und es findet sich an einigen Puncten sogar eine horizontale Lage der Schichten. Dies eigenthümliche Verhalten derselben ist die Ursache, daß das Schiefergebirge des Harzes gegen Südost im Allgemeinen sanft verflächt ist; wogegen die Ränder des Gebirges, denen entweder die Schichtenköpfe zugewandt sind, oder an welchen die Schieferschichten dem Streichen nach ausgehen, ungleich steiler sind.

Zu den Eigenthümlichkeiten des Harzes, die hier noch vorläufig zu erwähnen seyn dürften, gehört das Verhalten der Flöze in der Umgebung des Gebirges. Die Schieferformation des Harzes ist ganz und gar von Flözen umgeben; aber an keiner Stelle ziehen sie sich, wie z. B. am Schwarzwalde, bis auf die Höhe des Gebirges hinan, oder finden sie sich, wie u. a. am Thü-

ringer Walde, in isolierten Massen auf der Höhe des Gebirges. Am ganzen westlichen, südlichen und östlichen Rande sind die Flöze, sanft vom Gebirge abfallend, an die Grauwacken-Formation gelagert, ohne daß eine Beziehung zwischen der Schichtenstellung dieser und der Anlagerung jener wahrgenommen wird; wogegen längs des ganzen, ziemlich gerade erstreckten, nordnordöstlichen Gebirgsrandes, von Ballenstedt bis Lutter am Bahrenberge, die zunächst angrenzenden Flözmassen mehr und weniger aufgerichtet, und hin und wieder sogar gegen das Gebirge einstürzend erscheinen. In jener merkwürdigen Erstreckung, wo ein nicht geübter Beobachter an manchen Stellen in der relativen Altersfolge der Flöze irre werden könnte, indem ältere Schichten auf jüngeren zu liegen scheinen, gibt es auch einzelne Punkte, wo der Granit in beynahe unmittelbare Berührung mit den Flözen tritt. Wie diese an dem gegen die norddeutsche Niederung gekehrten Saume des Harzes durch ihre Emporrichtung sich auszeichnen, so verhalten sie sich auch hinsichtlich ihrer Reihenfolge abweichend; denn wenn in dem größten Theile der Umgebung des Harzgebirges die Flözreihe nur bis zum Gebilde des bunten Sandsteins, Muschelkalkes und Keupers fortsetzt, so enthält sie dort auch noch das Dolithgebilde und die Kreideformation.

Bei Erforschung der Ursachen, denen das Harzgebirge seine gegenwärtige Gestalt verdankt, ist nichts so wichtig, aber auch nichts so schwierig, als die Ausmittelung, auf welche Weise die Schichten der Schieferformation aufgerichtet worden. Daß die stark geneigten Schichten einmahl eine andere Lage hatten, und durch hebende Kräfte in ihre gegenwärtige Stellung versetzt worden, wird zwar von Niemandem bezweifelt, der sich an die jetzt allgemein verbreiteten Vorstellungen

in der Geologie gewöhnt hat. Indessen war es zur möglichst vollständigen und sicheren Begründung einer Theorie der Bildung des Harzes erforderlich, auch diesen Punct zu berücksichtigen. Der manigfaltige Wechsel in der Neigung der Schichten und ihre übrigen Beschaffenheiten setzen der Annahme, daß ihre jetzige Lage die ursprüngliche sey, eben so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, als der Mangel einer Masse, welche als die allgemeine Grundlage des ungeheueren Schichtensystems gelten könnte. Außerdem liefern aber auch mehrere Erscheinungen sehr einfach den Beweis, daß die Schichten ursprünglich in einer wagerechten oder wenig geneigten Lage sich befanden, namentlich die Art des Vorkommens von Petrefacten, besonders von Pflanzenabdrücken, die sich hinsichtlich der Abplattung oder der Erhaltung der runden Form der Stammstücke, in stark geneigten Grauwacke-Lagen gerade so verhalten, wie in söhligen oder schwach geneigten Flözschichten; und die Form gewisser elliptisch-sphäroidischer Nieren im Grauwackenschiefer, die eine weit unregelmäßigere seyn müßte, hätte ihre Bildung in stark geneigten Schichten statt gefunden.

Wenn nun das Räthsel gelöst werden soll, auf welche Weise die Schieferschichten des Harzes in ihre gegenwärtige Stellung versetzt seyn mögen, so wird zuvörderst zu untersuchen seyn, ob das Felsgebäude des Schiefergebirges im Zusammenhange in seine jetzige Lage versetzt worden, oder ob diese Annahme nicht zulässig sey. Dürfte man das Erstere annehmen, so würde die Theorie der Bildung des Harzgebirges ungemein vereinfacht werden. So bald man aber versucht, sich die Sache durch Construction klar zu machen, so stößt man auf große Schwierigkeiten. Eine derselben liegt in der außerordentlichen Größe der Masse. Denkt man sich nämlich einen rechtwink-

lich durch die Schichten des Schiefergebirges gelegten, und senkrecht auf dem Horizonte stehenden Durchschnitt, der von einem Fuße des Harzes zum anderen, z. B. von Seesen nach Lauterberg reicht, so beträgt die horizontale Länge desselben 5 geogr. Meilen. Berechnet man nun unter Annahme einer mittleren Neigung der Schichten von 60° , die senkrechte Höhe, welche das ganze Felsgebäude bey der ursprünglichen wagerechten Lage der Schichten gehabt haben würde, so beträgt solche über 4 geogr. Meilen, oder ungefähr $37\frac{1}{2}$ Mal so viel, als die größten bis jetzt bekannten Höhen des Himalaya-Gebirges. Wollte man indessen diese ungeheure Größe nicht für eine Schwierigkeit bey jener Annahme ansehen, so würde sich doch eine andere Bedenklichkeit nicht heben lassen, die darin besteht, daß, wenn man nach dem forscht, wodurch die Aufrichtung der Schichtenmasse bewirkt worden, man auf ein Feld leerer Hypothesen kommt. Da die Schichten des Schiefergebirges am Harz im Allgemeinen gegen Südost einfallen, so muß die aufrichtende Kraft nordwestwärts gesucht werden, und bey der Annahme einer Bewegung der ganzen Schichtenmasse im Zusammenhange, würde nordwestlich vom Harz diejenige Gebirgsmasse vielleicht angetroffen werden können, durch deren Emporsteigen die Aufrichtung bewirkt worden. Man findet indessen weder in der Nähe des nordwestlichen Harzrandes, noch in größerer Entfernung von demselben eine Gebirgsmasse, welcher man jene hebende Kraft bey messen könnte, indem weit und breit Nichts als Flößgebirge wahrgenommen wird.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. Stück.

Den 10. Januar 1839.

Göttingen.

Fortsetzung der Anz. der Vorles. des Hofr. Hausmann: de montium Hercyniae formatione.

Ueberblickt man das Ganze der Structur der Schieferformation des Harzes, die Art der Vertheilung der verschiedenen Gebirgslager, und nimmt man dazu die Beschaffenheiten der Oberfläche, so wird man auf den Gedanken geführt, daß die Schichtenmasse stückweise aufgerichtet sey; und je weiter man diese Idee verfolgt, um so mehr überzeugt man sich, daß dadurch die scheinbare Unordnung im Felsgebäude des Harzes, der Mangel einer bestimmten, durchgreifenden Lagerfolge, am genügendsten zu erklären ist. Es würde indessen die Vorstellung, daß das Schiefergebirge des Harzes aus einzelnen Fragmenten von verschiedener Größe bestehe, die aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange und ihrer gestreckten Lage, in die jetzige Stellung neben und vor einander versetzt worden, erst dann hinreichend begründet erscheinen, wenn sich die Ursache dieser Zertrümmerung und Aufrichtung sollte nachweisen

lassen. Um sie aufzufinden, mußte die Untersuchung zunächst auf die so genannten massigen Gebirgsarten und ihr Verhältniß zum Schiefergebirge gerichtet werden. Der Hofr. H. ist dabey von der Ansicht ausgegangen, welche gegenwärtig nur noch von wenigen Geologen bestritten wird, und die er in seiner Arbeit über die Benutzung metallurgischer Erfahrungen für geologische Forschungen, durch neue Gründe zu befestigen gesucht hat, daß die krystallinischen, nicht stratificierten Gebirgsarten Producte des Feuers sind, und daß ihr Emporsteigen und die mit ihnen zugleich wirksamen Dämpfe, auf die Veränderungen, welche mit den stratificierten Massen nach ihrer Bildung vorgegangen, den größten Einfluß gehabt haben.

Nach der Analogie mancher anderer Gebirge sollte man geneigt seyn, dem Granite die Zertrümmerung und Aufrichtung der Schieferschichten des Harzes zuzutrauen. Diese Annahme stellt sich aber sogleich als unzulässig dar, wenn man nur beachtet, daß die Hauptverbreitungslinie des Granites, dem Hauptstreichen des ganzen Gebirges, nicht aber der Aufrichtungssachse der Schieferschichten entspricht; daß der Granit nur in drey Massen am Harz austritt, aus deren Emporsteigen die Zerstückelung des ganzen Schiefergebirges sich nicht würde erklären lassen, und daß, wenn der Granit einen Einfluß auf die jetzige Schichtenstellung der Grauwacken-Formation gehabt haben sollte, dieser doch nur ein ganz partieller gewesen seyn könnte, indem die Schieferschichten nur an einigen Seiten der Granitmassen an diese sich lehnen, an manchen Stellen aber gegen den Granit einfallen, oder dem Streichen nach absehen. In noch weit geringerem Grade als der Granit, kann der Quarz führende Por-

phyr die Vermuthung veranlassen, daß er auf die jetzigen Verhältnisse des Schichtengebäudes der Grauwacken-Formation am Harz von Einfluß gewesen sey; und gar kein Grund ist vorhanden, eine solche Einwirkung den in naher Verwandtschaft mit dem Melaphyr stehenden Trappgebirgsarten zuzuschreiben, die da, wo sie sich in größter Entwicklung zeigen, am Südrande des Harzes in der Gegend von Ilfeld, mit dem Schiefergebirge nicht einmahl in sichtbarem Contacte sich befinden. Daher würden unter den nicht stratificierten Gebirgsarten des Harzes nur noch die Pyroxengesteine eine Prüfung der Verhältnisse, in welchen ihre Erhebung zur Aufrichtung der Schichten der Grauwacken-Formation steht, veranlassen können; und wirklich scheint bey diesen Alles sich zu vereinigen, um die Annahme zu begründen, daß sie nicht allein die Hauptursache der großen Umwandlungen waren, welche der ursprüngliche Zusammenhang und die Schichtenlage des Schiefergebirges am Harz erlitten haben, sondern daß auch theils ihrer unmittelbaren Einwirkung, theils den Vorgängen, welche ihr Emporsteigen begleiteten, noch manche andere Veränderungen zugeschrieben werden dürfen, welche die jetzigen Beschaffenheiten der Grauwacken-Formation herbey geführt haben. Diese Gesteine stellen sich am Harz in manigfaltigen Modificationen dar. In denen, welche deutlich gemengt sind, zeigen sich von den Pyroxen-Sozifilien besonders Diallag und Hypersthen, welche fast immer mit dichtem oder späthigem Saussurit (Labrador) verbunden sind. Diallag und Saussurit bilden den Euphotid (Gabbro), Hypersthen und Saussurit den Hypersthenfels, und nimmt diese Gemenge, wie sehr oft, Chlorit auf, so erscheint ein Gestein, welches der Hofr. H.

mit dem von U. Brongniart zuerst gebrauchten Namen Diabas bezeichnet, von welchem sich nicht selten innig gemengte und porphyrartige Abänderungen finden. Mit dem Diabas zunächst verwandt ist der Kugelfels (Blatterstein), der in einer bald dichten, bald schiefrigen, gewöhnlich von Chlorit gefärbten Grundmasse, mit Kalkspath ausgefüllte Blasenräume enthält und in einem ähnlichen Verhältnisse zu jenem Gestein steht, wie der basaltische Mandelstein zum Basalte und Dolorit. Von diesen Felsarten kommt der Diabas am Harz am häufigsten vor; der Kugelfels findet sich seltener und erscheint entweder in Begleitung von Diabas, oder auch von diesem getrennt. Das Vorkommen des Euphotids beschränkt sich auf eine größtentheils zur Harzburger Forst gehörige Gegend am nordwestlichen Fuße des Brockengebirges.

Nicht allein die große Verbreitung jener Gesteinsarten in allen Theilen des Schiefergebirges, sondern auch die innige Verknüpfung, welche zwischen ihnen und den Gliedern der Grauwacken-Formation wahrgenommen wird, die so wohl in den mannigfaltigsten Arten räumlicher Verhältnisse, als auch in häufigen petrographischen Verschmelzungen sich offenbart, lassen schon bey einem flüchtigen Ueberblicke einen genauen Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Pyroxengesteine und den mit dem Schiefergebirge vorgegangenen Veränderungen vermuthen. Nirgends sind die Verhältnisse so, daß man glauben könnte, die Pyroxengesteine seyen das früher Gebildete, woran das Schiefergebirge abgesetzt worden; dagegen aber überzeugt man sich an vielen Stellen durch die Verästlungen in die Massen des Schiefergebirges, so wie durch die Umschließung

von kleineren und größeren Fragmenten desselben, daß die Massen der Pyroxengesteine mit Gewalt in die der Grauwacken-Formation eingedrungen sind. Daß aber die Schichten derselben nicht bloß von jenen Massen durchbrochen, sondern auch zugleich aufgerichtet worden, dafür spricht unzweydeutig die ganz eigenthümliche Weise, wie die Pyroxengesteine zwischen den Schichtenmassen sich befinden. Bey weitem die gewöhnlichste Erscheinung ist nämlich die, daß die Pyroxengesteine nach dem Streichen der Schichten hervortreten, welches früher Veranlassung gab, sie als untergeordnete Lager der Grauwacken-Formation zu betrachten. Allerdings zeigen sie sich auch unter anderen Verhältnissen, indem sie nicht selten völlig unregelmäßig im Schiefergebirge sich ausbreiten und sogar zuweilen gangförmig dasselbe durchsetzen. Indessen ist das lagerartige Vorkommen das Allgemeinerere, wobey denn übrigens die manigfaltigsten Modificationen statt finden. Höchst verschieden ist die Längenerstreckung der Pyroxengesteine nach dem Streichen der Schichten. Die bedeutendste am Harz ist die, welche bey Osterode beginnt und in der Gegend von Neu- stadt im Amte Harzburg endet, mithin das Schiefergebirge dem Streichen nach ganz durchläuft. Von dieser Erstreckung, welche ungefähr $3\frac{1}{2}$ geographische Meilen beträgt, finden sich Abstufungen bis zu Längen von vielleicht nur 10 bis 20 Fächtern. Und in demselben Grade ändert auch die Mächtigkeit der Massen ab. Hier breiten sich die Pyroxengesteine zu bedeutenden Stückgebirgen aus, dort ziehen sie sich bis auf wenige Spannen zusammen. Die größte Ausbreitung im Zusammenhange pflegen sie am Rande des Gebirges zu haben. Bey derselben Masse, welche in größerer Längenausdehnung einen Parallelismus mit

den benachbarten, geschichteten Gebirgsarten wahrnehmen läßt, geht dies Verhältniß da, wo sie sich weiter ausbreitet, oft mehr und weniger verloren. Auch kommen Stellen vor, wo Massen, welche in gewisser Erstreckung bestimmt lagerartig erscheinen, ganz den Character einrs gangartigen Vorkommens annehmen. Was das Hervortreten der Pyroxengesteine aus dem Schiefergebirge betrifft, so kommen jene entweder mit dem oberen Theile ihrer Massen zum Vorschein, oder sie sind von letzterem bedeckt, und würden daher gar nicht wahrgenommen werden können, wenn sie nicht durch Thaleinschnitte aufgeschlossen worden wären. Da wo die empor gestiegene Masse des Pyroxengesteins zum Durchbruche gekommen ist, erscheint sie zuweilen in gleichem Niveau mit den angrenzenden Gebirgsarten der Grauwacken-Formation; weit gewöhnlicher aber erhebt sie sich bald mehr bald weniger aus denselben. Wo sie die Decke des Schiefergebirges nicht gesprengt hat, erscheint diese in den mannigfaltigsten Abstufungen der Höhe, und in demselben Thale hat man wohl Gelegenheit, eine Vorstellung von der höchst unregelmäßigen Oberfläche zu erlangen, welche die ganze Masse der Pyroxengesteine bey ihrer Erhebung in der Grauwacken-Formation angenommen hat. Zugleich lehren diese Erfahrungen aber auch, daß die Pyroxengesteine gewiß an vielen Stellen unter den Massen der Grauwacken-Formation verborgen liegen; ja sie berechtigen wohl zu der Annahme, daß sie in noch größerer Tiefe in einem allgemeineren Zusammenhange stehen.

Was das Verhalten der Schichten des Schiefergebirges gegen die lagerartig dazwischen sich ausbreitenden Pyroxengesteine betrifft, so pflegt im Allgemeinen ein Parallelismus zwischen den

im Liegenden und Hangenden befindlichen Schichten und nur zuweilen ein Abfallen derselben nach entgegen gesetzten Richtungen statt zu finden. Ein partielles Anschmiegen der Schichten, so wohl dem Streichen, als auch dem Fallen nach, wird dagegen sehr oft bemerkt. Wo das Pyroxengestein nicht zum Durchbruche gekommen, biegt sich zuweilen die Decke vollkommen über die empor gestiegene Masse hin, und schmiegt sich auch hier den Unebenheiten derselben an. Wo das Pyroxengestein im Liegenden von Schieferschichten so zum Vorschein gekommen, daß letztere ein höheres Niveau einnehmen als das Ausgehende des ersteren, da sind die Schichten nach Oben gegen ihr Ausgehendes steiler aufgerichtet als nach Unten; und nicht selten sind die Schichten im Hangenden einer lagerartig verbreiteten und zum Durchbruche gekommenen Masse von Pyroxengestein in der Nähe derselben steiler aufgerichtet, als in größerer Entfernung davon; zwey Verhältnisse, welche ganz besonders für den Causalnerus zwischen dem Emporsteigen der Pyroxengesteine und der Aufrichtung der Schichten sprechen dürften.

Wenn man das Verhältniß betrachtet, in welchem das Hervortreten der Pyroxengesteine zu den verschiedenen Gliedern der Grauwacken-Formation steht, so fällt es auf, daß in der unmittelbaren Nähe äußerst selten in Bänke gelagerte Grauwacke, sondern beynahе überall Thon- und Grauwackenschiefer vorhanden sind. Nur an einigen Stellen, namentlich in der Gegend von Elbingerode und Mübeland, haben Pyroxengestein und Kugelfels auf den Grenzen von Thon- und Grauwackenschiefer und Uebergangskalkstein sich Wege gebahnt; und auch der Kalkstein selbst ist hier und da von Pyroxengestein durchbrochen. In einigen Gegens-

den tritt es in der Nähe von Granit hervor, und steht mit dieser Gebirgsart auch wohl in unmittelbarer Berührung. Daß die Pyroxengesteine am gewöhnlichsten aus Thon- und Grauwackenschiefer hervor treten, und daher bey dem Emporsteigen damit zunächst in Berührung kamen, verdient für die Erklärung der eigenthümlichen Art der Zertrümmerung und Aufrichtung der Schichten der Grauwacken-Formation besondere Beachtung. Thon- und Grauwackenschiefer waren ursprünglich vermuthlich in einem ähnlichen Zustande, in welchem sich verschiedene thonartige Massen im Steinkohlengebirge und in jüngeren Flößformationen zu befinden pflegen. Solche Thonlagen pflegen zwar ausgezeichnete Schichtungsabsonderungen, aber bedeutenden Zusammenhang in anderen Richtungen zu haben. Je mächtiger nun die Massen waren, durch welche das Pyroxengestein emporzustreben strebte, und je höher ihre von anderen Felsarten gebildete Decke war, um so größer mußte der senkrecht entgegen wirkende Widerstand seyn. Es eröffneten sich in der Regel nicht sogleich Canäle, durch welche die geschmolzene, und ohne Zweifel von gewaltigen, in außerordentlicher Spannung befindlichen Dämpfen begleitete Masse auf dem kürzesten Wege einen Ausweg finden konnte, sondern es wurde ihr anfangs leichter, seitwärts zwischen die Schichtungsabsonderungen, oder auf der Scheide verschiedener Gebirgsarten einzudringen. Durch die starke Erhitzung verloren die Thonmassen ihren Wassergehalt, wovon ein Zusammenziehen und Aufreißen Folge war. Hierdurch eröffneten sich der empor strebenden Masse Ausgänge, und an der Seite, an welcher sie hervor drang, mußten nun die Stücke der zersprengten Schichtendecke mehr oder weniger gehoben werden. Auf diese

Weise ist freylich noch nicht erklärt, wie es gekommen seyn mag, daß bey dieser Aufrichtung der Schichtenrümpfer, ihre Neigung eine vorherrschende Richtung gegen Südost erlangt hat. Dies Räthsel würde sich indeß lösen, wenn man annehmen dürfte, daß das Schichtensystem ursprünglich eine schwache Hauptneigung gegen Südost gehabt habe, indem es vielleicht einen Theil des Randes einer großen, flachen Mulde ausmachte. Bey dieser Lage der Schichten würde es den unter und zwischen dieselben eingedrungenen Massen am leichtesten geworden seyn, sie in eine stärker gegen Südost geneigte Stellung zu versetzen. Nach der Analogie der Bildung von Flözen, die in einer unveränderten Lage sich befinden, wird man die Möglichkeit einer ursprünglichen schwachen Neigung der Schichten der Harzer Grauwacken-Formation nicht in Abrede stellen können; und daß sie wirklich statt gefunden hat, wird durch mehrere Erscheinungen, besonders aber dadurch wahrscheinlich, daß die Schichten der Grauwacken-Formation des Thüringer Waldes gleiches Hauptstreichen mit denen des Harzes, aber im Allgemeinen ein entgegen gesetztes Einfallen zeigen, daher die Annahme zulässig erscheint, daß diese ursprünglich einen Theil des gegenüber liegenden Randes jener Mulde ausgemacht haben. Manches von den gegenwärtigen Beschaffenheiten der Schichten würde sich gar nicht erklären lassen, wenn man nicht eine Erweichung der Massen der Grauwacken-Formation durch die hohe Temperatur annehmen dürfte. Es gehören dahin besonders die Erscheinungen des Anschmiegens der Schieferschichten an die Massen der Pyroxengesteine, und die merkwürdigen Biegungen, Faltungen und Bindungen, welche Thonschiefer, Grauwackenschiefer und Grauwacke in manchen

Gegenden zeigen, deren Entstehung James Hall zuerst durch Versuche erläutert hat.

Die Bemerkung, daß am Harz die Pyroxengesteine vorzüglich aus dem Thon- und Grauwackenschiefer hervor treten, scheint auch einen Blick in das ursprüngliche Lagerungsverhältniß der Hauptglieder der Grauwacken-Formation zu eröffnen. Wenn man auf das Ganze derselben sieht, so wie sie sich am Harz darstellt, so glaubt man nichts von einer bestimmten Lagerfolge zu bemerken, die doch sonst so allgemein bey stratificierten Gebirgsmassen wahrgenommen zu werden pflegt. Folgt man aber der Idee, daß das Schichtensystem des Harzes nicht im Zusammenhange, sondern im zertrümmerten Zustande aufgerichtet worden; sucht man dann die Grenzen der verschiedenen Bruchstücke auf, und beachtet man dabey die Verhältnisse, in welchen die verschiedenen Gebirgsarten in den einzelnen Fragmenten zu einander stehen, so gelangt man dahin, mehr Ordnung zu erkennen. Auf diesem Wege der Untersuchung hat sich als Resultat ergeben: daß die Grauwacken-Formation des Harzes im ursprünglichen Zusammenhange aus zwey Hauptlagen bestand; einer untern, worin Thon- und Grauwackenschiefer vorherrschten, und einer oberen, worin Grauwacke mit Grauwackenschiefer abwechselte. Die erstere war allgemeiner verbreitet als die letztere, welche namentlich im östlichen Theile der Formation von geringerer Bedeutung gewesen zu seyn scheint. Zwischen beiden Hauptlagen befand sich in dem westlichen Theile eine unregelmäßig begrenzte Masse von Sandstein, welche im östlichen ganz fehlte. Die größeren Kalksteinmassen, namentlich die der Gegenden von Grund und Elbingerode, haben wahrscheinlich dem oberen Theile der unteren Hauptlage

angehört, oder etwa die Stelle eingenommen, welche an anderen Puncten der Sandstein behauptete. Beobachtungen über die Vertheilung der Petrefacten lehren: daß die untere Hauptmasse, mit Einschluß des Sandsteins, vom Meere bedeckt war, indem nur Spuren von Meergeschöpfen darin sich finden; wogegen die Grauwacke, welche Abdrücke von Landpflanzen enthält, vermuthlich Inseln bildete, die von Corallenriffen umgeben waren.

Die Untersuchung wendet sich nun zu den Umwandlungen, welche im Gefolge der mit der Schichtenlage des Schiefergebirges vorgegangenen Veränderungen waren. Zuerst wird der Einfluß betrachtet, den das Emporsteigen der Pyroxengesteine auf die Structur der verschiedenen Massen der Grauwacken-Formation haben mußte. Wenn man annehmen darf, daß Thon- und Grauwackenschiefer ursprünglich in einem ähnlichen Zustande sich befanden, wie unveränderte thonartige Massen im Flößgebirge, und daß die Grauwacke den Flößsandsteinen und Conglomeraten ursprünglich ähnlicher war, als sie es gegenwärtig ist, so wird auch eine Umänderung der Structur erklärlich erscheinen, welche theils Folge von der durch die hohe Temperatur bewirkten Verjagung des Wasserhaltiges war, theils mit den chemischen Veränderungen im Zusammenhange stand, welche mit den Massen so wohl durch Einwirkung der Hitze, als auch durch das Eindringen fremder Substanzen vorgingen. An eine Darstellung der Beschaffenheiten der Structur der verschiedenen Hauptmassen der Grauwacken-Formation ist der Versuch geknüpft, nachzuweisen, was davon bloß mechanischen Anziehungen zuzuschreiben, und was dagegen als krystallische Bildung im Gefolge chemischer Wirkungen anzusprechen seyn dürfte.

Es reihet sich hieran die Betrachtung der Veränderungen, welche mit den intensiven Beschaffenheiten der Gesteine der Grauwacken-Formation vorgegangen sind. Es wird gezeigt, daß da, wo die Massen der Pyroxengesteine mit den Gliedern des Schiefergebirges in Berührung sind, diese sehr oft gewisse Eigenschaften besitzen, welche sie in weiterer Entfernung von jenen nicht zu haben pflegen, und die daher dem Einflusse der ersteren zuzuschreiben seyn dürften. Einige dieser Veränderungen rühren offenbar bloß von der Einwirkung der Hitze her, namentlich die Erhärtung und Dichtung, wodurch Thon- und Grauwackenschiefer in der Nähe des Pyroxengesteins nicht selten dem Kieselchiefer ähnlich geworden. Andere Veränderungen sind dem Eindringen von Substanzen zuzuschreiben, die theils der Zusammensetzung der Pyroxengesteine selbst angehörten, theils in ihrer Begleitung empor stiegen. Durch das Eindringen jener sind oft solche Verschmelzungen und Uebergänge zwischen den Pyroxengesteinen und verschiedenen Gliedern des Schiefergebirges entstanden, daß es unmöglich ist, scharfe Grenzen zu finden. Zu den aus der Masse jener eingedrungenen Substanzen gehört besonders Chlorit, der im Gemenge des Diabases und in der Grundmasse des Kugelfelses vorhanden ist, und durch dessen Verbindung mit dem benachbarten Thon- oder Grauwackenschiefer die verschiedenen Modificationen chloritischer Schiefer gebildet sind, welche jene Gesteine so oft begleiten. Der Kalkspath, der nicht allein die Blasenräume des Kugelfelses ausfüllt, sondern auch dies Gestein in Gangtrümmern durchschwärmt, und den man, da der Kugelfels oft in Berührung mit Kalkstein vorkommt, aus diesem ableiten möchte, findet sich gleichfalls in den chloritischen Schiefen, so wie

er sich aus dem Kugelfels in den benachbarten Thonschiefer verästelt. Zu den Substanzen, welche zugleich mit den Massen der Pyroxengesteine, theils in denselben Räumen, theils in ihrer Nähe empor gestiegen sind und verändernd auf das Schiefergebirge eingewirkt haben, gehören vor Allen Eisenoxyd und Kieselsubstanz. Daß das erstere im dampfförmigen Zustande aufgestiegen, wird durch die Art seines Vorkommens sehr wahrscheinlich. Im Diabas und Kugelfels zeigt es sich auf manigfaltige Weise. Bald durchdringt es die ganze Masse dieser Gesteine, bald verzweigt es sich zwischen kugelig und unbestimmt, eckig abgesonderten Massen derselben, bald findet es sich darin lager- oder nesterweis concentrirt, und wird dann nicht selten, gleich dem Muttergestein, von Kalkspath durchtrümmert. Ganz besonders erscheint es da, wo Diabas und Kugelfels mit dem Schiefergebirge in Berührung sind, und dringt dann bald mehr, bald weniger weit in den Thonschiefer, Grauwackenschiefer oder Kalkstein der Nachbarschaft ein. Von noch weit größerer Bedeutung und Merkwürdigkeit ist das Hervortreten der Kieselsubstanz. Das Erscheinen derselben steht in einem so innigen Verhältnisse mit dem Vorkommen der Pyroxengesteine, und ist so abweichend von dem der petrographisch verwandten Glieder der Grauwacken-Formation, daß darüber nicht wohl ein Zweifel seyn kann, daß ihre Massen nicht der ursprünglichen Bildung des Schiefergebirges angehören, sondern zugleich mit dem Pyroxengestein empor gestiegen sind; wenn es gleich für jetzt noch unentschieden bleiben mag, in welchem Zustande die Kieselsubstanz in die Räume gelangt ist, in welchen wir sie gegenwärtig erblicken. Sie erscheint in Begleitung der Pyroxengesteine bald als reiner Quarz, und

dann besonders gangförmig in verschiedenen, benachbarten Gebirgsarten; bald in Verbindung mit dem Eisenoxyde, als Kieseisenstein, Eisenkiesel oder Jaspis; bald bildet sie in Verbindung mit Chloritsubstanz den Weßschiefer; bald durchdringt sie Gesteine der Grauwalken-Formation; bald, und zwar am häufigsten und in den größten Massen stellt sie sich als Kiefelschiefer dar. Diese Gebirgsart, die sich gewöhnlich in der jaspisartigen Varietät zeigt, und sich dadurch von dem Kiefelschiefer in der Nähe des Granites zu unterscheiden pflegt, ist bald durch Kohle schwarz, bald durch die Verbindung mit Eisenoxyd braun, bald durch Aufnahme von Chloritsubstanz grün gefärbt und dann dem Weßschiefer genähert. Zuweilen stellt sich der Kiefelschiefer in Abwechselung mit einer splittrigen, gewöhnlich fleischrothen, feldsteinartigen, der Schwedischen Hälleslinta ähnlichen Masse, als so genannter Bandjaspis dar. Fast immer enthält er Gangtrümmer von weißem Quarz, welche in verschiedener Frequenz seine stark abgeforderten Schichten nach den verschiedensten Richtungen durchziehen. Der Kiefelschiefer tritt besonders da auf, wo Kiefelsubstanz zwischen Thon- oder Grauwalkenschiefer getreten ist, deren Färbungen er theilt, und durch deren Lagen sehr gewöhnlich seine nicht mächtigen Schichten von einander gesondert sind. Durch den starken Druck theils von der Seite, theils von oben, erhielten diese Lagen die höchst manigfaltigen und oft ganz seltsamen Biegungen und Krümmungen, wodurch sich die Kiefelschiefermassen ganz vorzüglich auszeichnen. Bald ist es ihnen gelungen die Hindernisse zu überwinden, und bis zur Oberfläche der Gebirgsmasse empor zu steigen, bald sind sie, wie viele Massen von Pyroxengestein, nicht zum Durchbruche

gelangt. Bey weitem die mehrsten und mächtigsten Kiefelschiefermassen finden sich in der Nähe der Diabasmassen, deren Zügen sie zuweilen, besonders im Hangenden folgen, nicht selten in ausgezeichnet geformten Bergen und Kuppen sich erhebend. Man trifft sie aber auch hie und da dem Anscheine nach unabhängig von den Massen der Pyroxengesteine an, in welchem Falle sie zuweilen in der Fortsetzung einer Verbreitungslinie der letzteren erscheinen. — Zu den Veränderungen, welche die Massen des Schiefergebirges gleichzeitig mit der Aufrichtung ihrer Schichten erlitten haben, dürfte auch die Umwandlung bituminöser Kohle, die vermuthlich in mehreren derselben vorhanden war, in Anthracit, so wie zum Theil auch eine Verflüchtigung und Eindringung desselben in benachbarte Massen gehören, wo für das Vorkommen des Anthracits auf den mit dem Diabas und Kugelfels in Verbindung stehenden Eisenstein-Lagerstätten, und die Färbung des Kiefelschiefers durch Kohlenstoff zu sprechen scheinen.

Die Untersuchung schreitet nun zur Bestimmung des relativen Alters der großen Umwandlung fort, die mit dem Schiefergebirge des Harzes durch das Emporsteigen der Pyroxengesteine vorgegangen. Es wurde zuvörderst das Verhältniß erörtert, in welchem jene Katastrophe zur Bildung des Flözgebirges steht. Da, wie früher bemerkt worden, längs des nördlichen Harzrandes die angrenzenden Flöze eine aufgerichtete Stellung zeigen, so drängte sich die Frage auf: ob ihre Aufrichtung mit der Erhebung der Schichten des Schiefergebirges im Zusammenhange stehe? die Beobachtung der Lage aber, in welcher sich an den übrigen Theilen des Harzrandes die Flöze befinden, gibt die Ueberzeugung, daß die Revolution, welche das Schiefergebirge traf, vor

der Ablagerung der Flöze, selbst vor der Bildung der Steinkohlenformation, erfolgte; denn überall an der West-, Süd- und Ostseite sieht man die älteren Flöze, mit wenigen, ganz partiellen Ausnahmen, mit sanfter und ungestörter Neigung an den Fuß des Schiefergebirges gelehnt, und auf ähnliche Weise abfallend, mögen ihre Lagen abweichend über die Schichtenköpfe der Glieder der Grauwacken-Formation sich verbreiten, oder dieselbe Richtung wie die Schichten derselben haben. Daß das Emporsteigen der Pyroxengesteine nicht die Aufrichtung der Flöze am nördlichen Rande des Harzes bewirkt hat, wird dadurch noch besonders erwiesen, daß sich in der Nähe von Osterode eine Stelle findet, wo das Kupferschieferflöz sich unmittelbar an eine Diabasmasse mit derselben sanften Neigung lehnt, in welcher es an vielen anderen Punkten des Harzrandes beobachtet werden kann.

Es war nun zunächst die Entscheidung von besonderer Wichtigkeit, in welchem Verhältnisse der Granit des Harzes zu der allgemeinen Katastrophe steht, welche das dortige Schiefergebirge betraf. Es mußte ausgemittelt werden, ob der Granit des Brockens älter oder jünger als die ihn umgebende Grauwacken-Formation ist; ob er früher oder später als die Pyroxengesteine sich erhoben, und ob er auf andere Gebirgsarten des Harzes einen verändernden Einfluß gehabt hat. Daß der Granit auf die Schichtenstellung des Schiefergebirges im Allgemeinen am Harz nicht eingewirkt hat, wurde schon früher bemerkt. Es sind aber dadurch die eben bezeichneten Probleme noch nicht gelöst.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 12. Januar 1839.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anz. der Vorles. des Hofr. Hausmann: de montium Hercyniae formatione.

Wäre das Grauwackengebirge des Harzes jünger als sein Granit, so würde man in der conglomeratartigen Grauwacke, die sich u. a. bey dem Ziegelkrüge an der Straße von Osterode nach Claußthal und bey Altenau findet, Brocken oder Geschiebe von Granit erwarten dürfen. Solche sind auch wirklich vorhanden; stimmen aber mit den Abänderungen des Harzer Granites nicht überein, sondern gleichen mehr gewissen Granit-Varietäten Schwedens; so wie auch einige andere Gesteine, von welchen sich Geschiebe in jener Grauwacke finden, einen nordischen Character haben. Die Beobachtungen über die Art wie das Schiefergebirge an manchen Puncten gegen den Granit gestellt ist, wie die Schichten gegen den Granit einfallen, oder an demselben absetzen; wie die Grenze zwischen dem Granite und Schiefergebirge zuweilen eine senkrechte ist, ja sogar wohl eine Hinüberlehnung des ersteren über das letztere

re zeigt — welche Verhältnisse u. a. im Ockerthale klar vor Augen liegen — lassen das jüngere Alter des Granites nicht wohl bezweifeln. Dieses wird aber auch entschieden dargethan durch das Verhältniß, in welchem der Hornfels einerseits zum Granit und andererseits zum Grauwackengebirge steht; durch die schon von Vasius beobachtete, nicht seltene Verästelung des Granites in den allmählich in Grauwacke übergehenden Hornfels; so wie durch den Einschluß von größeren und kleineren Massen von Hornfels und Kiesel-schiefer im Granit. Weniger am Tage liegt das Verhältniß, in welchem der Granit zu den Pyroxengesteinen steht. Obgleich in mehreren Gegenden eine unmittelbare Berührung unter diesen Gebirgsarten statt findet, so wurden doch manche vergebliche Versuche gemacht, um über ihr Altersverhältniß Aufschluß zu erhalten. Die mehreste Hoffnung schien der Contact von Granit und Euphotid am nordwestlichen Fuße des Brockengebirges zu geben. Es mußte aber erst Entscheidung darüber erlangt werden, ob der Euphotid, der petrographisch von den verbreitetsten Modificationen der Pyroxengesteine des Harzes wesentlich verschieden ist, wirklich zum Gebilde derselben gezählt werden darf. Daß der Euphotid nicht etwa älter als das Grauwackengebirge ist, wird dadurch bewiesen, daß am Kadauberge Stücke von Grauwackensandstein darin eingeschlossen vorkommen, mit ähnlichen Petrefacten, wie in dem gleichen Gestein am Kahlenberge bey Zellerfeld und an mehreren anderen Punkten sich finden. Die Gleichzeitigkeit der Erhebung jener Gebirgsart mit dem Emporsteigen von Diabas und Kugelfels wurde durch die Verfolgung des ununterbrochenen Zuges dieser Felsarten von Osterode bis in die Harzburger Forst, und der all-

mähligen Uebergänge der Gesteine des Wildenplazes in den Euphotid des Radauberges entschieden. Nach dieser Untersuchung glückte es, im Eckertthale mehrere Stellen aufzufinden, wo das Aufsetzen von Granitgängen im Euphotid, so wie die Verzweigung jener Gebirgsart in diese, höchst ausgezeichnet und unzweydeutig sich darstellt, wodurch der sicherste Beweis erlangt wurde, daß der Granit des Harzes jünger als die Pyroxengesteine dieses Gebirges ist.

Wenn nun gleich dem Granite die allgemeine Veränderung der Lage der Gebirgsschichten am Harz nicht zuzuschreiben ist, so wird ihm doch ein partieller Einfluß darauf nicht abgesprochen werden können, wie z. B. die Art der Aufrichtung der Schieferschichten bey Ilfenburg und an mehreren anderen Stellen, und das merkwürdige Vorkommen von abgerissenen, empor gehobenen und umgeänderten Massen des Schiefergebirges, welche in verschiedenen, zum Theil beträchtlichen Höhen, als Decken des Granites erscheinen, darthun. Noch bedeutender aber als die hebende Wirkung des Granites ist die, welche sein Emporstreigen auf die Umwandlung der innern Natur der mit ihm in Berührung gekommenen Massen gehabt hat. Die hierher gehörigen Erscheinungen bestehen hauptsächlich in einer Dichtung und Härtung anstoßender Gesteine, namentlich des Thonschiefers, Grauwackenschiefers, der Grauwacke und des Sandsteins, welcher zum Theil dadurch in Quarzfels umgewandelt worden, so wie in dem Eindringen der Substanzen des Granitgemenges in benachbarte Massen der Grauwacken-Formation. Die erste dieser Erscheinungen hat Ähnlichkeit mit der, welche auch in der Nähe von Pyroxengesteinen oft wahrgenommen wird; die letztere läßt dagegen gewöhnlich den

abweichenden Einfluß des Granites mit Bestimmtheit erkennen. Nach der Verschiedenheit der Gebirgsarten der Grauwacken-Formation stellt sich ihre Umänderung durch Aufnahme granitischer Substanzen abweichend dar. Aus Grauwacke ist gewöhnlich Hornfels, aus Thon- und Grauwackenschiefer ist am häufigsten ein Gestein geworden, welches zum gemeinen Kiefelschiefer gezählt zu werden pflegt, aber zur Unterscheidung mit dem von Freiesleben gewählten Namen Kiefelschieferfels bezeichnet werden könnte. In diesem Gestein zeigt sich die eingedrungene Feldsteinsubstanz häufig in einzelnen Lagen als dichtes Fossil ausgesondert. Zu solchen durch Aufnahme von Substanzen aus dem Granite umgewandelten Massen ist auch ein gneußartiges Gestein zu zählen, welches in ziemlicher Ausbreitung im Eckerthale vorkommt, durch den Granit aufgerichtet erscheint, und durch Eindringung von Feldspath- und Glimmersubstanz in Sandstein entstanden seyn dürfte. Außer diesen Gebirgsarten — die sich im Großen gewissermaßen wie Pseudomorphosen von Krystallen verhalten — welche gleichsam Schalen um den Granitkern von verschiedener Mächtigkeit und abweichendem Zusammenhange bilden, stellen sich in den Graniträndern noch andere Gebilde dar, welche den Trabanten der Pyroxengesteine analog sind. Die verbreitetsten und wichtigsten derselben sind Eisenoryd und Kiesel. Das Eisenoryd ist auch hier ohne Zweifel in Dampfform empor gestiegen. Es färbt an vielen Stellen die ganze Masse des Granites gegen seine äußere Grenze, und zeigt sich auf der Scheidung desselben vom anstoßenden Gestein zuweilen concentrirt. Der Quarz bildet theils im Grenzgranit, theils in den mit ihm in Berührung stehenden Massen Gänge von verschie-

dener Mächtigkeit, von denen einige, z. B. in der Harzburger Forst, in hohen Felsenmauern zu Tage ausgehen. — Da der Granit in der Nähe des nördlichen Harzrandes sich erhoben hat und hier gerade die angrenzenden Flöze sich aufgerichtet zeigen, so liegt es sehr nahe, den Granit als die Ursache dieser Erscheinung anzusehen; um so mehr, da die Achse jener Aufrichtung gleiche Richtung mit der Hauptachse der Graniterhebung hat. Wäre man dazu berechtigt, so hätte man dadurch zugleich eine genauere Bestimmung des relativen Alters des Harz-Granites gewonnen. Andere Verhältnisse stehen aber dieser Annahme entgegen, wie gleich weiter gezeigt werden wird.

Der Quarz führende Porphyr, der auf die Bildung eines großen Theils des Thüringer Waldes einen so entschiedenen Einfluß gehabt, scheint am Harz keine sehr bedeutende Veränderungen herbey geführt zu haben. Daß er nach der großen Katastrophe des Schiefergebirges in demselben sich erhoben hat, geht aus den gangartigen Durchsetzungen hervor, die er an mehreren Orten, namentlich in der Gegend von Scharzfeld und Lauterberg, in der Grauwacke bildet. Auf die Lage der Schieferschichten scheinen seine Massen gewöhnlich keinen Einfluß gehabt zu haben. Eine auffallende Ausnahme davon findet sich indes in der Nähe des Auerberges, der größten Bergmasse, in welcher der Quarz führende Porphyr am Harz sich erhebt, wo in der Gegend von Stolberg in bedeutender Erstreckung das sehr ungewöhnliche Einfallen der Schieferschichten gegen Südwest wahrgenommen wird, welches der Wirkung der Porphyr-Erhebung zuzuschreiben seyn dürfte. Ueber das Altersverhältniß des Porphyr zum Granite, gibt sein Vorkommen am

Harz keinen Aufschluß. Wenn man aber zu der Annahme berechtigt ist, daß der Granit des Harzes gleiches Alter mit dem des Thüringer Waldes hat, so darf man auch den Quarz führenden Porphyr am Harz für jünger als den Granit ansehen, welches Verhältniß am Thüringer Walde an vielen Puncten ganz unzweydeutig sich darstellt. In diesem Gebirge — welches in mehreren seiner Erscheinungen den Commentar zur Geologie des Harzes liefert, so wie andererseits über einen Theil des Thüringer Waldes die geognostischen Verhältnisse des Harzes Licht verbreiten — überzeugt man sich auf das Bestimmteste von dem Zusammengehören des rothen Porphyrs und des Rothliegenden, indem das Letztere sich zum Ersteren analog verhält, wie das Basaltconglomerat zum Basalte; welche innige Verknüpfung auch in anderen Gebirgen, z. B. am Schwarzwalde, in den Vogesen, entschieden sich darstellt. Die Verhältnisse, unter welchen jene Gebirgsarten am Harze auftreten, lassen dagegen ihr inniges Bündniß auch nicht entfernt ahnen; denn das Rothliegende, welches das Schiefergebirge des Harzes an der West-, Süd- und Ostseite umlagert, und sich hier am weitesten ausbreitet, steht an keiner Stelle mit dem Quarz führenden Porphyr in sichtbarer Berührung, wiewohl dieser in der Nähe des südlichen Gebirgsrandes sich erhebt. Wenn man nun aber die an anderen Orten über das Verhältniß jener Gebirgsarten erlangten Aufschlüsse für die Theorie des Harzes benutzen darf, so erhält dadurch die vorhin aufgestellte Behauptung, daß der Porphyr erst nach der großen Katastrophe des Schiefergebirges dasselbe durchbrochen habe, eine neue Stütze, indem das Rothliegende, gleich den übrigen Flögen die den Harz umgeben, entschieden erst

nach der allgemeinen Aufrichtung der Schiefer-
schichten sich abgelagert hat. Zugleich gewinnt
man hierdurch Aufschluß darüber, daß der Gra-
nit nicht die Ursache der Aufrichtung der Flöz-
schichten am nördlichen Harzrande gewesen seyn
kann, weil seine Erhebung früher erfolgte, als
die des Porphyr's; die Flöze aber, welche an der
Nordseite des Harzes in aufgerichteter Stellung
sich befinden, sämmtlich jünger sind als das Roth-
liegende, dessen Bildung mit der Erhebung des
Porphyr's gleichzeitig war. Das Eisenoryd, dem das
Rothliegende seine Färbung verdankt, und welches
auch sehr gewöhnlich den Porphyr mehr und we-
weniger tingiert, hat sich außerdem, ohne Zwei-
fel in Dampfform, in der Nähe des Porphyr's
erhoben, und hier nicht allein ganze Bergmassen
durchdrungen, sondern auch in mehreren Gegan-
den in Gängen sich concentrirt, die das Eigen-
thümliche haben, gewöhnlich nicht scharf begrenzt,
sondern in das Nebengestein verfließt zu erschei-
nen. In der Gegend von Lauterberg stellen sich
diese Erscheinungen am ausgezeichnetsten dar.
Vielleicht steht damit ein anderes, auffallendes
Phänomen im Zusammenhange: daß nämlich die
Massen der Grauwacken-Formation, welche den
Rand des Harzes bilden, häufig durch Eisenoryd
gefärbt sind, welche Färbung sich gegen das In-
nere des Gebirges gewöhnlich bald verliert.

Dem Quarz führenden Porphyr des südlichen
Harzes ist eine Gebirgsart zunächst verwandt,
welche sich vornehmlich in den Gegenden von
Wernigerode, Elbingerode und Altenbrack findet,
bald als Feldsteinporphyr erscheint, bald ein
mehr granitartiges Ansehen hat, bald gewissen
Abänderungen des Diabases sich nähert, und
zum Theil von Herrn Tasche früher unter dem
Namen von Feldspathgestein, neuerlich un-

ter der Benennung von Werneritfels beschrieben worden. Es bildet vornehmlich gangartige Ausfüllungen von verschiedener Mächtigkeit, zuweilen aber auch lagerartige Massen, theils im Thon- und Grauwackenschiefer, theils im Kalkstein. Daß diese Gebirgsart erst nach der durch das Emporsteigen der Pyroxengesteine in dem Schiefergebirge bewirkten Umwälzung sich erhoben hat, wird durch verschiedene Verhältnisse, besonders aber dadurch bewiesen, daß das Eisensteinslager des Büchenberges zwischen Elbingerode und Wernigerode davon durchsetzt erscheint. Wie sich aber jene Gebirgsart hinsichtlich ihres Alters einerseits zum Granite und andererseits zum rothen Porphyrr verhalten mag, hat nicht ausgemittelt werden können.

Von den so genannten massigen Gebirgsarten des Harzes waren nun nur noch die Trappgesteine, welche in neuerer Zeit zum Melaphyr gezählt worden, in die Untersuchung zu ziehen. Daß ihre Verbreitung am Harz sehr unbedeutend im Vergleich mit der am Thüringer Walde ist, wurde bereits bemerkt. Auch ist der Harz, wie wohl die Gegend von Ilfeld jene Gebirgsarten ausgezeichnet entwickelt zeigt — indem sie dort nicht bloß als Porphyrr, der am verbreitetsten ist, sondern auch als Mandelstein und als eigentlicher Trapp erscheinen — nicht geeignet, um ihre genetischen Verhältnisse aufzuklären. Sie erheben sich in dem Bereiche des Steinkohlengebietes und des Rothliegenden, verbreiten sich zum Theil über das erstere, lassen aber keine entschiedene Einwirkungen auf das benachbarte Schiefergebirge entdecken. Ein dem Melaphyr ähnlicher Porphyrr tritt in einer einzelnen, gangförmigen Masse unweit Elbingerode im Uebergangskalkstein hervor, der da, wo er jenes Gestein berührt,

etwas mehr krystallinisch als gewöhnlich ist. Von mächtigem Einflusse erscheinen dagegen jene Gesteine am Thüringer Walde, und es ist allgemein bekannt, welche große Rolle sie nach den Ansichten eines der ausgezeichnetsten Geologen unserer Zeit, des Herrn Leopold von Buch, auch in anderen Gebirgen spielen. Nach dem, was der Scharfblick dieses geistreichen und unermüdeten Forschers hinsichtlich ihres Einflusses auf Gebirgsbildung an verschiedenen Orten der Erde erkannt hat, wird man ihnen auch am Harz eine größere Einwirkung zuschreiben dürfen, als man nach ihrem beschränkten Auftreten vermuthen möchte. Nach der Analogie der Erscheinungen am Thüringer Walde dürfte am Harz der Einfluß des Trappes theils ein unmittelbarer, theils ein mittelbarer gewesen seyn. Dort läßt es sich nicht wohl bezweifeln, daß durch ihn bedeutende Emporhebungen bewirkt worden. Am Harz stellen sich solche weniger auffallend dar. Daß sie aber auch hier statt gefunden haben, dafür scheint besonders zu sprechen, daß der südliche Fuß des Gebirges höher ist als der nördliche, und daß seine größte Höhe gerade in die Gegend von Ilfeld trifft. Der Wirkung des Trappes wird man auch einige bedeutende Niveau-Unterschiede in der Anlagerung der älteren Flöze, die sich besonders am südlichen Rande des Harzes, zum Theil in der Nähe jenes Gebildes, finden, zuschreiben dürfen. Aus einer mit dem Emporsteigen des Trappes zusammen hängenden Erhebung des Harzes würde sich die Aufrichtung und Umstürzung der Flöze am nördlichen Rande erklären lassen, die, wie gezeigt worden, einer früher empor gestiegenen Masse nicht zugeschrieben werden kann. Daß die auffallende Veränderung in der Neigung der Flöze nur an der Nordseite des Harzes er-

folgte, konnte daher rühren, daß an den, besonders durch die Erhebung des Granites steiler gewordenen, nördlichen Fuß des Gebirges, die Flöze sich bey ihrer Bildung nicht so, wie an die übrigen, sanfter verflachten Abfälle hinanzogen, sondern in mehr horizontaler Ablagerung dagegen absetzten; daher auch jüngere Flöze mit dem Fuße in Berührung kamen, die an andern Seiten weiter davon entfernt blieben. Wenn die Aufrichtung der Flöze der Emporhebung des Harzes durch den Trapp zugeschrieben werden darf, so erhält man dadurch zugleich die Bestimmung, daß die Erhebung nach der Bildung der Kreide erfolgte, indem am nördlichen Harzrande sämtliche Flöze, mit Einschluß der zur Kreideformation gehörigen Glieder, in aufgerichteter Stellung erscheinen. An den Seiten des Harzes, wo die Flöze nicht merklich aus ihrer Lage gerückt wurden, bildeten sich doch vermuthlich Spalten, welche das Hervordringen des Gypses erleichterten, der am nördlichen Harzrande nur an wenigen Stellen, dicht am Saume des Gebirges zum Vorschein gekommen ist, wogegen er an der West- und Südseite in den ausgezeichnetsten Vormauern, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung vom Fuße des Gebirges sich erhebt, auf deren Zusammenhang mit den hebenden Wirkungen des Melaphyrs, Hr von Buch zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Daß der so genannte ältere Flözgyps — dessen Bildung von durchaus anderer Art als die des so genannten jüngern Flözgypses ist — nicht, wie vormahls angenommen wurde, gleichzeitiger Entstehung mit den übrigen Gliedern des ältern Flözkalces seyn kann, lehrt der Mangel einer bestimmten, der Schichtung der benachbarten Flöze entsprechenden Stratification, so wie sein abnor-

mes Verhalten gegen die Glieder jener Formation und selbst zuweilen gegen angrenzende, jüngere Flöze. In der Art seines Vorkommens liegt aber zugleich ein Beweis gegen die Annahme, daß er durch Einwirkung von Schwefelsäure haltigen Dämpfen auf Kalkstein gebildet sey, deren Unzulässigkeit neuerlich auch durch Herrn Hofrath Marx dargethan worden. Von besonderer Bedeutung für die Theorie seiner Bildung ist die Wahrnehmung, daß nur die äußere Rinde seiner entblößten Felsen aus wasserhaltigem Gyps besteht, wogegen seine innere Hauptmasse wasserfreier Gyps oder Karstenit ist. Daß jener erst aus diesem hervor gegangen, und daß seine höchst unregelmäßigen Absonderungen und Klüfte, so wie der damit zusammen hängende, zerrüttete Zustand seiner Felsen, Folgen der durch die Wasseraufnahme verursachten Volumen-Vergrößerung sind, ist nicht wohl zu bezweifeln. Hierdurch möchte nun die Ansicht, daß er gleich anderen so genannten massigen Gesteinen im geschmolzenen Zustande empor gequollen sey, und die Flöze in der Umgebung des Harzes durchbrochen habe, Wahrscheinlichkeit gewinnen. Besonders spricht dafür das verschiedene Niveau und der zerrissene und zertrümmerte Zustand, der hier und da auf dem Gypse liegenden Massen von Stink- und Raufkalk, die ganz auf ähnliche Weise als einzelne, abgerissene und empor gehobene Fragmente des älteren Kalkflözes erscheinen, wie die Hornfelsdecken auf dem Granit.

Wenn eine auch noch so geringe Emporhebung des Harzes angenommen werden darf, so ist solche nicht wohl ohne Entstehung von Spalten und manigfaltigen Zerrüttungen denkbar. Es würde daher derselben das Vorhandenseyn der tiefen und engen Felsenthäler, von denen einige noch ganz

den Character von Spalten haben, zum Theil wenigstens zugeschrieben werden dürfen. Auch wird, wenn solche Erschütterungen zugegeben werden, die Erscheinung leicht erklärlich seyn, daß neben der Ocker sich die Masse eines Uebergangsgesteins von Grauwacke in Hornfels über die gegen das Gebirge einfallenden Flöschichten hinneigt, welches merkwürdige Verhältniß durch einen neuerlich getriebenen Wasserlauf aufgeschlossen worden.

Die scharfsinnigen Combinationen des Herrn von Buch haben auch einen Zusammenhang zwischen dem Emporsteigen des Melaphyrs und der Entstehung von Erzgängen sehr wahrscheinlich gemacht. Im Bereiche der Trappgebirgsarten am Harz kommen Gänge vor, welche hauptsächlich theils Eisenoxyd, theils Manganminern führen, und deren Verhalten zum Gebirgsgestein von der Art ist, daß der genaueste Zusammenhang der Bildung nicht verkannt werden kann. Aber die vielen Erzgänge, welche der Harz besitzt, zeigen in ihrem ganzen Verhalten so bedeutende Verschiedenheiten, daß es nicht wohl zulässig ist, nur eine Periode ihrer Bildung anzunehmen. Mit Bestimmtheit ist zu sagen, daß die Erzgänge nicht vor der ersten, großen Katastrophe des Schiefergebirges entstanden sind. Die ältesten derselben mögen vielleicht ziemlich gleichzeitig mit der Erhebung der Pyroxengesteine seyn; namentlich diejenigen, welche an einigen Orten auf der Grenze derselben sich finden, Bley- und Kupfererze enthalten, und zum Theil auch durch das Vorkommen von Selen-Verbindungen sich auszeichnen. Vielleicht ist das merkwürdige Erzlager des Ramelsberges ebenfalls in jener Periode entstanden. Die schmalen Andreasberger Gänge, auf welchen reiche Silbererze brechen, dürften zu den älteren

gehören; wogegen die mächtigen und zum Theil weit fortsetzenden, vorzüglich Bleyglanz führenden Gänge des westlichen und östlichen Harzes vermuthlich jünger sind. Uebrigens wird man auch bey diesen, welche in der Art der Ausfüllung bedeutende Verschiedenheiten zeigen, keine völlige Gleichzeitigkeit annehmen dürfen. Daß wenigstens ein Theil derselben jünger ist als der ältere Flözkalk, scheint nach dem Verhalten der Gänge am Todtenmanne und Rüsteberge bey Grund nicht unwahrscheinlich zu seyn. Diese Bildung würde dann auch neuer seyn, als die Emporhebung des rothen Porphyr's und vielleicht in die Periode der Erhebung des Trappes fallen. Die Gänge der Lauterberger Gegend, auf welchen früher ein ergiebiger Kupferbergbau betrieben wurde, stehen in einem sehr nahen Zusammenhange mit den dortigen Roheisensteingängen, deren genaues Verhältnis zum rothen, Quarz führenden Porphyr bereits bemerkt worden.

Die höchst verschiedenartigen Ganggebilde des Harzes stimmen doch in der Eigenschaft fast sämmtlich überein, daß ihr Streichen zwischen die Stunden 7 und 11 fällt. Ihre Richtung ist daher im Ganzen dieselbe, welche auch den gangförmigen Massen der Pyroxengesteine, so wie den Haupterstreckungen des Granites, Porphyr's und Trappes eigen ist, deren Hauptstreichen mit der Längenausdehnung des ganzen Harzgebirges, so wie mit der Aufrichtungslinie der Flöze am nördlichen Rande desselben zusammen fällt, und der Richtung mehr und weniger sich nähert, welcher die ausgezeichnetsten Nebenabsonderungen der Schichten des Schiefergebirges folgen, in welcher mithin die empor steigenden Massen den geringsten Widerstand fanden. Diese für den Harz, wie für den Riffhäuser und den Thüringer Wald

bedeutungsvolle Richtung, ist auch in der Erhebung der Flöze herrschend, welche vom nordwestlichen Harzrande sich entfernen, und in langen, parallelen Zügen gegen Nordwesten sich erstrecken. Die Uebereinstimmung ihrer Erhebungssache mit der Aufrichtungslinie der Flöze am nördlichen Harzsaume, läßt auf eine Fortwirkung derselben Ursache schließen. Von nicht minderer Bedeutung ist aber auch die Richtung der Erhebungssachsen der Grauwacken-Formation. Das Hauptstreichen ihrer Schichten ist nicht bloß am Harz auf eine merkwürdige Weise gleichbleibend, sondern auch am Thüringer Walde und im Rheinischen Gebirge; und denkt man sich das breite Band der Harzer Grauwacken-Formation in der Richtung des Streichens der Schichten gegen den Rhein verlängert, so trifft es gerade in die Gegend zwischen Bingen und Bonn ein, in welcher Erstreckung der Rhein durch die Schichten des Schiefergebirges sich seinen Weg gebahnt hat. Die Grauwacke in der Gegend des Meißners erscheint als ein abgerissenes Stück jenes Bandes, das mit einer von Tesberg in Oberhessen durch das Waldeckische gegen Stadtberg gezogenen Linie, wieder im sichtbaren Zusammenhange und größerer Ausdehnung fortzusehen beginnt. In der bedeutenden Erstreckung, in welcher die Grauwacken-Formation von jener Linie an bis über den Rhein hinaus sich erhebt, tritt nirgends Granit aus derselben hervor, und nur selten zeigt sich Porphyr. Dagegen sind die Pyroxengesteine nebst dem Kugelfels überall treue Begleiter des Schiefergebirges; daher wohl nicht zu bezweifeln, daß auch dort wie am Harz mit dem Hervortreten jener Massen die Aufrichtung der Schichten und der große Wechsel unter den Hauptgliedern der Grauwacken-Formation zusammen hängt.

In Beziehung auf die mit dem Harz vorgegangenen Veränderungen ist schließlich noch zu bemerken: daß seine Thäler in den angedeuteten Katastrophen nach aller Wahrscheinlichkeit ihren Ursprung genommen, aber ihre gegenwärtige Gestalt offenbar durch die Einwirkung von Wasser erhalten haben. Von früheren, höheren Anschwellungen der Ströme, welche durch Einschneiden und Ausweiten die Thäler veränderten, und am Fuße des Gebirges in höherem Niveau Schuttmassen und Gerölle ablagerten, finden sich die unzweydeutigsten Zeugnisse; und eben so bestimmte Beweise erhält man dafür, daß diese Wirkungen der Fluthen noch lange nach den letzten, mit dem Emporsteigen von Gebirgsmassen im Zusammenhange stehenden Umwandlungen gedauert haben müssen. Auch überzeugt man sich durch das Vorkommen nordischer Geschiebblöcke auf den Flözen am nördlichen Fuße des Harzes davon, daß die gewaltige Erdrevolution, welche Trümmer nordischer Gebirge gegen die Mauer des Harzes getrieben hat, später erfolgt ist, als die Aufrichtung der Flöze am Rande dieses Gebirges. Mit der Periode, in welcher die Oberfläche des Harzes die letzte große und allgemeine Veränderung durch Einwirkung von Fluthen erlitten hat, endete vermuthlich das Daseyn der colossalen Biersfüßer, des Höhlenbären, der Elephanten, Rhinocerosse, Löwen, Hyänen, von denen theils in den Mübeländer und Scharzfelder Höhlen, theils in einzelnen Ablagerungen an verschiedenen Punkten in der Umgebung des Gebirges, Ueberreste erhalten sind.

M I t t e n a.

Bey K. Aue. Der neue Sanchuniathon. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Schmidt von Lübeck. 1838. 44 Seiten.

Eine in die Form eines Briefwechsels eingekleidete Erörterung über die Echtheit oder Unechtheit des Wagenfeld'schen Sanchuniathon, die wir denen zur Lesung empfehlen können, welche die von der Inconsequenz des Herausg. in seinen Angaben, von dem Verhältniß des neuen Sanchuniathon zu Philons Fragmenten bey Eusebius und der Drelli'schen Ausgabe derselben, und von der Form des Werkes hergenommenen Argumente noch nicht vollkommen überzeugt haben. Nach unserm Dafürhalten geht der uns unbekannt Vf. dem angeblichen Sanchuniathon mit zu großer Umständlichkeit und allzu weitläufiger Zurüstung von Beweismitteln, die doch am Ende nicht vollkommen schlagend sind, zu Leibe; auch läßt er dem Irrthume und Zweifel immer noch eine Ausflucht, indem er die Frage noch für räthselhaft hält, wie der Herausg. zu dem griechisch abgefaßten Text gekommen, da die reiche und launige Erfindungsgabe, die in dem deutschen Auszuge am Tage liegt, wohl im Ganzen unter uns viel seltener anzutreffen seyn möchte als der Grad von Gewandtheit im Griechischen Ausdruck, den der angebliche Originaltext voraus setzt. Wir dürfen schließlich dem Publicum aus bester Quelle versichern, daß es sich mit der Herkunft und Entstehung der Schrift nicht anders verhält, als in diesen gel. Anz. Jahrg. 1837. St. 52. aus Gründen, die in der Form und Einrichtung des Griechischen Textes lagen, dargethan worden ist.

K. D. M.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 14. Januar 1839.

L o n d o n.

Bey Longman, Rees, Orme &c., 1835: A practical Treatise on Midwifery containing the Result of sixteen thousand six hundred and fifty-four Births occurring in the Dublin Lying-in-Hospital during a Period of seven Years, commencing Novemb. 1826. By Robert Collins, M. D. late Master of the Institution. 526 Seiten in 8.

Öffentliche Berichte der Art, wie sie uns in vorstehendem Buche gegeben werden, sind von jeher als bedeutende Beförderungsmittel der Wissenschaft, die sie betreffen, angesehen worden, und in der That möchte auch in keinem Zweige der Heilkunde eine solche Uebersicht von beobachteten Fällen nothwendiger und nützlicher seyn, als gerade in der Geburtshülfe, wo vor allen die Natur selbst die größte Lehrmeisterin seyn muß, welcher Zweck freylich nicht durch eine geringe Zahl von Beobachtungen, sondern durch eine recht große Uebersicht erreicht wird. Darum waren die Mittheilungen eines Boër, einer Lachapelle so au-

ßerordentlich lehrreich, und den Fortschritten der Geburtshülfe so sehr förderlich: nur aus solchen können für die Praxis die heilbringenden Resultate hervor gehen, welche auf die Umgestaltung des Fachs so bedeutenden Einfluß haben müssen, wobey freylich auch nicht fehlen darf, daß der Verf. selbst auf einen hohen Grad von Ausbildung in seinem Fache Anspruch machen, und das Erlebte mit der größten Unbefangenenheit und Wahrheitsliebe mittheilen muß. Mit großen Erwartungen haben wir daher vorstehendes Buch in die Hand genommen, sind aber zur Ueberzeugung gelangt, daß, wollten wir nach diesen hier mitgetheilten Ergebnissen den Stand der Englischen Geburtshülfe beurtheilen, unser Urtheil nicht sehr glänzend ausfallen würde. Wir stehen indessen nicht an, unsere Leser mit dem Inhalte der Schrift näher bekannt zu machen, und ihnen das Resultat einer Praxis vorzuführen, welche von der bey uns in Deutschland üblichen wenigstens theilweise, aber dann auch bey recht wichtigen Puncten, im höchsten Grade abweicht.

1) Ueber natürliche Geburten (S. 1—6). Der Verf. gibt hier den eigenthümlichen Rath, um Harnverhaltung zu verhüten, alle 5—6 Stunden reizende Einspritzungen zu machen. Bey dem Durchtritte des Kopfes soll das rechte Knie der Gebärenden so hoch als möglich gehoben werden, wobey man an die Englische Seitenlage denken muß. Vor öfterm Untersuchen wird gewarnt.

2) Ueber langwierige und schwere Geburten (S. 7—32). Der Verf. zählt zuvörderst die Ursachen auf, und gibt an, daß man nie die Dauer einer Geburt voraus bestimmen könne. Wo es sich um Instrumentalhülfe handelt, rath er, immer noch die Meinung eines

zweyten Arztes einzuholen. Die Zange soll nur da angelegt werden, wo der Muttermund vollkommen erweitert ist, die Weichtheile nachgiebig sind, der Kopf in der untern Beckenöffnung liegt, und das Ohr des Kindes leicht erreicht werden kann! Nach diesen Indicationen hat C. die Zange unter den 16,654 Geburten nur — 24 Mahl, den Hebel 3 Mahl angelegt. Wird das Ohr nicht gefühlt, und findet Mißverhältniß zwischen Kopf und Becken statt, da bleibt nach C.'s Grundsätzen nur die Perforation zu machen übrig. Das Kind stirbt dabey früher ab, als die Gefahr drohenden Zufälle eintreten, welche dann zur Perforation auffordern. Das Höhrrohr gibt am besten Aufschluß, ob das Kind noch lebe oder nicht: läßt es den Herzschlag des Kindes nicht vernehmen, so kann man vom Tode desselben überzeugt seyn. Er hat unter jenen Geburten die Perforation ein hundert und achtzehn Mahl gemacht! Also unter 608 Geburten eine Zangenoperation, unter 114 eine Perforation! Wir enthalten uns jeder fernern Bemerkung.

3) Ueber Geburten mit dem Gesichte voran und mit nach den Schambeinen gerichtetem Gesichte (S. 33 — 37). Gesichtslagen kamen 33 vor, wobey 4 Kinder todt geboren wurden. Das Gesicht war 12 Mahl nach den Schambeinen zugekehrt, und dabey wurden 6 Kinder todt geboren, von diesen letztern aber 4 perforiert, 3 Mahl wegen Beckenenge, und 1 Mahl, weil die Nabelschnur und Hand mit vorlagen, und die Pulsation aufhörte.

4) Steißlagen (S. 38 — 53). Der Verf. warnt hier mit Recht vor zu frühem Eingreifen von Seiten der Kunst: er macht ganz richtig darauf aufmerksam, daß durch allmähliges Ausdehnen der Weichtheile durch den vorrückenden Steiß

der Durchtritt des Kopfes erleichtert wird. Er erzählt von einer Frau, bey welcher 9 Mal das Kind widernatürlich (preternaturally) vorlag. Unter 409 widernatürlichen Lagen kamen 242 Steißlagen vor, davon wurden 73 todt geboren, freylich darunter 42 todtfaul. Besondere Vorsicht erheischt bey Steißlagen das Mittelfleisch. Nur dann, wenn nach gebornem Unterleibe der Nabelstrang noch schwach klopft, soll das Kind vorsichtig extrahiert werden. Bey der Entwicklung des Kopfes empfiehlt der Verf. das Eindringen des Zeigefingers in den Mund und das sanfte Herabdrücken des Gesichts, wobey der Hauptdruck auf den Nacken zc. durch die andere Hand ausgeübt wird. Macht aber der Kopf Schwierigkeit, so soll nie Gewalt (Violence) gebraucht werden, sondern der Kopf soll hinter einem oder beiden Ohren geöffnet, also perforiert werden, was indessen selten nothwendig wird: dem Verf. kam nur ein solcher Fall vor.

5) Fußlagen (S. 54 — 63). Der Vf. gibt richtig an, daß die Vorbereitungen der Weichtheile für den Durchgang des Kopfes nicht so statt finden, wie bey den vorigen Lagen. Die Fußlage kam 127 Mal vor, darunter kamen 62 Kinder todt, und von diesen wieder 41 faul zur Welt. Auch unter den Fußgeburten finden sich wieder ein paar Perforationen: 9 Mal lag auch die Nabelschnur mit vor.

6) Schulter- und Armlagen (S. 63 — 88). Sie bringen Mutter und Kind in große Gefahr: es bleibt bey ihnen nur die Wendung oder die Eröffnung des Thorax mit nachfolgender Herzabziehung des Steißes mit dem scharfen Haken. Von Selbstwendung ist nichts zu halten, der Vf. hat sie auch nie beobachtet, so wenig wie sein Vorgänger Clarke, der nur einen Fall der Aus-

sage einer Hebamme nacherzählt. Die Wendung will aber G. da nicht mehr gemacht wissen, wo das Wasser schon lange abgeflossen, die Wehen aber noch kräftig sind, und der Kindestheil tief und fest seit einigen Stunden im Becken eingesteilt ist: unter diesen Verhältnissen ist das Kind (wie auch das Hörrohr lehrt), sicher abgestorben und die Zerstückelung u. angezeigt! Dagegen verwirft der Verf. das Abschneiden des Kopfes im Mutterleibe. Die Schulter- oder Armlage kam 40 Mal vor: 33 Kinder wurden gewendet, und davon 20 lebend geboren, von den todtgeborenen waren 6 faul, 6 Mal ward zerstückelt, aber unter jenen 33 Wendungen kamen auch 3 Perforationen am zuletzt folgenden Kopfe vor. Bey 3 Personen fand sich die Gebärmutter zerrissen, wovon freylich eine in diesem Zustande von außwärts gebracht wurde, bey einer andern war das Becken sehr eng $2\frac{1}{2}$ " , und bey einer dritten geschah dieß Unglück während der Wendung. Vier Frauen von 40 starben. Eine specielle Aufzählung der wichtigsten Fälle folgt.

7) Blutflüsse (S. 89—177). Nach Rigby werden die Blutflüsse in der Schwangerschaft eingetheilt in unvermeidliche 'unavoidable' und zufällige 'accidental'. Es kommen 24 Fälle von Blutungen überhaupt, und 11 von Placenta praevia vor. In den anderen Fällen war die Placenta partiell getrennt. Einmal war die Placenta lange Zeit vor der Geburt des Kindes ausgetrieben. (Wir verweisen dabey auf J. Fr. Oslander's Handbuch der Entbindungskunst 3. Thl. 2te Aufl. S. 435 der in Deutschland zuerst dieser Abnormität nähere Aufmerksamkeit geschenkt, und diesen Vorgang Vorfall der Nachgeburt genannt hat. Zwey andere Fälle sind in der Lond. med. Gaz. V. XIX. S. 621 u. 659 von Bull und Kory

mitgetheilt). C. beobachtete, daß die Blutung nicht immer der bedeutenden Trennungsfläche der Placenta entspreche, im Gegentheil könne sie da, wo nur wenig sich los gelöst habe, sehr bedeutend seyn. Sehr genau spricht der Verf. von den Blutungen bey Plac. praevia, warnt aber vor gewaltsamer Operation, so bald der Muttermund noch wenig oder gar nicht geöffnet ist. Unter jenen 11 Fällen der Plac. praev. lag das Kind 8 Mahl natürlich; 4 Mahl ward die Wendung gemacht, ein Kind kam von selbst, eins durch die Zange, und 2 Mahl ward perforiert. Zwey Kinder lagen mit den Füßen, und eins mit dem Steiße vor. Sechs Kinder wurden lebend geboren (blieben sie auch am Leben?), von den fünf todt gebornen waren zwey faul. Zwey Frauen, bey denen die Wendung gemacht wurde, starben, die anderen wurden gerettet. — Zufällige Blutungen nennt der Verf. diejenigen, welche durch eine Trennung der Placenta von irgend einem Theile der Gebärmutter, mit Ausnahme des Muttermundes, entsteht. Der Verf. empfiehlt zur Stillung dieser Blutung das Sprengen der Eihäute, um die Gebärmutterthätigkeit zu erregen; er warnt aber auch hier vor künstlicher Erweiterung des Muttermundes. Zeigt das Hörrohr des Kindes Tod an, so soll perforiert werden! C. hat auch wirklich unter 13 Fällen dieser Art 3 Kinder perforiert. Im Ganzen kam unter jenen 13 Fällen nur 1 Kind lebend zur Welt, 2 Frauen starben, darunter auch eine, deren Kind perforiert worden war. — Blutflüsse nach der Geburt des Kindes, ehe die Nachgeburt ausgetrieben ist, werden vor allem dadurch verhütet, daß man bey der Geburt den Kopf und die Schultern des Kindes recht langsam vordringen läßt, mithin das Mitpressen zc. verbietet; ferner

soll, um recht kräftige Contractionen der Gebärmutter hervor zu bringen, eine Hand auf dem Unterleibe den Grund der Gebärmutter reizen: nach der Geburt soll eine Binde um den Leib gelegt werden. Bey mäßiger Blutung wird der Druck von außen vermehrt; bey stärkerer Blutung soll aber die Placenta entfernt werden, die überhaupt nicht länger als zwey Stunden zurück bleiben darf. Der Verf. beobachtete 64 solcher Blutflüsse, wovon doch bey 7 Frauen der Tod eintrat. Seltsam genug ist nirgends Anleitung zur Behandlung durch Arzneymittel gegeben. — Blutflüsse nach der Austreibung der Placenta werden hauptsächlich durch Mangel an Contractilität der Gebärmutter veranlaßt, ferner durch voreiliges Anziehen an dem Nabelstrange, unvollkommenes Anlegen der Binde und Nichtbeobachtung der größten Ruhe. Die Behandlung besteht in festem Binden, fortgesetztem Drucke des Bauchs mit der Hand, Kälte, Begießen des Unterleibs von einer gewissen Höhe, Portwein und Wasser so kalt als möglich in den Mastdarm eingespritzt. Nach gestillter Blutung ein Opiat, und zwar die Tinct. zu 150 — 200 Tropfen in getheilten Gaben, die gewöhnliche Dosis 30 — 40 Tropfen alle 20 — 30 Minuten. Eben so Klystiere in den Mastdarm von 30 — 35 acet. op. mit 4 Unzen kaltem Wein und Wasser. Bey solchen Blutungen denke man auch stets an Inversionen. Von 13 vorgekommenen Fällen endeten 4 tödtlich, einer bey Riß der Gebärmutter und in anderen bey Verletzung der Scheide.

8) Ueber Zurückhaltung der Placenta. Sie wird verhütet durch langsame Geburt und Anlegung der Binde. Es kamen 66 Fälle von Verhaltung vor, welche das Eingehen der Hand nothwendig machten, 37 Mal war Mangel an

Uterinthätigkeit, 19 Mahl Krampf, 10 Mahl zu feste Adhäsion des Mutterkuchens vorhanden. 6 Knaben starben, darunter 4 an dem gerade in der Anstalt herrschenden Puerperalfieber.

9) Ueber Convulsionen. Sie werden am häufigsten bey plethorischen jungen Frauen, die zum ersten Mahle nieder kommen, beobachtet, zumahl bey kurzem dicken Halse. Nur 1 Mahl brachen Convulsionen bey fehlerhafter Kindeslage aus. Der Verf. gesteht, die Ursache dieses Leidens nicht zu kennen: er sah 30 Mahl Convulsionen ausbrechen, 29 Mahl waren es Erstgebärende, und 18 Kinder wurden todt geboren. In 18 Fällen hörten die Convulsionen mit der Geburt auf, in 10 Fällen kamen sie vor und nach der Geburt vor; 6 Mahl ward die Zange, und 8 Mahl das Perforatorium angewendet, 5 Frauen starben. Die Hauptbehandlung besteht in der Ekel erregenden Anwendung des Tart. emeticus. Die mitgetheilten Geschichten enthalten die unverantwortlichsten Perforationen.

10) Ueber Rupturen der Gebärmutter oder der Scheide. Der Verf. sah 2 Mahl einen glücklichen Ausgang: in den 7 Jahren kamen 34 Fälle vor. Der Riß kam 13 Mahl an der hintern und 12 Mahl an der vordern Wand vor, 2 Mahl seitlich, und 1 Mahl am Muttermunde, 6 Mahl war der Ort des Risses nicht genau angegeben (Warum?). Die Behandlung geht aus folgenden Angaben hervor: 4 Kinder kamen von selbst, 19 wurden perforirt (!), 7 an den Füßen extrahirt, 2 zerstückelt, und bey 2 ist die Entbindungsart wieder nicht angegeben (stated). Nur 2 Kinder blieben am Leben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. S t ü c k.

Den 17. Januar 1839.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: A practical Treatise on Midwifery etc. By R. Collins.

11) Ueber Zwillings- und Drillingsgeburten. Merkwürdiger Weise kommen in Irland mehr Zwillingsgeburten als sonst wo, z. B. in Frankreich ic. vor, in Frankreich unter 95 Geburten 1 Mal, in Deutschland 1 unter 80, in England 1 unter 92, in Schottland 1 unter 95, in Irland bald 1 unter 62. Nach der Geburt des ersten Kindes soll eine Binde um den Bauch gelegt werden: fließt eine halbe Stunde nach der Geburt des ersten Kindes das Wasser nicht ab, so sollen die Eyhäute künstlich gesprengt werden, um so die Uterinthatigkeit zu erwecken, geht es noch nicht, dann nach 2 Stunden die Wendung auf die Füße und die Extraction, oder bey tiefem Kopffstande die Zange. Der Verf. beobachtete 240 Zwillingsgeburten, wovon 422 Kinder lebend zur Welt kamen. Unter den mitgetheilten Geschichten sind auch hier wieder zwey

Perforationen am zweyten Zwillingskinde verrichtet. — Drillinge kamen 4 Mal vor.

12) Vom Worfalle der Nabelschnur. Der Vf. spricht sich für die Zurückbringung aus, und will weder von der Wendung, als zu gefährlich für die Mutter, noch von der Zange viel wissen. Er sah diese Abnormität bey 97 Kindern, von welchen 24 am Leben blieben. Unter den mitgetheilten Geschichten befinden sich auch wieder mehrere Perforationen mit den aller vagesten Indicationen.

13) Ueber den Riß der Urethra und des Blasenhalsses. Ein Fall dieser Art ist mitgetheilt. Der Verf. empfiehlt die Sutura, bey großer Oeffnung das Glüheisen.

14) Von den im Hospital Verstorbenen Kranken. Im Ganzen starben 164 Frauen, 59 darunter am Kindbettfieber, 32 am Riße der Scheide, 6 an Hirnentzündung zc.

15) Vom Puerperalfieber. C. beobachtete im Ganzen 88 Fälle, und zwar brach die Krankheit bey 32 am ersten Tage nach der Geburt, bey 29 am zweyten, bey 8 am dritten zc. aus, 56 starben. Die Behandlung betreffend, so empfiehlt C. bey dem ersten Auftreten eine halbe Unze Ricinusöl mit eben so viel Terpentinsöl, im Nothfalle repetiert, Ueberlaß, häufiger aber 3 — 4 Duzend Blutegel, dann ein warmes Bad. Ist die Patientin durch die Blutegel sehr erschöpft, dann schlage man Flanell in warmes Wasser getaucht, so heiß es vertragen wird, über. Blutegel und Bad können auch wiederholt werden. Innerlich Calomel und Ipecac. von beiden 4 Gran pro dosi: kann letzteres nicht vertragen werden, dann Verbindung von Calomel (5 gr.) mit Opium ($\frac{1}{4}$ gr.). Außerdem noch Einreibungen von Ung. merc. Der Verf. erzählt von

Kranken, welche 4 bis 500 Gran Calomel und darüber genommen hatten.

16) Von den todt gebornen Kindern. Von den 16,654 Kindern wurden 1121 todt geboren, 172 im faulen Zustande. Darunter waren 293 Frühgeburten. 106 Kinder kamen sehr schwer zur Welt, darunter waren 79 Perforationen, welche zum Theil in den nachfolgenden Geschichten, aber sehr kurz erzählt werden; doch sieht man aus denselben, mit welchem Leichtsinne perforirt wurde; auch sind 15 Frauen nach vollzogener Perforation gestorben.

17) Beobachtungen über die in der Anstalt verstorbenen Kinder. Die Mütter blieben in der Regel 8 — 10 Tage nach der Geburt im Hause. Binnen dieser Zeit starben im Ganzen 284 Kinder, darunter zu früh geborene (100) und schwache Zwillinge (32). Ferner starben 32 wenige Minuten nach der Geburt. 37 starben am Trismus, gegen welches Leiden G. alles, aber umsonst, versucht hat. Die Hauptsache bleibt Verhütung dieser schrecklichen Krankheit, was der Verf. durch reine Luft und ein bald nach der Geburt gereichtes Abführungsmittel (Calomel und Ricinusöl) zu bewerkstelligen sucht. — Am Schlusse erfahren wir noch, daß seit dem Bestehen der Anstalt (seit 77 Jahren) 131,172 Geburten vorgefallen sind.

Wir überlassen es dem sachkundigen Leser, nunmehr selbst ein Urtheil über die in diesem Werke vorgelegte Praxis zu fällen, wollen aber gern glauben, daß die hier gelehrtē Grundsätze nicht die in Großbritannien allgemein verbreiteten sind.

Ed. R. Jac. v. Siebold.

E b e n d a s e l b s t.

Bey H. Colburn. The Life of Edward Jenner, M. D. physician extraordinary to His Majesty Geo. IV. etc. With illustrations of his doctrines, and selections from his correspondence. By John Baron, late Senior Physician to the general Infirmary etc. Vol. I. XXIV u. 624 Seiten. Vol. II. IV u. 471 Seiten. 1838. 8.

Unter allen Wohlthaten, welche dem Menschengeschlechte je durch Menschen zu Theil geworden, hat sich keine größer und erfolgreicher bewährt, als die Einführung der Kuhpocken = Impfung. Bis dahin wurde jährlich fast ein Zwölftel der Bevölkerung der Erde durch die Pocken = seuche theils hinweg gerafft, theils der Gesundheit und Wohlgestalt beraubt. Diesen Verheerungen setzte jenes unschätzbare Verfahren wie durch einen Zauberschlag plötzlich Schranken. Es war jedoch nicht der Zufall oder das gleichartige Zusammenwirken verschiedener Personen, welche, wie so manche andere Epoche machende Entdeckungen, auch diese zu Tage förderte. Ein einzelnes Individuum, mit Kenntnissen, Scharfblick, Thätigkeit ausgerüstet, faßte eine, zwar nicht neue, aber kaum beachtete Volks = Wahrnehmung lebhaft auf, verfolgte sie unermüdet mit wissenschaftlichem Eifer, machte die Feststellung der Thatsachen zur Aufgabe seiner Jugend, die Verbreitung des klar erkannten Rettungsmittels zum Zielpunct seiner Manneskraft, und ließ auch an den Stufen des Greisenalters nicht ab, für die Begründung der einmahl errungenen Wahrheit zu kämpfen.

Von einem solchen Manne wünscht man den Gang der Studien, die allmähliche Entfaltung

seiner fruchtbaren Ideen, sein Verhältniß zur Welt, zu Vaterland und Zeitgenossen so genau als möglich zu erfahren, so wie auch einige Blicke zu thun in das Innere seines Privatlebens und seiner häuslichen Zustände. Dieses wird auf das befriedigendste durch vorliegendes Werk geleistet, dessen Verfasser, ein vieljähriger Freund Jenner's, lange mit ihm in vertrautem Briefwechsel stand, und nach seinem Tode die von ihm hinterlassenen Tagebücher und Correspondenzen zur Benützung erhielt.

Man sieht, er ist ein Bewunderer seines Helden; aber diese Verehrung entspringt aus der innigsten Ueberzeugung seines hohen Werthes, aus der klarsten Kenntniß seiner vielseitigen Verdienste und Tugenden. Die Schilderung ist durchaus anziehend, indem sie Schritt für Schritt die Entwicklung des Hauptcharacters darlegt, ihn von verschiedenen Seiten beleuchtet, ihn gleich liebenswerth im engen Familienkreise wie im Tumulte der Weltbühne zeigt, und am rechten Orte historische und wissenschaftliche Erörterungen einfließt. Da auch die Sprache gewählt und anziehend ist, kann unsere gedrängte Darstellung nur einen schwachen Schattenriß des Ganzen geben. Uebrigens entschuldigt sich der Verf. in der Vorrede wegen der durch besondere Rücksichten und Umstände erst so spät erfolgten Herausgabe *).

Edward Jenner wurde zu Berkeley in Gloucestershire den 17. May 1749 geboren; sein Vater, ein angesehenener und begüterter Mann,

*) Eine kurze Lebensbeschreibung, woraus fast alle bis jetzt erschienenen biographischen Skizzen geschöpft sind, erschien von dem Verfasser unter dem Titel: *the Life of Ed. Jenner* zu London 1827; allein bey dem damaligen Mangel der erforderlichen Materialien konnte nichts Vollständiges erzielt werden.

war daselbst Vicar. Er verlor ihn schon im fünften Jahre; aber ein älterer Bruder übernahm mit väterlicher Sorgfalt seine Erziehung. Er hatte noch einen Bruder, auch ein Geistlicher, dessen Söhne, Georg und Henry, ihm späterhin bey seinen Impfbemühungen sehr hülfreich waren. Nachdem er die Schulstudien durchgemacht, kam er zu einem angesehenen Wundarzt, Ludlow in Sodbury bey Bristol, um die Anfangsgründe der Chirurgie und Pharmacie zu lernen, und von da, zur Fortsetzung derselben, nach London, unter die specielle Leitung von John Hunter, in dessen Hause er zwey Jahre wohnte. Der Einfluß dieses großen, rastlos thätigen Forschers war entscheidend für seine ganze Zukunft. Nicht bloß die zur Erfüllung seines Berufs nöthigen Kenntnisse eignete er sich gründlich an, auch in den Hülfswissenschaften, namentlich in der Zoologie und vergleichenden Anatomie, machte er bedeutende Fortschritte. Die von ihm damahls und späterhin gelieferten anatomischen Präparate (z. B. die Reihenfolge der Entwicklung des Hühnchens aus dem Ey) werden wegen ihrer Feinheit als unübertrefflich gerühmt (I. 6). Er unterhielt auch stets ein inniges Verhältniß mit seinem Lehrer, dessen frühzeitiges Ende er aus den Symptomen der sich ausbildenden angina pectoris nur zu richtig vorher sah. Die hier mitgetheilten Briefe Hunter's sind schöne Belege dieses eigenthümlichen, in Thäten und Worten compacten, energischen Geistes. Aus ihnen erhellt auch, welchen vielfach thätigen Antheil Jenner an dessen Untersuchungen über die 'animalische Wärme' genommen. Von London aus ging Jenner wieder nach Berkeley und begann daselbst seine ärztliche und wundärztliche Praxis. Bald erlangte er so viel Zutrauen und Beyfall, daß er einer der gesuch-

testen Nerzte weit und breit ward. Jede freye Stunde wandte er auf seine Lieblingsbeschäftigung, die Naturgeschichte. Schon als Knabe hatte er eine Sammlung von Nestern der Haselmaus, späterhin Beobachtungen über den Winterschlaf des Igels gemacht. Es war ihm nicht entgangen, daß mit der Zunahme der Torpidität solcher Thiere eine Veränderung in ihren Hauptverrichtungen sich einleite, daß die Temperatur abnehme, die Circulation langsamer vor sich gehe, Athmen, Verdauung, Irritabilität und Sensibilität aufgehoben oder äußerst verringert werden; daß die Thiere dann unter der Luftpumpe zu existieren vermögen, daß sie auf äußere und innere Reize, auf Verwundung, electriche Schläge nicht oder wenig reagieren, wohl aber auf Hitze, und daß die geheimen Quellen des Lebens gleich wieder zu sprudeln beginnen, so bald Licht und Luft einwirken. Nun untersuchte er die Lebensweise des Kuckucks und die Ursachen, welche die Wanderung der Zugvögel bedingen. Bey jenem fand er, daß der Grund, warum er seine Eyer in fremde Nester lege, vorzüglich darin beruhe, weil derselbe, in der Mitte Aprils ankommend und Anfang Julius wegziehend, nicht selbst im Stande sey seine Jungen groß zu ziehen, die über zwey Monate zu ihrer Entwicklung bedürfen, bis sie selbst ihr Futter suchen können; und auch bey den Wandervögeln wies er das Zusammentreffen ihres Kommens und Fortziehens mit dem Erscheinen oder Verschwinden ihrer Nahrungsmittel im Einzelnen nach. Da in der volithischen Formation des Landstrichs, wo er wohnte, sich sehr viele Versteinerungen von Thieren finden, so legte er eine reichhaltige Sammlung davon an. Außerdem erübrigte er noch Zeit zu gefelligen Unterhaltungen, indem er wegen seines

heitern, gutmüthigen Wesens in allen Kreisen willkommen war. Er unterhielt das beste Vernehmen mit seinen Collegen und nahm eifrig an ihren wissenschaftlichen Verbindungen Theil. Für Musik war er sehr eingenommen; er spielte selbst mehrere Instrumente und war Mitglied eines Gesangvereins; das Kartenspiel verabscheute er. Auch die Poesie war ihm nicht fremd, und die hier aufbewahrten, aus früheren und späteren Lebensjahren herrührenden Gedichte *) zeugen von

- *) Möge die schmucklose Mittheilung von einem derselben (I. 22) hier erlaubt seyn; es ist überschrieben: Entschuldigung dafür, daß er die Einladung zu einer Landpartie ablehnte. 'Die hohlen Winde beginnen zu blasen — die Wolken blicken schwarz, das Glas steht tief, — der Rauch fällt nieder, die Hühnerhunde schlafen — die Spinnen kriechen aus ihrem Gewebe. — Verwichenen Abend ging die Sonne blaß zur Ruhe — der Mond verharg in einem Hofe sein Haupt. — Der ahnungsvolle Schäfer holte einen Seufzer, — denn sieh! am Himmel spannt sich ein Regenbogen. — Die Mauern sind feucht, es riechen die Gassen — die rothäugige Pimpernelle hat sich geschlossen. — Höre, wie Stühle und Tische knacken; der alten Betty Gelenke sind wie auf der Folter. — Laut quacken die Enten, die Pfauen schreyen. — Die fernen Hügel sehen ganz nah aus. — Wie rastlos sind die schnaufenden Schweine, — die geschäftigen Fliegen beunruhigen die Rüche. — Wie so niedrig am Grase sich die Schwalbe schwingt, — wie laut dabey das Heimchen singt. — Käzchen am Herde mit sammtner Pfote — fikt und streicht sich die härtigen Wangen. — Durch den klaren Strom tauchen die Fische auf — und häschen flugs die unvorsichtigen Fliegen. — Bey frühem Morgen sah man die Schafe — abmähen die Wiese mit eifrigem Biß. — Obgleich Junius, ist die Luft kühl und frostig — der Amsel sanfte Stimme schweigt. — Die Glühwürmer zahlreich und glänzend — erleuchteten das thauige Thal in letzter Nacht. — Bey Dämmerlicht ward die häßliche Kröte gesehen — hüpfend und wackelnd über das Grün; — der Frosch hat sein gelz

einem lebensfrohen, warm fühlenden, besonders auf Naturerscheinungen aufmerksamen Sinn. Wie bescheiden er über den Menschen dachte, zeigt vielleicht folgende unter äußerst vielen ähnlichen ausgewählte Stelle aus einem Briefe (II. 416): 'Ich muß geduldig warten, bis ich mitwandern kann, um die Breccie-Felsen in der Nachbarschaft von Thornbury zu untersuchen, denn dazu bedarf es eines hellen Tages und eines hellen Kopfes. Ich muß die gute Stunde, wenn ich sie finden kann, ergreifen, wo ich es vermag mich zu sammeln und auf einen Gegenstand meine Gedanken zu concentriren. Ach, daß man die Strahlen des Geistes so leicht wie die der Sonne auf einen Focus leiten könnte; welche geschickte Geschöpfe wären wir! doch vielleicht zu geschickt für das Maß der Vorsehung. Wir sollen die Dinge nehmen, wie sie sind, demüthig und dankbar seyn'. Im J. 1788 verehelichte er sich mit Miß Catharine Kingscote, die aus einer sehr achtbaren Familie des Landes stammend, viele ausgezeichnete Eigenschaften in sich vereinigte. Sie lebte ganz in ihm und für ihn; ihre schwächliche Gesundheit jedoch, die zuletzt einer jahrelangen Abzehrung erlag (1815), machte

bes Kleid verloren — und sich in ein dunkles gekleidet, — der Bluteigel aufgestört, hat sich kürzlich erhoben — ganz bis zur Spitze seines Gefängnisses. — Dem Wirbelwind gehorcht der Staub — und spielt in raschen Windungen. — Mein Hund so verändert in seinem Geschmack — läßt Hammelknochen liegen, um sich am Gras zu erquicken; — und sieh jene Krähen, wie seltsam ist ihr Flug, — sie ahnen dem gleitenden Drachen nach, oder scheinen eilig herabzufliegen, — als fühlten sie die durchbohrende Kugel. — Es wird sicherlich regnen, mit Kummer muß ich sagen, — wir müssen unsern Ausflug auf morgen vertagen.

ihm viel Sorgen. Auch erlebte er den Kummer, von seinen drey Kindern einen Sohn und seine einzige Tochter, die schon verheirathet war, zu verlieren. Seit dem Jahre 1796 brachte er gewöhnlich den Sommer mit seiner Familie in Cheltenham zu, wo er auch bald eine ausgebreitete ärztliche Praxis erlangte. Er besaß das 'unbeschreibliche Etwas' (the undescribable something), das, wie er (in dem schönen Briefe I. 89) sagte, bey einem Arzte weder durch Lectüre, noch die längste Erfahrung ersetzt werden kann. Dieser richtige Blick und Tact war es auch, der ihn bey dem Erfassen seiner großen Entdeckung leitete. Einmahl wäre er bey seinen practischen Excursionen beynahе erfroren. Es war am 3. Januar 1786, als er bey außerordentlicher Kälte, bey dem Sturme und Schneegestöber nach Kingscote mußte. Erst auf den Hügeln fühlte er die Gewalt der Elemente; sein Gesicht und Nacken starren von Eis. In dem Maße, als die äußere Kälte zunahm, schien ihm die Wärme um den Magen stärker zu werden; ihm wurde zu Muthe wie nach dem Genuße von viel Wein oder Branntwein, und in gleichem Grade mit dieser Empfindung stiegen seine Lebensgeister (I. 72). Im J. 1794, gerade als er sich am wohlsten fühlte, faßte ihn der Typhus. Er bemerkt, daß er schrecklich gelitten. Durch angestrengte Bemühung um diese Krankheit in der eigenen Familie wurde er angesteckt; es war ihm einige Tage hindurch übel, wie wenn er eine unverdauliche Substanz genossen, und doch glaubte er, daß er die Ansteckung durch seine gute Constitution überwunden haben würde, wie man überhaupt eine solche durch angemessenes inneres Entgegenkämpfen wieder zu tilgen vermöge (I. 106), wenn er nicht sonst in seinen Kräften wäre übernommen worden.

Als Jenner (so erzählt der Verf. I. 121) noch Lehrling in Godbury war, kam eine Bauernfrau dahin, um sich Rath's zu erholen. Zufällig ward der Pocken erwähnt, worauf sie sagte 'ich kann diese Krankheit nicht bekommen, ich habe die Kuhpocken gehabt'. Es war das erste Mal, daß er von dieser Volkserfahrung hörte, und sie machte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf seinen Geist. Schon hatte er genug Gelegenheit gehabt, die Verwüstungen der Menschenpocken zu beobachten und an sich selbst hatte er die damahls übliche, fast tödtliche Cur der inoculierten Blattern durchgemacht. Der Gedanke, daß ein sicheres, harmloses Mittel dagegen existiere, wick nicht aus seiner Seele. Er trug ihn später John Hunter vor. Dieser warnte ihn vor Theorien und verwies ihn auf den Versuch. Don't think, but try! rief er ihm zu. Dazu wandte er sich auch, als er in die practische Laufbahn trat. Aber welch ein Labyrinth that sich vor ihm auf! Auf alle seine Erkundigungen kamen ihm die widersprechendsten Berichte zu; was der eine versicherte, leugnete der andere. Das Vorkommen der Kuhpocken in den Melkereien war theils selten, theils ungewiß und die Versuche damit an Menschen zeigten kein bestimmtes Resultat. Er befragte nun seine Collegen, die mit ihm in einem ärztlichen Vereine standen und erhielt von ihnen, ohne Ausnahme, zur Antwort: 'Wir haben alle von dem gehört, was du erwähnst, und in einzelnen Fällen ist die Schutzkraft der Kuhpocken erwiesen; aber wir kennen nicht minder Fälle entgegen gesetzter Art, wo auf diese die Menschenblattern folgten. Das Günstige jener Fälle beruht also auf einer besondern Constitution einzelner Individuen und nicht in der Wirksamkeit des Krankheitsstoff's, den sie von der Kuh mögen

überkommen haben'. Seine Einwendungen wurden kaum angehört und er durfte endlich, wollte er sich nicht dem Gespötte preis geben, gar nicht mehr öffentlich von der Sache reden. Man hielt seine Ideen für eine Art von Monomanie. Er aber ließ sich nicht irre machen und setzte seine Forschungen im Stillen fort. Diese zeigten in Wahrheit, daß die so genannten Kuhpocken kein sicheres Präservativ gegen die Blattern seyen; aber, ohne sich durch dieses Factum niederschlagen oder abschrecken zu lassen, ermittelte er allmählich, daß die Kühe verschiedenen solchen Uebeln unterworfen seyen, welche an den Händen der Melker Ausschläge erzeugten, daß aber nur eine gewisse Art derselben gegen die Menschenblattern schütze. Er nannte diese die echten, jene die unechten Kuhpocken. Jedoch auch die echten bewährten nicht immer ihre schützende Macht! Statt daß wiederum diese Erfahrung ihn muthlos machte, forderte sie ihn nur zu neuen Untersuchungen auf, und so ermittelte er endlich, daß die echte Kuhpocke nur in einem gewissen Zustande vollkommen zu schützen vermöchte, daß aber Materie, die von ihr nach dieser Periode genommen worden, zwar ein locales Leiden, aber keine bleibende Sicherheit gegen die Menschenpocken bewirke. Als er dieses Alles mit sich ins Reine gebracht, ging die Hoffnung, der Erretter der Menschheit von einem ihrer größten Feinde zu werden, wie ein goldner Stern vor ihm auf; ein hohes, seliges Bewußtseyn erfüllte sein ganzes Wesen *).

*) Es wird nicht unpassend seyn, die eigenen Worte, mit denen Jenner seine Empfindungen ausdrückt, anzuführen (I. 140): While the vaccine discovery was progressive, the joy I felt at the prospect before me of being the instrument destined to take away from the world one of its greatest

Nur Einem treuen Freunde, dem Dichter Gardner, theilte er, als sie im J. 1780 auf der Straße zwischen Bristol und Gloucester ritten, diese Angelegenheit mit, und schloß mit den Worten: Gardner, ich habe Dir eine sehr wichtige Sache anvertraut, von der ich fest glaube, daß sie dem menschlichen Geschlechte von wesentlichem Nutzen seyn werde. Behalte sie jedoch vorerst noch für Dich; denn sollte etwas in meinen Experimenten fehl schlagen, so würde ich, besonders bey meinen medicinischen Brüdern, ein Gegenstand des Gelächters werden, denn ich bin ja doch die Zielscheibe, nach der sie alle schießen. Diese Aeußerung wurde späterhin bey dem Committee des Unterhauses als historisches Document beygebracht.

Im J. 1789 impfte er seinen ältesten Sohn, indessen unter nicht sehr günstigen Umständen. Weit erwünschter war die Gelegenheit den 14ten May 1796. Lymphy ward genommen aus der Hand von Sarah Nelmes, die von ihres Herrn Kühen angesteckt war, und durch zwey oberflächliche Einschnitte in die Arme von James Phipps gebracht, eines gesunden Jungen von acht Jahren. Die Zufälle verliefen regelmäßig. Im darauf folgenden Julius ward Eiter aus Menschenpocken in verschiedene Einschnitte gebracht, aber — keine Krankheit erfolgte. Dieser klare, vielbeweisende Fall verstärkte den freudigen Eifer

calamities, blended with the fond hope of enjoying independence and domestic peace and happiness, was often so excessive that, in pursuing my favourite subject among the meadows, I have sometimes found myself in a kind of reverie. It is pleasant to me to recollect that these reflections always ended in a devout acknowledgment to that Being from whom this and all other mercies flow.

Jenner's; er entschloß sich nun, mit seiner Entdeckung hervor zu treten, und im J. 1798 erschien sein Werk 'Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken (Variolae Vaccinae) aus 75 Seiten in Quart bestehend *). In einfacher Weise, in der einleuchtenden Sprache der Natur stellte er hier die geordnete Reihe seiner Erfahrungen zusammen, und erläuterte durch getreue Abbildungen die von ihm wahrgenommenen und unterschiedenen Phänomene. Er geht von dem Gedanken aus, daß die Pocken eine ursprüngliche Krankheit unserer gezähmten und in manchem Betracht ausgearteten Hausthiere (der Kuh, des Pferdes, der Ziege etc.) seyen, daß sie von diesen auf die Menschen übergegangen, hier eine heftigere Form angenommen und diese Form bey Mittheilung von Menschen zu Menschen behalten hätten. Durch die Einimpfung der gehörig ausgewählten Krankheit von den Thieren werde auch im menschlichen Organismus die anfängliche milde Form wieder hervor gerufen und die Empfänglichkeit für die bössartige getilgt.

Die Aufnahme, welche dieser Schrift zuerst in ihrem Vaterlande zu Theil wurde, war nicht glänzend. Viele, auch unterrichtete, Männer bezweifelten die Richtigkeit ihres Inhaltes; andere, welche ihren endlichen Erfolg eifersüchtig ahneten, bestritten die Originalität der Entdek-

*) Er beabsichtigte zuerst diese Arbeit in den Schriften der Königl. Societät erscheinen zu lassen; aber ihr Präsident gab ihm zu verstehen, er möchte doch ja vorsichtig zu Werke gehen. Er habe schon (besonders durch seine Abhandlung über den Ruckuck) einigen Credit bey der Societät erlangt, und dürfe seine Reputation nicht so preis geben, indem er ihr etwas anböte, was im Widerspruche stehe mit anerkannten Lehren und zugleich so unglaublich sey (II. 168).

fung, als eine längst bekannte Sache *); dem großen Publicum war ein Verfahren anstößig, das, indem es die Krankheit einestheils auf den Menschen übertrug, vielleicht auch thierische Eigenschaften seinem Blute einflößte. Man war allgemein an die Einimpfung von Menschenblättern gewöhnt, obgleich diese an Gefährlichkeit der zufällig erlangten Krankheit nicht viel nachstand, und zur Verbreitung der eigentlichen Pockenseuche nicht wenig bestrug. Diese Methode, schon früh in der Türkey einheimisch, ward durch Lady Wortley Montague, die Gemahlin des englischen Gesandten in Constantinopel, wo sie ihren Sohn im J. 1717 so inoculieren ließ, nach England verpflanzt und erhielt sich da sehr lange, da Jedermann sich damit befaßte. Sogar jetzt noch ist dieser Unfug daselbst nicht getilgt. (Das Genauere hierüber gibt der Verf. I. 233 ff., der auch von Seite 161 an eine ausführliche Geschichte der Menschenpocken liefert. Er rechnet fast alle Krankheiten, von denen Ref. in seinen Origines Contagii gezeigt hat, daß sie den Alten als ansteckend galten, zu den Pocken. Genauer in diese gelehrt behandelte Untersuchung einzugehen, ist dieses Ortes nicht).

Jenner ließ sich durch Verkennung, Hohn und Anfeindung nicht außer Fassung bringen. Er schickte seine Schrift zugleich mit Kuhpockenlym-

*) Uebrigens ist nirgends in diesem Werke des Amtmann Jobst Böse Erwähnung gethan, der hier in der Nähe lebend, schon im Jahre 1769 auf die sichernde Kraft der Kuhpocken aufmerksam machte (m. vergl. des Ref. med. Topographie von Göttingen S. 327), noch viel weniger des Schul=Candidaten Plett, welcher wirklich schon mit Vaccine=Lympher im J. 1791 während seines Aufenthalts zu Habelburg im Holsteinischen drey Kinder mit Erfolg impfte (med. chirurg. Zeitung. 1815. Bd 3. S. 28).

phe an die ersten Aerzte des Landes, und hat um eine ernste aber unbefangene Prüfung. Diese blieb auch nicht aus. Bald kamen von verschiedenen Seiten bestätigende Briefe, die hier als wichtige Geschichtsbelege mitgetheilt sind. Besonders nahm sich Dr. Eline in London der Sache an, welcher, ihre hohe Wichtigkeit durchschauend, Jenner aufforderte in die Hauptstadt zu kommen und da seine Entdeckung selbst zu cultivieren, wobey er ihm ein jährliches Einkommen von 10,000 Pfund St. garantierte. Jenner lehnte dieses Anerbieten in einem äußerst bescheidenen, schönen Briefe ab (I. 155). Aber die Aussicht auf den großen Gewinn, der hier vor Augen lag, bewog andere Aerzte, namentlich die Doctoren Pearson und Woodwille, die große Entdeckung in ihren Nutzen zu verwenden, ja sich den Schein zu geben, als hätten sie keinen geringen Antheil daran. Ersterer stiftete sogar ein National-Impf-Institut und erwies Jenner die Ehre, ihn zum auswärtigen Mitgliede zu ernennen (I. 360).

Mehr noch als das waren es die Mißgriffe dieser Leute, ihre irrigen Ansichten von den Gründen der Kuhpockenimpfung, so wie eine durch Unachtsamkeit entstandene Vermischung von Lympe mit dem Eiter aus Menschenpocken, welche viele schlimme Folgen nach sich zog, die endlich Jenner bewogen, den Bitten und Ansorderungen seiner Freunde folgend, selbst nach London zu gehen, um allein sein Werk im reinsten Sinne zu begründen und nach einem großen Maßstabe auszudehnen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 19. Januar 1839.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: *The Life of Edward Jenner. By John Baron.*

Jenner kam nach London Ende Januar 1800 und bewirkte bald, mit Unterstützung bedeutender Männer, namentlich des Lord Egremont und unter dem besondern Schutze der Königlichen Prinzen, daß eine öffentliche Anstalt zur Einführung und Ausbreitung der Kuhpockenimpfung errichtet wurde (I. 175). Er war dabey weiter nicht betheiligt, als daß er mit der ganzen Kraft seiner würdigen und einnehmenden Persönlichkeit, mit seiner tiefen Kenntniß der Sache für den Zweck wirkte, Zusammenkünfte mit den Aerzten der Stadt hielt, und unermüdet ihnen die rationellen Gründe seines Thuns auseinander setzte. Sein Ruf nahm zu. Der König wünschte ihn zu sehen und gab ihm eine gnädige Audienz. (Bey diesem Anlaß schrieb J. an einen Freund: *what will you give for a sight of me, all in velvet, girt with a sword too? what a queer creature is a human being!* I. 375.)

Allmählich faßte auch der hohe Adel Zutrauen, und bald betrug die Zahl der Geimpften viele Tausende. Jede neue Erfahrung trug dazu bey, die Richtigkeit seiner Ansichten zu erhärten, und auch weniger günstige oder unglücklich ablaufende Fälle zeigten, näher erwogen, sich als Bestätigungen derselben. Dennoch hatte er fortwährend mit Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Die oben bezeichneten Vorurtheile dauerten theilweise fort; das Volk aus einem übel angebrachten Unabhängigkeitsgeföhle, sträubte sich gegen eine ihm zugemuthete Neuerung; viele Aerzte blieben halstarrig (wie denn Dr Moseley, Arzt am Chelsea-Hospital, laut behauptete, daß durch diese Kuhkrankheit ein Minotaurusgeschlecht *) in das Land gebracht würde. I. 353). So kam es, daß er fast durch sein ganzes Leben im Vaterlande selbst ununterbrochenem geheimem und offenem Widerspruch begegnete, und gerade von Seiten der Behörden weniger Unterstützung

*) Eine ähnliche Ansicht sollte auch in Deutschland dazu dienen, die Einführung der Vaccination zu hindern; allein eine eindringende Recension der Schrift von Marcus Herz über die Brutalimpfung und deren Vergleichung mit der humanen (wahrscheinlich von Stieglitz) in der allgem. Literatur Zeitung. 1801. N. 264 — 66. stellte diese Meinung in ihrer ganzen Blöße dar. Ohne dies gewußt zu haben, sagt der Verfasser I. 451: Both France and Germany had, nevertheless, their Moseleys, their Birches and their Rowleys. Ehrmann von Frankfurt habe den Namen bekommen the Marat of the Vaccine. — Als einst der berühmte Charles James Fox, der durch seinen Hausarzt Moseley die schlimmsten Dinge über die Kuhpocken gehört hatte, in Cheltenham war und Jenner'n die Frage vorlegte, womit die Vaccination zu vergleichen sey? antwortete dieser: mit dem Durchschneiden einer Perle auf einem Rosenblatte (II. 305).

fand, als er zu erwarten berechtigt war. Als Beispiel, wie wenig die Vaccination Fortschritte gemacht, erzählt er einmahl, daß in einem ihm nahe gelegenen Orte dieselbe so lange abgelehnt, und nicht eher angenommen wurde, als bis nach wiederholter Verheerung durch die Menschenblattern endlich die Kirchenvorsteher, weil sie zu viele Ausgaben für Särge hatten, sich zu jenem Schutzmittel entschlossen.

Jenner wünschte dringend die Kuhpocken nach Ostindien, wo gerade die Blattern heftig wütheten, zu verpflanzen. Die Lymphe, welche er hinschickte, kam gar nicht an oder blieb unwirksam. Er machte nun dem Staats-Secretariat Vorschläge, ein besonders dazu bestimmtes und ausgerüstetes Schiff hinzusenden. Sie wurden verworfen. Da entschloß er sich privatim durch Subscription eine solche Ausrüstung zu Stande zu bringen, als seiner Absicht auf einem andern Wege vom Auslande her entsprochen wurde.

Auf der englischen Flotte wurde die Vaccination vorzüglich durch die Bemühungen des Flotten-Arzt's Dr Trotter eingeführt, der auch, Februar 1811, mit dem andern medicinischen Personale der Navy ihm eine Medaille votierte, die erste öffentliche Anerkennung im Vaterlande: Apollo führt einen von der Impfung hergestellten jungen Seemann der Britannia zu, welche ihm dagegen eine Bürgerkrone mit dem Namen Jenner zureicht. Darüber steht *Alba nautis stella refulsit*.

Wer verdiente auch je mehr eine Bürgerkrone als Er, der mit am meisten die Vorzüge der Civilisation bewies? Die Vaccination erscheint als die wahre Apologie des Experiments, als die Apotheose der Combination. Wie Columbus, nicht irre werdend, fortsteuerte, bis er das ersehnte

Land entdeckte, wie Harvey viele Jahre seine Entdeckung als Ahnung und Gewißheit mit sich herum trug, bis er sie als wissenschaftliche Wahrheit auszusprechen vermochte, so Jenner. Was ihn trieb, das war einzig der Wunsch, die Gesundheit von Millionen ohne irgend ein Opfer von Schmerz oder Entbehrung zu bewahren. Daß nicht zu befürchten sey, durch die Vaccination würden zu viele Menschenleben erhalten und endlich die Subsistenzmittel der Erde unzureichend, sie zu ernähren, dafür sorgt (wie er bereits in einem Briefe an Worthington hervorhob II. 410) in unserm Klima die Himmelsgabe der Kartoffel.

Was langsam in der Heimath geschah, ging mit reißender Schnelle in den anderen Ländern und Welttheilen vor sich. Theils durch Jenner's Schrift, theils durch Kuhpockenlymphe, die er selbst versandt hatte (so im Jahre 1799 auf den Wunsch der Prinzessin Louise von Preußen nach Berlin, I. 348 und des Dr De Carro nach Wien) war die Kenntniß und Ausübung des Gegenstandes an weit entlegene Orte verpflanzt worden. In Hannover fand die neue Entdeckung gleich im Anfange die günstigste Aufnahme. Trotz der Hemmnisse durch den Krieg kam Jenner's Schrift schon im J. 1799 dorthin, wurde ins Deutsche übersetzt und vom Uebersetzer (Dr Ballhorn) dem verehrten Wohlthäter lateinisch mitgetheilt. Auch wurde gleich in Hannover und Göttingen geimpft (I. 339).

Man kann sagen, daß die Verbreitung der Kuhpockenimpfung einen Triumphzug durch die Welt hielt. Die Geschichte der Medicin wird diesen Theil ihrer Aufgabe immer zu ihren schönsten und befriedigendsten rechnen müssen. Die Materialien dazu sind im vorliegenden Werke vollständig gesammelt. Wir können sie nur andeu-

ten. Es wird im Einzelnen dargelegt, wie diese Völkerverwohlthat innerhalb weniger Jahre in fast allen Ländern mit Jubel aufgenommen und von den Regierungen mit Festigkeit und Weisheit begründet wurde. Bey den meisten Einrichtungen war Jenner durch briefliche Belehrungen rastlos mitwirkend. Sein Briefwechsel mit dem für die gleiche Sache nicht minder thätigen De Carro ist hier mitgetheilt. Dieser hatte die Impfung in Oestreich und Italien eingeführt; durch ihn brachte sie der englische Gesandte Lord Elgin nach Constantinopel, nach Griechenland, und beförderte sie von da über Bagdad und Busora nach Bombay. So gelangte diese kostbare Hülfe nach dem Continente von Asien (I. 421). Auf das eifrigste wurde ihre Einführung in Spanien auf Anliegen des Friedensfürsten betrieben. Um sie sicher nach seinen überseeischen Besitzungen zu schaffen, ließ der König eine eigene Expedition ausrüsten, übereinstimmend mit dem Plane, den früher Jenner dem englischen Gouvernement vorgeschlagen hatte. Am Bord des Schiffes befanden sich 22 Kinder, die nie die Blattern gehabt und welche successiv von einander geimpft wurden, um immer frische, echte Lympe auf der Fahrt zu haben. Sie ging im November 1803 von Corunna ab, blieb drey Jahre unterwegs und erfüllte ihre Aufgabe mit dem befriedigendsten Erfolge.

Da sich die wohlthätigen Wirkungen der Vaccination so bald kund gaben, so blieben die Beyfalls- und Ehren-Bezeugungen vom Auslande her nicht aus. Die gelehrte Gesellschaft, welche Jenner zuerst in ihre Mitte aufnahm, war die Societät der Wissenschaften zu Göttingen *).

*) Welchen Werth er auf diese Auszeichnung legte, geht aus seinem Antwortschreiben an Blumenbach her-

Viele andere folgten nach. Diplome, Dankbriefe, Gedichte, Denkmünzen (darunter besonders die

vor, welches wir hier mitzutheilen die Erlaubniß haben. Wir sehen uns dazu um so mehr veranlaßt, als Jenner (wie der Herausgeber in der Vorrede S. XIX bemerkt) bloß die Hauptpuncte seiner experienten Briefe sich aufzeichnete, und daher auch der (I. 467) aufgeführte unvollständig ist. Der äußerst deutlich und schön geschriebene Originalbrief lautet folgendermaßen:

London

December 1. 1801.

Sir,

Among all the favors conferr'd upon me since I have had the happiness of calling the attention of mankind to the subject of Vaccine Inoculation, there is not one that I esteem more highly than that from the University of Goetingen (so im Originale). Give me leave to request that through you, Sir, my sincere thanks be presented to the learned Body who have, so kindly, made me the object of their attention, and pray assure them I shall ever retain a grateful sense of the obligation.

Permit me particularly to thank you for your very friendly Letter. My observations on the migration of Birds have not yet been publish'd, or they certainly should be much at your service. I shall, if possible, present a Paper on the Subject to the Royal Society this winter. Laterly, my attention (as you may suppose) has been so incessantly occupied by the Cowpox, that I have found it impracticable to wander into other paths of Natural History, a branch of Science, which I know is the delight of your Heart as well as mine, and which you have cultivated with as much effect as ardor.

Accept my best wishes,

and be assured that I am
with great esteem

your faithful

and obed. humble servant

Edw^d. Jenner.

große Medaille, welche Napoleon 1804 dem Erhalter der Schönheit zu Ehren schlagen ließ, II. 457 und m. vergl. damit Rudolphi's Münzverzeichniß S. 55) langten nach und nach in Fülle an und verfehlten endlich nicht, auch im Inlande die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu wecken. Durch einen Beschluß des Unterhauses (dessen Debatten hier I. 505 — 521 enthalten sind) wurde ihm im Jahre 1802 eine Belohnung von 10,000 Pfund St. ertheilt; eine geringe Summe, wenn man bedenkt, daß er nicht viel weniger bey seinen Anstrengungen um die Einführung der Kuhpocken aufgewandt hatte. Trotz des günstigen Eindrucks, den diese Bewilligung hervor brachte, nahm die Vaccination im Lande doch nicht den Fortgang, den sie anderwärts fand und im J. 1806 machte der Minister Lord Pety im Parlamente einen Antrag deshalb (II. 57: Its progress had been much obstructed in our own country in consequence of the numerous prejudices which had been excited against it; and small-pox was again becoming prevalent). Zugleich wurde eine ausgedehntere Belohnung für Jenner beantragt und ihm nun 20,000 Pfund St. bewilligt. Auch diese Summe scheint für England nicht zu groß, da er seine übrige ärztliche Praxis beynabe aufgegeben und alle seine Zeit und Kraft bloß der Beförderung dieses großen Ziels gewidmet hatte. Obgleich Keiner uneigennütiger seyn konnte, als er es war, so empfand er es doch, daß man für seine mit großen Kosten verbundenen Bemühungen von Seiten des Publicums den Dank mit Worten für hinreichend erachtete. Ein Theil der Mütter Londons, von dem beseligenden Gefühle durchdrungen, ihre Kinder von dem Würgengel der Pocken verschont, deren Wohlgestalt und Ein-

nesorgane gesichert zu wissen, gingen mit dem Plane um, dem Manne; der dieses Füllhorn von Glück über sie ausgegossen, den Tribut ihrer Dankbarkeit darzubringen; allein es blieb bey dem frommen Wunsche (II. 211). Nur in der Graffschaft Gloucester gelang es der Verwendung des Grafen von Berkeley eine Subscription zusammen zu bringen, daß dem Menschenfreunde ein Silberservice verehrt werden konnte (I. 482). Anders die indischen Frauen! Jenner schreibt in dieser Beziehung einem seiner Freunde (II. 356): You will be pleased to hear that the dingy Hindoo ladies are convincing me of their grateful remembrance, not merely by words, but by a tangible offering, while my fair Christian country women pass me unheeded by.

Die hohe Achtung, die er im Auslande genoß, benutzte er zur Erreichung menschenfreundlicher Zwecke. Um die Freyheit mehrerer in Frankreich gefangen gehaltener Engländer zu erlangen, wandte er sich direct an den Kaiser, der ihm willfahrte. Als einmahl Napoleon das an ihn geschehene Besuch zu verwerfen schien und Josephine den Namen Jenner aussprach, rief er, nach einer Pause: 'Jenner, dem können wir nichts abschlagen' (II. 38). Auch durch das Nationalinstitut zu Paris, dessen Mitglied er war, gelang es ihm, ähnliche Vergünstigungen zu erhalten. Sein Leben war dem Wohlthun im weitesten Sinne gewidmet.

Seine ferneren Erfahrungen über die Kuhpocken theilte er in einzelnen Abhandlungen mit; die letzte erschien im J. 1822 (II. 276). Auch ihm begegnete, daß schon Vaccinierte von den Menschenpocken befallen wurden; er hielt sich in dessen für überzeugt, daß eine gehörig geleitete

und gelungene Impfung in den meisten Fällen für das ganze Leben schütze. Bey zweifelhaften Umständen rieth er unbedingt zur nochmaligen Impfung als dem untrüglichen Mittel (the re-insertion of the vaccine lymph II. 149, und m. vergl. I. Introd. XXII).

Bey der Ankunft der alliirten Monarchen im J. 1814 zu London erhielt auch er Zeichen der Aufmerksamkeit, besonders vom Kaiser Alexander. Weiter jedoch geschah nichts für ihn. 'Die Freygebigkeit (bemerkt der Verf. II. 208) erschöpfte sich Ehren auf die zu häufen, deren Geschäft es war, Menschenleben zu vernichten, während man dem bescheidenen und zurück haltenden Manne, der Millionen durch sein Mittel gerettet, erlaubte, mit seinem eigenen Bewußtseyn sich zu begnügen, ohne sprechende Beweise öffentlicher Achtung'.

Nach dem Tode seiner Frau zog sich Jenner, der dadurch auf das tiefste ergriffen und gebeugt wurde, in seine Einsamkeit nach Berkeley zurück und genoß da die ländliche Ruhe, die ihm lange versagt gewesen. Als ihn der Herausgeber im Oct. 1818 besuchte, fand er auf dessen Tische einen Plan zu einem Hause für den armen Phipps, an dem Jenner seinen ersten Vaccinationsversuch vorgenommen, und den man seitdem wohl 20 Mal ohne Erfolg mit Menschenpocken geimpft hatte. Er baute ihm auch wirklich das Haus und in das Gärtchen pflanzte er selbst Rosen aus seinen Beeten (II. 305).

Er entzog sich keiner Verpflichtung, die ihm nur irgend als Arzt oder gebildetem Manne auf dem Lande zukam; er hielt es für seine Bestimmung, zu belehren, heilsame Anweisungen zu ertheilen, zu helfen und von allen Mühseligkeiten des Lebens seinen Theil mit zu tragen. Aus

freyen Stücken übernahm er öfters in Berkeley die Stelle einer Magistratsperson, und der Verf. erzählt (II. 303), wie er ihn einmahl Recht sprechend fand in einer engen, dunkeln, von Tabacksqualm erfüllten Stube; außen ein keifender Pöbelhaufen und innen Weiber Schwüre ausstößend über uneheliche Kinder und über die Betrunketheit ihrer Männer.

Obgleich sein Lieblingsgegenstand ihn am meisten beschäftigte und seine Zeit auch vollauf in Anspruch nahm, so war doch kein Theil der practischen Medicin, der ihn nicht tief interessierte, und Vieles regte er in anderen Gebieten durch Gespräche mit seinen Fachgenossen an, was diesen zur öffentlichen Anerkennung und der Kunst zur Förderung gereichte.

Obgleich Jenner im Ganzen einer gleichmäßigen Gesundheit sich erfreute, so kamen doch auch Tage, die ihm nicht gefielen. Er litt öfters an Ischiatik. Während seines Aufenthalts in London etwa um das J. 1812, bekam er einen ungemeyn heftigen Anfall, so daß er, vom Schmerze getrieben, das Volksmittel zu gebrauchen sich entschloß, nämlich zu marschieren; und siehe da, der angestrengte Leidensgang hatte den Erfolg, daß er nie wieder von diesem Uebel heimgesucht wurde (II. 399). Am 6. August 1820, während er in seinem Garten spazieren ging, wurde er von Schwindel und Ohnmacht befallen, so daß er auf die Erde stürzte. Der Anfall ging jedoch glücklich vorüber; das Gehirn hatte keinen Eingriff erfahren; Lähmung war nicht zurück geblieben; nur die Sensibilität zeigte eine Zeitlang gegen gewisse Töne eine krankhafte Erhöhung. Nach einigen Monaten kehrte er, völlig hergestellt, zu allen seinen früheren Beschäftigungen wieder zurück. Er blieb mit unveränderter Energie thätig

und ergab sich seinen wissenschaftlichen wie Berufsarbeiten mit Heiterkeit und Frische fast bis zur letzten Stunde seines Lebens. Noch am 24. Januar 1823 schrieb er in sein medicinisches Tagebuch den Krankheitsfall eines Freundes, der mit ihm in die Schule gegangen, wo er die schlimme Prognose eines apoplectischen Todes stellte, der auch eintrat. Am 25. wurde er selbst auf die gleiche Weise vom Schlage getroffen und am 26. athmete er zum letzten Male.

Er war einer von den guten, weisen und großen Männern, wie sie selten auf Erden gefunden werden. Er liegt in dem Garten seines Landguts begraben, nicht in der Westmünster-Abtey. Zwey Bilder von ihm, ein Portrait und eine Büste, stehen vor beiden Theilen dieses Werks. Sie zeigen seine edlen, gedankenvollen Gesichtszüge.

S t u t t g a r t.

Druck und Verlag von Imle und Riesching. Historisch-kritische Darstellung der Pockenfeuchen, des gesammten Impf- und Revaccinationswesens im Königreiche Würtemberg innerhalb der fünf Jahre Juli 1831 bis Juni 1836. Nach den bey dem Königlichen Medicinalkollegium vorliegenden Physikatsberichten bearbeitet v. Professor Dr Franz Heim, K. Würtemb. Regimentsarzte. XII u. 651 Seiten. 1838. 8.

Bey der Anzeige der Schriften von Eichhorn (1831. St. 16.) sprachen wir uns für die Zweckmäßigkeit der Revaccination aus. Diese ist seit jener Zeit in mehreren Ländern, namentlich in Würtemberg, im Volke nicht gerade gesetzlich vorgeschrieben, jedoch so angemessen empfohlen und vorgenommen und bey dem Militär so streng durch-

geführt worden, daß dadurch nicht nur der Verbreitung der wiederholt eingeschleppten Menschenpocken eine Schranke gesetzt, sondern auch für die wissenschaftliche Beurtheilung des Gegenstandes ein hinreichendes Resultat gewonnen werden konnte.

In der vorliegenden Schrift ist über Alles, was zur Ermittlung und Erledigung dieser Angelegenheit innerhalb 5 Jahren in Württemberg geschah, mit Sorgfalt und Ausführlichkeit Bericht erstattet. Die größere Hälfte hat zwar mehr ein locales Interesse, doch sind zugleich die allgemeinen Punkte so gut beherzigt und erörtert, daß Jeder, der dieser Krankheit in pathogenetischer oder staatspolizeylicher Hinsicht Aufmerksamkeit zuwenden will, vielfache Belehrung daraus zu schöpfen vermag.

Der erste Theil (S. 3 — 477) umfaßt in 6 Abschnitten die Pockenseuchen des Neckar-, Schwarzwaldd-, Jagst- und Donaukreises; einen nosographischen Rückblick und die geographische Verbreitung des Pockencontagiums. Der zweyte Theil (S. 477 — 632) enthält in zwey Abschnitten die Geschichte der Vaccination im Königreiche innerhalb der Statsjahre 1831 bis 1836; das Erscheinen der Pocken an Kühen; Beobachtungen über die Entwicklung der Schutzpocken und ihre Complication mit anderen Krankheiten; die bey den öffentlichen Impfungen und bey der Führung der Impfbücher bemerkten Mißbräuche; Vorschläge zu einfacherem und minder kostspieligem Betrieb des Impfgeschäfts; Geschichte der Revaccination im Königreiche innerhalb der Jahre 1831 — 1836; und angehängt sind die vollständigen württembergischen, badischen, bairischen und preussischen Verordnungen hinsichtlich der Revaccination, der Vaccination, der Prämien für pockenfranke Kühe; so wie eine Reihe Tabellen zur Erläuterung der Statistik des Impfwesens.

Einen Auszug des Inhalts zu geben ist nicht wohl möglich, indem als Materialien wesentlich nur die vorhandenen Physicatsacten benutzt wurden, und die Schlußfolgerungen, wenn gleich allgemein gehalten, doch zunächst jenen Verhältnissen und Bedürfnissen sich anschließen. Für die Natur der Pockenkrankheit, für die Annahme ihrer Herausbildung aus dem Scharlach und den Masern, für die Modification ihres Verlaufs etc. finden sich hier verschiedene neue Ansichten und Thatsachen, so daß den medicinischen Journalen reichlicher Stoff zur Discussion geliefert ist: eine Beschäftigung, die außer dem Zwecke dieser Blätter liegt. Nur einige Ergebnisse mögen hier mit den Worten des Verfassers stehen:

‘Aus der Gesamtzahl der theils an Varioloiden, theils an unmodificierten Menschenpocken erkrankten 1677 Menschen gehörten 634 Individuen der letzteren Krankheitsform an, wornach sich also die Zahl derselben zu der an Varioloid Erkrankten verhält wie 1:1,68. Unter den 634 an Variola vera Kranken war mehr als die Hälfte ungeimpft, und 39 wurden von den echten Menschenblättern zum zweyten Mahle befallen, 186 waren der vorgängigen Impfung ungeachtet von der Variola perfecta befallen worden; 147 wiesen normale, und nur 39 mangelhafte Narben von der erstandenen Schutzpockenimpfung auf. Nur einzelne, wenige geimpfte Kinder wurden vor zurück gelegtem vierzehnten Lebensjahre, also nach dreizehn Jahren von der Jugendimpfung, von den echten Pocken befallen, und bey ihnen war größtentheils der Impfnarbenzustand mangelhaft, und aus diesem mangelhaften Impfbeweise kein anderes für den normalen Verlauf der Kuhpocken gegeben; oder die Schutzpockenimpfung war kaum vor Ausbruch des

Pockeneranthems vorgenommen worden, und beide Pockenformen verliefen neben einander, oder es war doch die Kuhpockenschützung noch nicht völlig eingetreten, welche hierzu eines Zeitraums von 21 Tagen bedarf (S. 374).

Es ist auffallend, wie die Pockenseuchen der verfloffenen fünf Jahre sich größtentheils an der Grenze des Landes herum trieben, und nur in kleinen Ausläufern tiefer einwärts und dem Herzen des Landes zu sich erstreckte; der bloße Ueberblick einer über die Pockenseuche gefertigten Karte führt zu der Vermuthung, daß dieses Domiciliren der Pocken an den Grenzen in ursachlichem Zusammenhange mit den Pockenseuchen der Nachbarländer stehen müsse (S. 409).

In der bey weitem größten Zahl der mit dem Pockencontagium in Contact gekommenen Individuen schützte entweder die Jugendimpfung allein, oder die gelungene Revaccination, oder die schon einmahl bestandene Blatternkrankheit. Die Epidemie hat aber den Erfahrungssatz wieder herausgestellt, daß die antivariolose Kraft der Vaccine nur eine vorüber gehende, mit der Zeitentfernung von der Impfung allmählich abnehmende, und beynah in allen Individuen nach und nach erlöschend sey (S. 471).

Die Versuche mit der Lymphy in den Bläschen revaccinierter Erwachsenen gaben die überzeugendsten Resultate ihrer Schuttkraft. 'Ich habe an impffähigen Kindern die schönsten Kuhpocken selbst dann erzeugt, wenn die Impfungen vom Kindesarme erfolglos geblieben waren' (S. 524).

Die oberste Behörde suchte in allen Rescripten an die von Pocken heimgesuchten Bezirke die eiligst geforderte Wiederimpfung der nächsten Umgebung und der ansteckungsfähigen Bewohner der

infficierten Häuser in der Ausdehnung zu erzielen, daß die Wiederimpfung an ihnen, ohne Rücksicht auf den Impfnarbenzustand und das Alter des Individuums, also in der letzten Zeit bis einschließlich zum 36. Lebensjahre vollzogen werden mußte, durch welche Maßregel entschieden mehr Gutes erreicht wurde, als durch die Häusersperre; überall bewährte sich die Pockenfeuche nach durchgeführter Revaccination wie abgeschnitten, und sämtliche Berichte unserer Aerzte stimmen in dem Lobe dieses Ertödtungsmittels der Menschenblattern überein (S. 583).

So hat der auf circa 16,000 Menschen übertragene Revaccinationsstoff sich überall nicht nur von gleicher Dignität mit dem Vaccinestoff erwiesen, sondern noch überall den wesentlichen Vorzug vor letzterem gewährt, daß mit Hülfe desselben die Wiederimpfung schnell und ungleich früher durch größere Zahlen durchgeführt werden konnte, als dies mit Kinderlymphe nur schwer oder gar nicht möglich ist. Es sollte daher der Zulässigkeit dem vom Arzte als gut erkannten Revaccinebläschen zur Weiterimpfung auf Erwachsene bey nicht ausreichendem Vorrathe von Kinderlymphe kein Hinderniß in Weg gelegt, bey dem Ausbruche der Menschenblattern aber, wo von der schnellen Durchführung der Revaccination bey der ganzen hierzu befähigten Bevölkerung des Ortes die Unterdrückung der Weiterverbreitung abhängig ist, der Fortpflanzung des echten Schutzpockenstoffes von *Erwachsenen* auf *Erwachsene* aller Vorschub geleistet werden. Daß aber der schnellen Durchführung der Wiederimpfung, wo sie keinen Widerstand fand, unterstützt durch die übrigen bey uns gesetzlichen, polizeylichen Vorkehrungen, immer vorzugsweise die Limitierung und die völlige Unterdrückung des in einer Gemeinde ausflo-

bernden Pockenunders zu verdanken sey, darüber sind alle Aerzte des Landes, welche Pockenepidemien zu behandeln hatten, einer Stimme (S. 617. 618).

Von dem hohen Werthe der Wiederimpfung nach einer gewissen Zeitentfernung von der ersten Impfung, ja von der für die Verlängerung der Schutzwirkung absoluten Nothwendigkeit dieses Verfahrens an allen, in ein gewisses Alter vorgerückten Staatsangehörigen, sind die Districtsärzte unsers Landes so lebendig durchdrungen, daß 60 derselben, nämlich fast die ganze Zahl der über Pockenepidemien Bericht Erstattenden, ihren Wunsch zu den Acten nieder gelegt haben, daß die Revaccination mit eben dem gesetzlichen Zwange eingeführt werden möge, wie die erste Impfung' (S. 621).

Die hohe Wichtigkeit der Sache wird Jedem, den seine Stellung zur allseitigen Prüfung derselben auffordert, zu dieser mit großer Selbstverleugnung zu Stande gebrachten, reichhaltigen Schrift führen. Wie übrigens der Vf. nach den bloß ihm amtlich bekannt gewordenen Beweisen über den Zug der Blatternkrankheit, ganz abgesehen von den zahlreichen vollgültigen Zeugnissen der ärztlichen Schriftsteller über die Art ihrer Verbreitung, doch noch (S. 408) von der Möglichkeit einer miasmatischen Mittheilung sprechen konnte, ist uns ein Räthsel, und sehen wir daraus nur aufs Neue, wie schwer es selbst einem einsichtsvollen Beobachter wird, eine einfache wissenschaftliche Ueberzeugung, trotz aller scheinbaren Gegen Gründe und des Widerstreites der Meinungen, unerschütterlich fest zu halten.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 21. Januar 1839.

L o n d o n.

Unsere Bibliothek hat sich eines wichtigen Geschenkes zu erfreuen, nämlich der Fortsetzung der Arbeiten der auf Befehl König Wilhelm IV. im März 1831 errichteten Commission zu der Bekanntmachung der in den britischen Archiven befindlichen, durch Alter und Inhalt wichtigen, Urkunden. Die jetzt erhaltenen Bände, gedruckt in den Jahren 1835 bis 1837 (der letzte schon auf Befehl der jetzt regierenden Königin) enthalten Folgendes:

General Report from the Record Commission to the King in Council. 1837. fol.

The Record of Caernarvon. 1838. fol.

Rotuli Chartarum in turri Londinensi asservati. Vol. I. P. I. 1837. fol.

Rotuli litterarum patentium in turri Londinensi asservati. Vol. I. P. I. 1835. fol.

Rotuli Curiae Regis Vol. I. II. edited by Sir Francis Palgrave. Vol. I. II. 1835. 8.

Proceedings and Ordinances of the privy Council of England. Vol. V. 1835. Vol. VI. VII. 1837. 8.

Documents and Records illustrating the History of Scotland. Vol. I. 1837. 8.

Excerpta e Rotulis finium Henrico tertio rege. Vol. II. 1836. 8.

Rotuli de oblatiis et finibus in turri Londinensi asservati. 1835. 8.

Kalendars and Inventories of his Majesty's Exequer. Vol. I. II. III. 1836. 8.

State Papers published under the authority of His Majesty's commission Vol. IV. King Henry the Eighth 1836.

State Papers etc. Vol. V. King Henry VIII. continued. 1836. (Ueber die ersten drey Theile s. Götting. g. Anz. 1836. St. 128.)

Als Herausgeber der einzelnen Werke haben sich genannt: Sir Francis Palgrave, Sir Harris Nicolas und die Herren Karl Roberts und Thomas Duffus Hardy.

Auf der Rückseite der Titel jedes Bandes steht die gedruckte Inschrift: This Book is to be perpetually preserved in the library of the university of Gottingen.

Indem wir mit Bezeugung des Empfanges der Commission unsern verbindlichsten Dank dafür darbringen, geschieht es mit der tief gefühlten Rük Erinnerung an unsern verewigten Königlichen Wohlthäter, dem auch dieses Geschenk seinen Ursprung verdankt.

Gn.

G ö t t i n g e n.

Unsere Anzeigen sind nicht gewohnt, die von den hiesigen Facultäten vorgenommenen Promotionen, es seyen die gewöhnlichen, meistens am Ende der Universitätsjahre gesuchten, oder die Ehren halber, theils an berühmte Gelehrte, theils

an fürstliche Personen, Staats- oder, etwa bey ihrem Dienstjubiläum, verdiente Geschäftsmänner, ertheilten, bekannt zu machen. Nur bey den beiden Jubiläen der Universität trat eine Ausnahme ein, aus deren Vergleichung sich ergibt, daß die Zahl der Ehrenpromotionen bey dem hundertjährigen bedeutend größer gewesen ist, als bey dem funfzigjährigen, und daß man bey diesem, wie bey diesem nicht, es gewagt hat, Personen, welchen die Excellenz zukam, so wohl im Königreiche, als in den beiden Ländern, die unsere Universität zu ihrer Landesuniversität ernannt haben, in diese Zahl aufzunehmen, ungefähr wie, um nur neuere Beispiele anzuführen, die französische Academie unter ihren vierzig Mitgliedern auch vornehme Herren vom Hofe hatte, die mehr der Academie zur Ehre gereichten, als diese ihnen, und wie bey dem Aufenthalte der Monarchen in England die Universität Oxford sogar Majestäten zu Doctoren der Rechte oder des Rechts, denn LL. D., legum Doctor geht doch nur auf das römische Recht, ernannt hat. Natürlich hängt es in solchen Fällen von dem Zufalle, z. B. dem der persönlichen Anwesenheit, oder einem andern, ab, wer gerade diesen Beweis von Achtung erhalten soll, und es wird Niemand einfallen, zu glauben, die Nichternannten seyen gerade für weniger würdig angesehen worden, zumahl da auf vielen Universitäten es einem Doctor zur Pflicht gemacht wird, denselben Grad auf keiner anderen hohen Schule, auch nur anzunehmen, man aber unmöglich immer wissen kann, ob unserer Universität nicht schon früher oder später eine zuvor gekommen ist.

Diese Bemerkungen mögen voraus geschickt werden, da jetzt von einem Nachtrage zu den juristischen Jubiläumspromotionen die Rede seyn

soll. Die erste Veranlassung zu einem solchen gab der Herr Chespräsident des geheimen Obertribunals zu Berlin W. Fr. Sack, also der erste Richter in der preussischen Monarchie, der ehemahls hier studiert hatte, und bey dem Jubiläum gegenwärtig gewesen war. Sein Diplom ist vom 12. November v. J. Da nun einmahl die Bahn gebrochen war, sich nicht streng an die Zeit des Jubiläums zu halten, so war es wohl sehr natürlich, auch den beiden Staats- und Cabinets-Ministern, die unter den beiden Königen, Georg IV. und Wilhelm IV., persönlich den Vortrag gehabt, und um unsere Universität, im Ganzen und die einzelnen Lehrer, sich so verdient gemacht hatten, Sr Excellenz dem Herrn Erb-Vand-Marschall Grafen von Münster und Sr Excellenz Herrn von Dmpteda, die Dankbarkeit der Facultät auf diese Art zu beweisen. Beide Diplome sind, nach erfolgter wohlwollender Genehmigung dieser unserer Vertreter, am 6. December v. J. ausgefertigt.

Hugo.

B e r l i n.

Bey Dümmler, 1837: Entscheidungen des Königlichen Geheimen Obertribunals, herausgegeben, im amtlichen Auftrage, von Dr A. H. Simon, Geheimen OberJustiz- und RevisionsR., und Heinr. Leop. v. Strampff, KammerGerichtsR. Erster Band, auf XVIII u. 432 Seiten. Zweiter Band, auf XVI u. 436 S. Dritter Band 1838, auf XIII u. 412 Seiten in gr. Octav.

Rechtsfälle sind in unserm Fache etwas so Natürliches, und, wenn ein Volk es einmahl zur Schriftstellerey gebracht hat, eine so natürliche

Art von dieser, wie Krankheitsgeschichten in der Medicin, und selbst in der Theologie hat man nicht nur bey Katholiken für die Casuisten Gewissensfragen, sondern man hatte sie auch zur Zeit von Spener's theologischen Bedenken bey den Protestanten, die seitdem ziemlich davon abgekommen zu seyn scheinen. Ja die Rechtsfälle haben noch darin einen ganz besonderen Werth, daß, wenn sie nicht nach der Meinung eines einzelnen Schriftstellers, sondern von einem ganzen höheren Gerichte (da wir in Deutschland einen einzelnen höheren Richter für etwas ganz unmögliches zu halten gewohnt sind) entschieden werden, sie sogar eine Rechtsquelle für dieses Gericht und für die ihm untergeordneten abgeben, statt daß die Behandlung einer Krankheit immer noch den traurigsten Ausgang haben kann, wenn gleich sogar mehrere berühmte Aerzte versichern, sie seyn ihnen vollkommen gelungen, wie denn auch bey Gewissensfragen die Lehre von den probabeln Meinungen wohl allgemein verworfen wird. Je höher nun ein Gericht steht, desto wichtiger sind in dieser Rücksicht seine Erkenntnisse, wie man in Rom an den *sententiae imperiales in cognitione prolatae*, in Frankreich an *arrêts* (lat. *arresta*), in England an den *reports*, in Deutschland ehemahls an den Nachrichten, wie es bey dem Reichscammergericht gehalten werde, den *observationes camerales*, an den Erkenntnissen des gewissermassen noch fortbauernenden höchsten Gerichts für die an Schweden abgetretenen Länder und an unzähligen anderen Beyspielen, sieht. Dabey ist es nun aber ein sehr wichtiger Punkt, ob diese Erkenntnisse von dem Herausgeber immer richtig aufgefaßt worden sind, da es oft sehr schwer ist, die Meinung der Mehrheit eines Collegiums über eine einzelne Frage heraus

zu bringen, wenn man noch so gut weiß, daß vorige Urtheil sey bestätigt oder nicht, da die eine Stimme wohl auf diesen, die andere auf jenen Entscheidungsgrund gebaut seyn kann, und selbst wenn ein Mitglied eines Gerichts, wie es häufig geschieht, solche Erkenntnisse heraus gibt, doch auch bey ihm eine Vorliebe für seine eigene Meinung unvermeidlich ist. In beiden Rücksichten nun, können es die hier anzuzeigenden Entscheidungen wohl mit jeder andern Sammlung dieser Art aufnehmen. Sie sind erstens von dem höchsten Gerichtshofe für den größten Theil der preussischen Monarchie, und zweytens werden sie officiell bekannt gemacht, d. h. der Chespräsident des Geheimen Ober-Tribunals, der vorhin erwähnte, neu ernannte Ehrendoctor unserer Juristenfacultät, muß sie alle genehmigt haben, der Regel nach werden sie von einem Referenten ausgearbeitet, und wenn dies nicht geschieht, so sind die beiden Herausgeber dieselben, welche schon seit zehn Jahren vier Bände Rechtsprüche der preussischen Gerichtshöfe besorgt haben, und sie noch ferner, nur mit Ausschluß der Entscheidungen des Tribunals, von welchen jährlich zwey Bände zu erwarten sind, fortsetzen werden. Auch hier geht bey jedem Bande ein ausführliches Inhaltsverzeichnis voran, und es folgt am Ende desselben ein Register der Stellen des Landrechts und anderer Verordnungen, worunter vielleicht eine österreichische Sanctio pragmatica von 1693, ihres Namens wegen, auffallen wird, zuweilen selbst auch Stellen aus dem C. J. civilis und canonici.

Was übrigens schon Cicero (de orat. 2, 33.) wohl an den ältesten Sammlungen von Rechtsfällen tadelt, daß darin so viele für die Theorie ganz unerhebliche Umstände, die vollständigen Ma-

men der Personen, die genaue Angabe der Zeit (z. B. hier der Publication eines Urtheils, wo es auf gar keine Nothfristen ankommt) und dgl. erwähnt werden, könnte freylich auch bey diesen Entscheidungen einen Anstoß geben. Allein nicht nur haben wir jetzt Bücher genug und über genug von der Art, wie Cicero sie für besser hielt, als Rechtsfälle, vielleicht weil er selbst Jene und nicht Diese zu schreiben dachte, nämlich Bücher wo, z. B. von Testamenten im Allgemeinen, auch jeder Art derselben, ebenfalls im Allgemeinen, und nicht von Einem, welches, wie I. S. 81 der Pfarrer Evers zu L. am 17. Sept. 1833 von ihm eigenhändig geschrieben, aber nicht auch unterschrieben (dies war der Punct, worauf es ankam, das Tribunal hielt das Testament für ungültig, weil das A. Landr. sagt: 'eigenhändig ge- oder wenigstens unterschrieben') einer gerichtlichen Deputation übergeben hatte, welches von der Vormundschaft zweyer Kinder eines Seitenverwandten angegriffen, vom ersten Senate des OLGerichts zu Paderborn am 23. October 1834 und vom zweyten Senate am 14. Januar 1836 aufrecht erhalten worden war u. dgl. die Rede ist; sondern es ist doch auch gut, wenn es Bücher gibt, die recht nahe an wirkliche Acten grenzen, indem auch das darin erwähnt wird, was in den Acten nicht fehlen darf, und was, wenn es auch für den Leser entbehrlich ist, doch den Gebrauch des Buches dem Gerichte selbst, zur Erinnerung und zum Nachschlagen, erleichtert.

Hugo.

M a r b u r g.

Bey Garthe: Vier Abbildungen des Schädels der *Simia Satyrus*, von verschiedenem Alter, zur Aufklärung der Fabel vom *Oran̄ utān* her-

ausgegeben von C. F. Heusinger. 1838. 44 Seiten nebst 4 Steindrucktafeln in 4.

Bekanntlich haben Wurm, Lilesius, Rudolphi, Cuvier, Owen u. A. nachgewiesen, daß das Thier, was man Drang Utang nennt, und welches der äußern Form nach dem Menschen so ähnlich ist, nicht ein ausgewachsenes Thier, sondern nur das Junge eines bey weitem nicht so menschenähnlichen großen Affen, des Pongo von Boraco sey, und nur wegen seiner Jugend, so wohl in seinem Körperverhältniß als in seinem sanften, gelehrigen Betragen so viel Menschenähnliches besitze. Diese Annahme wurde in neuerer Zeit von Blainville, der früher derselben Meinung war, bestritten, und solches ist der Grund, weshalb der Vf. durch Abbildungen von Drang-Utang- oder Pongo-Schädeln aus verschiedenen Altersperioden und durch aus Batavia erhaltene Nachrichten Hn v. Blainville widerlegt und dadurch zur Aufklärung 'der Fabel vom Dran utang' beiträgt. In dieser gelehrten und critischen Schrift handelt der Verf. über die Etymologie des Wortes Affe, über die älteste Urkunde vom Affen, über den Affen in der indischen und ägyptischen Mythe, über den Affen in Griechenland, über die heutige Verehrung der Affen bey den Negern 2c. (wobey er das Verhältniß der Thiere zum Menschen überhaupt, die Ursachen des Thiercultus, so wie die Darstellung der Thiere im Allgemeinen und des Affen besonders betrachtet), und über den Dran utan. Die mit eben so vielem Fleiße als gründlicher Sachkenntniß geschriebene Abhandlung gewährt nicht minder dem Archäologen als dem Naturforscher ein großes Interesse. Die naturgetreuen Zeichnungen sind vom Hn Dr Bessel in Batavia.

Berthold.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. S t ü c k.

D e n 24. J a n u a r 1839.

L e i p z i g.

Weygand'sche Verlagsbuchhandlung, 1838: C. H. Fuch's, Beobachtungen und Bemerkungen über Gehirnerweichung. VI u. 246 Seiten in 8.

Eine Reihe von Krankheitsfällen, die der Vf. als Professor der Polyclinik zu Würzburg beobachtet hat, und die ihnen entnommenen Ansichten über die Natur und Behandlung der Encephalomalacie — einer Krankheit, die minder selten ist, als viele Aerzte glauben, — bilden den Inhalt dieser Schrift. Sie will für keine Monographie gelten, bespricht aber das fragliche Leiden ziemlich ausführlich nach allen Beziehungen; — auf die Meinungen Anderer nimmt sie nur in so fern Rücksicht, als dieselben mit dem, was den Verf. die Erfahrung gelehrt, im Widerspruche stehen, und sucht namentlich gegen Abercrombie, Callemand u. A. darzuthun, daß die Erweichung des Gehirns weder identisch mit Entzündung, noch ein Ausgang derselben sey.

Die Abhandlung zerfällt in neun Kapitel. — Im ersten derselben wird die Encephalomalacie

in pathologisch-anatomischer Hinsicht als verminderte Consistenz einer größern oder geringern, mehr oder minder umschriebenen Partie des Gehirns mit Verlust der normalen faserigen Structur, und in der Regel mit Veränderung der Farbe characterisirt und von der bey manigfachen Krankheiten vorkommenden Weichheit des Gehirns, bey der die Fasern noch bemerklich sind, die meistens das ganze Encephalon betrifft, die nie umschrieben ist und welche gewöhnlich ohne Farbenveränderung vorkommt, getrennt und unterschieden. Es wird bemerkt, daß man die Erweichung bald für sich allein, oder doch als primären, selbständigen Krankheitszustand des Gehirns, bald aber auch neben anderen Veränderungen dieses Organs, als deren Folge sie zu betrachten sey, als secundäre, consecutive Encephalomalacie in den Leichen finde. — Beide Arten werden für sich nach ihren verschiedenen Graden, ihrer differenten Färbung, ihrer bald geringeren, bald größeren Ausdehnung, ihrem Vorkommen in verschiedenen Gehirnthteilen zc. beschrieben. — Bey der Schilderung der selbständigen Gehirnerweichung stellt der Verf. vorzüglich die Differenzen, welche sich zwischen ihr und den durch die Entzündung bedingten Veränderungen des Gehirns finden, hervor und widerlegt Vallemant, der die roth gefärbte Erweichung für identisch mit Inflammation, die weißliche, gelbe und falbe hingegen für Eiterinfiltration erklärt. — Nach F.'s Beobachtungen ist die gelbe Malacie, die mit Eiterung nichts gemein hat, der einfachere Zustand, und die rothe Färbung wird nicht, wie die inflammierten Theile, durch Gefäßverästelungen und neue Parenchymbildung, sondern durch Infiltration der erweichten Substanz mit extravasirtem Blute bedingt. — Dieser secundäre

Bluterguß kann selbst so stark seyn, daß er zur völligen Apoplexia sanguinea neben der Erweichung wird. In anderen Fällen findet sich neben der Encephalomalacie wie neben anderen Gehirnkrankheiten consecutiver Wassererguß. — Uebrigens fand auch F. wie Koston die Erweichung häufiger in der rechten als linken Gehirnhälfte, am frequentesten im Corpus striatum; sehr selten zeigte sich vermehrter Blutreichthum, häufiger waren das Gehirn und seine Häute selbst blutleerer als normal, und nur in zwey Fällen fanden sich Verkünderungen der Gehirnarterien; — dagegen coincidierte die Encephalomalacie sehr häufig mit Anomalien im Herzen und den großen Gefäßen.

Die secundäre, consecutive Gehirnerweichung, deren die meisten Schriftsteller nicht erwähnt haben, kann nach dem Verf. überall vorkommen, wo durch anderweitige Krankheitsvorgänge Producte im Gehirne gesetzt worden sind, die fremden Körpern ähnlich, drückend und beschränkend auf die umgebende Substanz einwirken, und er hat sie im Umkreise von Blutextravasaten, von Tuberkeln und scirrhösen Geschwülsten, von Ablagerungen plastischer Lymphe, serösen Ergüssen und Eiterheerden gesehen. Sie findet sich stäts in jenen Gehirnpartien, die mit diesen Pseudoplasmen in unmittelbarer Berührung stehen, verhält sich übrigens anatomisch ganz wie die primäre Malacie und ist so wenig ein Entzündungsproduct als diese.

Da Blut- und Wassererguß bald consecutiv zur Erweichung treten, bald secundäre Malacie bedingen, so werden am Schlusse des Kapitels die Merkmale angegeben, durch welche zu erkennen ist, welcher der beiden Zustände während des Lebens der primäre war.

Im zweyten Kapitel erzählt der Verf. 14 Krankheitsgeschichten, in denen er selbständige Gehirnerweichung sieht und die die Basis seiner Folgerungen ausmachen. — 11 dieser Fälle endeten lethal, drey günstig. — In den 6 ersten, die einfache Encephalomalacie überschrieben sind, wies die Section nur Erweichung nach, und die erweichte Partie war blaß, gelb oder salb gefärbt; — die vier folgenden (7 — 10) sind Beispiele der Gehirnerweichung mit secundärem Blutergusse in die destruierte Substanz, und während in der siebenten und achten Krankheitsgeschichte das Extravasat mäßig, nur Färbung der erweichten Masse mit Blut vorhanden war, fand sich im neunten und zehnten Falle so reichlicher Bluterguß, daß er das Erweichte von der Umgebung getrennt und in große apoplectische Ablagerungen aufgenommen hatte. — Solche Fälle sind es, die ursprünglich Erweichungen selbst bey der Section für Blutapoplexien allein angesehen werden können. — Der elfte Kranke zeigte Encephalomalacie mit secundärer Wasserbildung. — Von den drey Fällen, welche, trotz alle Erscheinungen der Encephalomalacie vorhanden waren, günstig endeten, sind vorzüglich der zwölfte und der vierzehnte bemerkenswerth; Jener, weil der Kranke kurze Zeit, nachdem er aus dem Hospitale entlassen war, an Pneumonie starb und die Leichenöffnung die auf Encephalomalacie gestellte Diagnose bestätigte, und dieser, weil noch Genesung eintrat, nachdem die Symptome schon eine solche Höhe erreicht hatten, daß auch kein Schimmer von Hoffnung mehr vorhanden zu seyn schien.

Der dritte Abschnitt handelt von der Symptomatologie. — Mit Rostan u. A. nimmt der Verf. drey Stadien, das der Vorläufer, der Lähmung und des torpiden Fiebers bey der selbstän-

digen Erweichung des Gehirns an, und würdigt zuerst jedes derselben für sich und in seinen einzelnen Symptomen, erst zum Schlusse ein Totalbild der Krankheit entwerfend. — Er nimmt dabey stets Rücksicht darauf, ob ein Symptom der Erweichung als solcher oder nur ihren Complicationen, dem Blutz- oder Wassererguß, angehöre, und sucht so die Symptomatologie der reinen und der complicierten Encephalomalacie zu scheiden und zu sichten. — Die Ergebnisse seiner Beobachtung weichen in manchen Beziehungen von den Beschreibungen anderer Autoren ab; — so hat er die Cephalae im Stadium prodromorum häufig mangeln, Congestionsymptome nur in einem Falle, der mit Apoplexie endete, vorkommen und dagegen eigenthümliche, vorübergehende Hemmungen in einzelnen Partien des willkürlichen Bewegungsapparates, die er mahnende Anfälle nennt, als häufige Vorläufer gesehen; so unterscheidet er im zweiten Stadio einen bald mehr acuten, bald mehr chronischen Verlauf, je nachdem der erste Insult sogleich complete Lähmung herbey führt, oder die Paralyse erst allmählich vollständig wird, sah in einem Falle die Lähmung vor dem Tode wieder verschwinden, und hat nicht gefunden, daß die mit Schmerzen oder Muskelcontraction der gelähmten Extremitäten verlaufenden Fälle mehr entzündlicher Natur seyen als andere, wie Rostan und Hesse meinen; so macht er vorzüglich auf die Erscheinungen des torpiden Fiebers im dritten Stadium aufmerksam zc. — Am Ende des Kapitels wird zuerst die einfache idiopathische Gehirnerweichung in der Aufeinanderfolge und dem Zusammenhange ihrer Symptome geschildert und dann der Versuch gemacht, die Erscheinungen klar zu machen, durch welche

sich ihre Complicationen mit Blutextravasat oder Wassererguß während des Lebens kund geben.

Im vierten Kapitel wird die Gehirnerweichung neben apoplexia sanguinea und nervosa, hydrocephalus acutus und chronicus senilis, infantilis und juvenilis, neben acute, subacute und chronische Gehirnentzündung, neben Lymphersudat, Vereiterung, Tuberkeln und andere umschriebene Geschwülste im Gehirne gestellt und es werden die Merkmale angegeben, durch welche sie sich von diesen Zuständen diagnosticiert. — Auch kommt hier die Symptomatologie der secundären Malacie, die sich zu manchen dieser Krankheiten gesellt und die Diagnose erschwert, zur Sprache. Es werden 6 Krankheitsgeschichten (4 aus der Praxis des Verf., eine von Abercrombie und eine von Vallemand mitgetheilt) erzählt, in denen zur Blutapoplexie, zu hydrocephalus infantilis und juvenilis, zum Lymphersudate zwischen den Gehirnhäuten, zur Vereiterung des Gehirns und zu Hirntuberkeln secundäre Malacie trat und der Verf. erörtert dann aus diesen Beobachtungen, welche Erscheinungen während des Verlaufs einer anderweitigen Kopfkrankheit voraus sehen lassen, daß sich ihr Erweichung beigefügt habe. — Es sind im Wesentlichen die der idiopathischen Erweichung, nur mangeln die ersten Stadien oder gehen sehr rasch vorüber und es stellt sich die Lähmung sogleich mit torpidem Fieber ein.

Das fünfte Kapitel ist den Betrachtungen über die Aetiologie der Krankheit gewidmet, und der Verf. bestrebt sich, in ihm vorzüglich darzuthun, daß es nicht die Lebenshätigkeit erhöhende, sondern sie depotencierende Einflüsse seyen, denen die Malacie ihre Entstehung verdanke. Er sah die Krankheit vorzüglich in alten, decrepiden,

sehr herab gekommenen Subjecten, in Reconvallescenten oder noch an anderen Affectionen darnieder liegenden Leuten, in Säufnern, in Individuen, die mit Armuth und Elend zu kämpfen hatten, in Personen, die an Kopfgicht gelitten, neben Verkücherungen im Klappenapparate des Herzens, in der Aorta oder den Arterien des Kopfes und andern Fehlern der Circulation und hat gefunden, daß es stets sehr sensible, reizbare Subjecte waren, welche an Encephalomalacie zu Grunde gingen; — zuweilen schienen psychische Affecte, in einigen Fällen beträchtlicher Blutverlust, in anderen Krankheiten wie Marasmus, Schleimfieber, Phthisis u. s. m. den letzten Anstoß zum Ausbruche der Krankheit gegeben zu haben, häufig war aber auch kein Krankheitsmoment nachweisbar. — Körperliche Schwäche, sagt er, mit krankhaft erhöhter Sensibilität gepaart, sey sie nun durch Alter, Individualität oder anderweitige Krankheit bedingt, scheint im Allgemeinen Anlage zur Encephalomalacie zu begründen und diese Prädisposition um so größer zu seyn, wenn durch was immer für Verhältnisse (Verkücherungen der Arterien, Herzfehler, gestörter Zu- und Rückfluß nach und aus dem Kopfe zc.) noch insbeson dere die vegetative Lebensthätigkeit des Gehirns herab gestimmt ist. — Als occasionelles Moment aber betrachtet er Alles, was die Schwäche vermehrt und die Reizbarkeit erschöpft, Alles was direct oder indirect — durch Ueberreize — depozenzierend, lähmend auf das Gehirn influirt, und sucht zu erweisen, daß auch die secundäre Malacie durch den lähmenden, die Vegetation beschränkenden Einfluß der Pseudoplasmata auf ihre Umgebung, nicht durch erhöhte Thätigkeit, die sie in derselben hervor rufen, entstehe.

Im sechsten Kapitel wird über Dauer,

Verlauf und Ausgänge berichtet. — Der Verf. kommt hier wieder auf die Eintheilung in eine acute und chronische Varietät zurück, und macht auf die großen Differenzen in der Dauer der verschiedenen Fälle aufmerksam, je nachdem der erste Insult mehr oder minder heftig, die Erweichung rein oder compliciert ist. — Ob bey eintretender Genesung, deren Möglichkeit drey der mitgetheilten Krankheitsgeschichten beweisen, die erweichte Masse resorbirt werde, läßt er unentschieden, hält es aber nicht für unwahrscheinlich, wenn gleich in seinem zwölften Falle keine Spuren einer solchen Aufsaugung vorkamen. — An Ausgänge der Gehirnerweichung in Eiterung oder Verhärtung, wie sie Vallemand, von seiner Entzündungstheorie ausgehend, annimmt, glaubt er nicht. — Der Tod erfolgt bald vorzüglich bey Complicationen mit Blutz oder Wassererguß durch plöbliche Gehirnlahmung, bald und häufiger bey einfacher idiopathischer wie bey consecutiver Malacie durch das torpide Fieber des dritten Stadiums.

Die Prognose, von der der siebente Abschnitt handelt, ist sehr ungünstig und namentlich schlimmer als bey Apoplexia sanguinea und serosa, wenn gleich Genesung nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. — Die Individualität der Kranken, ihr Alter, die etwa schon vorhandenen Leiden, die occasionellen Momente, die Dauer des Vorläuferstadiums, der acute oder chronische Verlauf, der Grad der Lähmung, der Bewußtlosigkeit zc. werden als vorzüglich bestimmend betrachtet. — Alle in denen die Symptome auf Complication mit Apoplexia sanguinea oder Wassererguß hindeuteten, und alle Fälle secundärer Malacie endeten tödtlich; — nur von solchen, die an einfacher idiopathischer Malacie

litten, genasen drey, während sechs zu Grunde gingen.

Das achte Kapitel handelt von der Therapeutik. — Der Verf. stellt die Erfolge der von der Franzosen empfohlenen Antiphlogose, wie sie sich ihm und Anderen zeigten, neben Jene einer mehr reizenden, belebenden und gleichzeitig derivativen Therapeutik, wie er sie nach Schönlein's Lehre und Beyspiel übte, und entscheidet sich theils nach den Resultaten dieses Vergleichs, theils aus theoretischen Gründen zu Gunsten der letztern Methode. — Wo er nur immer, sey es wegen vöndser Kopfcongestion, wie sie vorzüglich bey der Complication mit Bluterguß vorkommt, sey es, weil die Gehirnerweichung neben entzündlicher Brustaffection verlief wie im fünften Falle, antiphlogistisch verfahren mußte, sah er die Zufälle der Malacie mehr zu- als abnehmen, während drey seiner Kranken unter der Behandlung mit Incitamenten genasen, und drey Andere, die einzigen, in denen dieselbe Methode in einiger Ausdehnung noch angewendet werden konnte, mindestens vorüber gehende Besserung zeigten. Er gibt daher den Rath, schon im *Stad. prodromorum* der einfachen idiopathischen *Encephalomalacie* neben der Erfüllung der etwa vorhandenen Causalindicationen eine mehr tonisirende und belebende Therapeutik einzuschlagen, Calmus, China u. dgl., Valeriana, Arnica, Ligu. ammon. succ., unter gewissen Verhältnissen auch Moschus u. s. w. zu reichen, die schwereren, eingeschlafenen Extremitäten mit Spirituosiss waschen zu lassen, Sinapismen, Fontanellen ic. anzuwenden und die normalen Secretionen offen zu erhalten. — Im zweyten Stadium aber geht er zu stärkeren Incitamenten, namentlich zu großen Gaben *Flor. arnicae*, Naphthen, Ligu. ammon. caust.

und Phosphor über, wendet auch hier noch Epispastica, reizende Waschungen und Einreibungen an, läßt Clysmata von Valeriana, Chamomill. As. foetid. etc. setzen, und verfolgt diesen Heilplan auch noch in der dritten Periode, wenn dort gleich sehr wenig Aussicht auf Erfolg ist.

Wenn die Erweichung mit Bluterguß verbunden, so ist bey der Anwendung der Reizmittel Vorsicht nöthig und im Vorläuferstadium, daß eine solche Complication erwarten läßt, ein mehr derivatives Verfahren einzuschlagen; ist aber schon das zweyte Stadium eingetreten, so kommt es darauf an, ob die Erscheinungen der Malacie oder der Apoplexie überwiegen: ist ersteres der Fall, so wird der nur sparsame Bluterguß, wie im siebenten und achten Falle des Verfs, eine Behandlung wie die gegen einfache Gehirnerweichung nicht contraindicieren; — sind hingegen die Symptome des Extravasates die vorwaltenden, so muß auch die Therapeutik zunächst gegen sie gerichtet werden, wenn gleich kein Erfolg zu erwarten steht. — Secundärer Wassererguß neben der Erweichung indicirt alle die Secretionen anspornenden, vom Kopfe ableitenden Mittel, und ist nach der Erfahrung des Verfs vielleicht leichter durch ein prophylactisches Verfahren zu verhüten, als zu heilen. — Gänzlich fruchtlos waren auch alle bey der consecutiven Malacie versuchten Mittel; — F. glaubt beobachtet zu haben, daß sie vorzüglich in schwächlichen Subjecten und nach zu reichlicher Antiphlogose zu andern Gehirnaffectionen trete, und abstrahiert daraus die Lehre, bey Apoplexia sanguinea, Hydrocephalus etc. nicht zu verschwenderisch mit dem Blute zu seyn. — Sind die Symptome der secundären Erweichung einmahl eingetreten, so gibt er alle Kranken verloren, hält übrigens

auch hier noch ein reizendes Verfahren für rationeller und der *Indicat. vitalis* entsprechender als *Antiphlogose*.

Im neunten und letzten Kapitel endlich spricht der Verf. seine Ansicht über die Natur des Leidens aus. — Er kann die Gehirnerweichung, eine Krankheit, deren anatomische Charactere denen der Inflammation durchaus nicht ähnlich sind, deren Symptome sich von denen aller Phlogosenformen des Gehirns wesentlich unterscheiden, die unter Verhältnissen entsteht, welche der Entwicklung einer Entzündung eher hinderlich als begünstigend seyn können, welcher niemahls die gewöhnlichen Ausgänge der Inflammation folgen, und die am häufigsten noch durch eine reizende, belebende Behandlung geheilt, durch die *Antiphlogose* aber verschlimmert wird, nicht für *Encephalitis* oder ihr Product halten, und nimmt selbst nicht mit *Rossan*, *Burdach* zc. an, daß wenigstens manche Fälle entzündlicher Natur seyen, sondern deduciert, daß was diese Autoren auf Entzündung bezogen, auf ganz anderen Verhältnissen beruhe. — Er hält dagegen, mindestens in der Hauptsache *Recamier*, *Heusinger*, *Richter* und namentlich *Hopfengärtner* beypflichtend, die *Encephalomalacie* für ein Leiden asthenischer Natur, und findet hierfür die Beweise in der Art der *Genesis*, in der *Symptomatologie*, in dem Verlaufe, in den Ausgängen und in dem Leichensfunde der besprochenen Krankheit, die er demnach für ein eigenthümliches, asthenisches Leiden des Gehirns mit Vernichtung der örtlichen *Vegetation* erklärt.

Daß die Untersuchungen des Verfs zu manchen Resultaten führten, welche denen der neuesten Arbeit *Andral's* über diesen Gegenstand, die

F. nicht gekannt hat, analog sind, kann als eine Bürgschaft gewissenhafter Beobachtung dienen.

Papier und Druck sind, einige Druckfehler abgerechnet, gut.

H a m b u r g.

Verlag von Fr. Perthes. Lebensnachrichten von Berthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. 1838. Band 1. 603 Seiten. Bd 2. 512 S. in Octav.

Niemand, der an den großen Namen und unvergänglichen Zierden unsers Volkes seine Freude und seinen Stolz hat, darf dies Buch ungelesen lassen. Es enthält das erste volle Lebensbild eines Mannes, über den Alle einig sind, daß er zu den Bewunderungswürdigen nicht bloß seiner Zeit gehört. Wer ihm in diesem Buche näher tritt, wird leicht noch mehr zu bewundern finden, als vorher, aber zugleich auch von der Liebenswürdigkeit des Mannes, nämlich jener großartigen, starken, einen eben so wohlthuenden als unauslöschlichen Eindruck bekommen.

In der Vorrede wird ausdrücklich bemerkt, was schon der Titel andeutet, daß man keine eigentliche Lebensbeschreibung zu erwarten habe. Um Niebuhr, heißt es, ganz seiner würdig darzustellen, bedürfe es einer seltenen Vereinigung von biographischer Kunde, historischer Kunst und Einsichten, so politischen wie gelehrten, welche noch nicht gefunden sey, auch werde wohl eine geraume Zeit vergehen müssen, ehe über alles, was Niebuhr betreffe, mit völliger Offenheit und Rücksichtslosigkeit gesprochen werden könne. — Desto größerer Dank gebührt dem Verfasser und Herausgeber für diese Lebensnachrichten, die in

der That mehr sind, als eine vorläufige Sammlung oder ein Conservatorium für eine künftige Biographie. Diese wird dereinst, wer weiß wann, ein historischer Künstler, dem Person und Zeit ferne Vergangenheit geworden sind, unternehmen. Mag dieser dann objectiv und unparteyisch das getroffenste, kunstreichste Gemählde liefern, — die erste Frische, die Einfachheit und Zartheit, die kunstlose Innigkeit und Wärme, womit hier das Bild Niebuhr's aus unmittelbarer Anschauung und mit dem feinem Verstande persönlicher Freundschaft gezeichnet worden ist, wird kein Späterer je erreichen. Das Bild ist freylich nur ein skizzirtes, aber durch die hindurch und darum gelegte Brieffammlung bekommt es nicht nur eine größere Treue, sondern auch volle, wahre Lebensfarbe.

Die Brieffammlung, — nur Niebuhr's Briefe enthaltend, — beginnt mit den Universitätsjahren Niebuhr's in Kiel 1794, und besteht zunächst aus Briefen in das elterliche Haus. Einen Theil dieser ersten Familien-Briefe hat der Brand des Niebuhr'schen Hauses in Bonn verzehrt. So entsteht eine Unterbrechung vom Dec. 1794 bis Anfang 1796, wo aber einigermaßen ergänzend die erst im zweyten Bande mitgetheilten Briefe an den Grafen Adam Moltke eintreten. Darnach aber vergeht kein Monat, zuweilen keine Woche, ohne Brief. Und so ist sein Briefwechsel eine Art von perpetuierlichem Tagebuch, und ein besseres, als ein förmliches, weil der Brief in jedem Falle objectiver und historischer ist. Von seinen Tagebüchern, die er in jüngeren Jahren wiederholt anfang, und zwar auf die beste Weise, sind nur einige Bruchstücke erhalten und mitgetheilt worden. Die Familienbriefe sind vorherrschend, anfangs die an die El-

tern, nachher besonders die an die Frau Doctorin Hensler in Kiel, die ältere Schwester seiner ersten Gemahlin, welcher würdigen Frau wir auch, wie es heißt, die biographische Skizze verdanken. Je länger, je mehr erweitert sich der Kreis der Correspondenz, aber nur Briefe an vertraute Freunde sind aufgenommen, namentlich an den Jugendfreund, Graf Moltke, an Fr. H. Jacobi, Nikolovius, Friedrich Perthes und v. Savigny. Nirgends Geschäftsbriefe oder an Fremde. So erscheint Niebuhr in diesen Briefen in der unbefangenen, unbewußten Selbstschilderung vor den Vertrautesten, sein ganzes Inneres offenbarend, wie er es gewohnt war gegen Freunde und Geliebte ohne Rückhalt. Allein es kann einem bange werden, ob er selbst eine solche Mittheilung aus seinem innersten individuellsten Leben gut geheißen haben würde. Denn bey Gelegenheit von Hamanns Briefwechsel sagt er sehr entschieden: 'Wenn alle außerordentlichen Menschen durch Bekanntmachung ihres Briefwechsels bis in den Grund ihrer Seele bekannt wären, so bestünde für sie eine Art von Gleichheit, und man könnte einen nach dem andern, ohne ihn relativ herab zu setzen, so erscheinen lassen. Jetzt ist das nicht der Fall; ja ich sage, Gottlob, es ist nicht so. Es ist nicht gut, daß die Welt jeden bis ins Innere kenne, und es wäre in der Welt nicht auszuhalten, wenn es wäre. Es gibt Kleider der Seele, die man eben so wenig abziehen sollte, als die des Körpers, und eine gar nichts verschleyernde Biographie ist weder gut noch heilsam.' Dies werden die Herausgeber wohl auch bedacht, und als Gesetz der Discretion beherzigt haben. Aber eben so wahr ist, daß kräftige, reine, gesunde Geister, wie Körper, eher die Entkleidung vertragen, als andere. Offen und ehr-

lich, wie er war, in seinen Tugenden und Schwächen, ohne Schein und Lust am Scheine, hatte Niebuhr in seinem Leben so wenig, wie in seinen Schriften, etwas Verborgenes und zu Verbergendes. Und so wird sein edler Geist, vor Gott längst entkleidet, auch ohne Scham und Zorn seyn über diese irdische Entkleidung seines Innern.

Der briefliche Reichthum ist so groß, daß nächstens noch ein dritter Band folgen soll, die Bonner Correspondenz enthaltend, nebst Beyträgen einiger Freunde. So entsteht um so mehr der Schein zudringlicher Ungeduld und Unberufenheit, wenn Ref., weder durch verwandten Beruf, noch durch ein besonderes Verhältniß zu Niebuhr, den er in Bonn nur aus schüchternen Ferne gekannt hat, aufgefordert, es unternimmt, von dem unvollendeten Werke in diesen Blättern Bericht zu erstatten. Allein es geschieht auch ohne allen Anspruch, aus reinem Drange des Herzens, von dem schönen Eindrucke, den das Bisherige auf ihn gemacht hat, sich selbst ein deutlicheres Bild zu schaffen, welches vielleicht auch für Andere anregend und erfreuend seyn könnte. Der zweyte Band schließt mit Niebuhr's Abreise von Rom, also mit dem Zeitpuncte, wo er von dem öffentlichen Staatsleben zum letzten Male zurück trat in das otium honestum Bonnense. So liegt ein gewisses Ganzes vor uns, worüber sich sprechen läßt. Niebuhr gehörte seinem Berufe nach ursprünglich den Philologen und Historikern an, dann den Staatsmännern. Aber je größer er in seinem Berufe war und je edler das Nationelle und Menschliche in ihm, desto mehr ist er ein Mann des ganzen Volkes, und jeder hat ein Recht an ihn. Und so mag es auch dem Theologen erlaubt seyn, auf seine Weise an Niebuhr Gott zu preisen. Jeder große Mann,

zumahl ein so sittlich tüchtiger, ist ein Geschenk, eine Verherrlichung Gottes an unserm Volke. Dafür soll man Gott allezeit danken und loben, besonders in dieser Zeit, wo man alle Ursache hat und alle Eile haben muß, sich an den großen Gestalten aus der nächsten Vergangenheit, jener ewig denkwürdigen Periode vom Jahre 1806—13, der Niebuhr vorzugsweise angehört, zu erfreuen und zu stärken, selbst, wenn man an die finstere Weissagung, womit Niebuhr in herbem Schmerz über die sich verfinsternde Gegenwart sein Leben schloß, nur sehr schwer glaubt.

Der äußere Rahmen von Niebuhrs Leben ist im Ganzen sehr einfach. Er hat allerdings große Zeiten durchlebt und mit welcher Theilnahme! — Seine erste Jugend fällt in die Zeit der französischen Revolution, deren Anfänge er schon als Knabe mit besonderem Interesse, fast mit weissagerischem Geiste, beobachtete. Seine männliche Blüthe fällt in die Zeit von dem tiefsten Falle unserer Nation im J. 1806 bis zur größten Erhebung im J. 1813, jener erregt ihn zum tiefsten sittlichen Zorn, diese zur thatkräftigsten Freude. Mit der zweyten französischen Revolution im J. 1830, und den darauf folgenden Bewegungen durch ganz Europa, schließt er verbüllten Hauptes in tragischer Weissagung, noch vor der Schwelle des Greisenalters, sein Leben. Er hat zu seiner Zeit in großen öffentlichen Verhältnissen gestanden und den Quellpuncten der Weltbegebenheiten oft ziemlich nahe.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 26. Januar 1839.

H a m b u r g.

Fortsetzung der Anzeige: Lebensnachrichten von
Berthold Georg Niebuhr.

Das Leben Niebuhr's fällt mit der großen literarischen Entwicklungsperiode unsers Volkes, an deren Spitze anfangs Klopstock, Lessing und Göthe stehen, zusammen. Er nimmt an den Bewegungen dieser schönen Zeit den lebhaftesten, ja zum Theil eingreifenden Antheil. Aber bey dem allen bleibt sein äußeres Leben einfach, ohne Abenteuer und besondere Verwickelungen. Innerlich sehr bewegt, fast strömend, trifft es selten auf Hemmungen und Verwickelungen, oder überwindet sie leicht durch die einfache Klarheit und Entschiedenheit seines Geistes. In seinem Sinne für das Einfache und nach Innen Concentrierte kommt ihm sein öffentliches Leben zuweilen zu bewegt und bunt vor. Er konnte in späteren Jahren wehmüthig sagen, das hochachtbare Amt eines Schullehrers sey einst sein selbst erwähltes Ziel gewesen, dem man ihn immer hätte sollen nachgehen lassen. Darin mag er sich irren, sein Be-

rief war auf keine Weise verfehlt. Aber so rein innerlich war er, und zur tiefen Stille des Geistes geneigt bey aller Beweglichkeit. Die bewegendende Kraft seines Lebens aber lag, wie bey allen großen Männern, nicht in den äußeren Verhältnissen, sondern in der Lebensfülle seines Geistes und Herzens, die ihn trieb, die Höhen und Tiefen, die bewegenden Mächte, so in der Gegenwart wie in der Vergangenheit der Völker eindringend zu durchforschen, und urtheilend und theilnehmend in seinem Geiste zu durchleben.

Jedermann weiß, daß Niebuhr der Sohn des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr war. Daher das C. F. auf seinen Büchern. Dieser, ein Hannoveraner von Geburt, aus dem Lande Hadeln, lebte, als ihm dieser einzige lang ersehnte Sohn am 27. August 1776 geboren wurde, in Kopenhagen als dänischer Ingenieurhauptmann, damahls eben mit der Herausgabe seiner Reise beschäftigt. Auch die Mutter war eine geborene Deutsche. So ist 'der Mann ganz unser', wenn auch im fremden Lande geboren. Bald nach der Geburt des Knaben nahm sein Vater den Abschied aus dem Militärdienste und ging als Landschreiber nach Meldorf im Süderditmarschen. Hier, in dieser mehr einsamen als belebten nordischen Gegend, wuchs Niebuhr in der Einfachheit und Stille des elterlichen Hauses auf, unter einem kräftigen, durch eigenthümliche Sitten und Freyheit ausgezeichneten Volksstamme. Dieser geistige Volkszusammenhang bekam ihm wohl, nicht so die Marschlust des Landes, die dem ursprünglich starken und gesunden Knaben schädlich war und etwa vom fünften Jahre an, in Folge einer schweren Krankheit, jene bis dahin derbe und starke Natur in eine zarte und reizbare verwandelte, die er behielt; hierin, wie in seinem

Körperbau und Temperament, mehr der Mutter ähnlich, als dem durchaus kräftigen, ruhigen Vater. 'Er war, wie sie, heißt es, reizbar, leicht und schnell bewegt, heftig, aber auch leicht befänstigt, zärtlich und liebevoll.' Sein geistiges Erbe aber scheint eine wahre *communio bonorum* von Vater und Mutter gewesen zu seyn, eine seltene Vereinigung von geistigen Kräften entgegen gesetzter Art. Daher die tiefe Lebendigkeit und der große Umfang seines Geistes. Er scheint zum Historiker wie geboren, denn er hat von Kindheit an einen unersättlichen Trieb im Einzelnsten und auf die anschaulichste Weise zu erfahren, was unter den Völkern geschehen ist und geschieht. Aber eben so eifrig ist er auf die Sprachen; er lernt schnell und behält fest. Das griechische Alphabet lernt er in einem Tage für immer. So kann man denken, er ist zum Philologen geboren; noch in späteren Jahren hatte der Vater den Stolz, an 20 Sprachen zu nennen, die der Sohn gelernt habe. Alte und neue, orientalische und classische, er ist zu allen bereit. Aber mit gleicher Macht strebt die poetische Phantasie, alles ideal zu gestalten und in Bildern darzustellen, so daß wohl Freunde gefragt haben, ob in dem Knaben von Natur mehr Anlage zum Dichter oder zum Historiker gewesen. Die poetische Kraft hat nachher der historischen gedient, aber es ist noch jetzt die Frage, ob es in den Schilderungen geschichtlicher Zustände je einen im besten Sinne poetischeren Historiker gegeben hat. Man fürchtet, daß viele Wissen und Behalten im Gedächtniß werde die selbstthätige, producierende Kraft des Geistes erdrücken. Aber er nimmt nicht auf, ohne eigenthümlich zu urtheilen, originell zu combinieren, das Gelernte in Saft und Blut zu verwandeln. Er

ist anfangs eben so aufgelegt, zu abstracten Betrachtungen, zu philosophischem Râsonnement, (wie er denn eine Zeitlang in Kiel mit großem Eifer die Kantische Philosophie studierte) wie zur Kunst, so wohl zur schönen, wie zur technischen, ja zur handwerklichen. Schon von dem 6jährigen Knaben schrieb der Vater, daß er alles gern wissen möchte und ungehalten sey, wenn er es nicht wisse. Wenn nun auch nach Gottes Ordnung sich dieser schrankenlose Trieb auf bestimmte Gebiete concentrirte, so behielt doch Niebuhr von jener angeborenen Universalität seines Geistes zeit- lebens für jedes geistige Gebiet Auge und Ohr, und hatte von vielen Dingen, die ihm fern zu liegen scheinen, oft eine überraschende, klare Anschauung und ein tief dringendes Urtheil.

Außer dem Vater, dessen Bild und Ruhm sich ihm früh tief einprägte, so daß beides zu seinem persönlichen Leben gehörte, unterrichtete ihn in seiner Jugend der Rector der Ortsschule, Jäger, von dem er stâts dankbar und rühmend sprach, wie er überhaupt gegen Alle, welche anregend und fördernd auf ihn gewirkt, ein treues, dankvolles Andenken behielt. Daß Niebuhr Unterricht und Schule, die man ihm gab, bald überflügelte, und weit mehr durch Selbstunterricht lernte, hat er mit anderen großen Männern gemein. Aber, daß er bey aller Stärke des Selbstgefühls und allem Bewußtseyn des Hervorragens über andere, im tiefsten Grunde der Seele von früh an demüthig und bescheiden blieb, zeugt von einer seltenen Macht und Schärfe des sittlichen Gewissens. Hierin lag freylich als Ubersatz das ungewöhnliche Maß und Ideal seiner außerordentlichen Naturkräfte, dem er nie zu entsprechen glaubte. In dieser edlen Unzufriedenheit mit sich selbst hat er sein Leben vollbracht,

und es zugleich bewahrt vor jenem Dünkel der Eitelkeit, der nur an andern erfährt und tadeln, daß der Mensch in der Regel weniger thut, als er vermag und soll. Er wünscht sich eine ungehemmte, immer gleiche Klarheit und Schärfe des Geistes, und klagt sich an, wenn sie momentan, länger und kürzer, unterbrochen ist. Aber in dieser Selbstanlage liegt auch für ihn immer wieder die Quelle neuen Eifers und einer rastlosen Arbeit des Geistes an sich selber, wovon man nur in der zusammenhängenden Lectüre seiner Briefe einen Begriff bekommt. Nie stillstehend und fertig bey der reichsten Errungenschaft und dem gewissen Besiz ist er aus der Welt geschieden weit mehr mit dem Gedanken, was er alles noch gesollt und gekonnt, als mit dem Gedanken, was er wirklich gethan.

Des Vaters Wunsch war, daß aus seinem Sohne ein Weltreisender, wie er, werden möchte, überhaupt ein practischer Mann, ein Staatsmann im höheren Styl. Er schickte ihn zu dem Ende, als er ihm dazu reif zu seyn schien, zu seinem Freunde Büsch nach Hamburg. Aber weder Hamburg noch die besonderen Verhältnisse des dortigen Instituts sagten ihm zu. Er liebte größere Stille und Ruhe des Studierens. Der Vater nahm ihn auf seine Bitten zurück, und gestattete, daß er bald darauf, im J. 1794, die Universität Kiel besuchte. Hier sind besonders Hegewisch, Cramer, Reinhold seine Lehrer, aber weit mehr ist er sein eigener. Geschichte und Philologie sind seine Lieblingsstudien. Aber er treibt eine Zeitlang auch die Naturwissenschaften und durch Reinhold angeregt, die Philosophie sehr eifrig. Er will eine eigene Metaphysik ausarbeiten. Wohin er seinen Geist und Fleiß wendet, da verspricht er Außerordentliches. Der ältere

Hensler, der berühmte Arzt, an den er sich mit besonderer Verehrung angeschlossen, glaubte ihn zum Naturforscher bestimmt. 'Über die Natur, sagt er, die individuelle Richtung meines Geistes und meiner Fähigkeiten hat mich, glaube ich, zum eleganten Schriftsteller, Geschichtschreiber neuer und alter Zeit, Staatsmann und vielleicht Weltmann bestimmt; obgleich letzteres Gottlob nur in einem uneigentlichen Sinne und nicht in dem schaudervollen, der gewöhnlich damit verknüpft ist. Indes wird meine individuelle Neigung sicherlich obsiegen, und wenn mein Name genannt werden sollte, wird man mich als Geschichtschreiber und politischen Schriftsteller, als Alterthumsforscher und Philologen kennen.' Das schreibt er weissagend über sich selbst als 19jähriger Jüngling, und er hat die Weissagung erfüllt. Nach 2jährigem academ. Studium fügt es sich, daß er geeignet und geneigt gefunden wird zur Stelle eines Privatsecretärs bey dem großen dänischen Minister, dem Grafen Schimmelmann in Kopenhagen. So öffnet sich für ihn zuerst die Laufbahn des practischen Staatsmannes, und er betritt sie und behandelt sie auf eine Weise, wie wohl selten geschieht. Man muß in den Briefen selber nachlesen, mit welchem sittlichen Ernst, wie gelehrt und practisch zugleich er von Anfang an den Staat und die politischen Verhältnisse der Welt betrachtet, nach klaren Principien, festen Standpuncten ringt, und von da aus die Dinge und Personen scharf durchblickt, unabhängig von den Menschen, und doch denjenigen, die er zu lieben vermag, treu ergeben. Man kann sich kein schöneres Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens denken, als zwischen dem jungen Niebuhr und dem Grafen Schimmelmann.

Allein während er in das practische Leben,

die Staatsgeschäfte, immer tiefer eindringt, vergißt er nie seine ursprünglichste Bestimmung, als Gelehrter, als Geschichtsforscher. Dieser höhere Beruf für die Nachwelt wird ihm immer klarer und sicherer, und treibt ihn immer wieder aus der bewegten Welt in die Stille der Studierstube. Das Alterthum ist seine wahre Heimath, und er ist immer mehr darauf aus, Vergangenheit und Gegenwart in gleich lebendiger Anschauung zu begreifen. So kann er in jedem Augenblicke aus der politischen Laufbahn in die gelehrte, in das Lehramt übergehen und umgekehrt. Das academische Lehramt zieht ihn wiederholt an. Allein sein Beruf war, jene großartige Combination des Studiums der Geschichte und der practischen Behandlung der Gegenwart, die nur in höheren Staatsämtern möglich ist. Eine Zeitlang verwaltete er das Amt eines Bibliothekssecretärs in Kopenhagen im Winter 1797 und 98, und hat größere Muße zu gelehrten Studien, in denen er das Morgenland wie das Abendland gleich eifrig erforscht, 'um ein nicht unwürdiger Priester des Alterthums zu werden'. Aber 'Lernen allein kann ihm nicht genügen, und die bloße Liebhaberey am Wissen will bey ihm nicht gedeihen'. Nicht nur, daß es ihn drängt, auch schriftstellerisch darzustellen, schon in der Mitte des J. 1797 spricht er von seinen zweckmäßigen Arbeiten an der römischen Geschichte, — auch im Leben practisch anwenden will er. — So ist er nicht abgeneigt, auf Schimmelmanss Vorschlag auf ein Jahr als Generalconsul nach Paris zu gehen, etwas später als Consul nach Constantinopel, 'der Schule des Orients'. Aber beides zerschlägt sich, und wir finden ihn im Jahre 1798 u. 99 auf einer gelehrten und politischen Reise in England und Schottland, wo er besonders in Edinburg

länger verweilt und sich vornehmlich mit dem Studium der Natur-, insbesondere der Agriculturwissenschaften beschäftigt. Aus dieser Zeit stammt seine anschauliche Kenntniß der englischen Verfassung und des englischen Volkswesens, so wie die Grundlage seiner Staats- und Finanzkunde, welche er dort im Leben studierte.

Nach seiner Rückkehr tritt er im J. 1800 in den dänischen Staatsdienst förmlich ein, und steigt darin sehr bald von dem Assessor im Commerzcollegium für das ostindische Bureau und Secretär und Comptoirchef bey der africanischen Consulatdirection zum Director der dänischen Bank empor. Seine Geschäfte mehrten sich, — er kommt oft vor Abends nicht zu Ruhe, — aber mit unermüdlicher Kraft studiert er daneben weiter. Er geht schon tiefer ein in die schriftliche Ausarbeitung besonderer römischer Verhältnisse, aber dies hindert ihn nicht, zugleich eifrig das Arabische zu studieren. Was ihn damals alles erregt, durchdringt, erfüllt, erschüttert! Er durchlebt das Bombardement von Kopenhagen 1801 mit der größten Theilnahme, fast mit dem Interesse eines Seeofficiers und Commandanten. Die allgemeineren politischen Angelegenheiten, besonders die deutschen, erfüllen zu ihrer Zeit wieder seine ganze Seele. Als Oesterreich fällt, im Herbst 1805, ist er tief erschüttert. In dieser Erschütterung liest er den Demosthenes und gibt die erste Philippische Rede, die er für die Zeit wie geschrieben ansah, übersetzt heraus als eine Mahnung und Weissagung, — das erste, so viel ich weiß, was von ihm in Druck ausgeht. Aber während er so im Oeffentlichen, im großen Weltverkehre, mit ganzer Seele lebt, genießt er das Glück der ersten Ehe mit solcher jugendlichen Begeisterung und Hingebung, daß er im durchfo-

stenden Gefühle davon sagen kann: 'Glück ist ein armes Wort, nenn es besser!'

Es ist dem Ref. unmöglich, von dem ferneren Leben Niebuhrs auch nur alle Hauptzüge zu einem geordneten Gemälde zusammen zu stellen: die Fülle des Großartigen, Liebenswürdigen und Interessanten erdrückt ihn. Also nur noch einige kurze Andeutungen!

Im J. 1806 tritt Niebuhr in den preussischen Staatsdienst, als Mitdirector der Bank in Berlin und bey der Seehandlung, aber nicht eher, als bis er Sicherheit bekommen, daß das Gerücht von Preußens Verbindung mit Frankreich, die er verabscheute, und von der er auch Gefährliches für sein angeborenes Vaterland besorgte, ohne Grund sey. Seine äußeren Aussichten in der neuen Laufbahn waren glänzend. Aber kaum ist er in das erwählte neue Vaterland eingetreten, wenige Tage vor der Schlacht bey Jena, so erschüttert der Sturz des preussischen Staates ihn in den tiefsten Wurzeln seines patriotischen Gemüthes. Er muß mit den Behörden fliehen und das Unglück des Staates um so tiefer durchleben, je mehr er wegen seiner äußern Stellung und seiner allgemein anerkannten Tüchtigkeit in die höhere Leitung der Angelegenheiten herein gezogen wurde. Seine Briefe aus dieser so wie aus der spätern glücklichen Zeit der Erhebung Preußens gehören zu den interessantesten, und sind wahre Actenstücke der Zeitgeschichte. Aber mitten im Tumult der Flucht und der Geschäfte, weiß er, bey allen Erschütterungen seines Innern, sich zu sammeln und geistig einzusammeln. Er studiert die russischen und übrigen slavischen Sprachen mit eben der Emsigkeit und der großartigen Combination, mit welcher er in der Stille der Studierstube zu arbeiten gewohnt war.

Ein Staat, der im Augenblicke des Falles Männer, wie Niebuhr, zu gewinnen und zu fesseln weiß, hat die Bürgschaft seiner Wiedererhebung in sich. In der Zeit bis zum Jahre 1810 wird er in den verschiedensten und schwierigsten Geschäften und Verhältnissen der Administration gebraucht. Er arbeitet redlich und treu, gewissenhaft, mit gleicher Liebe für den Staat, wie für das ihm theuer gewordene Fürstenhaus. Es gelang nicht alles, aber ohne seine Schuld. Als die Verhältnisse, in denen er stand, sich immer mehr verwickelten, und ein Widerspruch zwischen seiner Ueberzeugung und den geltenden Grundsätzen der Verwaltung eintrat, der ihm unauflöslich schien, trat er als redlicher, gewissenhafter Mann in die gelehrte Stille, die ihm dargeboten wurde, zurück. Diese Zeit seines gelehrten Lebens in Berlin, vom Jahre 1810 im Sommer bis zum Frühjahr 1813, ist nun eben die Zeit seiner großen wissenschaftlichen Arbeiten und Productionen, unter denen die römische Geschichte leider nur wie ein gewaltiger Torso hervorragt. Hierüber mögen Andere, Kundigere urtheilen. Ich habe nur das Recht, es zu bewundern. Es ist bedeutungsvoll, daß die Stiftung der neuen Universität Berlin und die dadurch herben geführte Verbindung mit den großen Gelehrten, welche die erste Zeit der Universität verherrlichten, die Hauptveranlassung zu jenem Werke geworden ist. Die Vorlesungen, woraus dasselbe erwuchs, betrieb Niebuhr mit einem Eifer, als wäre dies eben zeitlich seine Bestimmung gewesen. Allein mit dem Frühjahr 1813 endigt seine literarische Thätigkeit für eine Zeit lang. Die großen Begebenheiten rufen den treuen Diener des Staates wieder auf den Schauplatz der Politik. Er verhandelt in Dresden und im Hauptquartier den

Allianz- und Subsidientractat zwischen Preußen und England. Nach beendigtem Geschäft kehrt er nach Berlin zurück, nicht unthätig für die gute Sache, — er gab eine Zeitlang eine preussische Nationalzeitung heraus, welche als seltenes Muster nicht vergessen werden darf. Aber er grämte sich, nicht thätiger seyn zu können. Indes sah man ihn damahls mit Buttman, Heindorf, Schleiermacher und anderen Männern seiner Art, eifrig im Landsturme exercieren. Im Anfange des Jahrs 1814 wird er beauftragt, nach Holland zu gehen, um dort mit englischen Commissionären die ferneren Subsidiengeschäfte zu verhandeln. Nach geschlossenem Frieden lebt er wieder anhaltend in Berlin, in welcher Zeit er den Kronprinzen in der Finanzkunde unterrichtet. Auch in dieses Verhältniß legte Niebuhr die ganze Macht seines Geistes und Herzens. Er gewann den jungen Fürsten lieb, und sein Herz hing bis an sein Lebensende mit der zärtlichsten Liebe an ihm im Bewußtseyn der innigsten Gegenseitigkeit dieses Verhältnisses. Ref. erinnert sich, wie einst der edle Fürstsohn mit Niebuhr Arm in Arm durch die Straßen von Bonn ging zu allgemeinem Jubel des Volks. — Aber eben jene Zeit von 1814 — 1816 war für Niebuhr reich an an den bewegendsten Sorgen, politischen, wie häuslichen. Im öffentlichen Leben kam vieles anders, als er gedacht und gehofft hatte. Die neuen Siege der preussischen Armee — erhoben sein Gemüth, aber noch ehe die Nachrichten davon kamen, erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters, und ein noch härterer Schlag traf ihn in dem Tode seiner heiß geliebten Gattin. Diese Wunde ist nie geheilt worden; der, wenn auch mildere, Schmerz der wehmüthigsten Sehnsucht blieb, auch nachdem eine zweyte Ehe ihn wieder sehr glücklich gemacht,

und ihm zugleich den größern Reichthum seines spätern Lebens, den Besiz von lieben Kindern, geschenkt hatte. Man kann die Briefe, worin er sich gegen die Vertrautesten, so wohl über seinen Verlust, wie über sein neues Glück ausspricht, nicht lesen ohne die größte Hochachtung vor der anhaltigsten Lebendigkeit und der Tiefe seiner edelsten Gefühle.

In diese Zeit fallen seine Gelegenheitschriften, Preußens Recht an Sachsen, und über geheime Gesellschaften gegen Schmalz, auch seine Ausgabe des Fronto und die herrliche Biographie seines Vaters. Wie man auch über den Inhalt jener beiden Streitschriften denken mag, — das helle Geistesfeuer und die sittliche Energie sind ungeschwächt in allem, was er schreibt und thut. Er aber, Niebuhr, klagt in derselben Zeit, wo er jenes alles schrieb, über gebrochene Kraft. Und in der That vergingen Jahre, ehe er sich wieder gekräftigt und aufgelegt fühlte, zu dem Hauptwerke seines Lebens, der römischen Geschichte, deren Vollendung zur letzten Willensmeinung seiner Gattin gehörte, zurück zu kehren.

Eine neue Epoche in Niebuhrs Leben ist seine Gesandtschaft nach Rom. Schon im Sommer 1815 war ihm der Antrag gemacht und von ihm angenommen worden. Einer seiner liebsten Jugendwünsche ging dadurch in Erfüllung. Aber wornach er sonst mit zudringlicher Begeisterung gegriffen, das nahm er jetzt mehr als äußere Pflicht an, um nicht Unrecht zu thun. Nun verschiebt sich die Reise ein Jahr lang ohne seine Schuld. So hat er zwar Zeit, sich für sein Geschäft auch durch das Studium des canonischen Rechts vorzubereiten. Aber die Zögerung vermehrt seine trübe Stimmung. Endlich im Sommer 1816 tritt er, eben neu verheirathet, seine Mission an.

Allein der lähmende Schmerz mildert sich auf der Reise und in Italien nur sehr nach und nach.

Merkwürdig, als er in Rom einfährt, istß ihm wie eine bekannte Stadt, so tief hat er sich im hohen Norden in die Vertlichkeit des alten und neuen Roms einstudiert. Sieben Jahre verlebte er dann hier, häufig kränklich selbst und durch die Kränklichkeiten der Seinigen nieder gedrückt, lange Zeit durch den Mangel an Instruction in der Erreichung seines amtlichen Hauptzweckes gehemmt, mit deutschem, protestantischem Ernst und Zorn über die Entartung und das Verderben, welches ihn umgibt, — aber glücklich von Herzen im Schoße seiner wachsenden Familie, glücklich im Aufspüren und Finden neuer literarischen Schätze, glücklich auch am Ende in seinem Geschäfte, geliebt und verehrt im engeren Kreise als Mittelpunkt eines neuen geistigen Lebens in Rom, auch unter den Künstlern, in weiteren Kreisen hoch geehrt, selbst vom Papste Pius VII., als ein Mann von eminentem Geiste und festem politischen und sittlichen Character. Das gewöhnliche diplomatische Treiben verachtet er, politische Intrigue haßt er, er liebt und versteht nur wahren, echten Geist und Verstand, — unnützen Aufwand verschmäht er, überall aber, wo es geistiges und sittliches Leben gilt, wahrhaft liberal, uneigennützig helfend, rathend, voran gehend. Er hilft den Abgeordneten von Genf in ihren Unterhandlungen mit Rom, eben so den Bernern und Luzernern. Genf schickte ihm dankbar das Bürgerdiplom, welches er gern annahm, aber ein Geschenk von 8000 Fl. lehnte er ab. Das preußische Concordat wurde zwar erst abgeschlossen, als Fürst Hardenberg im J. 1821 nach Rom kam. Es hieß damahls, derselbe habe in wenigen Tagen vollbracht, was Niebuhr in meh-

reren Jahren nicht. Aber wer war Schuld an dem Säumniß? Nicht Niebuhr. Und am Ende bezeugen die vorliegenden Actenstücke unzweydeutig, daß es eigentlich Niebuhrs Werk war, ohne dessen Persönlichkeit es nie so gelungen wäre. Nach späteren Erfolgen möchte man jetzt wünschen, daß Werk wäre nie angefangen, aber, was Niebuhr zu thun gehabt, die Circumscription der Diöcesen und die politische Restauration der katholischen Kirche war unvermeidlich, war nothwendig. Die neueren Wirren hat er geahnet, davor gewarnt, aber in keiner Art verschuldet. — Wenn Niebuhr in Italien und Rom auch nichts weiter gethan, als in Verona den juristischen Schatz gehoben, in Rom den deutschen protestantischen Gottesdienst gestiftet, endlich in Stadt und Land Anschauungen, Erfahrungen gesammelt, aus denen ihm das Alterthum verständlicher und gegenwärtiger geworden, — sein Aufenthalt in Rom bliebe doch ein ewig denkwürdiger. Er war ungern nach Rom gegangen, weil ihm schwer wurde, sich vom deutschen Vaterlande, von deutscher Art und Sitte, zu trennen, jetzt, nachdem er sich an Italien und seine Stellung gewöhnt hatte, verließ er es ungern, nur aus pflichtmäßiger Sorge für seine Familie, nicht ohne Dankbarkeit für das viele Gute, was er dort empfangen hatte. Mit einer gewissen Wehmuth und mit Mißmuth kehrte er nach Deutschland zurück. Er hatte zwar von fern, aber aufmerksam und scharf die deutschen Zustände beobachtet, und so fürchtete er leider nicht ohne Grund, daß er Deutschland nicht so wieder finden möchte, wie er es verlassen hatte. Und doch war es noch das Deutschland vor dem verhängnißvollen Jahre 1830! Was würde er jetzt sagen!

Wir können nicht schließen, ohne die Leser

noch auf einiges besonders aufmerksam zu machen. Zunächst auf den Bd 2. S. 207 ff. mitgetheilten Brief aus Rom, worin er einen ihm nahe stehenden Jüngling, der sich der Philologie widmen wollte, über dieses Studium belehrt. Nie ist über Zweck und Methode der Philologie, ja überhaupt über das Studium der Wissenschaften Tieferes, Großartigeres gesagt worden. Wir heben nur Folgendes daraus hervor: Vor allen Dingen aber müssen wir in den Wissenschaften unsere Wahrhaftigkeit so rein erhalten, daß wir absolut allen falschen Schein fliehen, daß wir auch nicht das aller geringste als gewiß schreiben, wenn wir nicht völlig überzeugt sind, daß wir nicht, wo wir Vermuthung aussprechen müssen, alles anstrengen, um den Grad unsers Wahrhaltens anschaulich zu machen: wenn wir nicht eingesehene Fehler, die schwerlich Jemand entdeckt, selbst anzeigen, wo es möglich ist, wenn wir die Feder nieder legend nicht vor Gottes Angesichte sagen können, ich habe wissentlich und nach strenger Prüfung nichts geschrieben, was nicht wahr ist, und weder über uns selbst, noch über Andere in nichts geteuscht, unsern verhaßtesten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als wir es in unserer Todesstunde vertreten können, wenn wir das nicht thun, so machen Studium und Literatur uns ruchlos und sündig. — Hierin bin ich mir bewußt nichts von Andern zu fordern, wovon ein höherer Geist, der in meiner Seele läse, mir vorwerfen könnte, irgend einmahl das Gegentheil gethan zu haben u. s. w.'

Das ist das philologische Glaubensbekenntniß und Ideal Niebuhrs, zugleich das unwidersprechliche sittliche Gericht über alle Schein- und Eitelkeitsliteratur unserer Tage!

Die Brieffammlung enthält aus verschiedenen

Zeiten Aeußerungen Niebuhrs über seine religiöse Denkweise, welche nicht bloß den Theologen geschrieben sind zur Lehre und zum Gericht. Am ausführlichsten schreibt er darüber im Jahre 1812 von Berlin aus an einen Freund. Der Brief ist Bd 1. S. 469 ff. mitgetheilt. Erst in reiferen Jahren kommt er aus innerm geistigen Bedürfniß zu dem Studium der heil. Bücher. So liest er sie absolut critisch, um ihren Inhalt als den Grund einer der merkwürdigsten Welterscheinungen zu studieren. Von Natur und Beruf ein Skeptiker auf dem historischen Gebiete, als Historiker auf das Reelle und Natürliche angewiesen, ohne so genanntes speculatives, oder auch poetisches Bedürfniß der Religion, gewahrt er als Critiker sehr bald, daß es unmöglich ist, im Einzelnen eine absolute historische Gewißheit zu erlangen. Aber das stört ihn nicht, aus tiefstem practisch religiösem Bedürfniß gewinnt er mit gleicher Entschiedenheit die Ueberzeugung, daß das Leben des Erlösers vollkommen reale Existenz und hinreichende Gewißheit für den religiösen Glauben habe, selbst das Wunderbare darin, daß ohne diese Voraussetzung die Weltgeschichte ungreiflich, ja Unsinn sey. Dies zum Trost gegen Strauß für die Bangen! Wo solch ein reicher Geist zu glauben vermag, haben die Armen wenigstens kein so genanntes Recht am Christenthume zum Unglauben. In solcher Ueberzeugung ist er kein Feind gelehrter theol. Forschung, kein Feind des Fortschrittes; aber er ist eben so zornig gegen den kalten, herzlosen Rationalismus der Zeit, der alles Positive, die echte mystische Tiefe des religiösen Lebens zerstört, wie gegen die frömmelnde Schwärmerey, das cerimonielle Heuchelwesen und das hierarchische und orthodoxe Pfaffenthum.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 28. Januar 1839.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Lebensnachrichten von
Barthold Georg Niebuhr.

Lebendige heitere, frische und feste Religion will er und hat er auch, selbst wenn er sie augenblicklich in sich vermißt. Eben so spricht er sich auch später aus in den Briefen aus Rom bey Gelegenheit des Harmfischen Theesenstreites, nur daß er das Positive, das Buchstäbliche im christlichen Glauben etwas stärker accentuiert. Er fordert von den Theologen einen Schriftglauben, den er selber nicht hat. Aber auch jetzt will er keinen Zwang der Schule und Symbole. Die speculative Entwicklung der neueren Theologie ist ihm fremd, ja verdächtig. 'Mit dem metaphysischen Gott weiß er nichts anzufangen, er will keinen anderen haben, als den der Bibel, der Herz gegen Herz ist.' So wird er freylich etwas ungerecht gegen andere Formen und Bedürfnisse des religiösen Lebens. Es entgehen ihm die Mängel und Schwächen der heutigen protestantischen Kirche nicht; er spricht scharf und

bitter darüber. Er kennt bessere Zeiten, wo die Religion mehr Kraft und Macht hatte, und er will bessere Zeiten, wo die Religion als lebendiger Glaube wieder mehr alles regiert und belebt von der Wurzel des Lebens aus. Er versteht das katholische Kirchenwesen, kennt sein Verderben, aber auch sein Gutes. Aber ohne alle Spur von Desertionslust und heimlicher Coquetterie mit der katholischen Kirche ist er mit Leib und Seele ein echter Protestant, und weiß, daß dem Protestantismus die Zukunft und der Fortschritt gehört.

Wir überlassen Andern, des Mannes Schwächen und Fehler auch aus diesen Briefen aufzulesen. Uns haben sie nicht gestört und die freudige Bewunderung und Liebe keinen Augenblick verkümmert. Die spätere Geschichtschreibung darf in strenger Unparteylichkeit sie nicht verschweigen und bedecken. Uns kommt nur zu, das eine zu besprechen, was keinem aufmerksamen Leser entgeht, und leicht stören kann, wenn man des Mannes Leben nicht im Zusammenhange betrachtet, wir meinen seine oft verwundende Schärfe, Heftigkeit und Härte im Urtheil über Andere. So herzlich er Andere anerkennen, lieben und bewundern kann, — man lese die Briefe an Savigny und was er aus Rom und Neapel über den vor trefflichen franz. Staatsmann de Serre schreibt, — er kann nachsichtig und höchst mild seyn gegen Schwächere, — aber eben so zornig und heftig kann er verachten und verurtheilen. So war auch seine Polemik gegen Unbill und Unrecht wie ein verzehrendes Feuer, das nichts schonte. — Allein wer sieht nicht auf der Stelle, daß dies mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, seiner Offenherzigkeit und seinem Feuereifer für Wahrheit und Recht auch dann zusammen hängt, wenn er persönlich

gereizt und verletzt ist? Da treten freylich leicht Liebe und Milde zurück. Aber augenblicklich ist er bereit zurück zu nehmen, wieder gut zu machen, zu sühnen, so bald er Irrthum und Unrecht, das er gethan, erkennt. Man hat die rührendsten Exempel von diesem edlen Zuge seines Charac- ters. Es ist unvergeßlich und unvergleichlich schön, was er in der Vorrede zum ersten Bande seiner kleinen historischen und philologischen Schriften in Beziehung auf eine verletzende und ungerechte Recension über die Schrift eines würdigen Man- nes sagt: 'Für eine kränkende, nicht als Abwehr entstandene literarische Streitschrift gegen einen Ehrenmann ist stillschweigende Beseitigung nicht hinreichend. Wem es leid ist, im jüngern Alter sich eine solche erlaubt zu haben, der muß dieß öffentlich bekennen, mag es als Sühne angenom- men werden oder nicht.'

So ist auch bey ihm das Siegel der wahren Größe: Wahrheit und Liebe!

g.

P a r i s.

Chez l'auteur, à la Bibliothèque du Roi, et Debure frères. Description de Médailles antiques, Grecques et Romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation, Ouvrage servant de Catalogue à une suite de plus de vingt mille Empreintes en soufre prises sur les pièces originales; par T. E. Mion- net, Chevalier de l'ordre royal de la Lé- gion d'honneur, membre de l'Institut Roy. de France, Conservateur adjoint du Cabinet des médailles etc. Supplément T. VIII. 1837.

523 Seiten und 23 Kupfertafeln. T. IX. 1837.
265 Seiten u. 10 Kupfertafeln und 316 Seiten
des Gesamt-Registers für die Description und
das Supplément.

Wir freuen uns, die Vollendung dieses Werks anzeigen zu können, das mehr als irgend ein anderes geeignet ist, die großen Fortschritte, welche die Numismatik seit den Zeiten Eckhels — des unsterblichen Begründers ihrer wissenschaftlichen Methode — gemacht hat, zur Anschauung zu bringen, und dann in seiner lichtvollen Ordnung und Vollständigkeit ein unschätzbares Hülfsmittel nicht bloß für die numismatischen, sondern auch für die historischen, geographischen, mythologischen und kunsthistorischen Studien unserer Zeit bildet. Das Ganze der Description und des Supplément enthält schon mehr als 52,000 Münzen, von denen wohl die Mehrzahl erst nach Eckhel bekannt geworden ist; und doch sind wieder während des Druckes des Supplément so viele hinzu gekommen, daß sie ein bereits versprochenes volume additionel füllen werden.

Die beiden vor uns liegenden Bände enthalten (T. VIII.) die Münzen der Könige Syriens, der verschiedenen Landschaften und Städte von Syrien und Palästina, Arabiens, Mesopotamiens, der Persischen und Parthischen Könige (zu den Saffaniden ist keine Vermehrung angezeigt), der Griechischen und Scythischen Könige in Baktrien und Indien, der Könige Characene's; (T. IX.) die Münzen der Könige Aegyptens, der Alexandriner und Aegyptischen Nomen, Cyrenaicas, Africa's im engern Sinne, Numidiens und Mauritanien's. Zuletzt werden die Münzen unbekannt-

ter oder ungewisser Völker und Städte, so wie die barbarischen Imitationen Griechischer Münzen verzeichnet.

Die Kupfertafeln geben, wie bisher, die Monogramme und seltenen Schriftarten (wo man bey der so gen. Baktrischen oder Kabulschrift die erforderliche Genauigkeit vermißt hat), und eine Auswahl vorzüglicher und getreu nachbildeter Münzen, in denen namentlich der Verfall der Kunst in den Reichen der Seleuciden und Ptolemäer recht anschaulich dargestellt ist. Von großem Interesse ist pl. X. zu № IX., eine Sammlung von Münzen ungewisser Herkunft — zum größten Theil alterthümlichen Goldstateren.

Das allgemeine, in lateinischer Sprache abgefaßte, Register ist auf eine Weise eingerichtet, die für antiquarische Untersuchungen großen Vor- schub leisten wird. Es enthält I. eine große Tabelle von Magistrats-Namen auf den Münzen, 1) auf autonomen Münzen, a) ohne nähere Bezeichnung der Würde, b) mit Angabe des Titels, (ἄρχων, στρατηγός, γραμματεὺς, ἔφορος, πρύτανις, ταμίαις, ἀρχιερεὺς, ἱερεὺς, ἀσιάρχης, στεφανηφόρος, ἀμφικτίονες, ἐπιμελητής — ΕΠΙΜΕΛΗΣ nach Mionnet, — σοφίστης — von Smyrna), 2) auf Kaisermünzen, a) mit Titel (ἄρχων, στρατηγός, γραμματεὺς, ἔφορος — von Ancyra —, πρύτανις, ταμίαις, ἀρχιερεὺς, ἱερεὺς, ἰέρεια, ἀσιάρχης, στεφανηφόρος, πανηγυρίστης, ἀγωνοδέτης, γυμνασιάρχης, θεολόγος — auf Münzen von Pergamum — ἱερομνάμων — von Byzanz —, ἐπιμελητής, σοφίστης, βούλαρχος — von Mastaura in Ly-

dien — *συναρχία*, das ganze Collegium, von Antiocheia in Karien — b) ohne Titel. 3) Römische Magistrate. II. Eine Aufzählung der Städte, 1) mit Titeln, wie autonome, freye, steuerfreye, befreundete Städte, Metropolis, erste Stadt, Neokore, heilige und Aul. Stadt, Na- varchin. 2) Mit Bezeichnung der Lage, Umgebungen (wobey besonders die Tabelle benannter Flüsse auf Münzen für die Geographen von Wichtigkeit seyn wird; sie enthält 59 Namen), der Herkunft, Bevölkerung und manigfaltiger anderer Umstände. III. Fürsten, a) Titel, b) Ehrenbenennungen derselben. IV. 1) a) Städte, welche Münzen mit dem Namen von Fürsten bezeichnet haben. b) Römische Colonien und Municipien. c) allgemeines Register der Länder, Völkerschaften und Städte. 2) Register der Fürsten. V. 1) eine Tabelle der in den früheren Abtheilungen nicht begriffenen Aufschriften (namentlich der Götternamen). 2) Register der Gegenstände auf den Münzen, index rerum. VI. Bibliothèque numismatique, ein Verzeichniß der in dem ganzen Werke angeführten Schriftsteller.

K. D. M.

S t u t t g a r t.

Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung, 1839:
G. B. Airys, Direktors der Kön. Sternwarte zu Greenwich u., populäre physische Astronomie. Aus dem Englischen übersezt von K. E. Edlem von Littrow, Adjunkten an der K. K. Sternwarte zu Wien u. 216 Seiten in 8.

Man muß es dem Uebersetzer Dank wissen,

daß er ein so interessantes Werkchen dem deutschen Publicum näher gerückt hat, da in unseren populären Astronomien gerade die physische Astronomie am wenigsten behandelt wird, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil eine gemeinfaßliche Darstellung derselben wirklich große Schwierigkeiten hat, auch jedenfalls über einen gewissen Punct hinaus gar nicht geleistet werden kann. Bis auf die neueste Zeit ist es fast nur Newton, der Begründer der physischen Astronomie, gewesen, der es versucht hat, einen Theil derselben aus elementaren Schlüssen abzuleiten, in den späteren Bearbeitungen erscheint sie beynahе durchgängig in dem Gewande des höheren Calcüls eingekleidet. Die Theorie der Störungen ist aber jetzt zu einem so hohen Grade von Ausbildung gelangt, und eine Einsicht in dieselbe für die Kenntniß des Planetensystems so unabweislich nothwendig, daß das Bedürfniß, sie denjenigen, die nicht den verwickelten Rechnungen folgen können, zugänglich zu machen, immer fühlbarer wird. Daher hat schon Herschel in seiner trefflichen, vor einigen Jahren erschienenen, populären Astronomie einiges aus dieser Theorie behandelt. Wiry ist aber noch weiter gegangen, indem er namentlich die Theorie des Mondes und der Jupiterstrabanten ausführlich betrachtet. Freylich konnte auch er manches nur als Ergebnis des Calcüls anführen, und es ist zu bedauern, daß er sich an manchen Stellen nicht mit der zu wünschenden Klarheit ausgedrückt hat; ob einiges auf Rechnung des Uebersetzers zu stellen ist, können wir nicht sagen, jedoch versichert dieser, sich bey dunkeln Stellen so treu als möglich an die Worte des Verfassers gehalten zu haben.

Nirn erläutert zuerst das Gesetz der Gravitation, und die Art, wie Anziehungskräfte gemessen werden, untersucht alsdann die Wirkung der Anziehungskraft auf einen in Bewegung befindlichen Körper, und erklärt daraus die Bewegung der Planeten und Satelliten um ihren Hauptkörper. Hierauf erklärt er das Wesen der Störungen im Allgemeinen und die Störung in den Elementen der Planetenbahnen, die Bewegung der Apsidenlinie, die Aenderung der Excentricität und wendet dieses alsdann auf die Gesetze der störenden Kraft an die ein Planet oder Satellit durch die Anziehung anderer Körper erfährt. Hierauf behandelt er die Theorie des Mondes, die Theorie der Jupitersatelliten, die Störungen eines Planeten durch den andern, besonders das Verhältniß von Jupiter und Saturn. Bey allen diesen Untersuchungen geht er von der Voraussetzung aus, daß sich Sonne, Mond und Planeten in derselben Ebene bewegen. Da aber diese Voraussetzung nicht richtig ist, so betrachtet er nun ferner die Störung der Neigung aus der Stellung der Knoten. Hieran schließt sich die Untersuchung über die Wirkung der Abplattung der Planeten auf die Bewegung ihrer Satelliten, über die Wirkung des Ringes des Saturn auf seine Satelliten und über die Ungleichheit von langer Periode, welche die Abplattung der Erde in der Mondsbewegung bewirkt, womit das Buch endet.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. S t ü c k.

D e n 31. J a n u a r 1 8 3 9.

G e t t i n g e n.

Als Verfasser der beiden Preisschriften außer der gekrönten, die Echtheit oder Unechtheit des Chronicon Corbejense betreffend, haben sich der Kön. Societät genannt, der mit dem Motto *Salvis melioribus*, der Hr Doctor und Bibliothekssecretär allhier F. A. H. Schaumann, derselbe, dessen Schrift bey dem Jubiläum der Universität gekrönt wurde, und der mit dem Motto: *Non sum ille qui probabilia pro certis, qui conjecturas pro solidis argumentis venditat*, der Hr Conrector Dr Klippel in Verden.

Wir benutzen diese Gelegenheit, einen Beweis mitzutheilen, daß der beschuldigte Verfälscher, der Pastor Falke *), schon in seinem Zeitalter als Verfälscher von Urkunden berüchtigt war, der dem Ref. erst nach dem Drucke der Entscheidung zc. in die Hände fiel, und auch dem Ver-

*) Falke, geb. zu Hörter bey Corvey 1699, wo er Zutritt zu den Archiven hatte, und daraus sein dickes Werk *traditiones Corbejenses* heraus gab, war Pastor in Eversen im Braunschweigischen.

fasser derselben nicht bekannt seyn konnte. Er findet sich in den Göttingischen gelehrten Anzeigen des Jahrs 1753 (dem Todesjahre von Falke) St. 48. bey Gelegenheit einer Critik zweyer Schreiben von Wendeborn, den Ursprung und Namen der Stadt Gimbeck betreffend. Nachdem demselben das ihm gebührende Lob ist ertheilt worden, fährt der Recensent fort:

‘Nur ist zu bedauern, daß es nicht zu erweisen ist, daß die hier namhaft gemachten Herren Siverthuß, Ditmarus, Cobbo, Imadus, Dsdag jemahls zu dem Billungischen Geschlechte gehört haben; denn Hr Pastor Falke, der hier vor den Beweis stehen soll, ist in Genealogicis ein so schlechter Zeuge, daß man eben so leicht Aesops Fabeln für wahre Geschichte halten, als den von ihm eigentlich sich herschreibenden Genealogien Glauben zustellen kann. Wir sind auch versichert, daß Herr Wendeborn es selber einsehen wird, daß er sich von Hn Falken habe hinter das Licht führen lassen, zumahl, da dieser Brief eher geschrieben wurde, als Hn Falke’s traditiones Corbejenses an das Licht getreten, die ein unverwerflicher Zeuge seiner ausschweifenden Einbildung und Berwegenheit in studio Genealogico sind. Cobbo hat eben so wenig als Imadus in dem Billungischen Geschlechte etwas zu thun; Sivert aber und Dithmar würden vielleicht in kein fürstliches Haus jemahls gerechnet worden seyn, wenn nicht Hr Falke gewohnt wäre aus allen Zeugen, die er in den Corbeyischen Urkunden gelesen, sollten sie auch nur Gutsleute und Mayer des Stiftes seyn, Fürsten und Grafen zu machen, und sie nachdem nach eigenem Gutdünken an eine oder die andere Familie anzukleben.’

Der Verfasser der Recension hat sich zwar

nicht genannt, es ist aber nicht zu zweifeln, daß es der Hofrath und Bibliothekar Scheidt in Hannover sey, früher hier und in Kopenhagen Professor, also ein völlig competenter Richter, von dem es bekannt ist, daß er damahls Verfasser der historischen Recensionen in den hiesigen gelehrten Anzeigen war (Pütter gelehrte Geschichte von Göttingen I. S. 266). Gewiß also thut man dem Pastor Falke nicht zu nahe, wenn man ihn für fähig hält, eine Chronik zu erdichten, um seine gedruckten Angaben in seinen traditionibus Corbej. zu bestätigen.

Sn.

W e i m a r.

Bey W. Hoffmann. Predigt am Reformationss = Feste 1838 in der Haupt = und Stadtkirche zu Weimar gehalten von Dr Johann Friedr. Röhr. Siebente mit Vorworte und Anmerkungen versehene Auflage.

Nicht um zu critisieren, zeigt Ref. vorstehende Schrift hier an: eine Schrift, die in zwey Monaten in sieben Auflagen ausgeht, in so kurzer Zeit in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet ist und noch bey weitem mehr Tausende von Lesern gefunden hat, hat sich über jedes individuelle Urtheil erhoben, und muß Elemente in sich tragen, die, an sich ewig wahr, einem tief gefühlten Bedürfnisse der Zeit entgegen kommen. Unsere Blätter, die ja auch im Auslande sich einer ehrenvollen Beachtung erfreuen, sollen, wie bereits viele politische Blätter mit ehrenwerther Anerkennung des Werthes obiger Schrift gethan haben, ebenfalls nur die Aufmerksamkeit auf dieselbe lenken, die so unendlich tief in die wichtigsten Fragen unserer Zeit eingreift. Welch ernstest

Gegenstand sie behandelt und wie ernst sie ihn auffaßt, läßt sich am besten aus den Worten des Verfs im Vorworte erkennen: 'Zu fragen, warum der Verfasser überhaupt so sprach, wie er hier sprach, hieße nicht wissen, was jetzt in Deutschland vorgehe, welche Gefahr die protestantische Kirche bedrohe, welche Unruhe die Glieder derselben bewege, und was sie sich bisher in vielen Zeitblättern und Schriften von Seiten der römischen Clerisey und deren Vorsehern, den Jesuiten, an Schmach und Schimpf bieten lassen mußten. Sollen das die ruhig hinnehmen, welche zu Dienern und Hütern der Kirche bestellt sind, auf deren Daseyn der ganze europäische Bildungsstand beruht? 'Würden diese schweigen, so würden die Steine schreyen' (Euk. 19, 39. 40). Es kann in der That befremden, daß in den von einem Theile des römisch-catholischen Clerus angefangenen Bewegungen und Wirren auf kirchlichem Gebiete die evangelischen Theologen bislang so wenig öffentlich Theil genommen haben, indessen klärt sich dies dem ruhigern Nachdenken leicht auf. Ein Grund mag vielleicht mit darin liegen, daß bey dem bisherigen längern friedlichen Zusammenleben der Confessionen — wie in der Wissenschaft die Polemik fast gänzlich untergegangen war — allerdings bey den evangelischen Theologen die Kenntniß des römisch-catholischen Dogmas und der Satzungen und Bestrebungen der Hierarchie sehr zurück getreten ist. Ein anderer, obwohl mit dem Vorigen zusammen hängender Grund ist der, daß die evangelischen Theologen es nicht mehr für der Mühe werth achteten, den Gegensatz der Parteyen, und namentlich die weltliche Zwecke verfolgende Hierarchie theologisch zu beleuchten. Dies ist auch darum so begreiflich, weil der Bildungsgang und der Zu-

stand der Theologie in beiden Kirchen so unendlich verschieden sich gestaltet hat. Einzelne ehrenwerthe Ausnahmen unter den römisch-catholischen Theologen abgerechnet, die indessen meistens nur auf historischem Gebiete mit der evangelischen Theologie gleichen Schritt gehalten haben, konnten sich wohl auch die evangelischen Theologen der Rücksicht auf die Abgeschlossenheit und Starrheit des entgegen gesetzten Dogmas, noch mehr aber auf die practische Seite der Gegensätze überheben. Wenn auch vielleicht nicht in jeder Weise zu billigen, war es doch natürlich und auch unbedenklich, so lange eben die hierarchische Bestrebung nicht weiter feindselig gegen die evangelische Kirche austrat. Anders wurde es freulich, seit dem jenes geschehen ist, aber daß nun bislang noch so wenige theologische Polemik sich von Seiten der evangelischen Kirche gezeigt hat, das hat nur sehr ehrenwerthe Gründe. Das preußische Gouvernement hat, wie es selbst würdig und mit richtigem Tacte die größte Mäßigung und Milde auch unmäßiger Leidenschaftlichkeit und unziemlicher Anmaßung gegenüber beobachtet hat, eben so von den evangelischen Theologen nicht nur die größte Mäßigung gewünscht, sondern überhaupt zu vermeiden gesucht, daß die Bewegung auf eigentlichen theologischen Grund und Boden verpflanzt werde. Hat Refer. eine ihm gewordene Mittheilung eines hoch gestellten Dieners der evangelischen Kirche nicht falsch gedeutet, so sind sogar an theologische Zeitschriften außerhalb Preußens Andeutungen in obigem Sinne ergangen. Und darin lag allerdings eine große Umsicht und Weisheit der preußischen Regierung. Wäre es möglich gewesen und ist es noch möglich, die Widerspenstigkeit und Anmaßung einzelner hierarchischer Zeloten auf rein juristischem Gebiete zu-

rück zu drängen und nieder zu halten, so wird größere Aufregung vermieden werden, und das Verhältniß der Confessionen sich leichter wieder zu einem friedlichen Nebeneinanderwohnen im christlichen Sinne gestalten. Nicht als ob die evangelische Theologie die ernstere Polemik zu scheuen hätte — schon in der Zeit der Reformation klagten die Vorsechter Roms, daß sie ihre Arbeiten nicht zum Drucke bringen könnten, und niemand sie lesen wolle, und es wäre doch in der That wunderbar, da das Verhältniß der Hierarchie zur reinen evangelischen Lehre theoretisch dasselbe geblieben ist, und leider gegenwärtig auch wieder practisch dasselbe zu werden beginnt, wie es zur Zeit der Reformation war, wenn die Wahrheit, die vor 300 Jahren unter weit ungünstigeren Verhältnissen sich Bahn brach und bereitwillige Ohren und Herzen fand, nach so langer Zeit, in welcher Einsicht und Bildung, auch unter dem größern und bessern Theile der Glieder der catholischen Kirche nicht zurück gegangen ist, nicht Anerkennung und Fortschritt finden sollte, auch unter den Catholiken selbst, — aber es scheint darum noch jetzt besser und besonnener, daß die evangelischen Theologen, zumahl wo gemischte Confessionen leben, sich aller Polemik enthalten, weil das Parteyinteresse dadurch erst geweckt oder doch erst recht hoch gesteigert werden könnte, und gerade Parteyinteresse die Wahrheit verkennen und das Ohr gegen sie verschließen läßt. Es ist zudem der höchste Stolz der evangelischen Kirche, daß sie nicht nöthig hat, auf Proselytenmacherey, auf Bedrückung oder irgend eine Beeinträchtigung anders Denkender und Glaubender auszugehen. Sie will und erstrebt ja nur Frömmigkeit des Herzens und Heiligung des Lebens nach dem rechten Worte und den

rechten Gnadenmitteln Gottes, und erkennt gern in jedem Catholiken, der jener Forderung nachkommt, mit warmer Liebe den christlichen Mitbruder an. Anderes aber schreibt Rom's Eigennuz und Herrschsucht denen vor, die sich noch wirklich von ihm bevormunden lassen, in der lächerlichen Behauptung, daß von dem Glauben und Gehorsam gegen seine Befehle die Seligkeit abhängt, und der so wenig bescheidenen als unchristlichen Ausschließung derer, die Rom's Gottlosigkeit halben sich von ihm getrennt haben, von der Seligkeit. Doch hat alle Geduld und alle christliche Sanftmuth ihre Grenzen, und wer da gesehen hat, wie unwürdig und verblendet einzelne Diener Rom's aufgetreten sind, kann es nicht tadeln, daß auch einmahl ein ernstes Wort öffentlich über Rom von evangelischen Theologen gesprochen wird. Und dies ist von dem Verfasser mit einer Kraft, Glut und Begeisterung geschehen, die der Sache würdig sind. Darum mahnen wir alle Glieder der evangelischen Kirche, die wissen wollen, warum es sich eigentlich handele und denen ihre höchsten Güter nicht gleichgültig sind, diese Rede zu lesen: wir empfehlen sie aber eben so allen gebildeten und denkenden Catholiken, die Christenthum höher stellen als Papstthum, zumahl, da der Verf. sehr wohl zwischen der Verkehrtheit Rom's und seiner Sinnesverwandten und dem Catholiken an sich unterscheidet, und 'die brüderlichste Liebe gegen die catholischen Christen empfiehlt, denen Christi Wort theurer und gültiger ist, als die selbstsüchtigen Machtgebote der römischen Curie, und die recht wohl begreifen, daß man im besten Sinne des Wort's christ-catholisch seyn könne, ohne eben päpstisch zu seyn'. Der Verf. will hinweisen auf 'die

Beruhigungsgründe, welche bey den erneuerten Versuchen der Macht der Finsterniß gegen das Reich der Wahrheit und des Lichts sich dem ruhigeren Nachdenken darbieten, und findet jene in der Macht der evangelischen Wahrheit selbst, der allgemeinen Bildung dieser Zeit, dem einmüthigen Widerstande aller Besseren, und dem mächtigen Beystande Gottes. Als Probe des Geistes, der hier redet, stehe eine Stelle: S. 5 'Zu den Beruhigungsgründen — gehört vor allen die Macht der evangelischen Wahrheit selbst, oder die nachdrucksvolle Entschiedenheit, womit die klare Erkenntniß der reinen Lehre Jesu den Beförderern unchristlichen Wahnes und Aberglaubens entgegen tritt. Denn bewährte dieselbe schon zur Zeit der Kirchenverbesserung ihre Unwiderstehlichkeit an Millionen Christenherzen, welche bis dahin aller evangelischen Einsicht ermangelten; hatte der gefeyerte Urheber jenes Ereignisses zur Aufdeckung und Vernichtung des religiösen Truggewebes, mit welchem Rom die christliche Welt umspinnen hatte, Nichts weiter von Nöthen, als den davon Befangenen den Widerspruch zu zeigen, worin es mit dem klaren Inhalte der heiligen Schrift stand; fiel es der von arger Priesterslist bethörten Christenheit wie Schuppen von den Augen, als sie aus dem ihr in der Muttersprache eröffneten göttlichen Worte erkannte, welche schändliche Menschenfakungen man ihr Jahrhunderte lang zu blindem Glauben dargeboten hatte; wie könnte die evangelische Wahrheit über die neu aufstauende Macht der Finsterniß jetzt ihres Sieges verfehlen, wo sie in den, in alle Sprachen der Welt übergetragenen, biblischen Urkunden klar und offen da liegt, durch lautes Lehren und Predigen in zahllosen christlichen Schulen und Kirchen zur genauesten Kenntniß der Bekenner Jesu

kommt, und in Pallästen und in Hütten das unverlierbare Eigenthum Aller derer geworden ist, die Augen haben, zu sehen, und Ohren, zu hören, welcher ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen der Lehre des himmlischen Oberhauptes der Christgläubigen und zwischen der der priesterlichen Gaukler ist, welche sich die irdischen Stellvertreter desselben schelten zu lassen wagen *)? Oder sollte die Stimme der Letzteren mächtiger seyn, als Christi Stimme, wenn jene allen religiösen Irrthümern und Vorurtheilen das Wort redet, während diese nur vernunftmäßige Religionsansichten predigt; wenn jene die Verehrung Gottes in die Vollziehung abergläubischer Gebräuche setzt, während diese Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wissen will; wenn jene den abgöttischsten Heiligendienst anordnet, während diese den Menschen zum alleinigen Dienste des Himmels und der Erde verpflichtet; wenn jene den Erweis christlicher Frömmigkeit in mönchischen Andachtsübungen, in kirchlichen Priester-spenden und in sittlich gefährlichen Bußwerken suchen heißt, während diese sie durch ein reines Herz und unbeflecktes Leben zu bewähren gebietet; wenn jene die Reinigung von Sünde und Laster um den Preis von Gold und Silber zum Auskaufe stellt, während diese die Bedingung derselben in dem reuigen, die Gnade Gottes in Christo suchenden Besserungseifer nachweist; wenn

*) 'Die Fabel von Christo', sprach Leo X., der in der Reihe vieler gott- und sittenloser Kirchenhäupter nicht eben der schlimmste war, 'ist für uns recht einträglich gewesen'; und Machiavell versicherte als Augenzeuge des römischen Treibens: 'Wir Italiäner verdanken es vornehmlich der Kirche und den Priestern, daß wir zu Gottlosen und Bösewichtern geworden sind'.

jene die unbeschränkste Gewalt über den Glauben und das Gewissen der Menschen fordert, während diese volle evangelische Glaubens- und Gewissensfreyheit gewährt; wenn jene den geistlichen Stuhl zu Rom über alle Fürstenthronen erhöht sehen will, während diese behauptet: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wenn jene zur Verletzung alles bürgerlichen Gehorsams aufreizt, während diese Gott und dem Kaiser zu geben befiehlt, was Gottes und des Kaisers ist; wenn jene das Feuer der Zwietracht und des Glaubenshasses zwischen verträglichen Christenparteyen und selbst im Schoße der Familie anzufachen sucht, während diese der Christenwelt die Mahnung an das Herz legt: Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet! Mein ic.' — Solche Stimmen werden freylich etwas unsanft an die Pforten des Vaticanus anklopfen, aber wer hat sie hervor gerufen? Die lebendige Theilnahme, welche vorstehende Schrift, auch unter den gebildeten Catholiken, bereits gefunden hat, beweist wohl zur Genüge, daß es eben nicht schwer seyn wird, den Geist der Reformation gegen Rom zu wecken, gegen welchen alle Processionen, die Phraseologie des Herrn Görres und die Boten, welche Rom wieder mit freygebiger Hand aussendet, wenig helfen werden. Roms Rechenmeister mögen wohl bedenken, was sie thun; es war genug, wenn Rom blieb und behielt, was es war und besaß; die Catholiken unserer Zeit sind nicht mehr die der Reformation, und wissen Geist und Form, Wesentliches und Unwesentliches recht wohl zu unterscheiden. Man kann wohl eine Bewegung anfangen, aber wer hält sie ein, und wer weiß, wohin sie führt? Und schon oft hat die Mine, die den Segnern gegraben war, die eigenen Ur-

heber zerschmettert. Mögen Rom und seine Jesuiten nur fortfahren, die Geister der Reformation herauf zu beschwören: sie werden kommen.
Köllner.

W i e n.

Ben Schaumburg u. Comp. Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster Theil, von den frühesten Nachrichten bis zu dem Tode Rudolf des Ersten. Mit vier Kupfertafeln. Auch unter dem Titel: Geschichte König Rudolf des Ersten und seiner Ahnen. XXIV u. 720 Seiten. Zweiter Theil, von dem Tode König Rudolf des Ersten bis zur Ermordung König Albrechts. Mit drei Kupfertafeln. Auch unter dem Titel: Geschichte König Albrechts des Ersten. 685 Seiten in 8. 1837.

Den trefflichen Sammlungen von Quellen für die Geschichte Oesterreichs und seiner Nebenländer, der Reichhaltigkeit an guten Specialgeschichten der einzelnen Landschaften, endlich der Bedeutung, welche der größere Theil der Regenten aus dem Hause Habsburg für die allgemeine deutsche Geschichte hat, ist es zuzuschreiben, daß unsere geschichtliche Literatur vorzugsweise an Monographien über die Nachkömmlinge König Rudolfs I. reich ist. Sie bilden die zahllosen Vorarbeiten für eine Geschichte des Hauses Habsburg, die, weil sie zugleich die Geschichte einer Menge von Landschaften umfaßt, welche in Sprache, Rechtsverhältnissen und Sitten wesentlich von einander verschieden sind, zu den umfassendsten Aufgaben der Geschichtsforscher gehören dürfte. Nur wem vermöge seiner Stellung oder besonders begünstigten Verhältnisse der Zugang zu den verschiedenen Archiven im Umfange des Kaiserstaates gestattet

ist, so daß er die Berichtigung und Ergänzung der gedruckten Urkunden und Chroniken übernehmen darf, kann sich derselbe zu unterziehen wagen. Dieses gilt von dem Fürsten Sichnowsky. Hier zeigt sich keinerley Störung von außen; der freye Zutritt zu den Archiven ist gewährt; es konnten dem Hochbegünstigten eine Menge von Erleichterungen in seiner Arbeit nicht fehlen, deren sich im seltensten Falle der Geschichtsforscher rühmen darf. Der Zweck seines Werkes ist, wie die Vorrede besagt, 'aus den Urkunden und aus den gleichzeitigen Chronisten eine Geschichte darzustellen, welche nach reiflicher Prüfung und Sichtung dasjenige ungeschminkt berichtet, was diese als Thatsachen aufstellen. Es wird das als wirklich geschehen zu uns Bekommene erzählt, mit Hinweglassung alles dessen, was Spätere hinzu fügten. Es sollen die Quellen so viel als wie möglich selbst reden'.

Refer. ist nicht der Meinung, daß der Verf. dieser Aufgabe in allen Theilen entsprochen habe. Es ist manches Tüchtige in dem vorliegenden Werke geleistet; manche Verhältnisse und Ereignisse, namentlich solche, welche die österreichischen Erblande betreffen, sind mit großem Fleiße auseinander gesetzt, manche vielleicht zum ersten Male in die richtige Beleuchtung gebracht. Aber um der selbst gesteckten Aufgabe zu genügen, war es erforderlich, daß der Verf. ein Mahl mit unbefangenen Blicke, ohne einer politischen Schule der Gegenwart anzugehören, die Begebenheiten an sich vorüber ziehen ließ, sodann die ihm vorliegenden und namhaft gemachten Quellen einer ernstern Critik unterzog. Beide Bedingungen sind unerfüllt geblieben. Es ist bekannt, daß der Vf. an der Lösung der Principienfrage der spanischen Erbfolge auf kurze Zeit einen thätigen Antheil

genommen hat. Ohne zu untersuchen, ob derselbe im Lager von Don Carlos seinen Geist zu sehr auf die Geschichte des Hauses Habsburg gewendet, oder ob er bey Bearbeitung der letzteren seine Aufmerksamkeit zu sehr auf die Kampfberichte aus den baskischen Provinzen richtete, wissen wir nur aus dem Ergebnisse, daß beide Unternehmungen ihren Endzweck nicht völlig erfüllten. Ref. fühlt sich, bis auf die allzu grell aufgetragenen Farben, mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Urtheile des Fürsten über das 'verjüngte Europa' durchaus einverstanden, wenn unter letzterem jene kleine Zahl von Geistern zu verstehen ist, die auf den Trümmern dessen, was für Sitte und Leben durch göttliche und menschliche Satzungen geheiligt ist, ein moralisch-politisches Bordel aufführen möchten. Aber von diesem jungen Europa bis zu denen, welche mit Besonnenheit der geschichtlichen Entwicklung der Zeiten folgen und, ohne das Alte als solches jeder hastig auftauchenden Erscheinung im Gebiete des Glaubens und der politisch-geschichtlichen Wissenschaft zu opfern, das als wahr und echt sich Erhärtende zu sich reden lassen, ist ein nicht minder großer Abstand, als zwischen letz genannten und solchen, die den Ergebnissen der Zeiten das Ohr verschließen, und in dem abwägenden Eingehen in dieselben nur den Umsturz jeder bestehenden Ordnung erblicken. Zu den letzteren gehört der Verf., der keinen Widerspruch gegen Rom duldet und die Bewegungen, welche seit dem 13. Jahrhundert mehr oder minder stark die Völker Europas ergriffen, nur als eine Folge frevelnden Abfalls von der Obergewalt der römischen Kirche angesehen wissen will. Wir heben als Beleg dieses Ausspruchs ein Râsonnement

über den ernststen Streit hervor, welchen der Hohenstaufe Friedrich II. für seine kaiserliche Macht mit dem päpstlichen Stuhle führte. Thl. I. S. 47 heißt es: 'Das Verneinen des Glaubens, das Verneinen der Nothwendigkeit des Bestehens der alten Gesinnung und Form, von ihnen (den Shibellinen) ihren Zeitgenossen als ein freyes Leben in einer so genannt neuen und frisch aufblühenden Zeit gepriesen und verführerisch gezeigt, stellten sie dem alten frommen Festhalten an dem unwandelbaren Glauben entgegen. Und wie denn dieser entsetzliche Geist des Verneinens von Anfang an bis jetzt und für immer gleich einem schwarzen Faden in dem Gewebe der Geschichte kenntlich ist, so müssen die Häupter der Shibellinen als zu ihm (?) gehörig gezählt werden'. Dieser Ausspruch ist verständlich; er hätte der in der Note (S. 397) folgenden Erörterung nicht bedurft, in welcher es heißt: 'Daß die Häupter der Shibellinen stark vom Geiste des Verneinens angesteckt waren, ist wohl nicht zu leugnen; die Masse mußte davon nichts. Dieser Geist ist immer derselbe, nennen wir ihn auch anders, wie jedes neue Jahrhundert es will, es ist stäts derselbe'. Ref. glaubt sich jeder Erörterung über das Streben der Hohenstaufen gegen eine Gewalt überheben zu können, die mit furchtbarer Consequenz darnach rang, Fürsten und Völker der Christenheit zu blinder Unterwürfigkeit zu knechten; er hält nicht minder eine Auseinandersetzung über 'das alte fromme Festhalten an dem unwandelbaren Glauben' für entbehrlich, und bemerkt nur, daß diese Ansichten für das vorliegende Werk die leitenden abgeben.

Die Critik anbelangend, so scheint der Verf. durch die über Maß und Gebühr angehängten

Noten und durch die besonderen Verzeichnisse der für seine Arbeit benutzten Werke jeden Zweifel an seine gewissenhafte Forschung haben wegschwemmen zu wollen. Gerade in beiden zeigt sich im Allgemeinen die Leichtfertigkeit desselben auf eine schlagende Weise. Nicht nur sind, wie von einem in der österreichischen Geschichte besonders bewanderten Gelehrten anderswo dargethan ist, Urkunden citiert, welche in dem nie erschienenen Bande eines Werkes abgedruckt seyn sollen, und Mittheilungen von Männern namhaft gemacht, welche sich derselben gar nicht bewusst sind, sondern es zeigen sich auch die Belege für ein einzelnes Factum ohne Auswahl gehäuft neben einander, ohne daß dabey auf die erste und lautere Quelle Rücksicht genommen wäre, oder sie sind dergestalt allgemein gehalten, daß sie dadurch jede Bedeutung verlieren. So wird Th. I. S. 415. Note 24. citiert: 'Muratori und alle anderen italiänischen Quellen.' Bey Note 5. S. 45 sind von dem hier angegebenen Todestag von Kaiser Otto IV. außer Martene thesaur. auch die Origg. guelf. III, 840. citiert. Und doch ist in letzteren, die übrigens den Tod des Kaisers erst einige Seiten später erzählen, als der Fürst angibt, die *vetus narratio de testamento et morte Ottonis IV.* nach ausdrücklicher Angabe ex Marten. anecd. abgedruckt. Bey Gelegenheit der Kämpfe Albrechts mit Adolf von Nassau am Oberrhein werden mehrfach als Belege für ein und dasselbe Factum des Colmariense chron., die Reimchronik, Königshoven, Trithem. chron. hirsaugiens. und sponheims. angeführt, wo jedenfalls eins der beiden ersten Citate genügt hatte. Ja, bey Gelegenheit der Schlacht bey Dppenheim finden sich in der einzigen Note 118

nicht weniger als 18 Belege. Und gerade da, wo man die gegebene Erzählung nicht anders als auf eine Sage später Tage zurück führen kann, fehlen die Beweisstellen. Dies gilt z. B. von der originellen Mittheilung (I. S. 139): 'Rudolf trug den grauen Flausrock, die Farbe des Hauses Lothringen, die er als dessen Verwandter sich zur Ehre anrechnete zu tragen', über deren Tendenz der Gemahl der Maria Theresia gelächelt haben würde. Es gilt ferner von der Erzählung (S. 359), daß Rudolf 1288 auf dem Zuge gegen Hochburgund im Angesichte des Heeres sein Wamms vor dem Zelte selbst geflickt, und sich mit den mit eigener Hand aus dem Felde gezogenen Rüben gesättigt habe; eine Anekdote, welche ohne Frage aus dem Ehrensiegel des Erzhauses Oestreich genommen ist, obwohl der Verfasser (S. 517) dieses Werk eine 'halb fabelhafte Compilation, ohne Werth für den Geschichtsforscher' nennt. Auf S. 96 des nämlichen Theils heißt es: 'Für Konrad I. stimmten sieben Herzöge, nämlich außer denen von Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen zwey Herzöge von Lothringen, weil es getheilt worden war und der Herzog von Kärnthén.' Als Beleg sind angeführt: Hermannus contractus, Dittmar und Witichind. ap. Meinhom (sic). Aber die Citate wissen nichts von den Stimmen dieser sieben Herzöge, deren Existenz evident zu machen, eine ungewöhnlich verdrießliche Arbeit seyn dürfte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 2. Februar 1839.

W i e n.

Beschluß der Anzeige: Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Ganz dieser Art des Citirens entsprechen die Verzeichnisse der Werke, welche auf diese Theile der Geschichte des Hauses Habsburg Bezug haben und welche vom Verf. 'benutzt oder durchgesehen' sind. Man bewundert, trotz der kleinen Kunstgriffe und bekannten Erleichterungen im Durchfliegen von Büchern, die Riesearbeit des Fürsten, wenn man allein für den ersten Band nicht weniger als vierhundert zwey und siebenzig Werke namhaft gemacht findet. Dennoch deckt sich der Verfasser vor dem Vorwurfe einer mangelnden Belesenheit durch den in der voran geschickten Anmerkung enthaltenen Zusatz, daß solche Werke, welche von der Geschichte des Reichs oder einzelner Theile desselben handeln, weggeblieben seyen, wenn sie keine neue Notizen lieferten. Aber warum, möchte Ref. fragen, diese weitläufige Aufzählung von Werken wie (Th. I.) № 5, 12, 14, 17, 33, 34, 35, 41, 46, 74, 96,

109 ff., wenn sie mit den Zusätzen 'unbrauchbar, sehr oberflächlich, ohne Nutzen, Phrasen, unbedeutend, werthlos, elendes Nachwerk' zc. versehen sind? Soll etwa dadurch einem späteren Geschichtschreiber der habsburgischen Kaiser die Mühe des Durchlesens der solchergestalt bezeichneten Werke erspart werden? Wer würde so verfahren dürfen, abgesehen davon, daß jede selbständige Forschung es verbietet, da auch die trefflichen Arbeiten eines Idesf. Arr der Parteylichkeit beschuldigt werden, der deutschen Geschichte des wackern Heinrich alle Kritik abgesprochen, Johannes von Müller ein slavisches Zutrauen in die schweizer Chroniken vorgeworfen wird, und es von Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes (nicht etwa nach Lappenberg's Revision) heißt, daß es ein allgemein als erschöpfend anerkanntes Geschichtswerk sey? Andere Erörterungen dieses Verzeichnisses, wie z. B. die, daß Pfister in seiner Geschichte von Schwaben (3 Bde) specieller erzähle, als in seiner Geschichte der Deutschen (5 Bde), scheinen nur bestimmt, den Leser auch der letzten Mühe des billigsten Nachdenkens zu überheben; andere wiederum bieten die Veranlassung zur Heiterkeit, wenn sich unter den benutzten Werken 'Brentanos barmherzige Schwestern' und Calamini, Ottocarus Austr. Trag., ein schlechtes Trauerspiel von 1594, verzeichnet finden.

Es würde ein Leichtes seyn, mit Bemerkungen dieser Art fortzufahren; hier mögen nur noch folgende Angaben genügen. Th. I. S. 54 ist die alte Erzählung wiederholt, daß Heinrich I. 'vom friedlichen Vogelherde' auf den Thron der Deutschen berufen sey. S. 99 ist Wittenberg durch 'weißer Berg' erklärt, eine Deutung, die nach der Localität Wittenbergs schwer zu begründen seyn möchte und jedenfalls der scharfsinnigen,

wenn schon in neuerer Zeit angefochtenen Erklärung Dahlmann's (Widonis villa) weit nachsteht. S. 223 ist schon im 13. Jahrhundert von dem Reichsvicariate des Pfalzgrafen als einem unbezweifelt feststehenden Institute die Rede. S. 495 wird für Heinrich Mirabilis von Grubenhagen das Todesjahr 1312 angegeben; aber der Herzog starb erst 1322. Thl. II. S. 132 kann der Vf. bey Gelegenheit der Königswahl Albrechts nicht umhin, die von den Fürsten vorgetragene Gründe der Absetzung Adolfs zu misbilligen. 'Bey jedem Kriegszuge, heißt es in Bezug auf die gegen Adolf erhobene Anklage von Grausamkeiten, die er in Thüringen begangen, geschehen Frevel und Grausamkeiten und sehr schwer wäre es zu beweisen, daß der Oberbefehlshaber sie jedes Mal anbefahl oder mitbeging.' Wie man überall in der Absetzung Adolfs nur das Werk des von Ehrgeiz und Rachsucht getriebenen Erzbischofs von Mainz erblickt, der es nicht verschmerzen konnte, daß der von ihm auf den Thron Berufene in kaiserlicher Selbständigkeit auftrat, so läßt sich auch diese Anklage auf eine entscheidendere Art zurück weisen, als der Verf. es gethan. Selbst der Verfertiger des Chron. Scti Petri Erfurtensis (Mencken. Tom. III. p. 303) erzählt, daß der König, voll Zorn über der Seiznigen crudelitas paganica, einige der Kirchenräuber mit dem Tode, andere durch Abhauung der rechten Hand habe büßen lassen. Wenn aber der Chronist hinzu setzt, daß Adolf nur so gehandelt habe quasi innocentiam suam comprobaturus, so möchte es schwer halten, etwas Anderes, als des Mönches Erbitterung über den Gegner seines Erzbischofs darin zu erblicken.

Hören wir schließlich des Verfs Râsonnement über die schweizerischen Angelegenheiten unter der

Regierung Albrechts I., wenn schon der Leser a priori wissen kann, welches Urtheil über diese Alpenföhne gefällt werden wird, die sich dem 'alten frommen Festhalten' an dem Bestehenden so widerstrebend zeigten. Th. II. S. 64 heißt es: 'Um eine spätere Empörung irre geleiteter und aufgewiegelter Unterthanen als eine Selbstbefreyung von einer unrechtmäßigen Herrschaft auszugeben, hat es späteren Zeiten zugesagt, an die erwähnten Verbindungen in Oberschwaben auch ein Uebereinkommen zu reihen, welches die Leute des Reichs in Uri mit denen Habsburgs in Schwyz und Unterwalden am 1. August 1291 schlossen. Erstere waren Gerichtsbefohlene, letztere Unterthanen Albrechts und seines Neffen. Dieses Uebereinkommen ist aber durchaus nicht so zu beurtheilen, als die erwähnten Bündnisse. So vermessen und sonderbar dieser Schritt solcher Leute auch zuerst erscheinen mag, so sehr man seitdem auch denselben die frühere Reichsfreyheit und gänzliche Unabhängigkeit aller dieser Thäler von Habsburg und von jedem Herrn überhaupt, dann das Streben der Letzteren sie zu unterjochen, hat beweisen und daraus folgern wollen, daß sie nur bey Erledigung des Reichs den ersten Strahl einer Freyheitssonne benutzt hätten, um, wie gesagt ward, aus langer Knechtschaft wieder zum urangestammten Rechte zu gelangen — so zerfallen dennoch bey tieferer Forschung alle diese seit dem 16ten Jahrhundert ersonnenen Märchen in ihr nichts.' S. 65: 'Und wie auch keine Fehde, kein Strafzug aus Unzufriedenheit des Herrn mit den Unterthanen erwiesen ist, eben so wenig ist es ein Auflehnen von Seiten des Volks durch harte Behandlung der Voigte erregt und durch so genannte Freyheit liebende Männer gepflegt. Im Gegentheil bestand durch die ganze Regierungszeit

Albrechts die ruhige und ungestörte Fortdauer des ererbten Verhältnisses.' Hiernach mußten allerdings die schweizerischen Geschichtschreiber zurecht gewiesen werden. Deshalb läßt (I. S. 542) 'Tschudi sein Haß gegen Habsburg = Oesterreich und wohl auch Mangel an Muth gegenüber seinen leidenschaftlichen Landsleuten oft die Wahrheit verschweigen, ja entstellen'; deshalb ist (S. 541) Stumpffs Schweizerchronik 'parteyisch wie fast alle schweizerischen Chroniken'; deshalb wird (S. 510) Urx gescholten, daß er in seiner Geschichte des Cantons St. Gallen den Chroniken zu viel traue; Wegelin (S. 544), daß er in seiner Geschichte der Landschaft Toggenburg mit zu großer Beachtung der Chroniken geschrieben habe. Von Johannes von Müller heißt es S. 530: 'Leider muß der Geschichtschreiber (bey Müller) zweyerley bemerken; zuvörderst eine Unlust, einen speciellen Fall genauer zu untersuchen, welcher, dessen Unklarheit gewahrend, durch eine wohlklingende Phrase abgefertigt wird. Zwentens: ein slavisches Zutrauen in die Schweizer Chronisten. Als er später, wie es scheint, bemerkte, daß so vieles Parteyische, Unrichtige, ja ganz offenbar Falsche und Verläumderische dadurch aufgenommen ward, fehlte ihm Zeit oder Muth, es zu ändern. Letzterer war sehr vonnöthen, denn Tschudys Unwahrheiten schmeichelten der Eitelkeit seiner Landsleute und waren ihnen lieb geworden. In den Citaten ist Müller gewissenlos zu nennen. Hunderte von Nummern beweisen dieses und eben so oftmahls führt er Thatsachen an ohne Note und Beleg.'

An die Noten schließt sich eine 'Reihenfolge der Päpste durch diesen Zeitraum, deren Character nach den Urtheilen der Zeitgenossen und die Merkwürdigkeiten jedes Pontificats besonders in

Hinsicht auf Deutschland'. Hier heißt es z. B. von Innocenz IV.: 'Er hatte viel Verstand, großen Eifer, erstaunliche Thätigkeit, unsträflichen Wandel, dabey unbeugsame Hartnäckigkeit und wenig Milde'; von Alexander IV.: 'Er war fromm, demüthig, enthaltsam, aber schwach und leichtgläubig'; von Urban IV.: 'Er besaß große Sanftmuth und Frömmigkeit, verbunden mit vielem Verstande'; von Nicolaus III.: 'Ein Mann von Thätigkeit, Klugheit und Bescheidenheit; er soll seine Verwandten zu sehr vorgezogen haben; großer Beschützer von Orden'; von Honorius IV.: 'Ganz von der Sicht gebeugt, hatte sein Kopf Klarheit und seine Zunge Kraft. Nichts Merkwürdiges für Deutschland'. Diese letzte Bemerkung findet sich auch bey Innocenz V., Hadrian V. und Johann XXI. Ref. muß beklagen, daß ihm der Verf. nicht die Auffuchung des Grundes erleichtert hat, aus welchem eine derartige Aufzählung der Vorsteher der Kirche nicht völlig entbehrlich schien. Dasselbe gilt von der 'Uebersicht der weltlichen Fürsten, so wie der geistlichen Herren Deutschlands dieses Zeitraums, die selbst oder deren Stifte in Bezug auf diesen Theil der Geschichte stehen'. Wir verweisen in Betreff des gegebenen Urtheils unter andern auf die biographische Notiz des Grafen Florenz V. von Holland.

Den Beschluß macht ein höchst dankenswerthes Verzeichniß der Urkunden zur Geschichte des Hauses Habsburg, von den ältesten Zeiten bis 1308.

Die Sprache ist mitunter schwülstig, nicht frey von Unrichtigkeiten (II. S. 281: 'ohne dem eifrigen Zureden', S. 285: 'statt seinem guten Rechte'), reich an ungewöhnlichen Ausdrücken (I. S. 224: 'doch ließ sich der König her bey'. S. 541: 'Rüxners Turnierbuch konnte Unwehr

und Glauben finden'. II. S. 283: 'der Herzog wurde angeeifert, die Rüstungen zu vervollkommen), nicht immer edel (II. S. 285: 'Herzog Johann stellte die vornehmste Puppenfigur am Hofe seines Oheims vor'). Einzelne Schilderungen, namentlich der Schlacht auf dem Marchfelde I. S. 246 — 254, und der Schlacht bey Oppenheim II. S. 139 ff. sind höchst gelungen zu nennen. Doch ist bey der erst genannten hinzu zu fügen, daß sie fast ganz auf der poetischen Erzählung Ottocars von Horneck beruht.

Die Ausstattung dieses Werkes ist vorzüglich zu nennen. Hab.

M a n n h e i m.

Verlag von H. Hof, 1838. Schriften von Friedrich von Genz. Ein Denkmahl. Auch unter einem zweyten Titel: Briefe und vertraute Blätter, von Friedrich von Genz. Herausgegeben von Gustav Schlesier. Erster Theil, 308 S. Zweiter Theil, 431 Seiten.

Der Herausgeber dieses Werks bezeichnet in der Einleitung zu den Schriften von Genz seinen Zweck dahin: er will eine Sammlung der kleineren gedruckten oder auch ungedruckten Schriften desselben liefern, und zwar von den spätern auf die ältern zurück gehen, und von biographischem, historischem und literarischem Material so viel dazu geben, als zum Verständniß der Schriften, zu Aufhellung der Verhältnisse und zur Belebung der Theilnahme dienen mag. Sein Denkmahl soll einzelne Züge zum Lebensbilde zusammen reihen und rückweise die Sammlung der Schriften von Genz und das Interesse an ihnen fördern. Genz gehörte unstreitig zu den ausgezeichneten

Characteren in Deutschland, die die Epoche der französischen Revolution auf die Bühne gebracht hat. Sein politischer Wirkungskreis war groß, seine Schriften waren zu ihrer Zeit höchst gewichtigen Inhalts, ihre Form als vollendet zu betrachten, und sein Stil hat die bis dahin dunkle und verworrene Prosa der Cabinete, auf eine ideale Höhe erhoben. Dessen ungeachtet ist das Andenken an seine großen Leistungen, die ihm vor nicht langer Zeit einen europäischen Ruf verschafften, beynahe erloschen, und seine einst viel gelesenen Werke sind von der jetzt lebenden Generation kaum den Titeln nach noch gekannt. Schwerlich möchte eine Sammlung seiner gesammten Schriften, wie der Herausgeber glaubt, eine günstige Aufnahme finden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Gegenstände, mit denen sich seine Feder beschäftigte, das Interesse, das ihr die herrschenden Verhältnisse der damaligen Zeit verliehen, verloren haben; diese waren die Verfassung Englands, aus einem rein theoretischen Gesichtspuncte betrachtet, und dann insbesondere die französische Revolution, die er mit dem Geiste und der Kraft eines Burke bekämpfte. Ueberflüssig würde es seyn, weitläufig zu erörtern, wie die Erscheinungen unserer Zeiten manche Sätze der Theoretiker von den Vorzügen und der Stabilität der englischen Verfassung, so wie Genz sie aufstellte und vertheidigte, über den Haufen geworfen haben, und eben so zu zeigen, daß die jetzige Gestalt der Dinge in Frankreich eine ganz andere ist, als diejenige, die einst Genz bekämpfte. Wir erlauben uns nur diese Bemerkungen, als Entgegnung auf die Anklage des Herausgebers dieser Schriften von Genz, in seiner Einleitung: 'Daß wir Deutschen den politischen Autoren überhaupt, und namentlich dem

glänzendsten unter diesen, Genz, die gebührende Achtung versagen'. Wir sind vielmehr der Meinung, daß unser berühmter Landsmann dies Schicksal mit seinen Collegen in Frankreich und England vollkommen theilt, und glauben z. B., daß Burkes bekannte Betrachtungen, durch deren Uebersetzung Genz zuerst in Deutschland bekannt wurde, gegenwärtig in England eine eben so geringe Zahl von Lesern finden, als die Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien, oder die Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, welche beiden Schriften als die vorzüglichsten die Genz heraus gegeben hat, angesehen werden. Höchst merkwürdig ist, was Genz selbst in einem Briefe an Barnhagen am 3. Dec. 1828 (1. Bd S. 274) über seine Werke äußert: 'Sie haben zwey Mal meiner auf eine ehrenwerthe Art gedacht. Die Epoche meiner Schriftstelleren liegt zu weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen, was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere — wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmahl darauf gefaßt, und muß im Gefühle der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden.' — Genz war sich seiner Verdienste als Bearbeiter zu gut bewußt, es war unstreitig die Fragilität des Stoffes, das Schwankende der Politik, die ihm, für seinen Nachruhm besorgt, wünschen ließ, seine Feder anderen Gegenständen gewidmet zu haben. Wenn der politische Schriftsteller auf Nachruhm Verzicht leisten muß, und während seiner schriftstellerischen Laufbahn den geistigen Angriffen der Gegenparthey ausgesetzt ist: so muß ihm dagegen der zeitige

Weihrauch, den ihm die Partey, der er seine schriftstellerische Thätigkeit widmet, freygebig zollt, Ersatz geben, gleich dem Schauspieler, der, wenn er seine Rolle gut spielt, während der Vorstellung mit dem rauschenden Beyfalle der Zuschauer belohnt wird. Ein glänzenderes Loß vor vielen politischen Schriftstellern ward Genz zu Theil: sein Vaterland hatte ihn zwar anfangs verkannt, rief aber ihn zum Rathgeber zur Zeit der Gefahr; Englands große Staatsmänner benutzten sein Talent, überhäuften ihn mit Geld und mit Ruhm, Oesterreich zog ihn, den Preußen und der protestantischen Religion ergeben, in sein Cabinet; unter Graf Stadion und noch mehr unter Fürst Metternich hatte Genz als kaiserlicher Hofrath sehr großen Antheil an allen diplomatischen Ereignissen mit denen Oesterreich in Berührung stand; er war Secretär auf den Congressen in Aachen, Carlsbad, Wien, Troppau, Laubach und Verona. Zwar ward er beschuldigt, sich seine Dienste theuer bezahlen zu lassen, allein von dem Vorwurfe der Verkäuflichkeit sprach ihn die öffentliche Meinung frey. Er erlangte, was er suchte: Ruhm, Einfluß, äußere Ehrenzeichen, Wohlleben, kurz alles was seiner Eitelkeit und Sinnlichkeit schmeichelte.

In Genz höchst bewegtem Leben müssen wir zwey Epochen unterscheiden: in der ersten sehen wir ihn sehr freysinnig, in der zweyten höchst aristocratisch gesinnt. Ersteres war er, als er zu Berlin bis 1803 sich in der großen Welt herumtrieb, den Frauen huldigte, und sich dem Genusse hingab, aber schon in dieser Zeit mit Staatsverhandlungen beschäftigte, und beynah mit allen auswärtigen Gesandten in Berlin in Verbindungen stand. — Der erste Band dieser Sammlung enthält seine Privatcorrespondenz mit Elisa-

beth, Rahel, Pauline Wiesel, Barnhagen von Ense, James Macintosh, Kuhl von Eilienstern und Chateaubriand, begleitet von Einleitungen und Notizen des Herausgebers. Den Anfang dieses Bandes macht eine Reihe von Briefen, die Genz an Elisabeth schrieb, von welcher der Herausgeber bemerkt, daß sie damals an den Regierungsrath Graun in Königsberg, und darauf in zweyter Ehe an den Geh. Rath von Stägemann in Berlin verheirathet gewesen sey. Zwischen Genz und dieser Frau fand eine zärtliche und schwärmerische Freundschaft statt. Dies Verhältniß scheint 1792 aufgehört zu haben, wenigstens finden sich keine Briefe von einem spätern Datum. Interessanter als diese sentimentalischen Briefe sind diejenigen, welche er an eine andere Frau, mit der er in einem ähnlichen Verhältnisse — liaison in der vornehmen Welt genannt — stand, an die berühmte Rahel, Gemahlin von Barnhagen von Ense, in einer spätern Periode, richtete. Der erste Brief ist vom 28. September 1803, der letzte vom 13. Nov. 1831. Genz war in dieser Periode ganz Aristocrat, und seit er wirklich in österreichische Dienste übergegangen war, ganz Oesterreicher. Wir übergehen alle politischen Aeußerungen, aber einige Urtheile über merkwürdige Personen glauben wir zur Bezeichnung des Geistes dieser Correspondenz anführen zu müssen. Von Göthe heißt es (1. Bd S. 116) — 'Mit Göthe habe ich diesen Sommer viel gelebt; daraus mache ich mir aber nicht viel. — Sie hassen das Trennen und Zerfleischen; auch nicht mit Unrecht. Von Göthe muß ich aber behaupten, daß zwey Menschen in ihm stecken. Eine Art von Mephistopheles, und das nicht einmahl ein pikanter, — dann das allmächtige Dichtergenie. Sonst war er mir als Mensch zuwider;

diesen Sommer habe ich ihn ertragen gelernt; jedoch bloß, weil ich inne ward, daß ich ihn zu hoch nahm, indem ich ihn mit Widerwillen betrachtete. Aus dem persönlichen Umgange mit ihm kommt in aller Ewigkeit nichts heraus.' — S. 176 über die Frau von Staël. 'Das Buch der Staël habe ich schon vor drey Jahren gelesen, nämlich — im Jahre 1812 — wo sie bey ihrer Durchreise durch Wien, als sie sich aus Coppet verbannt und in Frankreich verfolgt träumte, mich nothzüchtigte bis zur Verzweiflung. Ueber die deutsche Literatur sind einige merkwürdige und unendlich schön geschriebene Kapitel darin. Alles Uebrige ist jedoch austaffierter Schund. Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die alles nur auf les peines du coeur, d. h. auf die armselige Geschichte ihrer (mit Recht) mislungenen vielen Liebesversuche zurück führt, von Nationen, oder auch nur von Einzelnen, wenn es ihr nicht, wie in jenen Kapiteln, durch eine Art von Inspiration zuweilen wundervoll offenbart wird? Sie setzte einmahl an, und recht ernsthaft, auch mich zu lieben; es war im J. 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damahls, sie zu cultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im J. 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige, und dabey insolente Briefe aus Stockholm, politischen Inhalts; ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung. Darüber wurde sie wütend. — Eine gewisse Virtuosität kann man dieser Person nicht absprechen; wenn sie anders wäre als sie ist, und dann eben so zu schreiben verstände, würde sie groß seyn. Da aber niemand, auch mit dem höchsten (so genannten) Talent, etwas größeres ausdrücken kann, als in ihm ist, so liefert sie in ihren besten Compositionen doch nur emphatisches Geschwäg. — Chateaubriand betrachte ich als

das Männchen von ihrer Gattung.' — Mit noch größerer Bitterkeit äußert sich Genz über einige andere Schriftsteller. In einem Briefe an Kuhl von Lilienstern (S. 322) heißt es: — 'Daß Buchholz der Redacteur der Schandschrift (Galerie der preussischen Charactere) war, ist nun wohl so gewiß, als daß 2 Mahl $2 = 4$ ist. Der Lieferant des Stoffs war freylich ein Anderer; und ohne je darüber das geringste positive Datum besessen, oder auch nur das leiseste Gerücht vernommen zu haben, überzeugte ich mich aus innerer Anschauung auf der Stelle, daß nur Ein Mensch zugleich unterrichtet und gottlos genug seyn konnte, um Buchholz zu diesem Buche zu instruieren. Dieser Mensch war natürlich Massenbach. — An Verstand fehlt es der Bestie nicht; denn seine Aufsätze gegen Müßling in den Lichtstrahlen sind, außer Ihrem Bericht, ohne allen Zweifel das geist- und lehrreichste, was über den Feldzug von 1806 noch geschrieben ward. Aber ein Abgrund von Bosheit, wie er in diesem Gemüthe wohnt, ist selbst in unseren Zeiten selten, und mit Ausnahme der Matadors Robespierre, Couthon, Collet d'Herbois ic. nie zum Vorschein gekommen. — Massenbach und Buchholz umspannen den ganzen Kreis menschlicher Verruchtheit; dieser durch die barbarische Kälte, mit welcher er, von nicht gemeinen Fähigkeiten, obgleich einem oft schiefen, manchmahl verrückten Kopf geleitet, das ganze künstliche, kostbare Gewebe des alten gesellschaftlichen Lebens Faden vor Faden aus einander reißt; jener durch die höllische Wuth, mit welcher er alles, was Achtung oder Schonung verdiente, den Hunden und Geiern der Verwüstung preis gibt.'

Der zweyte Band führt einen Aufsatz von Genz aus seiner liberalen Zeit wieder vor: das

Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. bey seiner Thronbesteigung vom 16. Nov. 1797, von welchem er 1814 an Wernhagen schrieb: 'es sey ihm selbst nur davon ein dunkles Andenken geblieben; er glaube es von Anderen ganz vergessen, und sey froh darüber; am besten sey, es auf immer ruhen zu lassen.' Mirabeaus Sendschreiben an Ludwig XVI. mochte die erste Idee dazu erweckt haben. In dem Aufsätze selbst spukt etwas von des Marquis Posas Geiste. Durch dieses Sendschreiben, so wie durch seine Angriffe auf die Verwaltung des in Schlessien dirigierenden Ministers von Hoym, vorzüglich aber durch seine anmaßlichen Reden, die er sich im gesellschaftlichen Leben erlaubte, hatte er die Ungunst einer mächtigen Partey in Berlin auf sich geladen; dieser Umstand veranlaßte seinen Austritt aus dem preußischen Staatsdienste. An der Spitze des Sendschreibens an den König von Preußen steht die Forderung unbedingter Pressfreyheit. Als Contrast mit diesem läßt der Herausgeber zwey Aufsätze von Genz über die Pressfreyheit in England und die Briefe von Junius folgen, die 1818 im ersten Bande der unter der Leitung des Fürsten von Metternich begründeten Wiener Jahrbücher der Literatur erschienen. In der ersten Abhandlung spricht sich Genz folgendermaßen aus: 'nicht die Pressfreyheit war es, welche die Freyheit und Verfassung der Engländer hervor brachte, oder sie erhält, sondern die Tüchtigkeit der Engländer, ihre Freyheit, ihre Verfassung ist es, die die Mißbräuche und verderblichen Wirkungen des Pressfrevels zwar nicht zu beseitigen, aber doch glücklicherweise zu ertragen im Stande ist (dieser letzte Satz scheint heutiges Tages sehr problematisch geworden zu seyn). — Wir kommen jetzt zu dem interessantesten Aufsätze der aus Genz

Feder geflossen ist: Beytrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806. Aus ungedruckten Papieren des Hn von Genz. Wenn Kunstrichter Wallensteins Lager das vorzüglichste von Schillers Dichtungen zu seyn erklären, so möchten wir den eben bemerkten Aufsatz als ein Meisterstück der deutschen Prosa ansehen. Schiller schilderte das Thun und Treiben der unteren Classen im Feldlager, aus einer weit rückwärts liegenden Zeit, die er durch eifriges Studium der Geschichte sich zu eigen gemacht hatte; hier sehen wir einen gewandten Diplomaten, der mit den politischen Verhältnissen und den Characteren der Hauptacteurs vollkommen bekannt, aus eigener Anschauung das Seyn und Treiben der Hohen und Niedrigen, des Civils und Militärs im Hauptquartiere, am Vorabend des für Preußen so verhängnißvollen großen Schlages, mit einer Klarheit und Schärfe schildert, der nur die Feder eines Genz fähig war. Der Verf. dieser Anzeige, der Gelegenheit gehabt hat, die Personen, welche damahls die ersten Rollen auf diesem Theater spielten, zu kennen und dem die gleichzeitigen politischen Verhältnisse nicht unbekannt waren, ist von der Wahrheit mit denen der Character der Personen, und ihre damahligen Ansichten und Stimmungen geschildert sind, äußerst betroffen worden; er glaubte Haugwitz, Kalkreuth, Lombard u. w. vor sich zu sehen, die unvergeßliche Königin reden zu hören; Genz selbst ruft ihm das Bild des Kriegsrath Genz in Berlin lebhaft ins Gedächtniß zurück, wie das Gespräch über Politik so ganz sein Element war, wie der Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks, seine Lebendigkeit alles bezauberte. — Dieser Aufsatz hat einigen Widerspruch erfahren, ohne die Wahrheit seiner Darstellung

im Wesentlichen zu schwächen. Da, wo Genz aus eigener Wahrnehmung spricht, wird man sein Urtheil gerechtfertigt finden; in einigen Fällen, wo er der Autorität der Frondeurs, unter diesen vorzüglich Kalkreuth, folgte, namentlich was er über die nachmahligen Generale v. Kleist und v. Scharnhorst sagt, sind gegründete Berichtigungen erfolgt. Der letztere war bereits 1805, als er Chef des Generalstabes des Herzogs von Braunschweig in Hildesheim war, bey selbigem nicht in Gunst und hatte an dem Entwurfe zu dem Operationsplane von 1806 und der so sehr mißlungenen Ausführung keinen Antheil. — Der zweyte Band liefert noch vier schon bekannte Staatschriften von Genz: die beiden österreichischen Kriegsmanifeste auf 1809 und 1813, ferner über die Declaration der acht Mächte gegen Napoleon 1815 und über den zweyten Pariser Frieden und gegen Görres. Wir haben gleich anfangs erwähnt, daß der Stil von Genz die Prosa der Cabinete auf eine ideale Höhe geschoben habe. Wir sind zu diesem Urtheile durch die Bemerkung veranlaßt, daß die neueren diplomatischen Actenstücke, weit entfernt von Genz Klarheit und gefälliger Form, sich wieder der Verworrenheit und Dunkelheit der früheren Zeit genähert haben, jedoch möchten wir die aus dem niederländischen Cabinet bey Gelegenheit der oberschwebenden Fehde mit Belgien ausnehmen, von denen mehrere an Genz erinnern. Vielleicht eignen sich manche Gegenstände der Politik nicht zu einer klaren Darstellung.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 4. Februar 1839.

G ö t t i n g e n.

Se Maj. der König haben gnädigst geruht, unsere Universitäts-Bibliothek durch ein Geschenk zu bereichern, das nicht bloß durch seine glänzende Ausstattung, sondern auch durch seinen höchst merkwürdigen Inhalt sich auszeichnet, indem es sich auf den Unterricht der Taubstummen in Wien durch versinnlichte Zeichen, die in Kupfern abgebildet sind, bezieht. Der Titel ist: Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religion und Sittenlehre und auf das Leben von Franz Hermann Czöch, Professor an dem k. k. Wiener Taubstummen Institute. Mit 64 Kupfertafeln. 440 Seiten in 4. 1838.

Das Geschenk ist ein Prachteremplar, so wohl durch die Schönheit von Druck und Papier und den Reichthum und die Behandlung der vielen Kupfertafeln, als durch den glänzenden und geschmackvollen Einband. Wir aber sehen darin zugleich den erfreulichen Beweis, indem wir unsern unterthänigen Dank darbringen, daß S. M.,

unser gnädigster König, das erste und wichtigste Institut unserer Universität nicht weniger als Dessen erhabene Vorgänger Höchst-Seiner Theilnahme und Gnade würdigt.

M a n n h e i m.

Beschluß der Anzeige: Schriften von Friedrich von Genz. Herausgeg. von G. Schlesier.

Was Genz gewesen ist, war keiner vor ihm, und schwerlich wird er einen Nachfolger finden. Es war ein seltenes Glück zu nennen, daß ihm als eine Ausnahme zu Theil ward, seine eigenthümlichen Anlagen entwickeln zu können; ein eben so ungewöhnliches, daß ihm sein hoher Beruf bis zum letzten Augenblicke seines Lebens vom Schicksale vergönnt ward. Seit 1813 nahm das österreichische Cabinet jene dirigierende Stellung in der europäischen Politik ein, die von anerkannt wohlthätigem Einflusse für die Erhaltung des Friedens gewesen ist. Welchen Antheil Genz an diesem gehabt habe, ruht im Dunkeln; manche schätzbare Memoirs aus seiner Feder mögen vielleicht im Wiener Staatsarchive vorhanden seyn. Die Lesewelt hat in mehreren in Zeitungen und Journalen, namentlich in der Allgem. d. Zeitung, erschienenen ausgezeichneten politischen Aufsätzen seinen Stil zu erkennen geglaubt.

Ueber Genz Ansichten und Lebensweise in seinen letzten Lebensjahren geben einige Briefe an Rachel Auskunft. In einem Briefe vom 21. Januar 1831 heißt es: — 'Ich befinde mich seit einigen Monaten im Zustande einer wirklichen Gemüthskrankheit. — Die Hauptelemente derselben sind: stät. erneuerte Unruhe und tiefer Gram über die Begebenheiten, die uns immer

mehr in die Enge treiben, das bittere Bewußtseyn, daß ich nichts dabey wirken kann, daß ich der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde, daß meine Rolle ausgespielt und die Frucht 40jähriger Arbeit wie verloren ist, — manigfaltige Sorgen, unersehbliche Verluste in meinen Einnahmen, durch die politischen Katastrophen herbegeführt; Unzufriedenheit mit mir selbst und der Welt, das Gefühl zunehmenden Alters und der Ihnen bekannten Furcht vor dem Tode; sind das Krankheitsstoffe genug?' Und am 8. Julius 1831 — 'Es wird immer wilder und finsterner auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eigenes, auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Parthey er gehört; die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse durchkreuzen sich so sonderbar und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet; es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können.' — Sollen wir einen so starken Geist, als Geng immer gezeigt hatte, am Abend seines Lebens der Muthlosigkeit anklagen? Sein erster Kampf war gegen die Principien und Ustmaßungen der französischen Revolution, sein zweyter gegen die Uebermacht Napoleons gewesen. Frankreich war glücklich überwältigt und der äußere europäische Friede wieder hergestellt. Geng hatte, wie er selbst sagt, damit seinen Beruf erfüllt. Unerwartet brach die Juliusrevolution von 1830 aus. Die ältere bourbonische Linie ward durch einen Volksaufstand aus Frankreich verjagt; dies Ereigniß fand Einklang in den Niederlanden, in

vielen deutschen Staaten, in Polen und in Italien; die Unzufriedenen in allen diesen Ländern benutzten es zur Durchsetzung ihrer eigenen Wünsche; selbst in England drang man auf eine Verbesserung der Parlamentsvertretung. Genk, durch Alter und körperliche Schwächen gebeugt, fühlte sich nicht mehr stark genug, den Kampf mit der vielköpfigen Hydra aufs Neue zu beginnen, gleich einem mit Sieg gekrönten, grau gewordenen Feldherrn, der, fürchtend seine erworbenen Lorbeeren zu verlieren, ungern noch einmahl den Degen zieht.

Riga und Leipzig.

Bey Ed. Franz: 1) *Henrici Rathke, Doctoris Equitis et Professoris, de Bopyro et Nereide commentationes anatomico-physiologicae duae.* 1837. 62 Seiten nebst 3 Kupfertafeln in 4.

2) *Zur Morphologie Reisebemerkungen aus Laurien von Demselben.* 1837. 132 Seiten nebst 5 Kupfertafeln in 4.

Von den großen Leistungen des Verfassers im Gebiete der Entwicklungsgeschichte der Thiere haben wir bereits wiederholt Gelegenheit genommen unsern Lesern Nachricht zu geben, namentlich über die Entwicklung des Flußkrebseß im Jahrg. 1830 *N^o 138.*, über die Geschlechtstheile der Wasserjungfern im Jahrg. 1833 *N^o 60.* Die vorstehenden neueren Schriften sind Ergebnisse einer naturhistorischen Reise, welche der Verf. im J. 1833 an die Küsten des schwarzen Meeres unternahm. Die in der ersten Schrift beschriebenen Thiere sind *Bopyrus squillarum* (eine

Crustaceenart, welche schmarotzend auf einem höher organisierten Krebse, dem Palaemon, lebt und dessen $1\frac{1}{3}$ Linien langes Männchen fortwährend zwischen den Kiemen des 5 Linien langen Weibchens sich aufhält), und die *Nereis pulsatoria* und *lobulata*. — Die zweyte Schrift besteht aus mehreren einzelnen Abhandlungen: 1) Zur Entwicklungsgeschichte der Actinien. 2) Zur Entwicklungsgeschichte des Scorpions. 3) Zur Entwicklungsgeschichte der Crustaceen, und zwar a) der *Lernaeopoda stellata*, b) des *Bopyrus squillarum* (dessen Anatomie in der ersten Schrift mitgetheilt ist), c) der *Idothea Basteri*, d) der *Ligia Brandtii*, e) der *Janira Nordmanni*, f) der Amphithoë, des *Gammarus* und anderer Amphipoden, g) des *Crangon* und *Palaemon*, h) der *Eriphia spinifrons*, i) des *Carcinus maenas*, — worauf dann allgemeine Bemerkungen über die Entwicklungsgeschichte der Crustaceen überhaupt folgen. Die höher stehenden Crustaceen wiederholen während ihrer Entwicklung keinesweges die bleibenden Bildungen niedriger stehender, selbst nicht einmahl der aus einer einzigen Ordnung, in der Art, daß ein solches höher stehendes Crustaceum zu irgend einer Zeit einem völlig ausgebildeten niedriger stehenden in der Zahl, der Form und der Verbindung seiner Structurtheile auffallend ähnlich gewesen wäre. In einzelnen Theilen kommen jedoch solche Aehnlichkeiten zwischen den vorüber gehenden Bildungen höherer und den bleibenden Bildungen niederer Crustaceen vor, nicht aber greifen sie durch die ganze Organisation dieser Thiere. — 4) Ueber die Entwicklung der Syngnathen. Die Nadelfische sind nicht allein wegen ihrer Form,

sondern auch deshalb höchst merkwürdige Thiere, daß sie unter den Fischen die Beutelthiere repräsentieren. In einer gewissen Jahreszeit besitzen nämlich einige Individuen dieser Fische in der vordern Hälfte des Schwanzes eine lange Höhle, in welche die Eyer, nachdem sie an einem andern Orte entstanden sind, hinein gelangen, und in ihr ausgebrütet werden. Mit dem Anfange des Frühlings entsteht an der Bauchseite des Schwanzes eine Verdickung der Hautdecken, die als ein Paar schmale, und bandartige Streifen von dem After bis weit über die Mitte des Schwanzes hinaus laufen und hier an einander stoßen. Wenn sich der Raum zwischen diesen Streifen als Bruthöhle vergrößert hat, liegt in ihr die kleine Steißflosse gänzlich verborgen. Die ziemlich großen Eyer werden, so bald sie die inneren Geschlechtsorgane der Mutter verlassen haben, in die genannte Höhle aufgenommen, und darauf, um ausgebrütet zu werden, mehrere Wochen in ihr zurück gehalten. Während dieser Zeit sind die dicht an einander schließenden Falten unter einander fest verklebt, aber niemahls mit einander eigentlich verwachsen, und die innere Haut dieser Höhlen und Falten hat wegen einer starken Gefäßverzweigung ein röthliches, schleimhautartiges Ansehen. Wenn die Jungen die Bruthöhle verlassen wollen, wird der eyweißartige Stoff, der die Falten jener Höhle fest vereinigte, durch die Einwirkung der Blutgefäße dieser Falten wahrscheinlich aufgelöst, und dadurch die Spalte frey. Nach dem Heraustrreten werden die Falten wieder resorbiert, und die Haut der untern Seite des Schwanzes wieder fester und platt. — Der Mittheilung Eckströms, daß das Weibchen des *Syngnathus* seine Eyer in den Körper

des Männchens absehe, welches sie befruchte und ausbrüte, und während der Entwicklung der Jungen alle Pflichten mütterlicher Fürsorge ausübe, stellt der Verfasser mehrere gegründete Bedenken entgegen, ohne dieselbe jedoch gründlich widerlegen zu können. — Die vom Hn Rathke hauptsächlich untersuchten Arten waren *Syngnathus variegatus*, *S. argentatus* und eine kleinere noch nicht beschriebene *S. bucculentus*. Die trefflichen und treuen vom Verfasser selbst angefertigten Zeichnungen erläutern den Text der vorstehenden lehrreichen Abhandlungen.

Berthold.

P a r i s.

Arthus Bertrand, Éditeur. 1838. Voyage en Islande et au Groenland exécuté pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche commandée par M. Tréhouart lieutenant de vaisseau dans le but de découvrir les traces de la Lilloise, publié par ordre du roi sous la direction de M. Paul Gaimard Président de la commission scientifique d'Islande et de Groenland.

Histoire du voyage, par M. Paul Gaimard. T. 1. Partie 1. 2. 560 Seiten. 8. — Physique, par M. Victor Lottin. Partie 1. 229 Seiten. 8. — Géologie et Minéralogie, par M. Eugène Robert. Atlas. Livr. 1. 25 planches. — Grand Atlas, 13 Livraisons. gr. fol.

Die Reise ward nach dem Titel unternommen zu der Erforschung des Schicksals der Lilloise, von

der man aber die bloße Gewißheit erhielt, daß sie gescheitert und ihre Mannschaft umgekommen sey, da sich keine Spur von ihr auffinden ließ; zugleich aber wurden damit alle wissenschaftlichen Zwecke vereinigt, und mehrere gelehrte Männer zu dieser Absicht ihr mitgegeben. Die vorliegenden vier Hefte sind erst der Anfang des Ganzen. Die beiden ersten Hefte, überschrieben *Histoire du voyage*, enthalten noch nicht die Beschreibung der Reise, sondern nur die mitgegebene Instruction, Rathschläge und Fragen von den Ministerien, höheren wissenschaftlichen Corps, und vielen einzelnen Gelehrten, so daß gewiß noch keine Expedition besser berathen in See gegangen ist. Das Hest *Physique* überschrieben ist ganz dem Magnetismus gewidmet, und enthält in den beigefügten Tabellen die auf dem zu Reykiavik auf Island errichteten Observatorium gemachten Beobachtungen über Declination und Inclination der Magnetnadel. Das Hest *Minéralogie et Géologie* gibt erst den Atlas ohne Text. Verschieden davon ist der grand Atlas in fol. 13 Livraisons, jede von sechs Blättern, meist Landschaften und Ansichten jener Polarländer darstellend, wodurch das Ganze neben den wissenschaftlichen Zwecken auch zu einem Prachtwerke wird, das wohl nur in den öffentlichen Bibliotheken und denen der reichen Liebhaber seinen Platz finden kann.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. S t ü c k.

D e n 7. F e b r u a r 1 8 3 9.

G e t t i n g e n.

Typis Dieterichianis: Academiae Georgiae Augustae Prorektor cum Senatu Sacra Natalitia Anni MDCCCXXXVIII pie celebranda indicunt. Memoria Davidis Julii Pottii, ordinis Theologorum in hac academia nuper Senioris. Scripsit Guilielm. Henr. Dorotheus Eduard. Köllner. 26 Seiten in Quart.

Gern kommt Ref. der ihm gewordenen ehrenvollen Aufforderung nach, dem Gedächtnisse des sel. Oberconsistorialrathes und Abtes Pott auch in diesen Blättern einige Worte zu widmen, und um so mehr, als er dadurch eine doppelte Pietät erfüllt.

David Julius Pott wurde geboren zu Nettelrede im Hannoverschen den 10. Oct. 1760. Sein Vater, Christian Ludwig Pott, war Prediger daselbst, später nach Landringhausen im Fürstenthume Calenberg versetzt. Aus großer Bärtlichkeit gegen den einzigen Sohn übergab er diesen noch in sehr zarten Jahren (wie Ref. spä-

ter aus einem Briefe des Berewigten ersehen, im sechsten Jahre) einem Verwandten, damit er mit dessen Kindern zugleich Unterricht und Erziehung genösse, was auch acht Jahre hindurch theils zu Biesterfeld, theils zu Blomberg geschah. Nachdem er hernach noch eine Zeitlang von einem andern Verwandten unterrichtet war, erhielt er die eigentliche Schulbildung auf dem Pädagogio zu Ilfeld von 1776 bis Ostern 1779, wo er die Universität Göttingen bezog. Hier gleich der Theologie ex professo sich widmend, gab er sich doch auch zugleich den so genannten Humanioribus mit dem unermüdllichsten Fleiße und Eifer hin, und hörte darum nicht nur die Vorlesungen von Walch, Leß, Miller, Michaelis und Koppe, sondern auch die von Feder, Meiners, Spittler, und besonders die von Heyne. Wie schon die Lehrer in Ilfeld den an Geist und Herz gleich ausgezeichneten jungen Mann gleich sehr lieb gewonnen und geachtet hatten, so gelang es ihm, auch in Göttingen fast mit allen seinen berühmten Lehrern in ein näheres würdiges Verhältniß zu treten. Besonders aber war es Koppe, zu dem der junge Pott sich hingezogen fühlte, der ihn auch seinerseits sehr lieb gewann, und wohl den größten Einfluß auf den Entschluß Pott's, sich der academischen Laufbahn zu widmen, und damit wohl auf sein ganzes Schicksal gehabt hat. Koppe übergab ihm den Unterricht seines Sohnes, gestattete ihm einen näheren Umgang, unterstützte ihn in allen seinen Studien mit Rath und That, und bewog ihn, nach Vollendung seines Trienniums in Göttingen zu bleiben und sich um die Repetentur zu bewerben. Seinem Rathe folgend gab sich Pott alsbald seinen eigenen Studien der Exegese des alten, wie des neuen Testaments

hin, wobey er nur die Vorlesungen von Heyne über Pindar noch besuchte, und ein Jahr lang den Sohn des Hofr. Richter unterrichtete, und trat dann Ostern 1783 in die erste Repetentenstelle ein, welche Gabler, später Professor der Theologie zu Altorf und Jena, verließ. Schon während seiner Repetentur bewährte er sein ausgezeichnetes Talent als Docent, namentlich in Vorträgen über hebräische Grammatik, was ihm der sel. Dr. Ruperti, der einer seiner ersten Zuhörer gewesen, noch als Greis gern bezeugte, und womit er sich später ein so großes Verdienst erworben hat. Aber auch als Exeget des neuen Testaments erregte er schon in dieser Zeit große Aufmerksamkeit, und schrieb schon seinen schätzbaren Commentar zum Briefe Jacobi, der 1786 erschien, die günstigste Aufnahme fand und mehrere Auflagen erlebte. Eben so zeichnete sich Pott schon in dieser Zeit durch seine homiletischen Vorträge aus, gebildet hauptsächlich in dem homiletischen Seminar von Koppe, und ließ schon ahnen, was er dereinst als Homiletiker leisten würde. Nach Vollendung des gewöhnlichen triennii der Repetentur setzte er 1786 seine Vorträge als theologischer Privatdocent fort, erhielt aber schon 1787 (6. Januar) einen Ruf als außerordentlicher Professor der Theologie an die Universität Helmstädt, welchem er im April desselben Jahres folgte. Wie sehr er aber in Göttingen und zwar von allen seinen Lehrern geachtet war, beweist die seltene Auszeichnung, daß die philosophische Facultät ihm, dem noch sehr jungen Manne, und zwar, wie er selbst öffentlich bald nachher aussprechen durfte, *absenti et totius rei nescio*, bey der 50jährigen Jubelfeyer der Universität (17. September 1787) die philosophische Doctorwürde *honoris causa* ertheilte, obgleich

man nur sehr wenige promobierte. Seine Wirksamkeit in Helmstädt fand aber bald solche Anerkennung, daß er schon 1788 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, und in demselben Jahre, was bey seiner nunmehrigen Stellung nöthig war, um die theologische Doctorwürde anhielt, und dieselbe noch mit aller Feyerlichkeit der älteren Zeit erhielt. M. vgl. darüber: Procancellarius Henr. Philipp. Conr. Henke Theol. et Phil. Dr. cet. — sollemnia renuntiationis duorum s. theologiae doctorum a. d. VI. Decembr. a. c. CIII DCCCLXXXVIII rite instituenda indicit. Praemittuntur quaedam de figurato dicendi genere, fonte multarum in historia Christ. fabularum. Helmstadii. Die Schriften, welche Pott bey beiden Veranlassungen verfaßte, s. in der vorstehenden Memoria p. 24.

In dieser Zeit gründete er sich das Glück der Familie durch die Verbindung mit Auguste Johanna von Crell, Tochter des damaligen Bergraths und ordentlichen Professors der Medicin zu Helmstädt, nachherigen Hofraths von Crell zu Göttingen, wohin dieser später zugleich mit Pott von Helmstädt versetzt wurde. Mehr und mehr stieg nun die Anerkennung der ausgezeichneten Leistungen Pott's an der Universität Helmstädt so wohl literarisch als als Docent, und so geschah es, daß er schon 1798 zum Abte des Klosters Marienthal ernannt wurde, eine Stellung, die noch ganz andere Gaben und Vorzüge als die eines bloßen Gelehrten erforderte. Er wurde dadurch Herzogl. Braunschweigischer Landstand, und mußte die Braunschweigischen Landtage besuchen, was er auch von Helmstädt aus regelmäßig that. Daß er aber vorzugsweise auch einer solchen Stellung und deren Obliegenheiten

genügen konnte, daß er vorzugsweise mit den dazu erforderlichen Gaben und Vorzügen ausgerüstet war, wird sich aus seiner nun zu schildernden Wirksamkeit in Göttingen hinreichend ergeben.

Nach Göttingen wurde er 1810 als ordentlicher Professor zugleich mit mehreren anderen Lehrern von Helmstädt versetzt, als die Regierung des Königreichs Westphalen zur genannten Zeit diese Universität aufhob. Und er hat nicht nur als ordentlicher öffentlicher Lehrer gleicherweise durch seinen literarischen Ruf, wie durch seine ausgezeichnete Thätigkeit und Wirksamkeit als Dozent die würdigste Stellung an dieser Hochschule in ihren bisher blühendsten Zeiten, in welche vorzugsweise seine Thätigkeit fällt und sehr bedeutend eingegriffen hat, ja bis zu seinem Tode behauptet, sondern er hat sich auch sonst um die Universität, wie die Stadt, in weiteren wie engeren Kreisen die größten Verdienste erworben. Seinen wohlverdienten literarischen Ruf, den er durch seine literarische Thätigkeit in Helmstädt fest begründet hatte, mußte er zu behaupten, obwohl die Menge administrativer Arbeiten, mit denen er nun fortwährend in Göttingen beladen ward, ihm fast nur erlaubten, die theologischen Programme abzufassen. Doch zeigen sie eben, was Pott noch literarisch geleistet haben würde, wenn ihm die hinreichende Muße geblieben wäre. Sonst zeugt auch von seiner spätern literarischen Thätigkeit der Commentar zu den Briefen an die Corinthen, der aber leider nicht vollendet worden ist. Doch haben sich unter seinem handschriftlichen Nachlasse noch bedeutende Arbeiten zur Vollendung des Commentars, so wie sehr viele schätzenswerthe lateinisch geschriebene Excurse über die schwierigeren Stellen des N. T. gefun-

den, die wohl im Interesse der Wissenschaft veröffentlicht zu werden verdienten. Als Docent erlangte und behauptete er in Göttingen zuerst als Exeget des neuen Testaments einen großen Einfluß auf die Studierenden. Pott's Vorträge waren ausgezeichnet durch eine ganz eigenthümliche Klarheit und Bestimmtheit, wie er überhaupt ein höchst klarer und logisch-vollender Denker war. Als Exeget des N. T. schloß er sich ganz an die Roppische Auslegung an, für die Zeit der damaligen grammatischen Studien ein Muster treuer grammatisch-historischer Exegese. Was die späteren grammatischen Forschungen, namentlich in der Syntax, auf bestimmtere Gesetze zurück geführt haben, das ersetzte und leistete Pott durch ein richtiges Gefühl und eine richtige Anschauung des Gesamttzusammenhanges. Dabey erfüllte er die Hauptrückficht der grammatisch-historischen Auslegung, daß kein vorgefaßtes Dogma die Auslegung beherrschen, sondern umgekehrt das Dogma aus der Exegese entwickelt werden müsse, ganz. Und eben so gewann und behauptete er fortwährend als Exeget des N. T., neben Eichhorn, die größte Wirksamkeit auf die Studierenden. Noch größer wurde aber sein Verdienst durch seine Vorträge über hebräische Grammatik. Auf den Gymnasien war damals der Unterricht im Hebräischen meistens noch sehr mangelhaft, und bey den vielen kleineren Schulen des nördlichen Deutschlands (die man in neuerer Zeit meistens in Progymnasien verwandelt hat, deren Abiturienten die Universität nicht unmittelbar beziehen dürfen), so wie bey dem damaligen theilweisen Mangel aller Maturitätsprüfungen, geschah es nicht selten, daß viele nicht nur mit sehr wenig Kenntniß des Hebräischen, sondern ganz und gar

ohne dieselbe den academischen Cursus der theologischen Studien begannen. Da hatte denn der eben so gründliche als anziehende Vortrag Pott's über hebräische Grammatik das große Verdienst, nicht nur sehr viele in das Studium des Hebräischen einzuführen, oder die Mängel und Lücken zu ergänzen, sondern ihnen auch bleibende Liebe zum Hebräischen einzufloßen, wie seine exegetischen Vorträge Liebe und Kenntniß des A. T. in seiner theologischen Bedeutung verbreiteten. Und dennoch wirkte er als Docent noch mehr und bedeutsamer und segensreicher als Director des Königl. homiletischen Seminars, das er von 1811 bis kurz vor seinem Ableben fortwährend leitete. Pott hatte in dem Directorate des homiletischen Seminars Vorgänger, wie sie vielleicht selten in solcher Reihenfolge einem Institute vom Schicksale vergönnt sind, als Kopppe, Pefß, Ammon und den als Katecheten so berühmten Gräffe. Und dennoch hat Pott sich, um wenig zu sagen, aufs würdigste an sie angegeschlossen. Seine so genannte Theorie gab Muster von streng logischen, durchaus klaren, und für den Zweck aller homiletischen Vorträge durchaus passenden Schematen (nicht mit Unrecht pflegten die Zuhörer diese Vorlesungen eine practische Logik zu nennen): die kleineren practischen Arbeiten, wie sie die Theorie mit sich brachte, behandelte er mit solcher Sorgfalt, mit solcher Umsicht nach Sache und Personen, daß alle seine Zuhörer nicht nur viel lernten, sondern noch mehr Liebe zur Sache und zum Lehrer selbst gewannen. In doppeltem Maße war dies aber in den practischen Uebungen des eigentlichen Seminars der Fall. Hier steht die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er, dem eigene viele Uebung, langjährige Erfahrung (denn schon in Helmstädt hatte er das homileti-

sche Institut dirigiert) und seine schnelle, richtige Beurtheilungskraft doch alles so sehr erleichtern mußten, die einzureichenden Predigten für sich durchging und dann öffentlich recensierte, über allem Lobe. Darum hat er denn hier, wo die wichtigsten Punkte aller academischen theologischen Studien für die Bildung des künftigen Dieners der Kirche liegen und zusammen treffen, nicht nur unsäglich segensreich für eine große Zahl der gegenwärtigen Geistlichen des nördlichen Deutschlands gewirkt, sondern so nur ist es möglich gewesen, daß die Studierenden noch bey dem 78-jährigen Manne mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung Homiletik hörten.

Aber nicht minder groß sind Pott's Verdienste in der Administration der Universität, wie vieler einzelner hochwichtiger Institute. Pott gehörte zu den seltenen Männern, die mit der reichsten Fülle des Gemüths doch wiederum die größte Schärfe des Verstandes, wie überhaupt die größten Gaben des Geistes verbinden, wozu abermahls im glücklichsten Vereine bey dem Verewigten eine große Besonnenheit, so wie entschiedene Ausdauer und Energie in der Ausführung trat. Darnach war er denn vorzugsweise zur Leitung wichtigerer Angelegenheiten geeignet, und hat dies durch die That selbst hinreichend beurkundet. Die westphälische Zeit, in welcher er in seine Stellung in Göttingen eintrat, forderte gar große Umsicht in der Administration der Universität, nach allen Seiten und Beziehungen. Und hier kann nun das Verdienst, welches Pott theils als Prorector, theils sonst im Rathe der Universität durch seine große Umsicht, seinen Scharfblick und seine practische Klugheit sich erworben, kaum genug geschätzt werden. Ihm wurde darum gern das Prorectorat

verlängert, ihm schenkte die westphälische, wie nachher die rechtmäßige hannoversche Regierung ein besonderes Vertrauen, indem oft seine Ansicht eingeholt und befolgt wurde.

Es ist Ref. erlaubt gewesen, in vorstehender Memoria sich für die Verdienste des sel. Pott in der Administration auf ein Zeugniß zu berufen, daß wohl als das gültigste dafür angesehen werden kann.

Aber der Berewigte verstand, allem Bisherigen gemäß, nicht allein die Kunst, zu administrirten, sondern auch, nach einer ihm ganz eigenen Würde, aufs glücklichste zu repräsentiren. Sein überwiegendes Talent im Vereine beider Beziehungen hat die Universität bey mehrfachen sehr feyerlichen Veranlassungen, wo es auf würdige Vertretung theils in administrativer Hinsicht, theils als Redner ankam, dankbar anerkannt. Er verrichtete die feyerlichsten kirchlichen Handlungen bey dem besonders durch seine Rathschläge in Göttingen so würdig begangenen dritten Jubelfeste der Reformation (1. 2. Nov. 1817), ferner bey der Einweihung der neuen Universitätskirche (29. Dec. 1822), und bey der dritten Säcularfeyer der Augsbургischen Confession mit einer Würde, die einen unauslöschlichen Eindruck zurück ließ, wie Ref. namentlich viele Laien in Veranlassung des Todes Pott's, mit gleicher Rührung als Verehrung gegen den Verbliebenen, noch nach so langer Zeit bezeugt haben; und wie dort als geistlicher Redner, so löste er als Prorector bey dem feyerlichen Empfange des Königs Georgs IV. (30. October 1821) die ihm gewordenene hohe Aufgabe in unübertreffbarer Weise. Nachdem er schon 1816 zum Consistorialrathe er-

nannt war, ehrte ihn bey der zuletzt genannten Veranlassung des Königs Gnade durch Verleihung des Guelfenordens.

Gewiß verdient nun schon nach den genannten Beziehungen sein Andenken in der Geschichte der Universität hoch geehrt zu werden, aber seine wirklich rastlose Thätigkeit und Wirksamkeit beschränkte sich nicht auf jene. Ihm waren noch die Aufsicht und Leitung der wichtigsten Institute anvertraut, und würdiger als er konnte niemand die damit verbundenen Pflichten erfüllen. So führte er schon seit 1812 die Inspection der academischen Freystiche; von 1818 bis 1831 das Präsidium des Armencollegii, und hier glaubte die Stadt Göttingen durch das ihm 1826 ertheilte Ehrenbürgerrecht seine treue unermüdete Liebe und Fürsorge für die Armen ehren zu müssen; seit 1827 führte er das Exhorat über die aus dem Inlande studierenden Theologen mit unbeschreiblicher Liebe, Umsicht, Treue und Gewissenhaftigkeit; seit 1829 die Curatel über das Waisenhaus, eine Verpflichtung, die er in seinem hohen Alter mit der reinsten väterlichsten Gesinnung trotz der vielen damit verbundenen Mühen und Arbeiten als eine seiner größten Freuden ansah und erfüllte; endlich seit 1833 die Curatel über das so hochwichtige, aber auch viel Mühen bringende, Institut der Professoren-Witwencasse. Ihm wird die Erweiterung der Thätigkeit des Repetentencollegii, daß die Repetenten auch an den Bibliotheksgeschäften Antheil haben, nützlich für sie durch das Bekanntwerden mit der theologischen und philosophischen Literatur, wie für die Arbeiten der Bibliothek selbst, verdankt: durch ihn trat am 4. Junius 1818 die Göttingische Bibelgesellschaft ins Leben.

Tief religiös war Pott als Theolog fern von allem geistlichen Stolze, wie er bey aller ihm eigenen Würde doch fern von allem weltlichen war; tief durchdrungen von der Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft für das Staats- und Völkerleben, so vielerley Verirrung in der evangelischen Kirche, auf theoretischem, wie practischem Gebiete, aufrichtig beklagend, worüber in der Memoria nähere Andeutungen gegeben sind, war er doch Feind alles theologischen Parteywesens, aller Verkehrung, — die wahren Momente des reinen evangelischen Glaubens so richtig würdigend, als in Liebe übend. Dem gemäß war er denn auch reich an Wohlwollen für jeden, der sich an ihn wandte, und konnte er irgend helfen, so scheute er keine Mühe. Unter vielen Zügen muß ausdrücklich hervor gehoben werden, daß er gern und mit theilnehmendem edleren Gefühle jüngere Gelehrte mit Rath und That unterstützte, — ein hohes Lob für den Verstorbenen, da das Gegentheil gerade auf Universitäten so oft vorkommt, wo auf dem freyesten Gebiete, dem des Geistes, leider nur zu oft die engherzigsten materiellen Interessen herrschen. Tief gebeugt durch mehrere Verluste in seiner Familie, namentlich durch den ganz unerwarteten Tod des einzigen Sohnes, lebte er nur für andere.

Der ganzen Achtung und Liebe, die er gewonnen und verdiente, erfreuete er sich noch bey der Feyer seines Professor-Jubiläums, den 6. Januar 1837, und es war ihm auch noch vergönnt, mit der 100jährigen Jubelfeyer der Universität (17. Sept. 1837) das 50jährige Jubiläum der ihm einst bey dem 50jährigen Jubelfeste der Universität verliehenen Doctorwürde zugleich zu begehen. An der 100jährigen Jubel-

feyer der Universität ehrte die Regierung seine Verdienste dadurch, daß sie ihn zum Oberconsistorialrath ernannte. Im Sommer 1838 nahmen die körperlichen Kräfte in raschem Fortschritt ab, während der Geist bis kurz vor seinem Tode frisch und kräftig blieb. Er entschlief, wenn auch leider nicht ohne viele vorher erduldeten Schmerzen, doch zuletzt sanft am 18. October 1838.

Ref. hat versucht, wie über alles hier nur Angedeutete genauere Kunde in der Memoria nieder zu legen, so auch dort schärfer zu zeichnen, wie Pott als Mensch und Christ, und namentlich gegen die seiner Aufsicht untergebenen Studierenden, gedacht und gehandelt habe. Am Schlusse der Memoria ist ein Verzeichniß seiner Schriften beygefügt. Ueber die an seinem Jubiläum ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen; ferner über die zum Theil von ihm herrührende Einrichtung des homiletischen Seminars, ferner des Ephorats etc., s. die Geschichte der Universität Göttingen von Salsfeld, Hannover 1820, und von Desterley, Göttingen 1838 (als Fortsetzung von Pütter's Geschichte der Univers. Gött. Th. 3 und Th. 4.). Ein curriculum vitae von Pott selbst verfaßt über sein Leben bis zu seiner Promotion als Doctor der Theologie, findet sich in der oben angeführten Schrift von Henke. Auch vergleiche man die Worte der Liebe und Anerkennung, welche Hr Consistorialrath Dr Gieseler, theils in dem Gratulationsprogramme zu dem Professorjubiläum des Verewigten, theils in der 90. Nachricht von dem Göttingischen Waisenhause über denselben gesprochen.

Köllner.

P a r i s.

1838. (Leipsic, Brockhaus et Avenarius)
Ruy Blas, drame en cinq actes par Victor
Hugo. XXI u. 154 Seiten in Duodez.

‘Es scheint’, sagt der Abbé Barthélémy, ‘daß so wohl in den Wissenschaften als in den Künsten, talentvolle Männer eine Zeit lang wider die Schwierigkeiten kämpfen, und wenn sie ihre Kräfte erschöpft haben, erscheint plötzlich ein Mann von Genie, der das Vorbild der durch ihn erreichten Vollkommenheit jenseits der bezeichneten Grenzen aufstellt.’ — Wenden wir diesen Ausspruch auf die Kämpfe in den Wissenschaften und Künsten in Frankreich an, welche sich auf den Trümmern des collossalen, zu künstlichen Staatsgebäudes erhoben, so finden wir nicht nur das glücklichste, erfreulichste Ergebnis in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, sondern auch die Bestätigung der wahren Bemerkung des gelehrten Abbé in dem seltenen Genie Victor Hugo’s. Gewiß ist der kein ausgezeichnete Schriftsteller gewöhnlicher Art, der schon in zarter Jugend mannhafte Töne seiner Leyer zu entlocken wußte, und den reifsten Geist athmende Gedanken in seinen Oeuvres mêlées offenbarte; der Hernani gedichtet, von dem ein sonst strenger Critiker Hugos sagt: it stands alone (H. Bulwer, France); aus dessen Feder Notre-Dame geflossen, welches derselbe Beurtheiler, nicht genug würdigend und bezeichnend, a beautiful romance nennt; der in dem Dernier jour d’un condamné psychologische Kenntnisse entwickelt, die man nur von einem auf dem Catheder ergrauten Psychologen erwarten könnte; und der endlich durch so viele andere geistvolle Werke sei-

ne vielseitige Meisterschaft bekundet hat. Seine letzten Gedichte haben wir № 128. des v. J. angezeigt.

In seinem neuesten Drama, in Versen, Ruy Blas, den 8. November v. J. zur Eröffnung des Theaters de la renaissance aufgeführt, finden wir den Bühnendichter in der größten Vollkommenheit. Anlage, Verknüpfung, Situationen, Charactere, Haltung und Schreibart sind im schönsten Einklange, Gruppierung und Farbenton nach sinnigster Berechnung auf Bühnenwirkung ausgeführt.

In dem Bormorte entwickelt der Dichter auf die ihm eigene Weise, seine Ansicht von dem, was wir Publicum nennen, berührt nochmahls den Zweck des Dramaß, und beleuchtet die Bedeutung des gegenwärtigen in Hinsicht auf die Philosophie der Geschichte, und auf den Eindruck den es bey dem ernstesten und gewissenhaften Leser zurück lassen würde, indem er die Merkmale aufzeichnet, welche den Verfall eines Reichs verkünden, in besonderer Anwendung auf Spanien am Ende des 17. Jahrhunderts. Dieser Ansicht gemäß repräsentiert Don Gallust die erste, und Don César die zweyte Hälfte des kastilischen Adels. Unter dem so getheilten und durch diese beiden Männer dargestellten Adel bewegt sich im Schatzen etwas Großes, Dunkles, Unbekanntes, das Volk, Ruy Blas. Ueber diesen drey Männern, welche drey Facta und somit die ganze spanische Monarchie des 17. Jahrhunderts ins Leben rufen, erblicken wir ein reines und lichtvolles Geschöpf. eine Frau, eine Königin. Unglücklich als Frau, als Königin, aus königlichem Mitleid sich zu denen neigend, die unter ihr stehen, nach unten blickend, während Ruy Blas. das Volk, nach

oben blickt. Diese vier so gruppierten Köpfe würden das Hervorstechendste der spanischen Monarchie vor 140 Jahren darstellen, die bey dem Tode Karls II. nur noch das Gerippe eines Riesen war (José Cadalso, Cartas). Hernani ist durch seine historische Bedeutung, und nur dadurch, mit Ruy Blas verbunden: im erstern geht die Sonne des österreichischen Hauses auf, im letztern geht sie unter.

So betrachtet wird das Drama in seinem vortheilhaftesten Lichte erscheinen, und wiewohl es noch in vielen anderen Beziehungen beschaut werden könnte, so liegt doch die höchste Wahrheit nur in dem 'Ganzen des Werkes: mille rameaux et un tronc unique'.

Die wenigen, das Stück begleitenden Noten, welche größtentheils die Bühnenkünstler betreffen, die sich besonders ausgezeichnet, sind auch für den Leser interessant, wenn er nach dem Lesen derselben einen Rückblick auf die Dichtung wirft, und dann die überaus vortreffliche Färbung betrachtet.

Wir sinnen vergebens, welche Scenen wir als die gelungensten heraus heben sollen, viele sind fast des alten Will würdig, und wenn wir als Glanzpunkte anführen wollten: Act 1. Sc. 2. 3. Act 2. Sc. 1. 2. 3. 4. Act 3. Sc. 2. 3. 4. 5. Act 4. Sc. 1. 2. 3. 5. Act 5. — haben wir dann nicht das ganze Drama bezeichnet?

Die für Leipzig reproducirte Ausgabe ist sehr elegant und billig.

Mifrd.

N ü r n b e r g.

Bey Bauer und Raspe. Zeugnisse über das deutsche Mittelalter, aus den deutschen Chroniken, Urkunden und Rechtsdenkmälern herausgegeben von G. W. K. Kochner. Erster Theil. V u. 262 Seiten in 8.

Nach dem Beispiele Friedrichs von Raumer (Handbuch der wichtigsten Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters) suchte der Verfasser für die Geschichte Deutschlands während der zweyten Hälfte des Mittelalters die bedeutendsten Documente, aus Chroniken, Rechtsbüchern, Urkunden &c. entlehnt, zusammen zu stellen, überzeugt, daß seine Arbeit dem Schulmanne, welchem der Unterricht der deutschen Geschichte überwiesen ist, manigfachen Nutzen gewähren werde. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Zweck erreicht ist, wenn schon das Eclectische einer solchen Sammlung dem Benutzer derselben die freye Anschauung der Begebenheiten und Zustände immer erschweren wird. Referent ist entschieden der Meinung, daß correcte und billige Ausgaben der vorzüglichsten Chroniken des Mittelalters, als eines Wittichind, Ditmar, Lambert, Konrad, Otto &c., nach Art der von Perz besorgten Vita Karoli imperatoris von Einhard, von ungleich größerem Werthe für Lehrer und Freunde der deutschen Geschichte seyn würden, denen die größeren Sammlungen von Scriptoren nicht immer zugänglich sind.

Hav.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 9. Februar 1839.

L o n d o n.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the year 1835 P. 1. 2., for the year 1836 P. 1. 2., for the year 1837 P. 1. 2.

* Für 1835: On the Proofs of a gradual rising of the land in certain parts of Sweden, by Charles Lyell. Bekanntlich hat schon Celsius darauf aufmerksam gemacht, daß an den schwedischen Küsten das Wasser immer mehr fällt, und mehrere spätere Naturforscher haben diese Ansicht bestätigt, die auch bey den dortigen Seeleuten ganz allgemein ist. Hr Lyell hat sich auf einer Reise durch Schweden durch eine ausgedehnte Reihe von Beobachtungen von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, nur ist er der Meinung, daß nicht eigentlich das Wasser fällt, sondern vielmehr das Land sich allmählich hebt und zwar nicht an allen Orten auf gleiche Weise. Angehängt ist ein Verzeichniß von fossilen Muscheln die in der Nähe von Stockholm und bey Uddevalla, an der West-

küste von Schweden gefunden werden. Note on the electrical relations of certain metals and metalliferous minerals, by R. W. Fox. — Experimental researches in electricity. Ninth series, by M. Faraday. Ueber die inductive Wirkung elektrischer Ströme. — On the determination of the terms in the disturbing function of the fourth order as regards the eccentricities and inclinations which give rise to secular inequalities, by J. W. Lubbock. In der Theorie der säcularen Störungen sind bisher die Glieder der vierten Ordnung in Beziehung auf die Inclinationen vernachlässigt worden. Da der Werth dieser Glieder zum großen Theile von gewissen numerischen Coefficienten abhängt und also a priori nicht bestimmt werden kann, so hat Hr Lubbock die analytischen Ausdrücke dafür gesucht, und das Detail dieser Berechnungen macht den Inhalt der Abhandlung aus. Einige säculare Ungleichheiten die von diesen Gliedern herrühren, liegen innerhalb der Grenze der Genauigkeit, auf welche Laplace im dritten Theile der *mécanique céleste* Rücksicht genommen zu haben scheint. — On the results of tide observations made in June 1834 at the Coast Guard Stations in Great Britain and Ireland, by W. Whewell. Auf die Aufforderung des Verfassers wurden an den Küsten Englands, Irlands und Schottlands vom 7. bis zum 22. Junius 1834 gleichzeitige Beobachtungen über die Ebbe und Fluth angestellt, es wurde jedoch nur der Theil derselben berechnet, der sich auf die Südküste von England bezieht. Aus diesen reducierten Beobachtungen zieht der Verf. hier einige Resultate, die jedoch noch problematisch sind, weil sie auf zu wenig Beobachtungen beruhen. — On certain peculiarities

in the double refraction and absorption of light exhibited in the oxalate of chromium and potash, by Sir David Brewster. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften dieses Salzes ist die Farbenverschiedenheit der beiden Bilder, die durch die doppelte Brechung entstehen. Bey einer gewissen geringen Dicke ist das am wenigsten gebrochene Bild bey Tageslicht glänzend blau, das am meisten gebrochene glänzend grün. Die blaue Farbe zeigt, wenn sie durch das Prisma analysiert wird, eine Beymischung von Grün, und die grüne eine Beymischung von Roth. Bey größerer Dicke würde das Blau reiner und schwächer und das Grün geht in Roth über und bey einer gewissen Dicke verschwindet das am wenigsten gebrochene blaue Bild ganz, und das am meisten gebrochene erscheint olivengrün. Bey einer noch größern Dicke verschwindet auch dieses Bild und der Körper wird ganz undurchsichtig. Die merkwürdigste Eigenschaft dieses Salzes, die kein anderer flüssiger oder fester Körper besitzt, besteht in der absorbierenden Kraft, die es auf einen bestimmten rothen Strahl ausübt, der nahe am Ende des rothen Theils des Spectrums liegt, zwischen A und B bey Frauenhofer und gerade in dem Theile des Spectrums, in welchem die Substanz sonst keine absorbierende Wirkung ausübt. Die scharf begrenzte und schmale schwarze Linie, welche auf diese Weise entsteht, bildet eine feste Linie in allen künstlichen Lichtern, im Sonnen- und Tageslichte, und kann daher gebraucht werden um die Brechkraft aller Substanzen mit einer Genauigkeit zu bestimmen, die sonst nur mit den feinsten Prismen zu erreichen ist. Brewster bestimmt die Lage dieser dunkeln Linie auf folgende Weise. Zwischen den Linien A und B liegt eine Gruppe von Linien, die

Frauenhofer durch a bezeichnet. Die dunkle Linie liegt in dem Raume Ba und wenn man sie durch X bezeichnet, so ist $BX = \frac{1}{3} Ba$. — Second Essay on a general method in dynamics, by William Hamilton. Diese tiefsinnige Abhandlung ist leider hier keines Auszugs fähig. — Continuation of a former paper on the twenty - five feet zenith telescope lately erected at the royal observatory, by John Pond. Some account of the eruption of Vesuvius, which occurred in the month of August 1834, extracted from the manuscript notes of the Cavaliere Monticelli, and from other sources; together with a statement of the products of the eruption and of the condition of the Volcans subsequently to it, by Charles Daubeny. — On the atmospheric tides and meteorology of Dukhun (Deccan), East Indies, by Lieutenant-Colonel Sykes. Enthält eine ausgedehnte Reihe von Beobachtungen der Barometerhöhe, der mittleren Temperatur, des Daniell'schen Hygrometers, der Regenmenge, der Winde, die in Deccan und an mehreren anderen Orten in Ostindien angestellt worden sind. Die Instrumente waren nicht immer die besten, und bey der Entfernung von Europa schwer durch andere zu ersetzen. Die Abhandlung enthält viele interessante eingestreute Notizen. In den trockenen Monaten, December, Januar, Februar und selbst im Merz und während eines Theils des April ist häufig die Luft-electricität so bedeutend, daß man im Dunkeln, wenn man Flanell schnell vom Körper abzieht, starke Lichterscheinungen sieht, das Haar knistert unter dem Kamm und gibt Funken. In den heißen Monaten, Merz, April und May, fällt zuweilen, bey Stürmen, Hagel in großen Stük-

fen, eine Beobachtung, die für die Theorie der Hagelbildung wichtig ist. — Geometrical Investigations concerning the phenomena of terrestrial magnetism, by Th. Davies. Mathematische Entwicklung der Hypothese, daß es zwey magnetische Pole in der Erde gibt. — Researches towards establishing a theory of the dispersion of light by Powell. — Continuation of the paper on the relations between the nerves of motion and of sensation, and the brain; more particularly on the structure of the medulla oblongata and the spinal marrow, by Sir Charles Bell. — Experimental researches in electricity, tenth series, by Michael Faraday. Beschreibung eines neuen Trogapparates, den jedoch auch schon Dr Hare angegeben hat. Practische Bemerkungen über den Bau und Gebrauch der Voltaischen Batterie. Faraday findet, daß Voltaische Batterien weit kräftiger wirken, wenn die Platten noch neu sind, als wenn sie schon mehrmahls gebraucht worden sind. — Discussion of tide observations made at Liverpool, by John Lubbock. Diese Discussion bezieht sich auf eine 18jährige Reihe von Beobachtungen, die ein Hr Hutchinson vom 1. Jan. 1774 bis zum 31. December 1792 gemacht hat. In dem Journale ist nur bemerkt, daß sie nach Sonnenzeit gemacht sind; es ist aber nicht dabey bemerkt, ob hierunter wahre oder mittlere Sonnenzeit verstanden wird, wodurch die Beobachtungen einen Theil ihres Werthes verlieren. — Remarks of the difficulty of distinguishing certain genera of testaceous mollusca by their shells alone and on the anomalies in regard to habitation observed in certain species, by John Gray. — On the supposed existence of me-

tamorphosis in the crustacea, by J. O. Westwood. — On the ice formed, under peculiar circumstances, at the bottom of running water, by James Farquharson. Diese interessante Abhandlung ist zunächst auf Veranlassung des bekannten Aufsatzes von Arago über das Grundeis geschrieben. Der Verf. bemerkt richtig, daß die Umstände, welche Arago erwähnt, zwar die Möglichkeit erklären, daß sich Eis auf dem Boden der Flüsse bilden kann, keinesweges aber erklären, wie es kommt, daß sich in einem und demselben Wasser zuweilen Eis auf dem Boden und zu anderen Zeiten wieder an der Oberfläche bildet. Er erklärt dies aus der Theorie der strahlenden Wärme, wiewohl Arago diese Erklärung aus dem Grunde verwirft, weil diese Ausstrahlung nicht durch eine dicke Wasserschicht geschehen könne, was jedoch gegen bekannte Erfahrungen ist. Nach vielen Beobachtungen des Verfs bildet sich das Grundeis nur dann, wenn einige Zeit helles Wetter, und die Temperatur des Wassers fast Null Grad Reaum. ist, während die Temperatur der Luft einige Grade unter Null ist. Bey hellem Wetter nämlich gibt der Boden seine Wärme an das darüber stehende Wasser ab. Bey dunkelm Wetter dagegen wird die Ausstrahlung der Wärme verhindert, und alsdann bildet sich Eis auf der Oberfläche. Den Einwurf Aragos, daß nach dieser Theorie das Grundeis sich in stillem Wasser eben so gut wie in fließendem bilden müßte, während man das Gegentheil bemerkt, beantwortet Hr F. dadurch, daß in stillem Wasser die kälteren Theile als die leichteren aufsteigen, während in fließendem Wasser die Theilchen unter einander gemischt werden. — Observations on the theory of respiration, by W. Stevens. Der Hauptinhalt die-

ser Abhandlung dreht sich um die bekannte Controverse, ob das Blut der Venen Kohlensäure enthält oder nicht. Der Verf. sucht die erste Ansicht durch eine Reihe von Versuchen darzuthun. — Discovery of the metamorphosis in the second type of the cirripedes, viz the lessades, completing the natural history of these singular animals and confirming their affinity with the crustacea, by S. V. Thompson. — On the double metamorphosis in the decapodous crustacea, exemplified in cancer maenas. Von demselben.

Für 1836: Researches on the tides, fourth series. On the empirical laws of the tides in the port of Liverpool, by Whewell. — Researches towards establishing a theory of the dispersion of light, by Powell. Zusatz zu der bereits erwähnten Abhandlung, Vergleichung einiger Messungen Rudbergs mit der Theorie, die sehr befriedigend ausfällt. — An account of the great earthquake experienced in Chile on the 20. of February 1835, with a map, by Alexander Caldcleugh. — Some accounts of the volcanic eruption of Coseguina in the bay of Fonseca, commonly called the bay of Conchagua, on the western coast of Central America. Von demselben. — Memoranda made during the appearance of the aurora borealis on the 18th of Novemb. 1835, by Charles Christie. — On the anatomical and optical structure of the crystalline lenses of animals. Continued from a former paper, by Sir David Brewster. — On the artificial substance resembling shell, by Leonhard Horner. With an account of an examination of the same, by Sir David Brewster. — Discussion of the

tide observations made at Liverpool, by J. W. Lubbock. — Geometrical investigations concerning the phenomena of terrestrial magnetism, second series. On the number of points at which a magnetic needle can take a position vertical to the earth's surface, by Thomas Stephens Davies. Der Hauptzweck dieser Abhandlung, welche manches in geometrischer Beziehung Interessantes enthält, besteht darin, zu zeigen, daß wenn man annimmt, daß es in der Erde zwey magnetische Centra gibt, immer zwey und nur zwey Punkte an der Oberfläche der Erde seyn werden, in welchen die Nadel eine gegen den Horizont verticale Lage annehmen kann. — On voltaic combinations, by J. F. Daniell. — Additional observations on voltaic combinations, von demselben. — Researches on the tides. Fifth series. On the solar inequality and on the diurnal inequality of the tides at Liverpool, by Whewell. Es ist schon früher von mehreren Beobachtern bemerkt worden, daß die hohe Fluth einer täglichen Ungleichheit unterworfen ist, d. h. daß die zwey Fluthen, die man an demselben Orte, an demselben Orte beobachtet, so wohl in Beziehung auf die Größe, als auch auf die Zeit der hohen Fluth verschieden sind, und zwar nach einem Gesetze, das von der Jahreszeit abhängt. Neuere Beobachtungen haben dies vollkommen bestätigt, und Herr W. zeigt in dem ersten Theile dieser Abhandlung, wie sich diese Ungleichheit in den bereits mehrfach erwähnten Liverpoolschen Beobachtungen äußert. In dem zweyten Theile werden aus denselben Beobachtungen, durch Elimination der von dem Monde herrührenden Wirkung, die von der Sonne herrührenden Ungleichheiten bestimmt. — On the

action of light upon plants and of plants upon the atmosphere, by Charles Daubeny. Wiewohl der Einfluß des Lichtes auf Pflanzen im Allgemeinen hinlänglich erörtert ist, so giebt es doch noch einige untergeordnete Fragen, die nicht mit derselben Genauigkeit bestimmt sind. Dahin gehört z. B. die Frage ob das Licht bloß chemisch auf die Pflanzen wirkt, indem es die darin enthaltene Kohlensäure zerlegt, oder unmittelbar auf die Lebensfunctionen der Pflanzen, wie auf die der Thiere, einwirkt. In dem zweyten Falle, schließt der Verf., müßten auch die Theile des prismatischen Farbenbildes, welche die größte Lichtstärke besitzen, auch den stärksten Einfluß ausüben. Er folgert nun aus einer Reihe von Versuchen, daß dies wirklich der Fall ist, und schließt daraus, daß das Licht im Pflanzenreiche wie im Thierreiche, unmittelbar auf die Lebensfunctionen einwirkt. Künstliches Licht, selbst sehr intensives, hat gar keinen merklichen Einfluß. Einige hierher gehörende Abhandlungen deutscher Gelehrten scheint der Verf. nicht gekannt zu haben. Eine zweyte Reihe von Versuchen betrifft die Einwirkung der Pflanzen auf die Luft. Der Verf. findet, daß der Sauerstoff der Luft durch Pflanzen wenigstens um 18 Procent vermehrt werden kann. —

Researches in the integral calculus, part. I., by H. F. Talbot. Bekanntlich hat Abel zuerst gezeigt, wie man die Summe einer Reihe von Integra-

len finden kann, die in der Form $\int \frac{Pdx}{\sqrt{R}}$ enthalten sind, wo P und R ganze Functionen von x sind. Der Verf. stellt sich hier eine viel allgemeinere Aufgabe, welche auf folgende Weise ausgesprochen werden kann: wie kann man eine als

gebrauchliche Beziehung zwischen den n Veränderlichen $x, y, z \dots$ finden, so daß

$\int \varphi(x) dx + \int \varphi(y) dy + \int \varphi(z) dz + \dots = \text{Const.}$
ist, wo x ein Polynomium von der Form

$$x^n - ax^{n-1} + bx^{n-2} \dots + k$$

ist, welches denselben Werth behält, wenn man x mit $y, z \dots$ vertauscht, und φ jede beliebige Function bedeutet. Wir empfehlen diese sehr bemerkenswerthe Abhandlung allen Freunden der Integralrechnung. — On the tides at the port of London, by J. W. Lubbock. Die bereits früher erwähnten Discussionen des Verfs über Fluthbeobachtungen bezogen sich auf den der hohen Fluth unmittelbar vorher gehenden Mondsdurchgang. In dieser Abhandlung discutirt er 19jährige Beobachtungen, die zu London angestellt sind, mit Beziehung auf den zwey Tage vorher gehenden Mondsdurchgang. Es ergibt sich daraus, daß die Geseze der Fluth im Allgemeinen sehr gut mit Bernoulli's Theorie zusammenstimmen. Daussy hat aus den zu Brest angestellten Beobachtungen gefunden, daß die Fluthhöhe in umgekehrtem Verhältnisse wie die Barometerhöhe sich ändert, ein ähnliches Resultat leitet Lubbock aus Liverpooles Beobachtungen ab. Nach einem ungefähren Ueberschlag entspricht dort einer Abnahme des Barometerstandes von $\frac{1}{10}$ Zoll eine Zunahme der Fluthhöhe von einem Zoll. — Report of magnetic experiments tried on board of an iron steam-vessel by Edward Johnson. Accompanied by plans of the vessel, and tables showing the horizontal deflection of the magnetic needle at different positions on board, together with the dip and magnetic intensity observed at those positions and compared with observations made

on shore with the same instruments. — Researches on the tides, sixth series. On the results of an extensive system of tide observations made on the coasts of Europe and America in June 1835, by Whewell. Auf Sn Whewell's Veranlassung wurde zwischen dem 8. und 28. Junius eine sehr großartige Reihe von gleichzeitigen Beobachtungen über die Fluth angestellt, welche sich von der Mündung des Mississippi an längs der Küste von Nordamerika bis Neuschottland erstreckte, und in Europa von der Meerenge bey Gibraltar längs der europäischen Ufer bis zum Nordcap in Norwegen. In Amerika wurde an 28 Orten, in Spanien und Portugal an 15, in Frankreich an 16, in Belgien an 5, in Holland an 18, in Dänemark an 24 Orten und an eben so vielen in Schweden, endlich in England und Irland an 537 Stationen beobachtet. Aus den vielen Resultaten, die W. aus diesen Beobachtungen zieht, mag hier Folgendes heraus gehoben werden. Es ergibt sich ganz deutlich, was man auch schon früher wußte, daß der Unterschied des Wasserstandes bey der höchsten Fluth und tiefsten Ebbe an verschiedenen Orten sehr verschieden ist, und von Umständen abhängt, die schwer zu analysieren sind; doch ist das gewiß, daß die Form der Küsten einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Wasserstand ausübt. Die Differenz wächst sehr beträchtlich an Puncten, wo das Ufer tiefe Einbiegungen bildet, die in der Richtung der Fluthwellen offen sind, wie im Canal von Bristol, und nimmt an Vorgebirgen unter gewissen Umständen sehr ab. So beträgt die Differenz an der südöstlichen Spitze von Irland höchstens drey Fuß, während sie wenig davon auf beiden Seiten entfernt zwölf oder dreizehn Fuß beträgt. Besonders merkwürdig stellt

sich aus diesen Beobachtungen die tägliche Ungleichheit der Fluth heraus, eine Erscheinung, die bekanntlich erst in neuester Zeit mit Aufmerksamkeit untersucht worden ist. — On the powers on which the functions of life in the more perfect animals depend and on the manner in which they are associated in the production of their more complicated results, by A. P. W. Philip. — Discussion of the magnetical observations made by Capt. Back during his late arctic expedition. by Christie. — Inquiries concerning the elementary laws of electricity. Second series. By W. Harries. Den Hauptinhalt dieser Abhandlung macht die Beschreibung einer neuen Wage aus, die der Verf. statt der Coulombschen Torsionswage anwendet. Der Verf. nennt sie eine Bifilarwage. Sie beruht nämlich auf folgendem Princip. Wenn eine Nadel an zwey gleichen verticalen Seidenfäden aufgehängt wird, die sich in gleichen Abständen vom Mittelpuncte der Nadel befinden und in zwey gleich hohen Punkten befestigt sind, so wird die Nadel in einer horizontalen Lage und in der verticalen Ebene bleiben, die durch die zwey Dräthe geht. Wird nun die Nadel in dieser Lage um ihren Mittelpunct gedreht, so muß sie sich heben. Sie wird also sich selbst überlassen, Schwingungen machen, durch deren Beobachtung man die Größe der reactiven Kraft, die sie hervor bringt, finden kann. Der Verf. beschreibt die hiernach construierte Wage ausführlich, so wie auch viele damit angestellte Versuche und gibt eine Vorrichtung an, durch welche sie unmittelbar in eine Torsionswage verwandelt werden kann. — Note relative to the supposed Origin of the deficient rays in the solar spectrum, by J. D. Forbes. Um die

Frage zu entscheiden, ob die dunkeln Streifen im prismatischen Sonnenbilde nicht etwa von einer Absorption herrühren, die schon in der Sonnenatmosphäre statt hat, benutzte der Verf. die Sonnenfinsterniß vom 15. May 1836, welche in Edinburg ringförmig erschien. Er ging hierbey von der Ansicht aus, daß in diesem Falle die absorbierende Kraft am stärksten auf den Theil des Sonnenlichtes wirken müßte, welches von den Rändern kommt, also bey einer ringförmigen Sonnenfinsterniß sich weit mehr und weit stärkere Unterbrechungen im prismatischen Bilde zeigen müßten als sonst. Der angestellte Versuch hat jedoch das Gegentheil gezeigt. Das Farbenbild blieb in jeder Beziehung dasselbe. — A comparison of the late imperial standard troy pound weight with a platina copy of the same and with others standards of authority. Communicated by Prof. Schumacher. — On the brain of the negro compared with that of the european and the orang-outang, by F. Tiedemann. Das Resultat dieser anatomischen Untersuchung ist, daß zwischen dem Gehirne des Negers und der übrigen Menschenrassen durchaus kein erheblicher Unterschied zu finden ist. — On the respiration of insects by George Newport. — On the connexion of the anterior columns of the spinal cord with the cerebellum, by Samuel Solly. — On the temperatures and geological relations of certain hot springs, particularly those of the Syrenees, and on the verification of thermometers, by J. D. Forbes.

Für 1837: Researches in the integral calculus, part. II., by H. F. Talbot. Anwendung der früher erwähnten Methode auf mehrere Transcendenten, besonders auf Kreißbogen und

Regelschnitte. — Researches towards establishing a theory of the dispersion of light, no. 3., by B. Powell. Vergleichung der aus der Undulationstheorie abgeleiteten Formel für die Dispersion mit mehreren Mitteln von starker Dispersionskraft. — On the optical phenomena of certain crystals, by H. F. Talbot. — Further observations on the optical phenomena of crystals, by H. F. Talbot. Besonders interessant sind die Bemerkungen über die künstliche Bildung von Krystallen, die man wie den Turmalin zur Analysirung des polarisirten Lichtes brauchen kann. — Observations on the electro-chemical influence of long-continued electric currents of low tension, by G. Bird. — Inquiries respecting the constitution of salts, of oxalates, nittates, phosphates, sulphates and chlorides, by Th. Graham. — Researches on the tides, seventh series. On the diurnal inequality of the height of the tide, especially at Plymouth and at Singapore, and on the mean level of the sea, by W. Whewell. Die tägliche Ungleichheit der Fluth, d. h. die Erscheinung, daß die zwey an einem Tage statt habenden Fluthen und Ebben nicht gleich groß sind, läßt sich im Allgemeinen aus der Bernoullischen Theorie der Ebbe und Fluth ableiten und muß nach derselben die Fluth, welche einem südlichen Durchgange des Mondes entspricht, die größte seyn, wenn die Declination des Mondes nördlich ist, während im entgegen gesetzten Falle die einem nördlichen Durchgange entsprechende Fluth die größte seyn muß; wenn der Mond im Aequator ist, muß der Unterschied verschwinden. Aus den Beobachtungen zu Plymouth ergibt sich nun, daß man die Größe der täglichen Ungleichheit für diesen Ort mit großer Genauig-

keit bestimmen kann, wenn man jede Beobachtung auf die Declination des Mondes bezieht, die vier Tage früher statt hatte. Aus Beobachtungen, die ein Jahr lang in Singapore angestellt worden sind, zum Theil aber sehr schlecht zu seyn scheinen, findet W. eine tägliche Ungleichheit, die der Größe und dem Gange nach mit der zu Plymouth statt habenden sehr nahe übereinstimmt, mit dem Unterschiede, daß man hier die Beobachtungen auf die Declination des Mondes beziehen muß, welche anderthalb Tage früher statt hatte. Die tägliche Ungleichheit der Ebbe ist dort auffallend groß, und beträgt zuweilen nicht weniger als sechs Fuß. W. spricht auch von der Erscheinung, welche nach manchen Reiseberichten an gewissen Orten statt haben soll, daß nämlich dort in 24 Stunden nur eine Fluth vorkommt. Er glaubt, daß man dies aus der täglichen Ungleichheit erklären kann, die nämlich während eines Theils jeder halben Lunation so beschaffen seyn kann, daß der höchste Wasserstand bey der Ebbe, und der niedrigste bey der Fluth dieselbe Höhe haben. Ein solcher Ort ist King George's Sound an der Südküste von Neuholland. Wirklich haben dort angestellte Versuche gezeigt, daß diese Erscheinung dort nur am 9ten und 10ten März 1836 statt hatte, während an den vorher gehenden und folgenden Tagen sich zwey Fluthen zeigten. — On the structure of the brain in marsupial animals, by Richard Owen. — On the tides, by J. W. Lubbock. — Further observations on voltaic combinations, by F. Daniell. Fernere Versuche mit der vom Verf. angegebenen constanten Batterie, besonders über den Einfluß, den die Temperatur der Maschine auf die Wasserzersetzung ausübt. — Analysis of the roots of equations

by R. Murphy. — First memoir on the theory of analytical operations, by R. Murphy. — On the adaptation of different modes of illuminating lighthouses, as depending on their situations and the object contemplated in their erection, by W. Barlow. — Researches on the tides, eight series, by Whewell. Aus Beobachtungen, die an verschiedenen Orten angestellt worden sind, hatte der Verf., wie bereits früher erwähnt worden ist, gefunden, daß die tägliche Ungleichheit an verschiedenen Orten verschieden ist. Diesen Gegenstand verfolgt er hier mit Hülfe einer größern Anzahl von Beobachtungen. Die tägliche Ungleichheit der Höhe der Ebbe und Fluth kann man sich als durch eine oscillierende Welle hervor gebracht denken, deren größte Höhe einmahl in 24 Stunden an jeden Ort ankommt. Trifft dieses Maximum jeden Tag mit der Zeit der höchsten Fluth zusammen, so werden die zwey täglichen höchsten Fluthen abwechselnd mit der größten und geringsten Höhe dieser Welle afficiert seyn, da sie innerhalb des Zwischenraums von 12 Stunden auf einander folgen, die dazwischen liegenden Ebben aber, welche mit der mittleren Höhe dieser Welle zusammen treffen, werden gar nicht afficiert werden. Trifft dagegen das Maximum dieser Welle auf eine Zeit die zwischen Fluth und Ebbe liegt, so wird sie die Fluth und Ebbe, die ihr zunächst liegen, verstärken, während die in der andern Hälfte des Tages eintreffende Fluth und Ebbe vermindert wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 11. Februar 1839.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Philosophical Transactions of the Royal Society of London.

Nimmt man mithin für jeden Ort die tägliche Ungleichheit der Fluth und Ebbe, so kann man die Größe der täglichen Fluthwelle und die Zeit ihres Eintreffens von der halbtäglichen trennen, und so den Fortgang dieser täglichen Welle von einem Orte zum andern auf ähnliche Weise bestimmen, wie man die Fortpflanzung der Fluth überhaupt bestimmt. Dies hat W. wirklich gethan, aber gefunden, daß die Verschiedenheiten, die an verschiedenen Orten in Beziehung auf die tägliche Ungleichheit statt haben, von örtlichen Ursachen abhängen, und sich nicht auf eine regelmäßige Fortpflanzung der Welle zurück führen lassen. — On the connexion between the phenomena of the absorption of light and the colours of thin plates, by Sir D. Brewster. — On the development and extinction of regular doubly refracting structures in the crystalline lenses of animals after death, by Sir D. Brewster. — On

the temperature of insects and its connexion with the functions of respiration and circulation, by G. Newport. Der Hauptinhalt dieser sehr ausführlichen Abhandlung besteht in dem aus einer Menge von Versuchen abstrahierten Beweise des Satzes, daß jedes einzelne Insect im Zustande der Bewegung eine Temperatur besitzt, welche die der umgebenden Luft beträchtlich übertrifft, und daß sich diese Temperatur bey verschiedenen Species von Insecten und bey derselben Species nach den verschiedenen Zuständen des Individuums ändert. Wenn frühere Beobachter nicht dieselbe Gleichförmigkeit in den Resultaten gefunden haben, so schreibt dies der Vf. dem Umstande zu, daß sie nicht auf den Unterschied Rücksicht genommen haben, der in der Temperatur statt findet, je nachdem das Insect im Zustande der Bewegung ist oder nicht. Zu den Umständen, unter welchen sich keine höhere Temperatur im Verhältniß zu den umgebenden Medien zeigt, rechnet der Verf. besonders den Mangel an Nahrung, die Unthätigkeit und den Schlaf. — On the first changes in the ova of the mammifera in consequence of impregnation and on the mode of origin of the chorion, by Th. Jones. — Sequel to an essay on the constitution of the atmosphere, by John Dalton. Der Verf. will aus seinen Versuchen gefunden haben, daß das Verhältniß des Sauerstoffs zum Stickstoff in der Atmosphäre nicht an allen Orten und zu allen Zeiten dasselbe ist, und daß in höher liegenden Gegenden der Sauerstoffgehalt etwas geringer ist. — On the hereditary instinctive propensities of animals, by Th. Knight. — On the elementary structure of the muscular fibre of animal and organic life, by F. Skey. — Observations on the minute structure of some

of the higher, forms of polypi, with views of a more natural arrangement of the class, by Arthur Farre. — On the ipon or upas poison used by the Jacoons and other aboriginal tribes of the Malay peninsula, by Lieut. Newbold. — Description of a new barometer, by F. Baily.

B e r l i n.

Bey Dunker u. Humblot, 1837: Leben der Königin von Preußen Sophia Charlotte. Von K. U. Barnhagen von Ense. 260 Seiten in Octav.

Die Regierung Königs Friedrich I. von Preußen gehört zu denjenigen Perioden der preussischen Geschichte, die, vorzüglich in neueren Zeiten, einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen worden sind, und möchten sich schwerlich neue Thatsachen auffinden lassen. Auch das Leben seiner zweyten Gemahlin, Sophia Charlotte, so tief verflochten in dem des Königs, liegt in vielen Schriften, von welchen der Verf. dieser Biographie ein langes Verzeichniß aufstellt, vor. Der Verf. hat, ohne daß ihm andere Quellen, als jene schon bekannten, zu Gebote standen, mit der ihm eigenthümlichen klaren und ruhigen Darstellung alle Einzelheiten in eine Geschichte zusammen gefaßt, die uns das Bild einer der schönsten, liebenswürdigsten und geistreichsten Fürstinnen, die jemahls einen Thron zierten, darstellt. Indem er die Veranlassungen zu der Entstehung und Ausbildung eines so ausgezeichneten Charactere aufzählt, geht er von der Voraussetzung aus, daß die Gaben der Natur und des Geistes, welche dem Geschlechte der Stuarts eigneten, sich auf ihre Nachkommen vererbten; die heftigen Leidenschaften der Maria Stuart, der Hang zum

Nachdenken in Jacob I. habe sich auf verschiedene Weise ausgebildet; durch die Verbindung mit dem pfälzischen Hause hätten sich die mitgebrachte. Erbtheile verstärkt, und wären durch die weizeren Uebergänge aus dem pfälzischen in das hannoversche und von da in das brandenburgische veredelt worden; in jeder neuen Zumischung deutschen Bluts habe jenes schottische sichtbar an Kraft und Maß gewonnen'. Sinnreich wie diese Idee von der Fortpflanzung und Veredelung des Bluts, unterstützt von der Geschichtskennntniß des Verfs erscheint: so wird ihr doch durch die tägliche Erfahrung zu sehr widersprochen, um als theoretischer Satz gelten zu können. Die Churfürstin Elisabeth von der Pfalz hatte mit der Maria Stuart die Aehnlichkeit, daß sie die Hefigkeit ihrer Leidenschaft nicht immer beherrschen konnte; aber sie war vorzüglich vom Ehrgeize beseelt, der so wohl der Maria Stuart, als ihrem Vater Jacob I. abging, mit dem wir keine andere Uebereinstimmung finden können, als daß beide Hang zu den Wissenschaften hatten. Ihre Tochter, die Churfürstin Sophia von Hannover, besaß statt der heftigen Leidenschaften der Mutter, die das Erbtheil ihrer Schwestern geworden waren, eine gesunde und frische Lebhaftigkeit, klugen Sinn und Trieb für die Welt; von dem philosophischen Tiefsinne und gelehrtem Forschungsgeiste, nur einen reichen Antheil an höherem Verstandniß und dem frohen Genuß heiterer Geistesregungen. Die Königin Sophia Charlotte von Preußen bezeigte gleich von ihrer ersten Jugend an großen Eifer für ernste Wissenschaften; sie liebte überall den Grund und Zusammenhang der Dinge zu erfahren, oder durch Nachdenken heraus zu bringen; ihre Jugend entfaltete sich unter dem wohlthuenden Einflusse Leibnizes. Entfernt vom Ehrgeize, von dem ihre Mutter nicht

frey zu sprechen war, und allem politischen Treiben abhold, war sie in einem hohen Grade Meisterin von ihren Leidenschaften und das so sehr, daß sie ihre Ungnade niemandem als auf eine einnehmende Weise äußerte und für erwiesenes Gutes ungern Dank annahm. Und der Sohn dieser philosophischen Königin war Friedrich Wilhelm I.! Schwerlich möchte sich in diesem das Blut der Stuarts nachspüren lassen; man müßte denn annehmen, daß die Natur zu Zeiten Sprünge macht. — Wir können dem Verf. nicht in seine interessante Schilderung der Höfe des großen Churfürsten und des Königs Friedrich I. folgen. Sophie Charlotte hatte ungern ihre Hand einem Gemahle gegeben, den sie nicht liebte und nicht lieben konnte. Während sich dieser ganz seinem Hange zur Pracht und Feyerlichkeit überließ, verdient die kluge Rolle, mit der die Königin, die den Glanz und das Leben der Höfe verabscheuete, dem Sinne des Königs, so weit es durchaus nothwendig war, nachgab, ohne der philosophischen Ruhe, die sie auf ihrem Landsitze zu Lützenburg (nachmahls Charlottenburg) genoß, zu entsagen, die höchste Bewunderung. Auch über das Streben ihres Gemahls nach der königlichen Würde, über die Pracht der Krönung zu Königsberg und die vielen politischen Intriguen, die bekanntlich am Hofe Friedrichs I. herrschten, enthält diese Biographie viele merkwürdige Einzelheiten. Von größerm Interesse als diese Gegenstände ist das Verhältniß der Königin zu Leibnitz, von welchem mehrere Briefe an sie mitgetheilt werden. Höchst rührend ist die Darstellung von dem Tode der Königin, der 1705 zu Hannover, in ihrem 37. Jahre, durch Aufgehen eines in ihrem Halse sich gebildeten Geschwürs, erfolgte. Der Verf. hat mit vielem Scharfsinne die drey Nachrichten mit einander verglichen, die

über die letzten Lebensstunden der Königin vorhanden sind, nämlich die von Pölnitz, La Bergerie und Friedrich dem Gr. Pölnitz bemerkt: 'daß Leibniz der Königin die Grundsätze der natürlichen Religion beygebracht, und sie diese mit gewissenhafter Strenge ausgeübt habe'. Friedrich Wilhelm I. sagte später einmahl zu Morgenstern: 'Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin.' Diese Aeußerungen treffen mit der damahls in Hannover bekanntlich herrschenden Meinung zusammen, daß Leibniz kein Christ war. Der Verf. sagt hierüber nach unserer Meinung sehr treffend: 'daß Philosophie und Christenthum in Leibniz durchaus nicht entzweyt waren, vielmehr in ihren tiefsten Grundlagen und höchsten Ergebnissen ganz überein stimmten, und somit die Frömmigkeit und Gewissensruhe der Königin eben so christlich als philosophisch genannt werden müssen'. Wir können nicht umhin am Schlusse dieser Anzeige das Urtheil Friedrich des Gr. über seine Großmutter herzusetzen: 'Sophia Charlotte, sagte er, hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italiänischen Bücher. Sie starb zu Hannover im Schoße ihrer Familie. Man wollte einen reformierten Prediger (La Bergerie) bey ihr einführen. Sie sagte ihm: »lassen Sie mich sterben, ohne daß wir uns streiten«. Eine ihrer Damen (Fräulein von Pölnitz) die sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. »Beklagen sie mich nicht, sagte sie zu dieser, denn ich gehe jetzt meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Seyn und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahle, bereite ich das Schauspiel

eines Leichenzuges, welches ihm eine neue Gelegenheit gibt, seine Pracht zu zeigen«.

P a r i s.

Bey F. G. Levrault. Rapport sur l'Épidémie de Grippe qui a régné a Strasbourg pendant les mois de Janvier, Février et Mars 1837; par A. Lereboullet. 45 Seiten. 1838. 8.

Dieser Bericht über die zu Straßburg in den Jahren 1836 u. 1837 herrschende Grippe lehrt, daß sie im Ganzen denselben Character wie bey uns im nördlichen Deutschland hatte.

In der historischen Einleitung wird das seit den frühesten Zeiten sich wiederholende, doch an keine wahrnehmbare Periode gebundene Erscheinen dieser Krankheit aufgezählt und besonders ihr Weg von Osten nach Westen als höchst bemerkenswerth gefunden (S. 9: N'est ce pas un fait bien remarquable et digne de toute notre attention, que cette direction constante de la grippe de l'orient à l'occident, que cette marche silencieuse d'une maladie qui fait le tour du globe, s'abattant sur toutes les contrées qu'elle trouve sur son passage et reparaisant à des intervalles plus ou moins longs?).

Bey ihrem neuesten Auftreten gingen ihr besonders Brustaffectionen vorher; die constitution médicale war catarrhale - inflammatoire. Sie zeigte sich zuerst bey dem Beginne des Januars in den Quartieren an dem rechten Ufer des Flusses; erst in der Mitte Februars nahm sie so überhand, daß beynabe die ganze Einwohnerschaft daran litt. Erst in der Mitte des Merz nahm sie rasch ab. Gegen 37,000 Menschen waren davon befallen; doppelt so viel Frauen als Männer; Kinder fast gar nicht; Greise beynabe ohne Ausnahme. Schwa-

che, besonders brustkranke Subjecte litten am meisten davon, und letztere erlagen häufig später ihren Folgen. Die Vorläufer waren allgemeines Unbehagen, Schwere der Glieder, Schwindel; dann trat die Krankheit selbst mit ihren bekann- ten, nach der Natur der Individuen wechselnden Symptomen ein. Eigenthümlich habe dieselbe auf den Uterus eingewirkt und einen großen Blutandrang nach diesem Organe veranlaßt (S. 21: Chez la plupart des femmes bien réglées, la grippe s'est manifestée aux approches de la période menstruelle; l'écoulement périodique devenait alors plus abondant et prenait souvent le caractère d'une véritable ménorrhagie. Chez les femmes dont la menstruation était irrégulière, celle-ci apparaissait de même vers le deuxième ou le troisième jour de la maladie. D'autres fois, le flux hémorrhagique n'était nullement en rapport avec la menstruation et constituait, dans ces cas, une véritable métrorrhagie).

In den mitgetheilten meteorologischen Beobach- tungen vermag der Vf. keinen Grund weder für die Entstehung noch für die Zunahme der Krank- heit zu finden; über die Möglichkeit ihrer Con- tagiosität spricht er sich nur behutsam aus; doch führt er viele Erfahrungen an, daß Familien, welche zurück gezogen lebten, lange von dem Ue- bel verschont geblieben seyen, so wie jedoch ein Glied davon erkrankte, so wurden bald alle übriz- gen auch ergriffen. Die Behandlung erforderte in den meisten Fällen nur Ruhe, Bettwärme, leichte Kost; in vielen andern jedoch auch schweiß- treibende, antiphlogistische, abführende; zuweilen, wenn der Husten und die Aufregung des Nerven- systems zu heftig war, narkotische Mittel.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. S t ü c k .

D e n 14. F e b r u a r 1839.

B r e s l a u .

Bey Jos. Max u. Comp. Die christliche Lehre von der Sünde. Dargestellt von Dr Julius Müller, ordentl. Prof. der Theologie in Marburg. Erster Band. Vom Wesen und Grunde der Sünde. Eine theolog. Untersuchung. Vorrede und Uebersicht des Inhalts. XXII u. 547 Seiten in 8.

Die Frage nach dem Wesen und Grunde der Sünde, womit sich diese Schrift beschäftigt, hat sich von Alters her, wie eine verderbliche Sphinx, auf den Höhen des philosophischen und theologischen Denkens gelagert.

Gleichwohl was ist dem Menschen näher, fast möchte man sagen, bewußter und räthselloser als die Sünde? Was ist gewisser und klarer als daß das Böse in der Welt ist, daß die Sünde von Adam an zu allen Menschen hindurch gedrungen ist, alle Lebensgebiete mehr und weniger ergriffen hat, daß sie als freye Uebertretung der heiligen Gesetze Gottes der Menschen Schuld, daß sie vermöge der göttlichen Gerechtigkeit der Leute

Verderben ist? Allein eben diese unleugbaren Thatsachen, diese sittlichen Axiome nöthigen, je mehr das Bedürfniß eines widerspruchsflosen Denkens entsteht, desto mehr zu weiteren Fragen nach dem Wesen und Ursprunge des Bösen, — wie es das von Gott absolut Verbotene und doch überall in der sittlichen Welt von ihm Zugelassene, widersinnig, unnatürlich, ja fast naturlos und doch wiederum natürlich, gesetzlos und gesetzlich zugleich seyn könne? wie es eine Verneinung, Vernichtung und zugleich wiederum eine Bejahung, dem Guten gegenüber eine Ohnmacht und doch auch eine so ungeheure Macht, so positiven Character und Bestand habe, daß die menschliche Geschichte von Anfang an damit behaftet, im beständigen Lostringen von ihm, doch nie frey davon wird bis ans Ende der Tage, so wenig, wie die Natur die Nacht los wird und die Finsterniß und den Schatten? endlich wie es bey dem Scheine des Nothwendigen zufällig, und bey aller Zufälligkeit wieder nothwendig erscheine? u. s. w.

Wenn die philosophischen Systeme vor dem Christenthume das Räthsel ungelöst gelassen, ja zum Theil kaum erkannt und verstanden haben, so ist das kein Wunder. Aber nachdem das Christenthum sein offenbarendes Licht auch in diese Tiefen der sittlichen Welt geworfen hat, müßte, scheint es, das lösende Wort längst gefunden seyn. In der That hat der einfache christliche Glaube, je mehr er in das offenbare Geheimniß der Erlösung eindringt, desto weniger Noth mit dem Räthsel. Ihm steht fest, daß das Böse als freye That des Menschen wider Gottes Gebot entsteht und besteht, daß Gott es weder will noch bewirkt, daß es aber in der Macht Gottes ist, daß es der Macht der göttlichen Gnade weicht, aber als ein

Freyes, und ohnmächtig vor Gott, selbst in seiner Verstockung den göttlichen Weltplan nicht zu hemmen vermag. Der einfache Glaube kann das alles zusammen denken, niemand schilt ihn einen unverständigen und unvernünftigen. Und doch, so bald die wissenschaftliche Forschung näher herantritt, ist, als wenn wie mit einem Zauber die alte Sphinx wieder auf den Höhen erschiene. Der christliche Theolog kann das Räthsel nicht umgehen. Unaufgelöst macht es das ganze dogmatische System räthselhaft. Die Lehre von der Sünde, als die nothwendige Voraussetzung der christlichen Idee der Erlösung, afficiert von der Mitte des Systems aus, wo sie ihren Sitz hat, Anfang und Ende. Ein falscher Begriff von der Sünde, ihrem Wesen, ihrem Ursprunge verwirrt rückwärts die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt, und vorwärts die Lehre von der Erlösung, ihrem Anfange, Fortgange und ihrer Vollendung.

Ben dieser Bedeutung und noch immer unaufgelösten Räthselhaftigkeit der Lehre von der Sünde ist es begreiflich, daß, so oft neue Evolutionen in der Theologie vorgehen, die Frage über das Böse sich wie eine Lebensfrage zu neuer, besserer Lösung hervor drängt. Philosophen und Theologen sind dann wetteifernd damit beschäftigt, je nachdem es kommt, in gegenseitiger Feindschaft oder Freundschaft. Nachdem Spinoza und Leibniz von den Theologen überwunden oder vergessen waren, haben in der neueren Zeit seit der Kantischen Epoche zuerst die Kantische Theorie vom Bösen, dann der Reihe nach die Fichtesche, Schellingsche und Hegelsche in der Theologie Eingang gefunden und Vertretung. Sind wir dadurch weiter gekommen? Auf den ersten Anblick freylich scheint es, als sollte jede spätere philosophische

Theorie das wissenschaftliche Verständniß der christlichen Grundlehren mehr erschweren, als erleichtern. Allein jede Bewegung fördert, selbst die irrende. Namentlich haben Kant und Schelling durch ihr tieferes Hinabsteigen die Theologen gezwungen, mit in die Tiefe zu gehen. Viele glaubten dort das Wort des Räthfels gefunden zu haben. Nach und nach aber hat ein schärferes Vergleichen und Eindringen in die Schriftlehre entteuscht. Man begreift, daß diese zum Theil andere Ausgangs- und Zielpuncte hat, als die neuere Philosophie. Damit aber ist eine wissenschaftliche Rathlosigkeit eingetreten, welche lieber das Räthfel, als die Arbeit der Lösung übernimmt. Man lobt sich das ebene Land der Praxis, wo alles klar und gewiß sey, und warnt vor den gefährlichen Tiefen der Speculation. So entsteht nach mißlungener Anstrengung leicht die träge Behaglichkeit populärer Oberflächlichkeit oder scheuer Umgehung. Aber der wissenschaftliche Ernst verlangt immer dringender, die bisherigen Acten streng zu revidieren, die Resultate derselben festzustellen, an der Schrift zu prüfen, und wenn noch keine Lösung gefunden ist, von Neuem zu versuchen, ob nicht der biblische Lehrstoff von einer in ihrer Lebenswurzel christlichen Philosophie recht befragt und durchleuchtet, eine befriedigendere Lösung des Räthfels zu geben vermöge.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat diese Aufgabe wohl begriffen. Schon dies ist ein Verdienst. Das größere ist, daß er dieselbe auf eine so ausgezeichnete Weise behandelt hat. Das Werk ist noch nicht vollendet. Ein zweyter Theil, der die Lehre von der Erbsünde erörtern wird, ist noch zu erwarten. Erst, wenn so das Ganze vorliegt, wird man entschieden sagen können, wie weit die neue Untersuchung der Schriftlehre zum

wissenschaftlichen Verständniß verholfen hat. In dessen behandelt dieser erste Theil, indem er das Wesen und den Grund der Sünde erörtert, gerade die schwierigsten und entscheidendsten Punkte. Die Berücksichtigung der philosophischen Theorien war hier ganz besonders nothwendig, und der Verf. ist darauf mit großer Kenntniß und einer achtbaren dialectischen Kunst eingegangen. Ueberhaupt zeichnet sich das Werk aus durch einen großen Reichthum von Stoff, so wohl philosophischem, als exegetischem und dogmatischem. Vielleicht vermißt Jemand die Berücksichtigung von Tholuck's und Klaiber's betreffenden Schriften. Selbst die schöne Literatur hat ihre Beysteuer gegeben. In einer allseitigen Betrachtung des Bösen darf diese Seite um so weniger fehlen, da vornehmlich die dramatische und epische Poesie an der Macht und den Erscheinungen des Bösen einen Hauptgegenstand haben. Der Göthesche Faust insbesondere ist ganz durchzogen davon, und der Theologe hat eben so sehr die Pflicht, wie das Recht, die zum Grunde liegende Theorie auf den Prüfstein des göttlichen Wortes zu legen.

Die Anordnung des Stoffes ist eben so naturgemäß als übersichtlich. Der Gegenstand hat an sich schon Interesse genug, in allen seinen Theilen. Aber der Verf. versteht die Kunst der anziehenden, wahrhaft geistvollen Darstellung in dem Grade, daß die Aufmerksamkeit gleichmäßig bis ans Ende gefesselt wird. Der Stil ist rein und klar, dem Gegenstande angemessen, und drückt ganz die Schönheit eines scharfen, wahrheitliebenden Denkens, wobey das Herz mit spricht, aus. Die wissenschaftliche Sprache ist bey aller Strenge der Schule so populär und lebendig, daß jeder Gebildete folgen kann. Dies ist ein doppeltes Verdienst in einer Zeit, wo die wissen-

schaftliche Sprache in Gefahr ist, eine barbarische Schulsprache zu werden, ein philosophisches Zungenreden, welches immer erst übersetzt und ausgelegt werden muß, wenn die Gemeinde es verstehen soll.

Das Ganze zerfällt in drey Bücher. Das erste erörtert das Wesen der Sünde. Das zweyte Buch enthält eine vollständige Critik der Haupttheorien über die Erklärung der Sünde, und bereitet das dritte Buch vor, worin der Möglichkeitsgrund der Sünde untersucht und festgestellt wird.

Die Abhandlung beginnt mit einer kurzen etymologischen Erörterung des Wortes Sünde. Die oft behauptete Ableitung von Sühnen wird verworfen, weil der Stammvocal in diesem Worte von Alters her lang, in dem Worte Sünde aber kurz sey. Vielleicht, sagt der Verf., führt die Vergleichung des lat. Sons auf das Rechte. Aber, wenn nicht beides eine gemeinsame, tiefer liegende Wurzel hat, — auch Sons hat kein lat. Etymon —, so ist schwerlich daran zu denken. Mußte unsere Sprache Begriff und Wort aus dem Lat. nehmen, so lag das üblichere peccatum näher, wie denn auch andere Sprachen es genommen haben. Sollte ein so wesentlicher Begriff unserer Haupt- und Helden Sprache ursprünglich gefehlt haben, daß sie fremdes Gut suchen mußte? Das Gewisseste freylich ist, daß der wahre Ursprung des Wortes unbekannt ist, und hier für uns gleichgültig. Die Etymologie wird in philosophischen Untersuchungen immer nur ein untergeordnetes Moment bleiben. Die Wissenschaft hat es mit den ausgewachsenen Begriffen, wie sie in der Gegenwart leben, zu thun. Dazu verhält sich die Sprachwurzel meist nur wie ein einzelner Buchstabe zum ganzen Worte. Immer

aber wäre es ersprießlich, die verschiedenen Bezeichnungen des Bösen aus dem Hebr., Griech., Lat. und Deutschen vergleichend zusammen zu stellen. Es würde sich ergeben, daß der Sprachgeist alle wesentlichen Momente und Beziehungen des Bösen ergreift und zum Ausdruck bringt.

Der Verf. geht bey seiner Untersuchung über das Wesen der Sünde von dem Schriftbegriffe derselben, als einer Uebertretung des Gesetzes, aus. Dieser Begriff setzt voraus, daß das Gesetz das ganze sittliche Leben, von der Lust und Neigung an bis zur That, bis zu den habituellen Zuständen, umfaßt. So lag nahe, die Schleiermachersche Ansicht, wornach sich das Gesetz bloß auf das Thun bezieht, zu bestreiten. Auch ist sie hier in der That unstatthaft. Aber, wenn Schleiermachers vorgeworfen wird, er habe widersprechend über den Begriff des Gesetzes gedacht, so kann man doch nur zugeben, daß er verschieden darüber gesprochen, aber ohne allen Widerspruch. Denn wenn er in der Dogmatik das Gesetz im Gegensatz gegen das Evangelium betrachtet, in der Ethik aber als Correlatum des Pflichtbegriffs, so muß es für ihn eine ungleich engere Beziehung haben, als wenn er es analog mit dem Naturgesetze als Exponenten der gesammten sittlichen Lebensbewegung darstellt. Alle drey Betrachtungsweisen sind an sich statthaft. Es kommt nur darauf an, sie gehörig auseinander zu halten und wieder auf einander zu beziehen. Dies hat Schl. freylich nicht gethan. Der Vf. meint, der wahre Grund der beschränkenden Auffassung des Gesetzes bey Schleiermacher sey die Vorstellung, daß die Gesinnung, noch mehr die Neigungen und Gefühle des Herzens als incommensurable Größen durch kein objectives Gesetz gemessen und bestimmt werden könnten. Allein,

wenigstens die Gefinnung konnte für Schleiermacher keine incommensurable Größe seyn, da er die sittliche Form derselben, die Tugend, für etwas Bestimmbares hält, und in der Vielheit derselben quantitative und qualitative Unterschiede macht. Selbst in den Neigungen und Gefühlen kannte er ein Bestimmbares, wenn er auch das rein Individuelle darin gegenüber dem objectiven, allgemeinen Gesetze für incommensurabel hielt.

Gewiß aber hat der Verf. Recht, auf den ursprünglichsten Schriftbegriff vom Gesetze zurück zu gehen, wornach es das ganze sittliche Lebensgebiet bestimmend umfaßt. Das Gesetz im Gegensatz gegen das Evangelium ist ein späterer, historischer und rein relativer Begriff. Eben so billigen wir völlig, wenn der Verf. diejenigen bestritt, welche behaupten, das Gesetz setze das Factum, die Wirklichkeit der Sünde voraus. Nur die Möglichkeit der Sünde gehört zu den nothwendigen Voraussetzungen des Gesetzes, wie schon die paradiesische Gesetzgebung zeigt. Nicht weniger hat der Verf. Recht, wenn er behauptet, daß das Gesetz als Idee der sittlichen Vollkommenheit nicht den graduellen Unterschied des Vollkommenen und Unvollkommenen, sondern nur den reinen Widerspruch, die Uebertretung des Gebots und Verbots zur Sünde mache, und daß vor dem Gesetze das Gute als das schlechterdings Nothwendige, die Sünde aber als das schlechtthin Verbotene, was eben durchaus nicht seyn soll, erscheint.

Allerdings nun ist der Begriff der Sünde als Uebertretung des Gesetzes zunächst nur ein abstracter, formeller. Um demselben seinen wahren vollen Inhalt zu geben, ist nothwendig, die Sünde weiter zu betrachten als Ungehorsam gegen Gott. Durch diesen religiösen Schriftbegriff

wird die Untersuchung auf das Gebiet der sittlichen Thätigkeit des Subjects in seinem Verhältniß zu dem persönlichen Gott hinüber und so wahrhaft weiter geführt. Hier begegnet aber dem Verf. gleich der Widerspruch der Kantischen Theorie, welche wenigstens in ihrem Ausgangspuncte nicht leiden will, das Gesetz als Gottes Gesetz anzusehen, sondern darauf besteht, daß dasselbe in der Autonomie der practischen Vernunft seinen hinreichenden Grund habe. Der Verf. zeigt, wie diese Theorie, indem sie den Menschen in der Idee des Gesetzes über sich selbst erhebt, um ihn sich selber wieder zu unterwerfen, an einem Widerspruche leidet, wovon sie weder durch den Dualismus der vernünftigen und sinnlichen, noch durch den Dualismus des Erkennens und Wollens befreuet wird. So fern der Mensch Creatur ist, kann er weder das Denk-, noch das Willensgesetz aus sich selber haben. Als gegebenes aber kann das Gesetz nur seinen letzten Grund in Gott selber haben. Unter diesem Gesichtspuncte bekommt das sittliche Leben gleich von vorn heraus eine religiöse Basis, und damit auch die Sünde als Ungehorsam gegen Gott eine größere Tiefe und Deutlichkeit des Inhalts.

Allein auch dabey kann die wissenschaftliche Untersuchung nicht stehen bleiben. Um den ganzen Inhalt, Umfang und Zusammenhang der realen Erscheinungen der Sünde zu begreifen, ist nothwendig, so wohl das Realprincip des Gesetzes, als der Sünde, oder der Uebertretung des Gesetzes zu bestimmen. Wenn freylich diejenigen Recht hätten, welche sich den gesetzgebenden Willen Gottes als einen rein grundlosen darstellen, oder den innern Zusammenhang desselben für den Menschen wenigstens unerkennbar erklären, so wäre es vergebens, den Realgrund des göttlichen

Gesetzes zu erforschen. Allein der Vf. zeigt sehr gut, daß nach der ersten Vorstellung der göttliche Wille als ein geist- und vernunftloser gedacht werden müßte, nach der zweyten das sittliche Handeln nach dem Gesetze ohne bewußten Zusammenhang und Verstand seyn würde. Die Schrift gibt der Wissenschaft das Recht, den Realgrund des gesetzgebenden göttlichen Willens in der Idee der Liebe zu finden, in der Liebe zu Gott, als der absoluten Liebe. Diese Liebe ist, wie der Verf. darthut, weder eine pathologische, was sich von selbst versteht, noch eine abstract practische, welche kein persönliches Verhältniß zu Gott hat, — sondern die lebendige Hingabe des Menschen an Gott ohne irgend eine Auflösung der menschlichen Persönlichkeit in die göttliche. Indem der Verf. behauptet, daß die Liebe wesentlich sey, die Persönlichkeit auf beiden Seiten zu erhalten, zu vollenden, sichert er sie gegen jede mystische Schwärmerey, und indem er zeigt, wie, um das Princip zu einem lebendigen Systeme des sittlichen Handelns zu entwickeln, nothwendig sey, die Mittelbegriffe festzustellen, nämlich die Ideen der Welterschöpfung, des göttlichen Ebenbildes, der Menschwerdung des Logos, der Erlösung, des göttlichen Reiches, — wodurch die Liebe zu Gott mit der Liebe zu den Menschen und dem Handeln der Menschen in der Welt vermittelt werde, stellt er den practischen Character seines Principis hinlänglich fest.

Wird nun hiernach dem Verf. nicht schwer, als Realprincip der Sünde die Abwendung des Menschen von Gott oder die Selbstsucht nachzuweisen. so gelingt es ihm auch, von da aus die Hauptformen der Sünde zu construieren, worin sich ihr Princip, die Selbstsucht, im sittlichen Leben entfaltet. Die Hochmuth ist die nächste Offenbarung

der Selbstsucht; ihm folgt der Haß gegen die Menschen und gegen Gott; darauf tritt die Lüge heran, zuerst als Selbstbelügung, dann als Belügung des Nächsten, endlich die Weltliebe, mit der sinnlichen Lust. Dies ist die Entwicklung der Sünde auf dem Gebiete des Willens von ihrem eigentlichen Centrum aus im Willen. Aber die Sünde greift auch über in die Erkenntniß, sofern der Wille, wiewohl verschieden, Theil hat an derselben. Hier erscheint sie gewöhnlich als Tyranney der sinnlichen Vorstellung und des irdischen Verstandes, als träger Aberglaube, aber sie wird vornehmer und kann Besitz nehmen von den feinsten und abstractesten Denkweisen. Alle Gestalten der Verkehrung des Erkennens, sagt der Verf., wie verschieden, ja entgegen gesetzt sie sonst auch seyn mögen, stimmen doch darin überein, daß sie zu dem einfachen Glauben an die Offenbarung Gottes in Christo den Zugang versperren entweder durch stumpfe Gleichgültigkeit oder den vornehmen, spizigen Dünkel, die Wahrheit schon anderweitig in voller Genüge zu besitzen.

Dies ist nur ein dürftiger Abriß eines sehr lebendigen, reichen Gemählde's, voll der wahrsten und schönsten Gedanken, in seltener Vereinigung historischer Erfahrung und philosophischer Theorie.

Ref. verläßt diese erste Hauptabhandlung nur mit dem einen Bedenken, ob die Selbstsucht als rein geistiger Act, gleichsam ohne Leiblichkeit gedacht, hinreiche, um aus ihr, als der Wurzel, alle Erscheinungen am Baume der Sünde zu erklären. Die im zweyten Buche folgende Prüfung der vornehmsten Theorien über den Ursprung der Sünde, wird Gelegenheit geben, dieß Bedenken genauer zu erörtern.

Sehr richtig sagt der Verf., indem er zu jener Prüfung übergeht, daß die unleugbare Wirklichkeit und tief eingreifende Bedeutung des Bösen im menschlichen Leben die Frage nach dem Grunde seines Daseyns unabweisbar mache, selbst, wenn sich finden sollte, daß das Räthsel keine vollkommene Lösung gestatte.

Es sind sechs Theorien, welche der Verf. der Prüfung unterwirft. Die Prüfung beginnt mit der Leibnizischen Ableitung der Sünde aus der metaphysischen Unvollkommenheit des Geschöpfes, der so genannten Privationstheorie, welche das Formelle der Sünde in einer bloßen Privation findet. Darauf folgt die Ableitung der Sünde rein aus der Sinnlichkeit, sodann die damit verwandte Schleiermachersche Theorie. Die Prüfung geht dann über zur Theorie, welche die Sünde aus den natürlichen Gegensätzen des individuellen Lebens ableitet, worauf die Schellingsche Theorie, das Böse aus dem absoluten Urgrunde der Existenz Gottes zu erklären, in Betracht gezogen wird, und endlich der vollkommene Dualismus die Reihe schließt. Diese Reihenfolge zeichnet zugleich den innern Fortschritt der Theorien von irgend einer relativen Duplicität bis zu dem absoluten Dualismus. Der Verf. bemerkt ausdrücklich, daß er diese Theorien, wiewohl sie meist Theile philosophischer Systeme seyen, weniger philosophisch als theologisch, d. h. vornehmlich an den Thatsachen des sittlichen Bewußtseyns und der geschichtlichen Offenbarung Gottes messen und prüfen wolle. Die dialectische Kunst versteht sich dabey von selbst. Im Allgemeinen müssen wir sagen, daß bey den meisten Theorien so wohl die treue, sorgsame historische Darstellung, als auch die Art und das Resultat der Prüfung vollkommen befriedigen. Nur mit der Beurtheilung der

so genannten Sinnlichkeitstheorie und der Schleiermacherschen sind wir nicht ganz einverstanden, und dies führt uns auf unser oben geäußertes Bedenken zurück.

Der Verf. bemerkt gegen Ableitung der Sünde aus der Sinnlichkeit, daß diese Theorie, ohne sichere und klare anthropologische Grundlage, unerklärt lasse, wie die an sich höhere Seite der menschlichen Natur dazu komme, von der sinnlichen beherrscht zu werden. Die Freyheit sey dafür nur dann ein hinreichender Erklärungsgrund, wenn der letzte Grund der Sünde eben in diese, nämlich in eine positive Selbstverkehrung des Willens, gelegt werde. Damit aber gebe die Theorie sich selber auf. Auch sey bey dieser Ansicht diejenige Erscheinungsform der Sünde unerklärlich, in der die Macht der Sinnlichkeit als ein Minimum erscheint oder gar nicht, ja selbst eine gewisse Beherrschung der Sinnlichkeit. Consequent führe jene Theorie entweder zu einer laxen Aeufferlichkeit der sittlichen Beurtheilung, oder zu einer manichäisirenden Askese. Auch widerspreche die heil. Schrift, welche im Wesentlichen einstimmig den sittlichen Gegensatz zwischen Geist und Fleisch mit dem physiologischen unmittelbar gar nicht zusammen fallen lasse, und die Uebermacht des Fleisches und die Schwäche des Geistes selber aus der anderweitig schon entsprungenen Sünde ableite.

Daß alles ist sehr richtig und schön von dem Verf. bemerkt und erörtert. Allerdings kann der letzte Grund der Sünde nicht in der Sinnlichkeit als solcher liegen. Aber, daß nach der Schrift die Sinnlichkeit nicht bloß in dem Entwicklungszustande, sondern auch im ersten Ursprunge der Sünde ein wesentlicher Factor sey, lehrt die Geschichte des Sündenfalles. Der Apostel Paulus

stellt den allgemeinen Sünden Zustand der Menschen als ein Gehemmtseyn des vernünftigen Willens durch das Fleisch dar. Wenn dies aber das Characteristische jenes Zustandes ist, so muß die Sinnlichkeit, d. h. ihr Verhältniß zum Geiste, auch im Sündenfalle als ein wesentlicher Factor mit gedacht werden. Nach dem Verf. ist die Urform der Sünde die Selbstsucht, die ursprüngliche Selbstverkehrung des Willens in seinem Verhältnisse zu Gott. Der Verf. sagt ausdrücklich, nicht im Verhältniß der Creatur zu sich selbst und zu irgend einer Differenz in ihrem eigenen Wesen, sondern allein in ihrem Verhältnisse zu Gott sey der eigentliche Ursprung der Sünde zu suchen. Aber ist dieses Verhältniß von jenem in Wahrheit trennbar? Hat der Mensch auch als ethisches Wesen nicht beides in und mit einander, das Bewußtseyn von Gott und das Bewußtseyn der Welt, worin eben die Duplicität seines Wesens, als Geist und Fleisch, enthalten ist? Gewiß ist der freye Wille der Hauptfactor der ersten Sünde, wie jeder folgenden. Aber wir fragen, wie kommt der Wille dazu, sich abwendend von Gott selbst zu verkehren? Die Selbstsucht kann doch nicht der absolut unerklärliche Anfang der Sünde seyn. Ein natürlicher Anfang aber schließt in sich, daß der Wille im Ursprunge der Sünde, nicht rein und absolut aus sich selber, wie aus Nichts, angefangen hat, sondern mit bestimmenden, oder wenn man will, versuchenden Momenten. Es muß für den bösen Willen des Menschen wie für den guten, eine bestimmende, objective Natur gesetzt werden. Sonst wäre er nur automatisch im leeren Raume. Die bestimmende Natur für den guten Willen ist nach dem Verf. das Verhältniß des Menschen zu Gott, das Gottesbewußtseyn. Wo liegen nun die na-

türlichen Bestimmungsmomente für den bösen Willen, der sich von Gott ab, und der Welt in und außer dem Menschen zuwendet? Wenn der Dualismus, der Antagonismus und die Zusammengehörigkeit von Geist und Fleisch überhaupt die wesentliche Naturform, gleichsam das $\sigma\omega\mu\alpha$, des sittlichen Lebens des Menschen überhaupt ist, so können jene natürlichen Bestimmungsmomente des bösen Willens nur auf der Seite der $\sigma\acute{\alpha}\rho\kappa\iota\varsigma$, d. h. in dem sinnlichen und weltlichen Bewußtseyn des Menschen liegen. Die $\sigma\acute{\alpha}\rho\kappa\iota\varsigma$ ist auch nach der Schrift die Bedingung der sinnlichen, weltlichen Lebenserscheinung, der Möglichkeitsgrund für die von Gott los gerissene Egoität des Willens. Und so behaupten wir, daß die Sinnlichkeit in dem angegebenen Sinne allerdings ein wesentlicher Factor im Ursprunge der Sünde ist. Diejenigen Sündenerscheinungen, in denen die so genannte Sinnlichkeit fast unthätig und ohnmächtig erscheint, sind kein Beweis dagegen. Denn selbst in der geistigsten Sünde ist der Wille der Welt zugekehrt, und ist Weltfönn, verweltlicht, sinnlich, das Wort im weitern und feinern Sinne genommen. Nicht einmahl den Sündenfall der Engel, den Fall des Teufels, können wir uns ohne eine der menschlichen analoge Duplicität des Geistes und Fleisches denkbar machen, weil wir überhaupt kein creatürliches Geistesleben zu denken vermögen ohne entsprechende Leiblichkeit, oder Erscheinungsform.

Schleiermachers Theorie von dem Ursprung der Sünde kann als eine Modification der Sinnlichkeitstheorie angesehen werden. So behandelt sie auch der Brf. Die Sünde ist nach Schl. die durch den Widerstand des Fleisches, d. h. des gesammten sinnlichen Bewußtseyns verursachte Hemmung der bestimmenden Kraft des Gottesbez

wußtseyns, der positive Widerstand des Fleisches gegen den Geist. Es ergibt sich aus dem Vorhergehenden, wie weit wir hierin gegen den Vf. mit Schleiermacher übereinstimmen. Aber wir machen deshalb die Schleiermachersche Theorie noch nicht zu der unsrigen. Wir vermissen mit dem Verf. darin die Klarheit der psychologischen Construction, die deutliche Uebereinstimmung mit sich selbst und mit der heil. Schrift. Aber, wenn der Verf. sagt, daß nach Schl. eigenen Prämissen die Sünde ein schlechterdings Unmögliches sey, so ist dies zu viel. Es fehlt nur die deutliche Construction ihres Ursprungs. Bey genauerer Nachfrage nämlich, woher die Hemmungen des an sich selbst gleichen und unverwüßlichen Gottesbewußtseyns durch das sinnliche kommen, und wie sie als Sünde, d. h. als freye Willensaction mit dem Bewußtseyn der Schuld begriffen werden können, bekommen wir bey Schleiermacher keine genügende Antwort. Es ist bemerkenswerth, daß Schleierm. Dogmatik den Artikel von Adams Sündenfalle gar nicht kennt. Ja er erklärt ausdrücklich, daß der Versuch, die absolut erste Sünde ohne die schon vorhandene Sündhaftigkeit zu erklären mislingen müsse, weil wir keine analoge Erfahrung dafür haben. So beschränkt er sich nur auf den relativen Ursprung der actuellen Sünde aus dem schon von Natur vorhandenen allgemeinen Zustande der Sündhaftigkeit. Aber auch das gelingt ihm nicht auf eine befriedigende Weise, eben weil er jenen Zustand als einen natürlichen setzt, als die natürliche Ungleichheit in der Entwicklung der Einsicht und des Willens, des vernünftigen Willens und sinnlichen Bewußtseyns. So wird aber die Sünde eine von Natur relativ nothwendige für Alle.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 16. Februar 1839.

B r e s l a u.

Beschluß der Anzeige: Die christliche Lehre von der Sünde. Dargestellt von Dr Julius Müller.

Die Allgemeinheit der Sünde erklärt sich so allerdings, aber nicht das Wesen der Sünde, als freyer Action. Dies aber hat seinen Grund vornehmlich darin, daß Schl. Freyheitsbegriff eine Schwachheit und Unklarheit hat, die es unmöglich macht, von der Freyheit aus, als der Wurzel alles sittlichen Lebens, eben dieses Leben, und zwar gerade das Unnatürliche darin, das Böse, zu begreifen. Der Verf. sagt, nach Schl. sey das Freyheitsgefühl eben nur eine Bestimmtheit des sinnlichen Selbstbewußtseyns. Aber gewiß würde sich Schl. diesen Ausdruck entschieden verbitten. Die Freyheit ist nach ihm allerdings am Geiste, an der Vernunft, der Natur gegenüber; sie ist die energische Lebendigkeit der geistigen Causalität gegenüber der Welt, als Natur. Aber, wenn man auch mit diesem Freyheitsbegriffe ausreichte, das Gute gleichsam als einen heiligen

Naturproceß zu erklären, die Sünde als Freyheitsact wider Natur und Vernunft ist und bleibt dabey unerklärlich. Darin stimmen wir mit dem Vf., der den Schleiermacherschen Freyheitsbegriff späterhin noch besonders bespricht, vollkommen überein. Aber wenn er Schl. vorwirft, daß er Sünde und Bewußtseyn der Sünde identificiere, so ist dieser Vorwurf nur in so fern richtig, als Schl. die Objectivität der Sünde, oder vielmehr die objective Betrachtung wirklich außer Acht läßt. Wenn aber Schl. sich die Sünde ohne ihr Bewußtseyn im Menschen nicht denken kann, also keinen concreten Geistesact ohne irgend einen Grad des Bewußtseyns, hat er darin so Unrecht? Zumahl, wenn er sagt, daß im Leben des Christen die Sünde nicht vorkomme ohne das Bewußtseyn derselben, kann ihm der Verf. mit Grund widersprechen, da er selber als wesentliches Moment der Sünde das Bewußtseyn der Schuld betrachtet? Freylich meint Schl. noch nicht gerade dies, aber hebt nicht reine Bewußtlosigkeit — auch die Sünde als solche auf vor dem Forum der Imputation? — Der Vorwurf wäre richtiger, wenn er darauf lautete, daß Schl. das Sündenbewußtseyn nicht scharf genug als Schuldbewußtseyn qualificiert und damit in Verbindung gebracht habe.

Sieht man bey Schl. von der Ausführung ab bloß auf das Schema seiner Ansicht, so muß man anerkennen, daß sofern er als die beiden natürlichen Factoren der Möglichkeit der Sünde, das Gottesbewußtseyn und das sinnliche, aufstellt, die Wahrheit auf seiner Seite ist. Selbst der Gedanke kann nicht mit Grund angefochten werden, daß die Immanenz des Gottesbewußtseyns die nothwendige, deutlicher vielleicht —, die natürliche Schranke gegen die absolute sittliche Ver-

derbung im Subjecte ist, die Bürgschaft für die Möglichkeit der Bekehrung auf den höchsten Stufen der Sünde. Wird dies bestritten, so sollte man nur nicht Jak. 2, 19. dagegen anführen, denn, wenn auch die Dämonen glauben, daß ein Gott ist, liegt darin nicht die unzerstörbare Immanenz des Gottesbewußtseyns, und enthält selbst der dämonische Glaube an Gott und das dämonische Zittern vor ihm nicht an sich die Möglichkeit der Umkehr auch für die Dämonen? Wir fürchten sehr, daß, indem man jene Schranke aufhebt, die Schranke der relativen Freyheit im Bösen wegfällt, und über der schrankenlosen Freyheitsmacht des Bösen Gott gegenüber die göttliche Conservation der sittlichen Welt zu kurz kommt.

Es verdient aber hier besonders bemerkt zu werden, daß der Verf., indem er frey und offen die Mängel der Schl. Lehre aufdeckt, sich nicht nur vor jener schändlichen partyischen Polemik gegen den ausgezeichneten Mann, in welche neuerdings selbst Dr Baur eingestimmt hat, bewahrt, sondern auch gegen dieselbe aufs entschiedenste und edelste protestiert.

Die Untersuchung erhebt sich, nachdem die einzelnen Theorien beurtheilt sind, zu dem höchsten Standpuncte der Beurtheilung.

Der Verf. geht von dem axiomatischen Satze aus, daß das unvertilgbare, unmittelbare Schuld- bewußtseyn der sittlichen Creatur den Grundsatz in sich schließe, daß die Sünde ihren Ursprung im Menschen selber habe, und durchaus in keiner göttlichen geordneten Nothwendigkeit. In der weiteren Erörterung dieses Satzes analysiert der Verf. zuerst das Causalitätsverhältniß Gottes zur Sünde im Allgemeinen genauer, indem er ein dreyfaches positives Moment in dem Verhältniß Gottes zur Entstehung der Sünde hervor hebt,

einmahl die göttliche Anordnung der Möglichkeit der Sünde, sodann den allgemeinen göttlichen Concurfus, den er, wie die älteren Theologen, von dem Formale des Bösen, dem bösen Willensentschluß, ausschließt und auf das Materiale, die physische Seite der bösen Handlung, beschränkt, endlich die göttliche Bestrafung der Sünde durch Sünde, oder das göttliche Gesetz der Entwicklung und Enthüllung der Sünde durch sich selbst, womit zugleich eine Macht Gottes über dieselbe gesetzt ist. Dabey läßt sich vollkommen festhalten, daß das Böse als solches seinen realen Ursprung im Menschen allein hat. Es ist unmittelbar klar, daß dies die allein schriftgemäße Ansicht ist, und eben so, daß die christliche Lehre vom göttlichen Gerichte, so wie die von der Erlösung die Wahrheit des menschlichen Schuldbewußtseyns zu ihrer Bedingung haben. Nachdem dann der Vf. sehr gut gezeigt hat, wie die beurtheilten Theorien mit der Wahrheit des Schuldbegriffs mehr und weniger in Collision sind, wie demselben weder in der Schleiermacherschen Exposition, noch auch in der Hegelschen Theorie sein volles Recht geschieht, geht er im dritten Buche dazu über, zu beweisen, daß das im Schuldbegriffe wesentlich liegende Moment der persönlichen Freyheit der Creatur den Möglichkeitsgrund der Sünde enthalte. Hier erörtert er nun zuvörderst den Begriff der Freyheit selbst genauer, unterscheidend die formale Freyheit, als Wahlvermögen, und die reale, gleichsam sittlich erfüllte, welche sich zu jener verhält, wie der ideale Zweck zur natürlichen Bedingung. Darauf untersucht er den Grund der Freyheit des menschlichen Willens und findet ihn in der menschlichen Persönlichkeit, als Ebenbild der absoluten göttlichen. Daraus folgt dann von selbst, daß die Freyheit des menschlichen

Willens der Möglichkeitsgrund der Sünde sey. Nachdem er dies in seinem Sinne näher bestimmt hat, zeigt er, wie die Willensfreyheit das Princip aller sittlichen Entwicklung sey, welches die Epochen und Wendepuncte derselben seyen, wie darin die Freyheit sich verhalte zu den Beweggründen der Entscheidung. Er bejahet die Frage, ob eine fortschreitende Entwicklung auch von der Richtung auf das Böse prädicirt werden kann, und erörtert das Gesetz der Allmählichkeit in der Entwicklung des Bösen, so wie die besonderen Epochen derselben. Auch vergißt er nicht den Contrast zu schildern zwischen der fesselnden und Freyheit verzehrenden Macht des Bösen und der befreynenden, Freyheit vollendenden Wirkung des Guten. Wir möchten hier in Beziehung auf unser obiges Bedenken den Verf. fragen, ob nicht eben dieser Contrast wieder seinen Grund darin hat, daß die Freyheit ein Doppelantlitz hat, das eine der Welt des Geistes und Gott zugewendet, das andere nach der sinnlichen Welt hingerichtet. In dieser Richtung fortgehend, löst sie sich zuletzt auf in reine sinnliche Willkür, wie sie dem thierischen Leben zukommt. — Zuletzt wendet sich der Vf. zur Erörterung der Frage, ob und wie sich die menschliche Freyheit mit der göttlichen Allmacht und Allwissenheit vereinigen lasse? Hier setzt er, um das Räthsel zu lösen, auf Seiten der göttlichen Allmacht eine göttliche Selbstbeschränkung in Beziehung auf die freye Creatur, und was die Allwissenheit betrifft, so beweist er aus der Unterscheidung des göttlichen Wissens und Willens, daß dem göttlichen Wissen, als solchem, keine bestimmende Kraft auf das Object der freyen Creatur zukomme und das untriegliche Vorherwissen Gottes die Willensentscheidungen des Geschöpfes

nicht necessitire. Damit schließt die Untersuchung in diesem ersten Bande.

Es ist unmöglich, den Lesern von dem Reichtume und der Feinheit auch in diesen Theilen der Untersuchung auszugswise einen anschaulichen Begriff zu geben. Vieles, was der gedankenreiche Verf. auf dem Wege der Forschung andeutend, anregend, organisierend für verwandte Gebiete sagt, kann der Auszug nicht einmahl berühren. Der Leser muß den schönen Bau der Gedanken selbst durchgehen und sich in unmittelbarem Anschauen daran erfreuen.

Wir berühren zum Schlusse und zum Danke noch einige Punkte, worin wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen, worüber wir mit ihm disputieren möchten.

Da, wo der Verf. die Entstehungsmomente der Sünde von dem Princip der menschlichen Willensfreyheit aus entwickelt, ist man natürlich darauf gespannt, wie er, unter der Voraussetzung der ursprünglichen Vollkommenheit, das wirkliche Hervortreten der Sünde, in ihrer Urform als Selbstsucht, erklären werde. Wir setzen mit ihm von vorn heraus die Möglichkeit der Sünde, stimmen ihm von ganzen Herzen auch darin bey, daß die erste Sünde in keiner Art eine nothwendige war, weder in causaler noch teleologischer Hinsicht. Der Verf. sagt, daß nach der Schrift der menschliche Wille sich anfänglich eine Zeitlang in Uebereinstimmung mit dem göttlichen befand; aber diese Uebereinstimmung sey, wiewohl durch Freyheit bedingt, nur eine halb bewußte gewesen. Wir wollen dieß zugeben, wiewohl es uns schwer wird, das Halbbewußte uns klar zu machen, und von dem eigentlich Unbewußten für den Willen zu unterscheiden. Ganz richtig sagt nun der Verf., daß die nothwendige

sittliche Aufgabe war, den Stand der unbewußten Unschuld in den der bewußten Heiligkeit oder bewußten Entschiedenheit zu verwandeln. Auch das ist richtig, daß nach der Schrift dem Menschen von Ursprung an die objective Vorstellung des Bösen, die er an dem objective verbotenden Gesetze hatte, nicht fehlte, daß es keine Sünde war, jene Vorstellung zu haben, daß vor aller factischen Sünde, aller Erfahrung der Sünde eine Vorstellung ihrer Möglichkeit im Menschen war und seyn mußte, wie auf dem logischen Gebiete der Gegensatz der Bejahung und Verneinung ein ursprünglicher ist vor aller Erfahrung. Aber, wenn der Mensch dies Verbot der Sünde wußte, warum war er nicht gehorsam, oder vielmehr warum blieb er es nicht und wurde es nur bewußter? Man sieht wohl, der Verf. muß ein punctum discretionis, einen bestimmten Entscheidungspunct annehmen, also den Fall der Versuchung. Aber darin lag doch immer nur noch erst die abstracte Möglichkeit der Sünde. Was bestimmte nun den Willen und brachte ihn zum Fall? Entschied der Wille rein aus sich selbst ohne Bestimmungsmomente, so war er in Adam eine vernünftlose Willkür, und der erste Act des Bösen eine rein unerklärliche Zufälligkeit. Der Vf. sagt an dem entscheidenden Puncte nur dies: 'Weil aber, als der Wille des Menschen noch rein war, der Wille und von ihm aus das ganze Leben höherer persönlicher Wesen schon einer tiefen Verfehrung und Zerrüttung sich hingegen hatte, so war die Aufhebung der Möglichkeit des Bösen (d. h. die Verwirklichung desselben) für den Menschen noch besonders dadurch bedingt, daß dieses schon vorhandene Böse versuchend an ihn heran trat'. Aber dies ist keine wahre Lösung des Räthsels; ja genauer betrachtet

ein viel bedeutenderes Räthsel. Abgesehen davon, daß, wenn der Verf. sagt, durch das schon vorhandene teuflische Böse sey die Entstehung der menschlichen Sünde noch besonders bedingt, dies auf eine andere, ob allgemeinere oder auch besondere, Bedingung hinweist, und man nun fragt, welche dies gewesen sey, ob die menschliche Freyheit, die noch unentschiedene, oder der sinnliche Reiz, der die teuflische Versuchung für den Menschen erfahrungsmäßig oder natürlich vermittelte, — so entsteht doch auf jeden Fall die schwierigste aller Fragen, nicht nur, wie die Sünde in der höheren Geisterwelt entstanden sey, ob anders, oder der menschlichen analog, sondern auch, wie das übermenschliche, und in sofern übernatürliche Böse an den Menschen habe heran treten können mit der Macht seines Willen, der von Natur an Gott gebunden war, abzuwenden? Hier zeigt sich, wenn wir nicht irren, in der Theorie des Verfs der Mangel, daß er das Moment des sinnlichen Bewußtseyns nicht unter die Factoren der Entstehung der Sünde aufgenommen hat, und deswegen sich genöthigt sieht, in letzter Instanz die menschliche Sünde metaphysisch aus der teuflischen zu erklären. Dies aber heißt die Erklärung in das Gebiet außer und über aller menschlichen Erfahrung hinüber schieben, d. h. aufgeben.

Ein anderer wichtiger Punct, worin wir von dem Verf. abweichen, ist seine Theorie von der Selbstbeschränkung der göttlichen Allmacht in Beziehung auf die sittliche Creatur. Im Resultate zwar stimmen wir ihm völlig bey. Aber, wenn wir ausgehen von der Idee der göttlichen Allmacht, als einer absoluten, können wir kaum auf etwas anderes kommen, als auf die freylich zunächst leere Formel, daß, wie Gottes Allmacht

daß Freye als Freyes in der absoluten Schöpfung gesetzt habe, in der creatio continuata dieselbe absolute Allmacht auch das Freye als Freyes erhalte und regiere. Die Idee der göttlichen Selbstbeschränkung ist immer eine Verdunkelung des Begriffs des absoluten Wesens. Müssen wir nun dennoch sagen, daß die Allmacht Gottes sich verschieden verhalte zur absoluten Schöpfung der Welt und zur Erhaltung, und in dieser anders zur freyen Creatur, anders zu dem unbewußt Nothwendigen, so ist dies nach meiner Ansicht ein wahrer Unterschied, aber nicht im Wesen Gottes, sondern nur in der Offenbarung der Allmacht, in der Inweltlichkeit derselben. In jedem Eigenschaftsbegriffe von Gott sehen wir das Ueberweltliche und Inweltliche zugleich, aber dieses Inweltliche ist nicht das Wesen, sondern die Offenbarung Gottes. Jenes in absoluter Macht offenbart sich in dem relativen Weltleben auf relative Weise. — Außerdem aber ist bey allen Fragen über göttliche Eigenschaftsverhältnisse zu bedenken, daß keine Eigenschaft für sich betrachtet werden darf, sondern immer nur im Zusammenhange mit allen übrigen. So läßt sich von der Idee der Allmacht aus die sittliche Welt nur begreifen, wenn jene zugleich als persönliche Liebe, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit gedacht wird. Hat in diesem nothwendigen Zusammenhange die Allmacht an den ethischen Eigenschaften Gottes ihre genauere Bestimmtheit, so kann man das doch nur in einem sehr menschlichen Sinne eine göttliche Selbstbeschränkung nennen. Die Beschränkung trifft nur unsern Begriff von der Allmacht, sofern wir dieselbe zuerst ohne die sittlichen Bestimmtheiten denken, nachher mit denselben.

Um die menschliche Freyheit mit der göttlichen

Allwissenheit in Einklang zu bringen, unterscheidet der Verf. zwischen dem Wissen Gottes, sofern es mit seinem hervorbringenden Willen identisch oder congruent ist, und sofern es davon verschieden ist. Das Wissen der letzteren Art hat die sittliche Handlung zu ihrem Object. Hat die sittliche Creatur eine, wenn auch relativ selbständige Causalität, so kann sie auch als Object des göttlichen Erkennens ihren Grund nicht im Erkennen haben, sondern das Erkennen Gottes hat den Grund seiner Bestimmtheit in dem Objecte. Um nun aber die Unabhängigkeit Gottes von der Welt auch im göttlichen Wissen nicht zu verletzen, gebraucht der Verf. die Formel: 'nicht darum, weil Gott etwas voraus weiß, wie der Mensch sich in einem bestimmten Falle entscheiden werde, wird dieser sich so entscheiden, sondern darum, weil er sich selbst mit Freyheit so entscheiden wird, sieht Gott es von Ewigkeit so voraus'. Die Formel ist gewiß richtig, sie unterscheidet Präsciens und Prädestination. Allein Anschaulichkeit hat sie eben so wenig, wie die kürzere, daß Gott das Freye als Freyes vorher sehe. Beide aber erhalten ihren eigentlichen Inhalt nur dadurch, daß man die Allwissenheit zusammen denkt mit den ethischen Eigenschaften, welche erst eine Anschauung geben, wie Gottes Wissen und Wollen zugleich sich zur sittlichen Welt verhält.

Endlich eine Kleinigkeit, aber mehr nun literarischen Inhalts. Wir lesen auch bey dem Vf. (S. 434), wie so oft, daß Pascal gesagt, 'menschliche Dinge müsse man kennen, um sie zu lieben, göttliche aber lieben, um sie zu kennen'. Etwas anders citiert dies berühmte Wort Kirner im dritten Bande seiner Geschichte der Philosophie. Pascal könnte es gesagt haben, er sagt

vieleß, besonders dem letzten Sage ähnliche. Aber die erste Hälfte, — ob sie wohl auch so wahr ist? Auch menschliche Dinge recht zu erkennen, bedarf es der Liebe, der Gemeinschaft, des Herzens! Und, wenn ich nicht irre, so war dies ganz Pascals Ansicht. Die literarische Frage aber ist, wo steht in dieser bestimmten Form und Antithese jener Ausspruch? In Pascals *pensées sur la religion*, Paris 1702. 8. finden wir ihn nirgends. L.

N ü r n b e r g.

Bey Fr. Nap. Campe, 1838: *Ψελλός*. Michael Psellus de operatione daemonum cum notis Gaulmini curante Jo. Fr. Boissonade. Acced. inedita opuscula Pselli. XXVII und 348 Seiten in Octav.

Hr Boissonade, dem wir bereits für die Herausgabe so vieler Werke der Byzantinischen Kaiserzeit verpflichtet sind, beschenkt uns aufs Neue mit einer ganzen Reihe kleiner unedirter Schriften des jüngern Psellos, die er der vorliegenden neuen Recension der zuletzt von Hasenmüller 1688 edirten Abhandlung desselben Schriftstellers *περὶ ἐνεργείας δαιμόνων* angehängt hat. Wie viel diese Abhandlung selbst durch die critischen Bemühungen ihres neuen Herausgebers gewonnen hat, kann jede Seite lehren. Unbenutzte Pariser Handschriften bilden die Grundlage des Textes, von dem man behaupten kann, daß er jetzt erst lesbar geworden ist. Die große Vertrautheit des Herrn Boissonade mit den Schriftstellern der spätern Gracität kam überall da zu Hülfe, wo die Urkunden keine bestimmte Entscheidung gewährten. Die hinzu gefügten Noten begründen die Herstellung des Textes durch

passende Nachweisungen aus gleichzeitigen Autoren, meistens um die Syntax und den Sprachgebrauch des Psellos zu erklären. Der Text der Schrift über die Wirksamkeit der Dämonen füllt kaum $\frac{1}{2}$ des vorliegenden Bandes. Der übrige Raum wird von unedierten Sachen eingenommen, welche aus 28 kleinen Abhandlungen bestehen, von denen mehrere freylich nur ein Paar Seiten füllen. Zuerst kommt eine Aufzählung der Meinungen der Hellenen über die Dämonen, die eben nichts Neues darbietet; dann eine kurze Topographie von Attika; — fast nichts weiter als ein Namenverzeichnis; ferner *περὶ χαρακτήρων συγγραμμάτων τιῶν*, — allgemeine Bemerkungen über die Schriften Attischer Redner und Philosophen, ohne Werth. Zunächst folgt eine allegorische Auslegung der Homerischen Beschreibung der Nymphengrotte auf Ithaka, wo Odysseus landete; — nach Art des Porphyrios. Merkwürdig sind ferner die Jamben, worin *νοῦς* und *ψυχὴ* mit Sonne und Mond verglichen wird, indem die *ψυχὴ* ihr Licht von dem *νοῦς* erhalten soll, wie der Mond von der Sonne. Das Gedicht ist überschrieben: *ὅτι τὰ κινήματα τῆς ψυχῆς εἰκόασι ταῖς τῶν οὐρανίων κινήσεσιν*. Dann folgt eine Beschreibung des Schallgebäudes in Nikomedien. Bey dieser Gelegenheit vertheidigt der Herausg. die von Scaliger zu Pausan. 1, 42, 2. vorgeschlagene Conjectur *ἠχειον* statt *ἠλεϊον*, in Bezug auf die sitzende Bildsäule des Memnon. Ferner erhalten wir noch 1) *ἐπιλύσεις διαφόρων ἐρωτημάτων*, aus dem Gebiete der Mathematik, besonders der Geometrie. 2) *ἐρμηνεία τῶν δασέων καὶ ψιλῶν καὶ μέσων στοιχείων*, eine grammatische Abhandlung über die Buchstaben. 3) *ἐγκώμιον εἰς τὴν ψύλλαν* in zwey Reden. Wie die Fliege und andere Thierchen,

so hat auch der Floh hier einen würdigen Vobredner gefunden. An solchen Redeübungen (*μελεταῖς*) war das spätere Alterthum sehr reich. Selbst die Laus und die Banze sind dem Psellos nicht entgangen; denn er streicht beide in einer doppelten panegyrischen Rede von beynahе zehn Seiten heraus. An diese schließt sich 4) eine Anrede *πρὸς τοὺς μαθητὰς περὶ τῶν ὀνομάτων τῶν δικῶν*. 5) *περὶ καινῶν δογμάτων καὶ ὄρων τῶν νομικῶν ῥωμαῖστι λεγομένων λέξεων* — eine alphabetische Liste der vorzüglichsten Römischen Gesetze und deren Erklärung, für angehende Rechtsgelehrte. 6) *περὶ τοῦ κλέμματος οὗ πέπονθεν*, — ein mit mythischen Anspielungen verzierter Bericht an den Kaiser über einen erlittenen Diebstahl, wahrscheinlich um Ersatz zu erlangen, oder um Bewunderung für seine Redekunst zu erregen. 7) *περὶ πολεμικῆς τάξεως*, Regeln über die Aufstellung eines Heeres nach den Ansichten eines Philosophen, und offenbar nur als Redeübung zu betrachten. 8) *χαρακτῆρες Γρηγορίου τοῦ Θεολόγου, τοῦ μεγάλου Βασιλείου, τοῦ Χρυσοστόμου, καὶ Γρηγορίου τοῦ Νύσσης*. 9) Ermahnungen an zwey seiner Schüler, die mit der Feder gegen einander vom Leder zogen. 10) Strafpredigt, als einst seine Schüler bey nassem Wetter in dem Hörsaale nicht erschienen. Aehnliche Veranlassungen geben auch die drey folgenden Reden vor, welche gegen zu spät kommende oder unaufmerksame Zuhörer gerichtet sind. Dann folgt ein Ausfall gegen den Poimandres des Hermes Trismegistos; ferner eine Antwort auf die Frage eines hochgestellten Geistlichen über die Definition des Todes, — mehr eine sophistische, als eine theologische oder philosophische Begriffsbestimmung. Daran schließt

sich wiederum eine an Andronikos gerichtete mathematische Abhandlung über den Zweck des Studiums der Geometrie. Lustig zu lesen ist die vorletzte Schrift an einen Langobarden Johann, welcher den Psellos, seinen Lehrer, gebeten hatte, er möge den Cursus seiner wissenschaftlichen Vorträge in kürzerer Zeit beendigen. Den Schluß bilden neun Briefe an den Kaiser Ducas meistens über gleichgültige Gegenstände oder unwichtige Vorfälle, und voll von unterthänigsten Schmeicheleyen.

G. H. Bode.

P a r i s.

Bey J. B. Baillièrè, 1838: Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe des Poissons, par Gilbert Breschet. 126 Seiten und 17 Kupfertafeln in Quart.

Bey den Fischen herrscht hinsichtlich der das Gehörorgan bildenden Theile eine größere Verschiedenheit als bey sonst einer Wirbelthierklasse. Hauptsächlich unterzog der Verf. seinen Untersuchungen das Gehörorgan der Lamprete, des Störz und der Aalse (*Clupea alosa*), dann aber auch die Makrele, den *Squalus galeus*, *S. canicula*, die *Muraena conger*, *M. anguilla*, den *Lophius piscatorius*, *Salmo salar*, *Pleuronectes maximus*, die *Perca labrax*, *Trigla gurnardus*, *Pterois volitans*, mehrere Rochen, die *Chimaera callorhynchus*, den *Esox lucius* und verschiedene Karpfenarten. Nach diesen Untersuchungen werden fünf Bildungstypen des Gehörwerkzeugs der Fische aufgestellt, von denen die zwey ersten bey Knorpelfischen, der dritte bey

Knorpel- und Knochenfischen, die zwey letzten aber ausschließlich bey Knochenfischen vorkommen. — Der erste Typus ist den Cyclostomen eigen: Eine einfache Tasche ohne innere Abtheilungen und ohne halbcirkelförmige Kanäle, aber enthaltend eine Flüssigkeit und steinige Concretion. Der zweyte Typus kommt bey den Rochen, Hayen, Chimären zc. vor: hier sieht man eine Tasche mit sandigen Massen und mit Oeffnungen, von denen einige mittelst einfacher häutiger Scheidewand verschlossen sind, andere hingegen fast beständig offen stehen und nach Außen münden. Der dritte Typus herrscht bey Mormyrus, Lepidoleprus etc.: Einfache Oeffnungen oder Vestibularfenster, — geschlossen durch häutige Ausbreitungen oder von Rudimenten einer Knochenkette, — zwey Taschen mit Steinchen und häutige halbcircelförmige Kanäle. Der Hauptcharacter ist hier die Gegenwart von Oeffnungen, welche von Membranen verschlossen sind und vom Labyrinth unmittelbar nach Außen führen. Der vierte Typus ist der einfachste und gewöhnlichste: Man sieht zwey Vorhofstaschen und drey halbcircelförmige Kanäle, aber keine nach Außen gehende, entweder verschlossene oder freye, Oeffnungen. — Der fünfte Typus findet sich bey den Häringen, Karpfen, Brassen, Schmerlen, Welsen zc.: Das häutige Labyrinth steht mehr oder minder direct mit der Schwimmblase im Zusammenhange. — Uebrigens gleicht das Gehörorgan der Lamprete bey weitem mehr dem einiger Mollusken oder Krebse als dem der übrigen Fische. Ihm fehlen zwar die halbcircelförmigen Kanäle gänzlich, allein eine mehl- oder Kreideartige crySTALLINISCHE halbkreisförmig gelagerte und nur mittelst einer starken Loupe wahrnehmbare Materie, deutet den

rudimentären Zustand solcher Kanäle an. Beym Stör findet sich eine Spur von Trommelhöhle; diese wird durch ein Knöchelchen = (Steigbügel-) Rudiment characterisirt, welches durch ein Band in seiner Lage, außerhalb der Höhlen des Labyrinth, erhalten wird und äußerlich um das Gehörsäckchen sich anlegt, dem es wahrscheinlich Vibrationen von Außen her zu leitet. Die Affen und mehrere andere Säugethiere sind mit einem sehr zusammen gesetzten Gehörorgane versehen, in welchem man die Spur einer Schnecke, — vielleicht auch einer Trommelhöhle, — erkennen kann, und welches mit der Schwimmblase Zusammenhang hat. — Auf den 17 Kupfertafeln, von denen viele eine große Anzahl von Abbildungen enthalten, sind die Gehörwerkzeuge der namhaft gemachten Fische sehr deutlich versinnlicht. Indem wir dieses interessante Werk zur Kunde unserer Leser bringen, wollen wir doch nicht unbemerkt lassen, daß es der Gegenstand von Vorlesungen ist, welche der Verfasser in den Sitzungen der Academie der Wissenschaften gehalten hat, und daß es eigentlich nur ein Separatabdruck aus den 'Mémoires de l'Académie des Sciences, tome V. des savants étrangers' ist, — jedoch von größter Wichtigkeit für diejenigen, in deren Besitz jene Memoiren vielleicht nicht zu gelangen pflegen.

Berthold.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 18. Februar 1839.

Bonn. Berlin. Calcutta.

Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien, durch Entzifferung der Altkabulischen Legenden auf ihren Münzen, von Christian Lassen. Bonn, H. B. König. 1838. X u. 284 Seiten in 8.

Die Stupa's (Topes) oder die architectonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstrasse und die Colosse von Bamiyan. Eine Abhandlung zur Alterthumskunde des Orients von Carl Ritter. Mit einer Karte und 8 lithographierten Tafeln. Berlin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1838. VIII u. 272 Seiten.

Journal of the Asiatic Society of Bengal. № 61—75. January 1837. . . . March 1838. Calcutta, printed at the Baptist Mission Press.

Daß wir bereits zum dritten Male (nach den früheren Anzeigen 1835. St. 177. 1838. St. 21.)

den neu entstandenen Fragen und Untersuchungen über die geschichtlichen Erscheinungen, die aus der Berührung der Griechen und Indier im Indus-Lande hervor gegangen sind, eine ausführliche Anzeige widmen, wird wohl Niemanden befremden, der dem Plane und der Richtung dieses literarischen Blattes einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wenn unsere Anzeigen auch durch äußere und innere Gründe genöthigt sind, gar manches Zeitinteresse auf dem Felde der Literatur mit Stillschweigen zu übergehen, und die Heraus Schälung des wissenschaftlichen Kerns aus der oft übermäßig dicken und gedunsenen Hülle modischer Tendenzen der Zukunft anheim zu stellen: haben wir es doch immer für Pflicht gehalten, von den Regionen, in denen unsere gelehrten Kenntnisse wirklich im Wachsen sind und sich über neue Regionen verbreiten, genauern Bericht abzustatten, und der Sache selbst, so viel in unseren Kräften stand, förderlich zu werden. Und was in dieser Hinsicht versäumt worden seyn mag, ist wenigstens gewiß nicht aus Absicht unterlassen worden. — Daß alle Nachrichten und Denkmähler, durch welche die Nordwestgrenze des alten Indiens, die Schwelle von Iran, Indien und Hochasien, in ein helleres Licht tritt, eine welthistorische Bedeutung ansprechen dürfen, bedarf keines Beweises. Es gibt keinen Fleck auf dem Erdboden, wo zu Zeiten sich so verschiedene Nationalitäten und Culturen zusammen treffend begrüßten. 'Dort', sagt Hr Prof. Lassen mit vollem Rechte, 'begegneten sich die Anbeter Zarathustra's und Brahma's, die Prediger des buddhistischen Quietismus und die Künstler, welche die schön gestalteten Hellenischen Götter den unschönen Orientalischen Symbolen gegenüber stellten, der vorsichtige Banjane traf hier mit dem

Chinesischen Kaufmanne zusammen, und in den Heeren der Könige zogen Elephanten führende Sinder und bogenkämpfende Saker neben der geschlossenen Makedonischen Phalanx und den geordneten Baktrischen Reitergeschwadern'.

Aber noch mehr, durch dies Zusammentreffen verschiedener Nationen, in der Periode einer bereits sehr entwickelten Civilisation und literarischen Bildung, treffen auch die Geschichtschreibungen und Ueberlieferungen verschiedener Nationen und Religionsparteyen, wie verschiedene Messungslinien in einem Kreuzungspuncte, zusammen, und es entsteht daraus eine Controlle, wie vielleicht in keinem Theile der alten Völkergeschichte. Griechische Historiographie — allerdings übermäßig kurz und flüchtig in diesen Gegenden, aber doch, wie immer, mit klarem Geiste die Hauptpunkte erfassend — buddhistische Regentenchronik, in pomphafter, salbungsvoller Phraseologie doch die Facta erkennen lassend, die brahmanische Sage, noch in einer Zeit phantastisch und unchronologisch, wo sonst Prosa die ganze Welt beherrschte, Chinesische Pilgerberichte, die noch schätzbarer wären, wenn die Sprachorgane der Chinesen nicht gar so eigensinnig und gegen die Lautverbindungen anderer Völker widerspenstig wären, treffen mit den Monumenten, die der Boden selbst treulich getragen oder verborgen, den Münzen, Stupa's und Lat's, auf eine Weise zusammen, die über die Haupterscheinungen in diesem Theile der Geschichte keinem gegründeten Zweifel Raum läßt. Manche historische Skepsis findet hier ihre Grenze, und im Allgemeinen, dürfen wir behaupten, gewinnt die alte Völkergeschichte durch diese neu gewonnene Controlle nur an Vertrauen.

Freylich gehören auch, je manigfacher die Sä-

den hier zusammen laufen, um so verschiedenartigere Kenntnisse zu ihrer Entwirrung, die kaum ein lebender Gelehrter in sich vereinigen wird. Der Unterz. bescheidet sich, nur über wenige Punkte ein selbständiges Urtheil zu haben; bey allen übrigen wünscht er nur das Lob eines unbefangenen Berichterstatters zu verdienen.

Er denkt seine Anzeige für den Leser dadurch am meisten unterrichtend zu machen, wenn er, nach einer kurzen Notiz über den Inhalt und den Character der oben genannten Schriften, die neu hervor tretenden Facta unter gewisse Hauptgesichtspuncte summiert, und der obschwebenden Fragen immer erst an der Stelle gedenkt, deren Fixierung davon abhängt.

Das Werk des Hn Prof. Lassen geht von der Entzifferung der orientalischen Schriftart aus, welche der Verf. die Kabulische nennt. Es ist diesmahl nicht das alte Dewanagari, die älteste Form der Brahmanenschrift, auf welche die Untersuchung gerichtet ist; diese Schrift, welche von dem scharfsinnigen und gelehrten Verf. auf den Münzen des Agathokles und Pantaleon zuerst entziffert worden war, kommt in dieser Schrift nur beyläufig vor; sondern der Gegenstand ist die für die classische Münzkunde ungleich wichtigere Schrift, welche sich auf den Reversen vieler Griechischen Könige in Indien, von Eukratides an, so wie der auf sie folgenden Barbaren, Bonones, Azes, Kadphises, findet. Man hatte bald erkannt, daß diese Schrift dieselben Namen und im Ganzen auch Beynamen der Könige enthalte, wie die Griechischen Aufschriften; darauf hatten zwey Gelehrte, unabhängig von einander, ihre Entzifferungsversuche gebaut, Hr S. Prinssep in Calcutta, dieser unermüdlche, rastlos, vordringende Forscher in den Alterthümern In-

biens, dessen Arbeiten (ähnlich wie die Champolions) recht deutlich zeigen, welche Resultate der combinatorische Scharfsinn und unermüdete Forschungsgeist, auch ohne große Vorstudien, auf diesen Feldern hervor bringen kann, und unser Landsmann und ehemahliger Mitbürger, Hr Dr Grotefend der jüngere in Hannover, dessen Arbeit 'über die unbekannte Schrift der baktrischen Münzen', außer andern ähnlichen, bewiesen hat 'daß er dem von seinem würdigen Vater erworbenen Ruhme auf dem Felde der Entzifferungskunst würdig nachzustreben beflissen und fähig sey' — um auch hierüber das Zeugniß Hr Prof. Lassen's selbst anzuführen. Der Verf. eignet sich kein anderes Verdienst zu, als das einer Revision und Berichtigung dieser Entzifferungen, die er in den meisten Puncten für gelungen erklärt; und gewiß kommt ihm dieses Verdienst in hohem Maße zu; besonders darum, weil er mit der Untersuchung nach der Geltung der Buchstaben die Forschung nach den Gesetzen der Sprache, welcher die Namensformen und Benennungen angehören, immer Hand in Hand gehen läßt. So bestimmt er, ohne Willkür, sondern durch besonnenes, vorsichtiges Versuchen und Vergleichen, immer Sprache und Schrift zugleich: beides unbekannte Größen — in sofern es dabey nicht bloß auf die Sprachclasse im Allgemeinen, sondern auf Nachweisung des speciellen Dialects ankommt, dem jene Elemente angehören — die aber doch nach den gegebenen Voraussetzungen und sorgfältiger Probabilitäts-Erwägung beide zugleich gefunden werden können. Der Gang dieser Untersuchung ist natürlich nicht systematisch, sondern rein heuristisch. Sie beginnt mit den am leichtesten zu entziffernden Namen, aus denen sich schon vierzehn Buchstaben der Kabul-Schrift

ergeben, und versichert sich schon aus diesen gewisser Einsichten in das Vocalsystem der Sprache; wendet sich dann zu den Ehrenbenennungen der Könige, aus denen der Indische, aber doch eigenthümliche Character der Sprache sicher entnommen werden kann; geht dann mit vermehrten Mitteln zu den schwierigeren Griechischen Königsnamen zurück und zu denen der barbarischen Herrscher über; entziffert eine rohere Abart der Münzschrift auf einigen Münzen des Hermäos, so viel es die Sache gestattet; und berücksichtigt, wiewohl nur kurz, auch die Inschriften in demselben Alphabete, die sich in den Stupa's gefunden haben, so wie die Classen von Münzen, die zwar nicht dieselbe Schrift enthalten, aber doch historisch mit jenen zusammen hängen (die Agathofles- und Pantaleon-Münzen, die von den Kanerki geschlagenen, die Indisch-Sassanidischen und alt-Indischen).

Auf diesen ersten Theil, der die Entzifferungen enthält, folgt ein zweyter, die historischen Anwendungen. Der Verf. geht hier von einer genauen Geographie und Topographie des Kabullandes aus, weil er in der vieltheiligen Beschaffenheit dieser Gebirgslandschaft den Schlüssel sucht für die Existenz so vieler gleichzeitigen Griechischen und Nichtgriechischen Reiche in dieser Gegend, und benutzet für die Unterscheidung der verschiedenen kleinen Staaten, die sich hier bildeten, besonders die von A. Remusat heraus gegebenen Berichte der buddhistischen Pilgrime aus China aus den Jahren 400, nach 500, und 632 n. Chr. Er betrachtet dann das früher paläographisch erörterte System der Kabulischen Schrift in seinen historischen Beziehungen, und weist die Sprache als einen Indischen Dialect nach, der den Uebergang zu der Iranischen

Sprachclasse bildete. Dann werden die durch numismatische Denkmähler bekannt gewordenen Fürsten classificiert, und hernach mit Hülfe der schriftlichen Nachrichten von Griechen, Chinesen und Indern zuerst die Griechisch-Baktrischen Könige, dann die Skythen in Baktrien, hierauf die Griechisch-Indischen Reiche, zuletzt die Saker, Tocharer und Parther in Kabul und Indien, in ihrem geschichtlichen Verhältnisse in Betracht gezogen. Den Schluß macht eine Zusammenstellung der Resultate in einer Tabelle 'wobey, nach den Worten des Verfs, der Leser kaum braucht erinnert zu werden, daß, wenn in der Tafel die Thatsachen mit dem Scheine gleicher Ansprüche auf Gültigkeit neben einander stehen, sie im Buche selbst und in der Wirklichkeit alle die verschiedenen Stellen einnehmen, welche auf einer langen Stufenleiter zwischen Gewisheit und persönlich einseitiger Vermuthung inne liegen'.

Der berühmte Geograph und Ethnograph, C. Ritter, der bereits in seiner Erdkunde, Westasien Bd I. S. 98 — 122, den neu entdeckten Monumenten von Kabul und dem Pantschab eine sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet hatte, beginnt mit einem kurzen Abriß der geschichtlichen Verhältnisse des Ländergebiets am Südrande des Hindu-Kusch oder Indischen Kaukasus zwischen Bamiyan und dem obern Indus, wobey der Vf. besonders anschaulich macht, welche furchtbare Zerstörungen längs dieser großen Völkerstraße gewüthet haben. Hierauf nimmt der Verf. seinen Standpunct in Bamiyan, welches in einem prachtvoll schönen Thale des Hindu-Kusch und an einem Nebenflusse des Drus gelegen (also nicht mehr wie Kabul einem Indischen, sondern Hochasiatischen Flußgebiete angehörnd), die Pforte zwischen Baktrien und dem Induslande bildet,

und beschreibt aufs sorgfältigste, nach den neueren Nachrichten von Burnes und Masson, die seit lange im Orient berühmten zahllosen Grotten und colossalen Idole Bamiyans, welche die Landeseinwohner, so wie frühere mohamedanische Schriftsteller, But nennen, und welche der Verf. als Denkmale der Einführung der Buddha-Lehre in diesen Gebirgen ansieht. Aus jenen Höhlen, in welchen die Makedonier das Gefängniß des gefesselten Prometheus gefunden zu haben glaubten, ging nach des Verfs sinnreichen Folgerungen auch Mani, das Haupt der Manichäer, als Buddha-Prophet hervor (wiewohl auf jeden Fall in seiner Lehre das buddhistische Element mehr eine äußere Ausschmückung, der mit den Sassaniden wieder auflebende Dualismus das innere Wesen seiner Lehre bildete).

Der zweyte Theil des Buchs behandelt die colossalen Mauerthürme oder Stupa's mit den darin enthaltenen Münzschatzen, und zwar so, daß erst die verschiedenen Gruppen derselben in Kabulistan, die in Peshawer, bey Dschelalabad, in der Umgegend von Kabul und bey Beghram, nach den Nachrichten von Gerard, Masson, Honigberger und anderen Reisenden und Entdeckern, beschrieben, dabey aber immer auf ihre Verwandtschaft mit buddhistischen Bauwerken, namentlich den Dagop's von Ceylon (von denen W. von Humboldt in dem Werke über die Kawi-Sprache S. 144 ff. eine sehr lichtvolle Beschreibung gibt) und auf ihre Identität mit den von den Chinesischen Pilgrimen beschriebenen Buddha-Thürmen (Sutu-po), hingewiesen wird.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. S t ü c k.

D e n 21. F e b r u a r 1 8 3 9.

Bonn. Berlin. Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige: Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul u. Indien etc.

Diejenigen Thürme, welche geöffnet worden sind, haben in Anlage und darin gefundenen Geräthen und Münzen sehr viel mit dem Töpe von Manikyala im Panschab gemein, dessen Beschreibung der Verf. einem Anhange vorbehalten hat; wir können uns der Kürze wegen auf diese Anzeigen von 1835. № 177. beziehen. Dann unternimmt der Verf. die Verbreitung, Namen, Bestimmung, Construction und Inhalt dieser Töpe's im Allgemeinen nachzuweisen und zu erklären. Auch hier werden die buddhistischen Pilgersberichte zum Grunde gelegt, und daraus bewiesen, daß die nordischen Eroberer, die Quetti (Quetschi) oder Indo-Skythen, eben so dem Buddhadienste zugethan gewesen seyen, wie die früheren einheimischen Beherrscher dieser Landschaften, und ebenfalls vieler Orten Thürme zur Aufbewahrung der Reliquien des Buddha gebaut

haben. Da aber die Chinesischen Su-tu-po's keine vollen, massiven, rundum geschlossenen Baue sind, wie die Stupa's, sondern hohle, überall durchsichtige Stagen-Türme: so sucht der Verf. den Widerspruch dadurch zu lösen, daß dieser etagenreiche Pagodenbau erst allmählich aus dem innern Kerne der Töpe's hervor getreten, aber eigentlich schon in den verschiedenen Absätzen, in denen die Steinkammern, Metallbüchsen und Münzen im Töpe von Manikjala bey der Oeffnung desselben durch den General Ventura gefunden worden, enthalten sey. Indem der Verf. die Maßverhältnisse in diesen Absätzen sorgfältig vergleicht und ihre Regelmäßigkeit nachweist, glaubt er, nach seinen Worten S. 174, 'den vollständigsten Beweis von dem geführt zu haben, was die Aufgabe der Untersuchung war: Identität der Töpe's am Indus mit den Stupa's der Sanskrit-Zeit am Ganges und den Pagops in Ceylon der ältesten Buddhazeit, bis in das dritte und fünfte Jahrhundert v. Chr.; ferner mit den Tha's und Sou-tu-po's der Chinesenberichte aus dem vierten Jahrhunderte, so wie, daß aus denselben Elementen das Wesentliche des modernen, vieltagigen Pagodenbaues durch das ganze Buddhistische Ostasien hervor trat, wenn schon die hierdurch erklärten Monumente eben so viele Tausende von Jahren in ihrer Erbauungszeit aus einander liegen, wie Tausende von Meilen in ihren Raumdistanzen'. Der letzte Abschnitt der Untersuchung betrifft die in den Töpe's gefundenen Einzelheiten, zuerst die natürlichen Gegenstände (Edelsteine, Perlen, Crystall und andere Pretiosen), dann die Kunstarbeiten: buddhistische Klostermünzen (wie der Verf. sie bezeichnet), Priesterringe, Tschakra's (eine Art Rosenkränze), Karandua's (Reliquien-Behälter), Ur-

nen, Lampen, geometrische Körper und dgl. In allen diesen Gegenständen sucht der gelehrte und sinnvolle Verf. Beziehungen auf buddhistischen Cultus, insbesondere in den Pretiosen auf die 'sieben kostbaren Dinge' der Chinesischen Buddha-Berehrer, nachzuweisen. Die braune, zähe Substanz in den Cylindern, welche man in gemauerten Behältern im Innern der Töpe's gefunden, erklärt der Verfasser aus dem Todten-cultus der Bewohner von Nepal und Tibet, wornach die Asche mit Thon gemischt zu einer Art von Teig gebacken wird — eine Erklärung, der die angestellten chemischen Analysen wenigstens nicht widersprechen (Prinsep Journ. of the As. Soc. № 35. p. 567).

Die Münzen, welche in den Töpe's an verschiedenen Stellen vorkommen, sieht Herr Prof. Ritter nicht als sichere Zeugnisse für die Zeit der Entstehung des Baus an, 'was hindert es', sagt er von den Römernmünzen, aus der letzten Zeit der Republik, die in dem von Court ausgegrabenen Töpe in einer Goldbüchse gefunden worden sind, 'die Einlage dieser Münzen mit der Reliquienbüchse sich als frommes Opfer späterer Zeit in eine der obern Thurmetagen zu denken: denn die Hauptreliquie, die den Grund der Erbauung abgab, ist doch wohl nur in der hermetisch verschlossenen Steinkammer, in dem tiefsten Grundsteine des Bauwerks, zu suchen'. Wir werden weiterhin zusehen, ob für diese Hypothese eine hinlängliche Nöthigung und Begründung statt findet. Eben so sorgfältig muß die Annahme geprüft werden, daß sich in dem von Ventura geöffneten Töpe von Manikyala unter 44 Kupfermünzen vier buddhistische Münzen gefunden hätten, da man an ihr, wenn auch nicht den Grundstein, doch wenigstens den Schluß- und zugleich

den Prüfstein für das ganze Gebäude des gelehrten und sinnreichen Verfassers hat.

Was aber drittens das Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen anlangt: so finden wir den rastlosen Forschungsseifer der Mitarbeiter desselben, besonders des ruhmwürdigen Secretärs, J. Prinsep, seit den in unsern Blättern schon erwähnten Untersuchungen über die Münzen der Syrastrene (the Saurashtra group of coins) nicht mehr mit numismatischen, sondern mit epigraphischen Denkmählern beschäftigt — auf eine Weise, die wenigstens eben so fruchtbar für die geschichtliche Wissenschaft zu werden verspricht, wie jene numismatische Erndte.

Indem wir nur kurz an frühere interessante Mittheilungen, wie über die Latz von Sarun, Tirhut und Allahabad in dem Jahrgange von 1836. S. 124 und über den Buddha = Topo Sanchi bey Bhilsa 1834. S. 488. 1835. S. 712 erinnern, bezeichnen wir die Abhandlungen, die sich in den Heften der letzten beiden Jahrgänge befinden, nach ihrem Gegenstande genauer. № 61. (Januar 1837) S. 1 Mill, Herstellung und Uebersetzung der Inschrift des Whitari = Lat im Ghasipur = District, № 66. (Junius 1837) S. 451 Prinsep, über die Inschriften und Bildwerke des buddhistischen Monuments von Sanchi bey Bhilsa, nach Mittheilungen der Capitäne Smith und Murray (in welcher Abhandlung die Entdeckung des alten Nagari = Alphabets bereits ziemlich vollendet erscheint). № 67. (Juli 1837) S. 566 Ders., Erklärung der ältesten Inschrift an der Säule, genannt der Lat des Firoz Shah bey Delhi, und der übereinstimmenden Inschriften der Allahabad, Radhia und Matiah = Säulen. № 68. (August 1837) S. 671 Ders., über die Inschriften der Gaya = Höhlen.

N^o 69. (September) S. 790. Weitere Erläuterungen der Lat- oder Silasthambha-Inskriften aus verschiedenen Quellen. N^o 71. (November 1837) S. 963. Neue Prüfung der verschiedenen Inskriften an der Allahabad-Säule, nach den vom Capitän Smith von neuem genommenen Facsimiles. N^o 72. (December 1837) S. 1038. Colonel Sykes, Probestücke buddhistischer Inskriften, mit Symbolen, aus den westlichen Theilen Indiens. S. 1049. G. Turnour, Bemerkungen über die Inskriften auf den Säulen von Delhi, Allahabad, Betiah &c. S. 1072. J. Prinsep, Bemerkung über die Inskriften im Lat-Alphabet zu Udajagiri und Khandgiri in Cuttack (die sich auf die Ausgrabungen der Grotten selbst beziehen). N^o 74. (Februar 1838) S. 156. Prinsep, Entdeckung des Namens Antiochus des Großen in zwey Edicten des Königs Ashoka. N^o 75. (März 1838) S. 219. Ders., über die Edicte des Pijadasi oder Ashoka auf dem Girnarfelsen der Guzerat-Halbinsel, und den Dhaulī-Felsen in Cuttack, mit der Entdeckung des Namens Ptolemäos in diesen Inskriften.

Wir wollen, was wir von Ergebnissen aus diesen Untersuchungen hervor zu heben gedenken, unter einigen allgemeinen Rubriken zusammenstellen, und dabey — um des leichtern Ueberblicks willen — von den äußeren politischen Verhältnissen ausgehen.

Politische Geschichte. Die festen Ausgangspuncte, die uns die Griechische Geschichte bietet, sind: Seleukos Nikators großer Krieg mit Sandrocottus, dem Gründer einer neuen Dynastie zu Palibothra am Ganges, bey welchem der

Makedonische Fürst bis in den Mittelpunkt des Indischen Reichs drang, aber zweifelhaften Eroberungen einen dauernden Frieden und eine enge freundschaftliche Verbindung mit dem Indischen Herrscher vorzog, um 305.— Antiochos I., Soter zubenamt, in freundschaftlicher Verbindung mit Amittrochates, dem Sohne und Nachfolger des Sandrocottus zu Palibothra.— Antiochos, des III. oder des Großen, Verträge mit Euthydemos von Baktrien und mit dem Indischen König Sophagasenus, wodurch er jenem gegen die Anerkennung seiner Vasallen = Pflichten den Königstitel zugestand, und mit diesem die schon bestehende Freundschaft erneuerte (206 oder 205 v. Chr.). Der Kaukasus oder Hindo = Kusch war die Grenze zwischen dem Seleucidisch = Baktrischen und dem Indischen Reiche, bis Euthydemos Sohn, Demetrios und bald auch andere Makedonier und Griechen sie überschritten und in Indien Reiche gründeten.

Diesen vollkommen beglaubigten Angaben kommt nun von Indischer Seite ein Zeugniß des Königs Ashoka entgegen aus den Edicten, die sich in der alten Nagari = Schrift auf den Felsen von Girnar (in Guzerat) und entsprechend, nur in anderm Dialect, auf dem Felsen von Dhauli in Guttack, also an der andern Seite der Indischen Halbinsel, finden. So gewährt die eben erst gemachte Entdeckung der alten Nagari = Schrift hier schon die wichtigsten historischen Aufklärungen.

Die wichtige Stelle lautet nach Hn Prinsep's Interpretation so: Ueberall in der Herrschaft des Radscha Pijadasi, so wie in den von den Gläubigen bewohnten Ländern, wie Ghoda, Pida, Satijaputra und Ketalaputra, bis Lambapanni (Laprobane), und in den Staaten Antiochos des Griechen, worüber Antiochos Feldherren herrschen,

überall gilt des gottgeliebten Radscha Pijadasi doppeltes System der ärztlichen Pflege, für Mensch und Thier, zugleich mit den Arzneymitteln von allen Arten, welche für Mensch und Thier geeignet sind'. Die Worte: und in den Staaten . . . herrschen, lauten nach Prinsep's Lesung, die keinen Zweifel zu gestatten scheint, und der englischen Schreibung der Indischen Laute: 'Antiyako yona rajaye vâpi, tasa Antiyakasa sâmino rájano'. Der Name *Αντιοχος* konnte Indisch bey dem Mangel des o und der Regel, wonach ein Zusammenstoßen von Vocalen durch Verwandlung in Halbvocale vermieden wird, kaum anders als Antiyakas lauten, und yona ist das zusammen gezogene yavana, die Benennung der Griechen bey den Indern, wie bey den Hebräern.

Ueber diesen Pijadasi aber geben die buddhistischen Annalen in der Pali-Sprache sehr reichliche Auskunft, aus denen Turnour umständlich nachweist, daß er als König den Ehrentitel *Asoka Dhanma Radsch*, oder *Dhanmashoka* annahm. Dieser *Asoka* war aber der Enkel des berühmten *Tschandagutto*, und Sohn des *Bindusaro*; er herrschte von *Patlipura* (*Pataliputra*) aus, dem auch von den Griechen gefeyerten *Palimbothra*, an der Confluenz des Ganges und *Gran-noboas*. Die buddhistischen Annalen setzen seine Inauguration, die seiner Bekehrung zum Buddhismus um drey Jahre voraus ging, auf das J. 218 nach Buddha, welches dem J. 325 vor Chr. entsprechen soll, während andere Traditionen (welchen Herr Prof. Ritter S. 91. 136. 239 folgt) seine Regierung bis auf 833 vor Chr. zurück schieben. Daß aber auch jene, um vieles glaubwürdigere, Angabe doch um mehr als ein halbes Jahrhundert irre, haben diejenigen schon bemerkt, die in dem *Tschandagutto* (sanskritisch

Tschandragupta) den mächtigen Beherrscher von Palibothra, mit dem Seleukos Nikator Krieg führte, den Gründer seiner Dynastie, Sandrocottus, erkannt haben. Auch könnte Ashoka keinem Antiochos gleichzeitig seyn, wie er es doch nach der Inschrift von Girnar auf jeden Fall war, wenn er von 325 bis 290 regiert hätte, da der erste Antiochos im Seleucidenreiche erst 281 zur Regierung kam. Doch bleibt es wegen der Ungenauigkeit jener Annalen immer noch eine schwierige Frage, welchem Antiochos Ashoka's Herrschaft gleichzeitig war. Bis auf Antiochos III. herab zu gehen, duldet die Zeit schwerlich; Ashoka, ein Enkel des Tschandragupta, und Antiochos III., ein Ururenkel des Seleukos, konnten kaum Zeitgenossen seyn. Auch läßt sich schwerlich Pijadasi oder Dhanm-Ashoka dem Namen nach mit Sophagasenius identificieren. Dann muß Antiochos II., oder Theos, gemeint seyn, unter dem der Parthische Aufstand erfolgte; und es wird auch aus anderen Gründen rathsam seyn, das Monument der Zeit des noch blühenden Seleuciden-Reiches um 250 anzueignen, ehe noch der Aufstand der Parther (256 v. Chr.) so um sich gegriffen hatte, daß er die Verbindung mit Baktrien und Ariana zerriß. — Ganz ähnlich behandelt Herr Prof. Lassen, ohne noch Kenntniß von dem Erscheinen des Antiochos in Pijadasi's Edicten zu haben, die Frage nach dem Zeitalter dieses Königs, theils in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 1. S. 108 ff., theils in dem vorliegenden Buche S. 259 f. Dort leitet er aus der Identität des Tschandragupta und Sandrocottus die Nothwendigkeit einer Correction von 70 Jahren in den buddhistischen Annalen ab; sie paßt vollkommen zu der Annahme, daß das Monument des Ashoka in die Mitte des dritten Jahr-

hundertts falle. Hier findet er es glaublich, daß der Sohn und Nachfolger des Ashoka, Sujasha, der Sophagasenus der Griechischen Geschichtschreiber sey; und auch dagegen läßt sich nach der obigen Angabe nichts einwenden. — Das Seleuciden-Reich muß in Ashokas Zeit auch viele buddhistische Indier umfaßt haben; für diese sollten die medicinischen Reglements des Königs von Palibothra mit gelten. Die Dynastie von Palibothra erscheint dadurch in einem geregelten Bundesverhältnisse zum Seleuciden-Reiche, daß offenbar auf dem Bündniß des Seleukos und Ischandra Gupta beruhte; auch Antiochos III. Vertrag mit Sophagasenus war nur eine Erneuerung davon.

Herr Prinsep hatte zuerst einen anderen Weg eingeschlagen, und den Antiochos des Ashoka-Edicts mit Antiochos III. identificiert; doch hat ihn hernach eine andere Stelle der Edicte von Girnar und Guttack ebenfalls auf den oben angegebenen Weg geführt. Die Stelle gehört zu der dreizehnten Tafel, worin — wie überall — Ashokas gottselige Regierung gepriesen wird; leider enthält sie Lücken, so daß selbst die Construction der Worte nicht deutlich vorliegt: ‘und die Griechischen Könige außerdem, von denen die Ischapta Könige, Turamajo und Gongakena und Maga (Yona raya paran cha, tena chaptaro rayano, Turamayo cha, Gongakena cha, Maga cha)’ Herr Prinsep erklärt die Ischapta für die Aegypter, den Turamajo für Ptolemäos II. und Maga für dessen Bruder Magas, den König von Kyrene. Da Ptolemäos Indisch kaum anders als Tulamajas heißen konnte, und R und L in den Indischen Mundarten so viel verwechselt werden, so ist die Verbindung der beiden Namen Ptolemäos und Magas in ih-

rer Beziehung auf die Makedonischen Herrscher in Afrika allerdings sehr merkwürdig, und wird nur dadurch noch einigermaßen zweifelhaft, daß der Name Gongakena (wenn richtig gelesen ist) dazwischen steht, dessen Erklärung durch Antigonos weder der Sache noch dem Sprachlichen frommen will. — — Der weite Umfang der Macht Ashokas wird schon durch den Fundort seiner Monumente dargethan. Von ihm sind die Säule von Delhi und Allahabad, die Felsen-Inschriften von Girnar und Guttack errichtet; man sieht, daß das Reich von Palibothra ziemlich das ganze eigentliche Indien vom Himalaya bis zum Decan umfaßte. Dies große Reich stand über ein Jahrhundert mit dem der Seleuciden in engem Freundschaftsverhältnisse. Wir wollen weiterhin sehen, welchen Einfluß dies Verhältniß auf die Cultur Indiens hatte; zunächst aber einige Punkte ins Auge fassen, welche die darauf folgenden Eroberungen der Griechen gegen Indien betreffen.

Hauptfragen sind hier die Dauer der Griechischen Reiche überhaupt, und das Verhältniß der Herrschaften des Demetrios, Menandros, Agathokles, Eukratides, u. a. m. gegen einander. Um von dem letztern Verhältnisse zuerst zu reden: so stellt Herr Lassen den großen Eroberer von Nordindien, Menandros, erst nach 160, d. h. nach dem Tode des Eukratides, der selbst erst um 165 den Demetrios gestürzt haben soll, während die in diesen Blättern S. 217 aufgestellte Tabelle den Demetrios und Menandros als Zeitgenossen, vor dem Eukratides, angibt. Und in der That wird man sich auch jetzt noch kaum anders entscheiden können, wenn man auf die classische Stelle Strabos XI, S. 516 zurück geht, wo nach Apollodor von Artemita — mit Weglassung des Unwesentlichen — dies gesagt wird

(vgl. XV. p. 186). Die unabhängigen Griechenfürsten von Baktra hätten durch die Ergiebigkeit dieses Landes eine solche Macht gewonnen, daß sie Ariana und die Indus in ihre Gewalt bekommen, und mehr Völker unterworfen als Alexander, besonders Menandros, wenn dieser ja doch über den Hypanis gegangen und bis zur Dschumna vorgedrungen sey. Die einen Völker bezwang er, die andern Demetrios. Sie nahmen aber nicht bloß Patalene, sondern auch große Landschaften der übrigen Seeküste ein. . . und dehnten ihre Herrschaft bis zu den Serern und Phryner aus'. Hier kann man doch nicht zweifeln, daß Demetrios und Menandros ihre großen Eroberungen zugleich und selbst in einem gewissen Zusammenhange mit einander, in einer stillschweigenden oder ausgesprochenen Uebereinkunft, unternahmen. Auch daß Menandros Herrschaft von Baktrien ausging, kann man nach Plutarch's deutlichen Worten: *Μενάνδρου ἐν Βάκτροις βασιλεύσαντας*, nicht bezweifeln; wo so wenige Zeugnisse vorliegen, muß man gewiß im Festhalten jedes einzelnen doppelt zähe seyn. Daß Menandros Münzen im Werthe der Arbeit denen des Euthydemos, Demetrios, Agathokles in der Regel nachstehen, läßt sich doch auch durch äußere Umstände erklären; im Reiche des Demetrios am Indus und in Arachosien — wo eine Stadt Demetrias von Isidor von Charax erwähnt wird — mochte mehr Griechische Cultur sich festgesetzt haben, als dem Menandros ins Innere von Nord-Indien nachfolgte.

Ein zweyter Differenzpunct, der die Stellung der einzelnen Herrscher betrifft, liegt darin, daß Herr Prof. Lassen von Agathokles annimmt, daß er sein Reich um das J. 190 in Ost-Kabulistan gegründet. Die Zeit stimmt mit der von

dem Ref. angenommenen überein, und kann nach der hohen Trefflichkeit der Münz = Typen auch nicht leicht weiter herab gedrückt werden, aber Ost = Kabulistan kann wohl nicht der Ort seiner und seines Nachfolgers Pantaleon Herrschaft gewesen seyn. Beide haben auf den Reversen ihrer Münzen das alte Dewanagari, wie die Decrete des Ashoka es zeigen; natürlich weil ihre Unterthanen dies zu lesen gewohnt waren; Menandros, Eukratides, Antimachos ic. haben durchaus die Schrift, welche Hr Lassen mit dem Ref. den Baktrern entschieden abspricht und die Kabulische nennt. Sie muß für die Mehrzahl der nicht-griechischen Unterthanen dieser Fürsten berechnet gewesen seyn, und da Menandros und Eukratides in Nordindien herrschten, muß sie da verständlich gewesen seyn; wie sie sich auch nicht bloß in Kabul, sondern zu Manikyala im Panschab findet. Verschiedene Schriftarten hängen im Alterthume meist mit verschiedenen Cultur = Quellen, oft auch Religionssecten zusammen. Sollte nun durch zwey Generationen hindurch das Nagari in Ost = Kabulistan üblich gewesen seyn, während umher, in West = Kabul und im Panschab, eine davon ganz verschiedene Schriftart herrschte? Der Unterz. gesteht gern, daß seine Voraussetzung, daß Agathokles am obern Ganjges geherrscht, Schwierigkeiten herbey führt; aber auf irgend eine Weise muß doch dieser Eroberer tiefer in das Reich von Palibothra, in dem die Nagari = Schrift ihren Sitz hatte, eingedrungen seyn als die anderen Fürsten.

Eukratides Herrschaft rückt Hr Prof. Lassen sehr hoch hinauf, bis 175, und läßt sie schon 160 schließen — wie dem Ref. scheint, nicht im völligen Einklange mit den großen Thaten dieses

Fürsten, dessen Reich tausend Städte in Indien umfaßt haben soll, und eine Zeitlang bedeutender als das Parthische war, bis Mithridat I. (Ursakes VI.), die manigfachen Verwickelungen benutzend, in welche Eukratides sich durch Kriege gegen Norden und Süden eingelassen, die Oberhand über ihn gewann. Hr Prof. Lassen nimmt ferner an, daß das baktrische Reich, aber erst nach Eukratides Tode, um 139, von Mithridat vernichtet worden sey — im bewußten Widerspruche mit Strabo, nach dem die Stämme der Saker, die vom Norden des Jaxartes kamen, den Hellenen Baktriana nahmen (XI, p. 511). Weniger gewaltsam ist es doch wohl, anzunehmen, daß Justins Aussage XLI, 6: Bactriani . . ab invalidioribus Parthis, velut exsanguis, oppressi sunt, sich auf Nichts bezieht, als was Strabo XI, p. 517 genauer sagt, daß die Parther dem Eukratides die baktrischen Satrapieen Ἀσπιώνων und Τορπιόνα (Turan?) entrißen. Die Saker dagegen, von deren Einbruch Trogus (nach dem Argumentum L. XLI.) in demselben Buche sprach, waren es, welche den Haupttheil Baktrianas nebst Sogdiana einnahmen, und erst später gelang es den Parthern, über die ihnen lange Zeit höchst furchtbaren Saker so weit Meister zu werden, daß sie ihnen einen Theil von Baktriana entreißen konnten (Strabo XI, p. 515). Wir müssen gestehen, daß gerade in der Umkehrung dieser deutlich vorliegenden Verhältnisse ein Hauptgrund der Differenz zu liegen scheint, die zwischen dem Verf. und dem Unterzeichneten statt findet.

Wir wollen nicht weiter auf die Geschichte der kleineren Griechischen Reiche eingehen, deren Lage uns Herr Prof. Lassen auf eine Weise, die

manches Bedenken gestattet, aus den Typen ihrer Münzen zu entziffern sucht *), und bemerken nur über die oben aufgestellte erste Frage, daß die Beschränkung der gesammten Griechenherrschaft in den Indusländern auf die Jahre von 200 bis 120 uns gegen alle historische Probabilität zu streiten scheint. Zwischen der hohen Griechischen Cultur, die sich in Erfindung und Gepräge der Münzen des Demetrios, Agathokles, und mancher anderen Fürsten zeigt, und der Barbarey in Kunst und Schrift vieler Hermäos-Münzen müssen Jahrhunderte liegen. Von Antilakides, den wir erst um 140 sehen können, hat man eine Drachme der geistreichsten Erfindung, wenn auch nicht von gleichem Verdienste der Ausführung (Mionnet Suppl. T. VIII. p. 483. pl.); wie weit ist es von da bis zu den letzten Münzen der Hermäos-Dynastie.

Um die wichtigsten Fragen, welche die mit 120 beginnende Herrschaft der Indo-Sklythen betreffen, mit einiger Klarheit behandeln zu können: müssen wir einige chronologische Bestimmungen von Hn Prof. Lassen voraus stellen:

Großes Reich der Saker unter Azes nach	116 v. Chr.
Ihm folgt sein Sohn Azilises um	90 — —
Verjagung der Saker aus den Indusländern durch Vicramāditja, König von Malva .	56 — —
Zersplitterung des Reiches der Saker; Kieoutsieouhi vereinigt die Stämme der Tocharer und erobert die Besitzungen der Saker nach	40 — —

*) Die Existenz besonderer Reiche in Arachosien, Drangiana, Ariana, wahrscheinlich unter Griechischen Anführern, geht allerdings aus Justin. XLI, 6. (nach Holstein's und Dübner's Lesart) hervor; aber die Fürsten dieser Reiche wird man wohl erst, wenn das südlichere Afganistan nach Münzen mehr durchsucht ist, unterscheiden können.

Sein Sohn Venkaotching macht große Eroberungen in Indien um	20 n. Chr.
Unter Bolagases Eroberungen der Parther in Kabulistan und Einfälle in die Indusländer nach	50 — —

Man sieht, daß diese Data auf einer Combination Griechischer, Indischer und Chinesischer Geschichtsquellen beruhen: wir fürchten nur, daß gerade den am meisten authentischen, den numismatischen Denkmählern, dabey einige Gewalt angethan ist. Azes großes Reich setzt Herr L. so früh, weil seine Münzen sich eng an Griechische Typen halten: dies ist vollkommen wahr, aber gestattet nur dann einen chronologischen Schluß, wenn man über die Epochen der Griechischen Herrschaft und Cultur in Indien einig geworden ist. Die Eroberungen der Parther in Kabulistan aber setzt derselbe Forscher so spät, weil er in der sogenannten Kabulschrift auf den Reversen der Münzen des Bonones (ONΩNOT) den Namen Balahagô liest, welches durch Bologeses erklärt, und daraus wieder geschlossen wird, daß Bologeses I., der Sohn und Nachfolger Bonones des II., diese Eroberungen gegen Indien gemacht habe. Beide Annahmen für sich erscheinen nicht unbegründet; in ihrem Zusammenseyn aber sind sie völlig unverträglich mit der Gestalt der Münzen des Azes und Bonones. Man braucht nur die von Raoul-Rochette im Supplément à la Notice, und im Deuxième Supplément, herausgegebenen Münzen zu vergleichen, namentlich Supplém. N^o 16. Deux. Suppl. N^o 10. 11 und 20 (auf S. 61), um sich zu überzeugen, daß auf den Münzen beider Herrscher, so wie auf denen des Azilises, der sich zunächst an Azes anschließt, dieselben Typen in demselben Geiste der

Behandlung erscheinen. Zwischen diesen Münzen einen Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten zu setzen, ist gegen alle Regeln der Numismatik; die einen sind offenbar geschlagen, weil die andern in einer gewissen Gegend cursirten, und das Gepräge im Handel und Wandel bekannt war.

Hieraus erwachsen zwey Fragen, die erste, welche von beiden Münzen die Priorität ansprechen können, und die andere, welchem Zeitraume beide zusammen anzueignen sind. — In Beziehung auf die erste, ist der Umstand wichtig, daß Azeß, obgleich sicher kein Parther, doch in Parthischem Costüme, die Tiare mit den beiden langen, flatternden Bändern auf dem Kopfe, erscheint (Deux. Suppl. pl. 2. N^o 15. vgl. 16.). Daraus erhellt doch wohl, daß Azeß die Parthische Herrschaft des Bonones vorfand und die selbige ganz oder zum Theil an die Stelle setzte.

Wegen des andern Punctes machen wir eine Art von Beweisführung geltend, die Hr L. vielleicht zu sehr bey Seite gelassen hat, die paläographische, welche auf der Form der Griechischen Buchstaben beruht. Die Buchstaben auf den Münzen, mit denen wir es hier zu thun haben, zerfallen in drey Classen: 1) die in den besten Zeiten der Griechischen Herrschaft in Asien gewöhnliche Schrift, 2) die Schrift mit den rechtwinklichen, so zu sagen viereckigen Formen des Σ und Ω. 3) Die Schrift mit den runden oder cursiven Formen für E, Σ und Ω.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

St t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 23. Februar 1839.

Bonn. Berlin. Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige: Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien etc.

Die erste Schriftart findet sich auf allen Münzen der Griechischen Könige an Indiens Grenzen, mit Ausnahme einiger Münzen des Hermäos Soter, aber auch auf den Münzen des Mäues, Bonones und meistens auf denen des Azes und Azilises; die zweyte beginnt mit einer gewissen Classe von Hermäos-Münzen, mit einem großen Theile der sehr zahlreichen Münzen des Azes (s. Mionnet Suppl. Th. VIII. S. 485 ff. № 74. 77. 78. 81. 83. 84 u. s. w.), so wie auch auf einer Tetradrachme des Azilises (Deux. Suppl. p. 61. № 20.) das rechtwinkliche Σ im Königsnamen, und auf einer andern Münze desselben (Jacquet Journ. Asiat. T. I. p. 122) auch sonst vorkommt; und zeigt sich constant in den Namen Spalorios, Spalirisos, Indopherres, so wie auf den räthselhaften Münzen mit der Inschrift ΚΟ-ΣΟΤΑΟ ΚΑΔΦΙΖΟΤ ΧΟΡ . . . ; die dritte

Art herrscht auf den Münzen des Soter-Megas, Kadphises, Kanerki und Dvoherki. Vergleicht man nun damit die Münzen anderer Dynastien Asiens: so finden sich auf den Münzen der Seleuciden weder die rechtwinklichen noch die runden Buchstaben, dagegen herrschen jene auf den Münzen der Arsaciden, etwa von 130 an bis zum Ende der Dynastie, jedoch gemischt mit den älteren Buchstabenformen — besonders in der Zeit vor Chr. Geb. — so wie auch mit den runden Buchstaben — namentlich bey Bonones I. Von den runden Formen ist bekannt, daß sie sich mit der Römischen Kaiserzeit zu verbreiten anfangen, aber erst allmählich immer mehr herrschend werden.

So viel ist auch aus dieser Erörterung über die Schrift klar, daß Azes, Azilises, Spalirios, Spalirios, Indopherres — in sofern nicht einzelne davon selbst Parthische Prinzen waren — in engem Zusammenhange mit dem Parthischen Reiche standen, größtentheils Parthische Sitten und Cultur angenommen hatten. Wir halten darum an der Vorstellung fest, daß dieser Zweig der Indo-Skynthen nicht unmittelbar über den Hindu-Kusch her in die Indusländer eingebrochen sey, sondern nach Einfällen in das Parther-Reich, die in einer westlichern Richtung gingen, sich erst an den Indus gezogen habe. Daher Azes Münzen den Fundorten von Kabul fremd, aber im Indusgebiete sehr häufig sind; das große Reich dieses Monarchen erstreckte sich offenbar nicht bis an den Hindu-Kusch. Auch schließen sich Bonones Münzen zum Theil (Deux. Suppl. N^o 10.) eng an die des Heliofles an (Mionnet T. VIII. Pl. 22, 2.), auf denen ganz dieselbe Figur des blitzwerfenden Zeus erscheint; Heliofles aber scheint die Herrschaft des Demetrios am Indus festgesetzt zu haben.

Geht man nun von der Annahme aus, die der Unterz. früher von Hn Raoul-Rochette entlehnt hat, daß der Bonones dieser Münzen der Parthische König Bonones I. oder Arsaces XVIII., ein Zeitgenosß des Augustus, sey: so erhellt, daß man keinen Indoskythen = Fürsten vor diesen Bonones setzen kann, und daß also der Indische Vikramâditja, wenn er um 50 vor Chr. regierte, keine Skythen oder Sakâ vertrieben haben kann, wie die Indische Tradition von ihm rühmt.

Allein, gestehen wir, daß diese Skepsis gegen Indiens Geschichte zu weit getrieben scheint. Die Epoche des Vikramâditja, 56 v. Chr., steht durch den Gebrauch der Indischen Astronomen fest, und die Wahrscheinlichkeit neigt sich wenigstens dahin — wenn auch bey Indischen Annalisten selbst Zweifel vorkommen (Lassen S. 278), daß dieser Vikramâditja, der König des Reichs Malva, der in Uddschajini (dem den Griechen wohl bekannten Dzene) residierte, der in den Indischen Traditionen gefeyerte Saken = Bezwinger sey. Der spätere Vikramâditja der Gupta = Dynastie in Kanodsche gefährdet die historische Existenz des ältern Königs des Namens in Uddschajini eben so wenig, wie der Eschandra = Gupta von Kanodsche die des gleichnamigen Beherrschers von Palibothra, fünfhundert Jahre früher.

Ueberdies hat jene Annahme, welche den Bonones betrifft, viel gegen sich. Der Indische Bonones hat eine andere ältere Schrift auf seinen Münzen als der Parthische; auch die Titel differieren, und der Kunststil ist sehr verschieden. Es wird daher rathsam seyn, weder den ersten noch den zweyten Bonones von Parthien hier zu suchen, sondern höher hinauf zu gehen, bis zu den Zeiten, wo Arsaces VI. (Mithridat I.) sein großes Reich bis an das Pansjab ausgedehnt hatte.

Unter seinem Nachfolger, als die Saker gegen Parthien vordrangen, und im Parthischen Reiche Verwirrung eintrat, mögen die Statthalter der Indischen Provinz sich unabhängig gemacht und den Königstitel angenommen haben; dahin gehören der Bonones und Balahaco der Münzen.

So werden wir die früher St. 25. S. 245. aufgestellte Tabelle dahin rectificieren, daß wir den Bonones nach 120, Azes nach 100 v. Chr. am Indus herrschend setzen, während im Kabullande daneben noch die Dynastie des Hermäos fortbauert.

Nun passen auch die Chinesischen Nachrichten hinein, welche Hr L. nach Desguignes, Abel Rémusat und J. Klaproth mittheilt. Hiernach drängen die Quetchi, ein Volk der innern Mongoley, auf die Szu, welche darum gegen das J. 126 in die Südländer vorrücken — der Einbruch der Sakä in Parthien und Ariana —: später vereinigen sich die Horden der Quetchi unter einem Könige Khieoutsieouhi, und nehmen dieselben Länder ein, welche die Szu inne gehabt hatten; sein Sohn Yenkaotching erobert Indien, die Macht der Quetchi blüht vom ersten bis zum dritten Jahrhundert n. Chr. Wir stimmen Hr L. bey, wenn er darin die Herrschaft der Kadphises und Kanerki wieder erkennt: wiewohl wir noch nicht recht einsehen, wie er es damit vereinigt, daß Tschandragupta, der König von Kanodsche, an der Säule von Allahabad, sich rühmt von den Sakaß (so wie von dem Könige Persiens) Tribut empfangen zu haben (Journ. of the As. Soc. N^o 71. p. 974. Lassen S. 110). Die Anwendung des classischen Namens der Tocharer bleibt zweifelhaft, da Ptolemäos zwar Tocharer in Baktrien und am Tjartees, aber nicht in Indoskythien nennt. Das Reich der kleinen

Quetchi, welches in Gandâra (Gandaritz am Kopphen) und Indien im Anfange des fünften Jahrhunderts vorkommt, möchte der Herrschaft der weißen Hunnen bey Kosmas dem Indikopleustes entsprechen.

Der Rec. verweilt hierbey nicht länger, da in diesen Partien die in diesen Anzeigen aufgestellte Tabelle mit den Untersuchungen des Verfs recht gut übereinstimmt.

Sprache. Hierüber nur einige kurze Angaben. Die Sprache der Decrete des Ashoka ist nach den Untersuchungen Hn Prinsep's ein Mittelglied zwischen dem Sanskrit der brahmanischen Gedichte und dem Pali der buddhistischen Schriften. Ueberhaupt hat sich in den alten Nagari-Characteren bis jetzt nichts rein Sanskritisches gefunden; es fehlen auch noch Zeichen zur Vollständigkeit des Sanskrit-Alphabets. Doch soll die Sprache der Denkmähler von Guzerat im Westen des Reichs dem Sanskrit näher stehen, während in den Inschriften von Cuttack eine größere Verwandtschaft mit dem Pali hervor tritt (Journ. of the As. Soc. N^o 75. p. 276).

Die Namen und Appellativa der Münzaufschriften in der s. g. Kabulschrift zeigen nach Hn Prof. Lassen's Entzifferungen und Erklärungen in ihrer Bildung und Flexion entschiedene Verwandtschaft mit dem Sanskrit, aber entfernen sich davon, ähnlich wie das Prakrit der Indischen Dramen, durch gewisse Assimilationen und Berweichlichungen (Minadho für Μένανδρος, Utialikado für Ἀντιαλικίδης und ähnliches), so wie durch die Bildung neuer schwacher Themen. Jedoch finden sich Abweichungen von allen Indischen Dialecten, und dagegen Annäherungen an das Zend: so daß die zum Grunde liegende Sprache den

Völkerschaften der Arier zwischen Indien und Persien zugeschrieben werden darf.

Wann das Sanskrit in monumentalen Aufzeichnungen hervor tritt, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht: auf jeden Fall bedeutend später als jene Volksdialecte. Wir wollen nicht die kühne Kezerey von Hn Prinsep theilen, der im Journ. of the A. S. № 72. p. 1048. die Frage stellt, ob das Sanskrit nicht erst aus einer Reform und grammatischen Regulierung der Volksdialecte hervor gegangen sey, sondern halten darin ganz an den Forschungen unserer gelehrten Landsleute fest: aber auf jeden Fall ist es noch ein interessanter Gegenstand für sprachgeschichtliche Untersuchungen, in wie fern die unleugbar ziemlich späte Niedersezung des Sanskrit in Schrift auf die Gestalt der Sprache eingewirkt und ihr das systematisch-wissenschaftliche Gepräge gegeben hat, wodurch sie sich von allen ihren Schwester-sprachen unterscheidet, in denen ein wilderer Naturwuchs bald Sprossen hervor treibt, bald unterdrückt, ohne sich die Verwirklichung aller ihm möglichen Formationen als Regel vorschreiben zu lassen.

Schrift. Von den beiden Schriftarten, die durch Münzen und gleichzeitige Monumente in den letzten Jahren an den Tag gekommen sind, wurde die eine zuerst die Baktrische genannt, weil man sie auf den Münzen von Fürsten fand, die von Bakrien ausgegangen waren, wie Menandros. Jetzt ist es ausgemacht, daß diese Schrift südlich vom Hindu-Kusch einheimisch war (vgl. oben S. 211), und Hr Prof. Lassen sucht sie speciell dem Kabullande zu vindicieren, wiewohl es dann nicht zu erklären ist, warum auch Akes, dessen Reich doch südlicher gelegen haben muß, auf den Reversen aller seiner zahlreichen

Münzen sich dieser Schriftart bedient. Man wird sie daher wohl überhaupt den Zwischenländern zwischen Indien und Persien vindicieren müssen. Daß sie im eigentlichen Indien unbekannt war, nimmt man aus dem interessanten Factum ab, das Hr L. S. 164 nachweist; eine buddhistische Münze von Behat hat dasselbe Wort Mahârâg'o auf der Vorderseite in so gen. Kabulschrift, auf dem Revers in Devanagari; offenbar für die Indischen Unterthanen der buddhistischen Könige, denen jene Schrift unbekannt war.

Immer bleibt die eigentliche Wurzel dieser Schriftart noch im Dunkeln: man fragt umsonst nach dem Culturzusammenhange, der Religionspartey, der Literatur, für welche diese Schrift sich gebildet hatte. Obwohl das Alphabet zum größten Theile wieder gefunden ist, tritt doch noch keine deutliche Verwandtschaft mit einer andern bekannten Gattung der Schrift heraus. Die Richtung der Buchstaben ist die Semitische; doch findet sich wenig bestimmte Annäherung an eine der älteren Arten der Semitischen Schrift; am nächsten steht sie der Schrift auf den Münzen der Sassaniden, welche wieder mit dem Zendalphabet der Handschriften in eine sichtliche Verbindung tritt (Gesenius Script. linguaeque Phoeniciae monum. tb. 5.). Sie ist dem Indischen Lautsysteme accommodiert worden, indem das a jedem Consonanten inhärent gefaßt wird — wohl aus keinem andern Grunde, als weil im Indischen das ä, das ein ursprüngliches e und o in seiner Indifferenz aufgelöst hat, bey weitem den meisten Consonanten nachtönte. Eine Nachbildung eines ältern Indischen Schriftsystems läßt sich daraus schwerlich schließen.

Etwas näher müssen wir die andere, neuerdings bekannt gewordene Schrift ins Auge fas-

sen: wäre es auch nur, um frühere Aeußerungen in diesen Blättern gegen Mißdeutung zu sichern. Hr Prinsep hatte gleich im Anfange seiner Entzifferungen die auffallende Aehnlichkeit mehrerer Buchstaben mit Griechischen bemerkt, und daraus eine Abkunft der letztern von den erstern vermuthet. Der Verf. fand diese Herleitung im Widerspruche mit allen wohlbegründeten Daten der Geschichte der Schrift, und argumentierte: 'Wenn wirklich die Verwandtschaft des alten Nagari mit dem Griech. Alphabete enger ist, als daß sie bloß durch gemeinsame Abstammung vom Phöniciſchen erklärt werden könnte, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß es die Griechen gewesen, welche dies Alph. den Indern zugebracht haben'. Herr Prof. Lassen thut dem Unterz. Unrecht, indem er ihm die Meinung, ja die Lieblingsmeinung beylegt, daß die Indier ihre Schrift erst durch die Baktrischen Könige erhalten hätten; er verwandelt einen Conditionalsatz, dessen Richtigkeit als solchen er selbst zugibt, in einen Causalsatz, den der Ref. nicht aufzustellen befugt und gewillt war. Um aber von der unwesentlichen Form dieses Zwistes abzusehen und auf die Sache einzugehen, so äußert Herr L., daß er die ganze Aehnlichkeit für eine Täuschung halte, ohne indeß sich weiter über das inwiefern zu erklären, weil er jene Griechische Ableitung für leicht zu widerlegen hält, auch ohne das wirkliche Verhältniß ins Reine zu bringen. Für uns aber, die wir in der That keine parteyſüchtige Hypothese zu vertheidigen haben, sondern nur die vorliegenden Facta der allgemeinen Beachtung empfehlen möchten, zu welchen historischen Schlußfolgerungen sie auch führen mögen, hat gerade dies Verhältniß das größte Interesse, und wir erlauben uns daher, dies Alphabet, mit den Bervoll-

ständigungen, die es durch die letzten Arbeiten von Hn Prinsep erhalten, in seinen ältesten bis jetzt nachgewiesenen Formen vorzulegen, und bitten den Leser, ein Phöniciſches und Altgriechiſches Alphabet, die ihm zur Hand ſind, am liebſten aus Geſenius Monum. Phoen. tb. 1. 2., gegenüber zu legen.

Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	a	o	i	ê	ai
	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ		u	ú	ri	
+	Ⲁ	d	Ⲁ	k	k'	k'	k''	
^	Ⲁ	ε		g	g'	g'		
Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	t	t'	t'	t''	
Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	d	d'	d'	d''	
	Ⲁ	Ⲁ		p	p'			
	Ⲁ	Ⲁ		b	b'			
Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	n	ng	n'	ñ	
	8	(X)			m			
Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ	r	l	j	v	
Ⲁ	Ⲁ	Ⲁ		s	s'	h		

Eine Merkwürdigkeit dieſes Alphabets, die zuerſt in die Augen ſpringt, und auch von Hn Prinsep (Journ V. VI. № 66. p. 475) in Betracht gezogen iſt, beſteht darin, daß, nach der Verwandtſchaft der Laute, mit den urſprünglichen Buchſtaben Modificationen vorgenommen worden ſind, ſo daß Laute einer Gattung auch durch

ähnliche Zeichen (was im Phöniciſch = Griechiſchen Alphabete nur bey M und N eintritt) dargeſtellt werden. So iſt o auß a, e und ai auß i, k^o auß k', t' und t^o auß t, d' und auch wohl d^o auß d, p^o auß p, b^o auß b und die verſchiedenen Arten des n auß einem n hervor gegangen. Hr Dr. bezieht darauf die Auſſage des Jambuloſ, daß die Einwohner von Taprobane auß ſieben urſprünglichen Zeichen ein Alphabet von achtundzwanzig Buchſtaben gebildet hätten: wiewohl hier mehr als achtundzwanzig Buchſtaben ſind, und dieſe ſich ſchwerlich auß ſieben Urbuchſtaben zurück führen laſſen. Dabey herrſcht in dem ganzen Alphabet keinesweges diejenige Regelmäßigkeit der Entfaltung, die man bey einer ſyſtematiſch erfundenen Schrift erwarten ſollte; während in der einen Reihe die Aspiraten auß den Tenues hervor gehen, iſt das in einer andern nicht der Fall; eben ſo iſt das Verhältniß der Palatalen ſehr ungleich. Man erkennt darin eine gewiſſe Abhängigkeit von einem einmahl gegebenen Vorrathe von Zeichen, der für das complicierte Lautſyſtem des Indiſchen unbequemt werden mußte.

Geht man nun auß die Zeichen zurück, die man als die urſprünglichen anſehen kann, und deren beynahe zwanzig ſeyn möchten: ſo ſind unter dieſen drey, die Zeichen für g, t' und d', die genau, biß auß das Kleinſte, den altgriechiſchen Buchſtaben für γ, ϑ, δ entſprechen. D iſt im altgriechiſchen Alphabet, wie im Lateiniſchen, die herrſchende Form für Δ. Eben ſo genau iſt das Entſprechen der Laute, denn daß das Griechiſche D hier für d' ſteht, kann man mit der aspirierten Auſſprache zuſammen halten, die das δ bey den Neugriechen hat, und wahrſcheinlich ſchon im altgriechiſchen Munde hatte. Daß dieſes Zuſammentreffen dieſer drey Zeichen und Laute

zufällig sey, wer mag das behaupten. Alphabete verändern sich leicht bis zur Unkenntlichkeit ihres Ursprunges, wie die Formen der Phöniciſchen Schrift in Europa an den Tag legen; daß aber der Zufall es geſtigt haben ſoll, daß unter ſo vielen möglichen Zeichen gerade dieſelben für dieſelben drey Laute gewählt worden, iſt ſchwer zu glauben.

Indeſſen ſind ſchon unter dieſen drey Buchſtaben zwey von der alterthümlichen Form, daß ſie den Indern unmöglich durch Alexander zugebracht ſeyn ſeyn können; und wir geſtehen gern, daß auch von der öſtlichen Seite des Verhältniſſes gar Manches gegen eine ſolche Jugend der Nagari-Schrift zeugt. Dann ſind wir genöthigt, auf die Phöniciſche Quelle zurück zu gehen. Die Richtung der Schrift von der Linken zur Rechten iſt kein Grund gegen dieſe Abkunft, ſo wenig wie bey der Griechiſchen Schrift ſelbſt. Die Phöniciſchen Buchſtaben für jene drey Laute differieren freylich etwas mehr von den Nagari-Zeichen als die altgriechiſchen: aber da alle Phöniciſchen Inſchriften, die wir beſitzen, um mehrere Jahrhunderte jünger ſind als die Griechiſchen, dürfen wir vorausſetzen, daß die letztern in vielen Punkten den Urformen am nächſten ſtehen. Halten wir uns aber an das bekannte Phöniciſche Alphabet, ſo gibt dieſes, wie es auf Ciliciſchen Münzen gefunden wird, ganz die Form für das r, die im Nagari für ri erſcheint (woraus das Zeichen für das conſonantiſche r durch Weglaſſung der Nebenſtriche entſtanden zu ſeyn ſcheint), nur links gewandt; daſſelbe regelmäßige Verhältniß findet bey dem l ſtatt; das p iſt das Phöniciſche, auf den Kopf geſtellt; auf dieſelbe Weiſe und zwar ſehr auffallend entſpricht das s' (wie es ſich in den Denkmählern des Aſhoka findet) dem Phö-

nicischen Schin; und was das a, i, k, t, b, n, m (besonders in der eckigen Gestalt) und v anlangt, so lassen sich die Veränderungen auch wohl begreifen, durch welche diese Nagari-Buchstaben aus ihrer Phöniciſchen Gestalt hervor gegangen seyn könnten.

Doch wir wollen mit allen diesen Bemerkungen Nichts, als den Paläographen dies interessante Problem einer Ueberlieferung der Schrift aus dem Semitischen Westasien an das buddhistische oder brahmanische Indien zur Erwägung empfehlen. Nur Vorstellungen von einem urweltlichen Schriftgebrauche in Indien, von einem Verwachsenseyn der Buchstabenschrift mit der Entwicklung der Sprache und ganzen Cultur, möchten wir hierbey nicht störend einwirken lassen. Die mündliche Ueberlieferung der epischen Literatur der Indier im ersten Zeitalter derselben steht durch die Zeugnisse der Gedichte selbst fest; sie ist durch die enge Verbindung dieser Poesie mit den Brahmanen-Schulen noch viel begreiflicher als bey Homer. Wo die Geschichte so spät gegen die Poesie ihr Recht gewinnt, muß die Tradition lange allein geherrscht haben. Kaum läßt sich denken, wie es möglich, daß in Indien selbst Philologen, wie Panini, als mythische Personen erscheinen, wenn nicht der Schriftgebrauch erst mit der Wissenschaft kam und lange Zeit in sehr engen Kreißen geübt wurde. Aber auch darüber wird die Zukunft belehren, wenn einst Inschriften aus der Blüte des Brahmanenthums vor der Herrschaft der Buddhisten aufgefunden seyn werden.

Religion. Vier Religionen treten durch die numismatischen und epigraphischen Monumente in dem Grenzlande von Indien, Iran und Hochasien von den Zeiten Alexanders bis in die ersten

Jahrhunderte nach Chr. Geb. herrschend hervor. Von den Buddhisten, die schon in Alexanders Zeit als Samanäer in Nordindien vorhanden waren, ist es jetzt vollkommen deutlich, daß ihr Cultus durch den König Ashoka zur ausgedehntesten Herrschaft gelangte; die Decrete dieses Königs sind höchst interessante Denkmähler dieses ostasiatischen Katholicismus, mit seinen Märtyrern, Reliquien, Klöstern, Anachoreten, seiner ascetischen Moral und seinem Stolz auf gute Werke. Ashoka selbst erscheint als ein orthodoxer König, voll Ehrfurcht gegen die buddhistische Geistlichkeit, dabey voll Sanftmuth und Humanität, sehr eingebildet auf die zahllosen Wohlthaten, die er Menschen und Thieren erwies. 'So sprach der König Dewanampija Pijadasi, heißt es an der Säule von Allahabad: Religion ist die Haupttugend, aber Religion besteht in guten Werken, in der Nichtunterlassung manigfaltiger Handlungen: Barmherzigkeit und Milde, Keuschheit und Reinigkeit, sind das heilige Del meiner Weihe. Gegen Arme und Bedrückte, gegen Zweiflüßler und Bierflüßler, gegen die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser, habe ich unzählige Handlungen der Wohlthätigkeit ausgeübt.' (Journ. of the A. S. N^o 67. p. 582). — Die Annalen von Ceylon melden freylich andere Dinge von diesem Ashoka; er wurde als Prinz nach Udschajini geschickt, weil er im Verdacht stand seinen Vater morden zu wollen; und ließ gleich bey'm Beginne seiner überaus sanftmüthigen Regierung alle seine Brüder, bis auf einen, umbringen.

Daß die Dogmen und Gebräuche des Buddhismus einen Antrieb zu eigenthümlichen Bauunternehmungen enthielten, ist sicher; namentlich verlangte die Reliquien-Berehrung große Gebäude.

Hr Turnour theilt, Journ. of the A. S. № 70. p. 856, aus Annalen von Ceylon sehr merkwürdige Details über den Cultus der wunderthätigen Zahnreliquien des Buddha und die Errichtung eines glänzenden Tempels für dieselben (im vier-ten Jahrhundert nach Chr.) mit. Clemens von Alexandrien erzählt (Strom. II. S. 539 Pott.) von den Semnern (Samanäern) Indiens, daß sie eine Pyramide verehren, unter der nach ihrer Meinung die Gebeine eines Gottes begraben liegen.

Auch ist nicht in Abrede zu stellen, daß die eigenthümliche Form der s. g. Töpe's dem buddhistischen Indien nicht fremd war. Die buddhistische Bestimmung des Töpe's von Whilfa kann nicht bezweifelt werden. Ein buddhistisches Gedicht, wovon das Journ. of the A. S. № 74. p. 186 Auszüge gibt, beschreibt die Errichtung eines Töpe im Jahre 157 v. Chr., wozu Priester und Pilgrime aus allen Ländern des Buddhismus zusammen kommen, unter andern auch aus Alasadda im Jona-Lande (wahrscheinlich Alexandria am Caucasus).

Aber — um nun auf die Grundidee der Ritter'schen Schrift zurück zu kommen, ob diese Form kuppelförmiger Tumulus von buddhistischen Religionsideen ausgegangen, und nothwendig mit dieser Secte verknüpft, ob die ursprüngliche Bestimmung dieser Anlagen Aufbewahrung von Reliquien war, und ob die innere Einrichtung derselben einen Stagenthurm, eine gleichsam in der Erde verborgene Terrassenpagode darstellen sollte: die Bejahung aller dieser Fragen möchte fürs erste noch großen Bedenken unterliegen.

Herr Prinssep sagt (Journ. of the A. S. № 70. p. 881) in Beziehung auf Hn Prof. Ritter's Ansicht von der Sache: 'Das viereckige Bauwerk in der Mitte scheint nur errichtet zu seyn, um

die Kammern für die Todtenreste zu bilden; die Wölbung umher ist mit Schutt angefüllt zur Kostenersparniß, und eine äußere Decke von Mauerwerk in Kuppelform vollendet das Gebäude. Kein baktrischer Töpe hat, meines Wissens, ein solches äußeres Kennzeichen des Buddhismus, wie die von Sarnath und Bhilsa, wo Nischen auf den vier Seiten mit Tschatur-Buddha-Capellen versehen sind. Offenbar waren diese Tumuli, sie mögen buddhistischen oder anderen Herrschern gehört haben, die Aufbewahrungsorte für Gebeine und Asche, wozu sich die Münzen und Kleinodien nur accessorisch verhielten.'

Noch wichtiger ist die Gegenbemerkung von Hn Prof. Lassen, daß buddhistische Münzen von ziemlich hohem Alter zwar sonst in Indien gefunden worden seyn, aber noch nie in den Töpen (S. 88); und daß namentlich die Annahme, daß aus dem Töpe von Manikyala vier buddhistische Kupfermünzen hervor gegangen seyen, auf einem Mißverständniß beruhe (S. 280). In der That zeigen die Quellen, auf die sich Herr R. beruft (Journ. of the A. S. B. III. p. 437. 440. pl. 22, 42.), nichts Buddhistisches, wenn nicht jede auf den untergeschlagenen Beinen sitzende Figur für einen Buddha gelten soll.

Der Buddha-Cultus, obgleich in der Residenz Palibothra herrschend und durch den Einfluß der Herrscher wie durch priesterliche Missionen eifrigst verbreitet, konnte doch das Fortbestehen der mythologischen Religion der Brahmanen nicht verhindern. Insbesondere muß gerade der orgiafisch-üppige Dienst des Shiwa in dieser Zeit im westlichen Indien dem Buddha den größten Widerstand geleistet haben. Auf den Münzen des Königs Uzes, so wie auf denen des Kadphises, ist Shiwa mit seinen Büffelochsen sicher erkannt

worden; auf jenen sind sonst Griechische Götter herrschend, die hier ganz verschwinden; man sieht, daß der Dienst des Indischen Gottes sich während der Regierung des Azeß wieder über die den Griechen entrisenen Gegenden ausgebreitet hatte, und unter Kadphises in voller Blüte stand. Die dazwischen fallende Herrschaft des Vicramaditja, Königs von Malva, muß, wenn Calidasa an seinem Hofe lebte und dichtete, ganz dem Brahmanenthume ergeben gewesen seyn.

Etwas später tritt in Kabul und dem Panschab die Religion des Mithras und der Nanäa auf, über welche der Ref., nach den ausführlichen Mittheilungen in diesen Anzeig. S. 229 ff., welche die Herren Ritter und Lassen, so wie Hr. G.H.R. Creuzer (in der interessanten Schrift über das Heidelberger Mithräon) ihren Darstellungen des Cultus zum Grunde gelegt haben, wenig hinzu zu fügen hat. Hr. Prof. Lassen nimmt indessen Baktrien als Heimath dieses Cultus für die Indusländer an; während der Ref. wahrscheinlich gemacht zu haben glaubt, daß er sich im Parthischen Reiche aus einer Mischung Vorderasiatischer und Persischer Ideen erzeugt habe. Den Gott Dkro nimmt Hr. L. vermuthungsweise für eine Form des Shiva, sansk. Ugra, und Ardochro für einen halben Shiva (ard'ogró), woraus die weibliche Gestalt des auch sonst androgynischen Gottes sich erklären ließe: da indeß der Dkro die Gestalt des Shiva erst auf späteren Münzen des Dvoherki annimmt, so muß man schließen, daß der Mithras-Cult erst in seiner Auflösung sich Elemente des immer mehr um sich greifenden Shivaismus angeeignet habe. Dado ist nach Hn L. Bado, der Genius des Windes (Vátó in der Zendavesta), eine sehr ansprechende Deutung.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 25. Februar 1839.

Bonn. Berlin. Calcutta.

Beschluß der Anzeige: Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul u. Indien etc.

Kunst. Seit die Errichtung der Säule von Allahabad auf die Regierung von Ashoka und die Zeit um 250 v. Chr. zurück geführt wird, gewinnt das Factum eine noch höhere Bedeutung, daß sich an dem sonst sehr verstümmelten Capitale dieser Säule ein aus Palmetten und Blumenkelchen zusammen gesetztes Ornament befindet, welches auch nach der unvollkommenen Skizze in dem Journ. of the As. Soc. № 39. pl. 9. doch als ein echtes Erzeugniß edler Griechischer Kunst erkannt wird. Schwerlich kann dies Ornament bey irgend einer spätern Restitution der Säule zugefügt worden seyn. Man sieht also aus diesem geringen Reste, wie tief schon vor den Eroberungen der Baktrischen Griechen in Indien Griechische Kunstcultur in das Herz von Indien eingedrungen war.

Die Wirkungen aber, welche die Griechischen

Reiche am Indus selbst auf den Kunsttrieb in Indien ausübten, können schon nach dem von Prinsep nachgewiesenen Zusammenhange der ältesten Indischen Münzen mit den Indoskythischen und Indogriechischen geschätzt werden (s. oben S. 246). Mit den Gupta-Münzen der Kanodsche-Dynastie in einer Linie steht das Relief des buddhistischen Tope's von Sanchi bey Bilsa, welches in dem Journ. of the A. S. I. VI. № 66. pl. 29. publiciert ist, und nach der Bemerkung von Hn Prinsep ein ganz Griechisches Costüm von Kriegerern zeigt, und — wie wir hinzu fügen — überhaupt viel Aehnlichkeit mit der Auffassung kriegerischer Scenen an Römischen Colonnen und Triumphbögen hat. Der Tope ist nach den Inschriften daran unter der Regierung des Eschandragupta (von der Kanodsche-Dynastie) mit Sculpturen verziert worden. Bemerkenswerth ist, daß in diesen Inschriften schon der Dinar (der Römische Denarius) als Münze vorkommt, wie noch jetzt in Persien. Hr Pr. bemerkt, daß noch jetzt der Dinar als Goldgewicht in Indien dem Römischen Denarius und der Griech. Drachme genau entspreche, er wiegt 32 ratis oder 64 Gran.

Die Tope's in Kabulistan zeigen sehr interessante architectonische Formen in den Bogenstellungen, welche den Unterbau derselben im ganzen Umkreiße schmücken. Wir finden hier bald Pfeiler, bald Säulen, welche Bogen tragen, auch kommt über den untern Pfeilern, zwischen den Bogen, eine zweyte Säulenstellung vor (so an einem der Seh-Tope's bey Kabul nach der genauen Abbildung im Journ. Asiatique 1836. № 9. pl. 2.). Also Formen der Architectur, wie sie im Römischen Reiche sich aus dem Verfall und Mißbrauche der classischen Elemente entwickelten.

Sie bestätigen die aus den Münzen gewonnene Einsicht, daß diese Töpe's größtentheils der Sasaniden-Herrschaft gleichzeitig sind. Sehr interessant ist die Bemerkung von Hn Jacquet, in den Nachrichten über Honigbergers Entdeckungen (J. Asiaticq. 1838. N^o 2. p. 180), daß die Töpe's von Dschellalabad fast durchgängig den Rundbogen, die von Kabul den Spitzbogen an dieser Stelle zeigen: wahrscheinlich werden die letztern sich als die spätern erweisen. Man sieht, daß aus der Auflösung und Recomposition der antiken Architecturformen im Orient ganz ähnliche Erscheinungen hervor gegangen sind, wie im Occident.

Von größter Wichtigkeit für die orientalische Kunstgeschichte würde es nun seyn, wenn die Indischen Grottenbauten in ein bestimmtes Verhältniß zu den Töpe's, den Münzen, und überhaupt den gewonnenen Thatsachen gebracht werden könnten. Wir wollen indeß einige Facta anführen, durch die das mysteriöse Dunkel, das bisher über diesen staunenswerthen Bauunternehmungen ruhte, sich hier und da zu lichten beginnt.

Die buddhistischen Grotten von Gaja in Magadha (welche Dr Hamilton in den Transact. of the As. Soc. T. II. p. 40. beschreibt) enthalten eine Menge Inschriften, in einem Alphabete, das schon jünger als in Ashoka's Monumenten erscheint. Eine Stelle lautet (Journ. of the A. S. N^o 68. p. 618): 'Die Brahmanen-Tochter-Grotte, ausgegraben von der frömmsten Secte der Buddha-Mönche, zum Zwecke eines abgeschiedenen Wohnsitzes, ist ihnen zum ewigen Wohnsitz angewiesen von Dasheratha, dem Gottgeliebten, gleich bey seiner Thronbesteigung'. Dieser Dasheratha ist natürlich nicht der mythische Vater des Rama im Ramajana, sondern wahrschein-

lich der Sohn des Sujassa und Enkel des Ashoka, nach den buddhistischen Annalen, Beherrscher des Reichs von Palibothra, um 170 v. Chr.

Die Grotten von Udajagiri und Rhandgiri in Cuttack sind entweder hergestellt, oder ausgegraben worden unter der Herrschaft von Uira-Radscha, einem buddhistischen Könige von Kalinga; sie sind alle zum Aufenthalt buddhistischer Anachoreten bestimmt und verhältnißmäßig klein.

Die Inschriften der Sainhadri-Grotten bey Carli enthalten merkwürdiger Weise dasselbe Monogramm, das auf den Münzen des Indoskythischen Königs Kadphises (im ersten Jahrhundert v. Chr.) immer wiederkehrt (Journ. of the As. Soc. V. VI. № 78. pl. 53). Aus dem Inhalte derselben schließt Hr. Pr., daß diese Grotten im ersten oder zweyten Jahrhundert vor Chr. von Privatmännern ausgegraben oder architectonisch geschmückt worden seyen.

Colonel Sykes bemerkt im Allgemeinen eine große Aehnlichkeit zwischen den Typen, Symbolen, Monogrammen der Kanodsche- und Behat-Münzen mit den Bildwerken der buddhistischen Grotten. Er macht auf das Factum aufmerksam, daß die weibliche, auf einem Löwen sitzende Figur der Kanodsche-Münzen, im Journ. of the As. Soc. V. IV. № 47. pl. 39, 25. (mit der Umschrift Sri Sinha Vikrama) genau eben so (absolutely identical) in den Sculpturen von Ellora sich vorfindet, und zweifelt nicht daran, daß auch diese stupenden Monumente unter der Gupta-Dynastie ausgehauen sind. Daß auch hier die buddhistischen Herrscher den brahmanischen voraus gegangen sind, kann kaum bezweifelt werden.

Die Saima-Sculpturen in Mahamalaipura, welche Babington (Transact. of the Roy. As.

Society, V. II. p. 258) genau bekannt gemacht hat, die entschieden dem brahmanischen Indien angehören, haben Inschriften im Sanskrit, und in einem Alphabete, das in regelmäßigen Uebersetzungen, aber in entferntem Grade, von den Lat = Characteren (in Ashoka's) Zeit) abstammt.

Wir sind begierig zu erfahren, ob nach diesen immer mehr in Zusammenhang tretenden Zeugnissen Herr Prof. Dhm. Franz die in den Münchener Gel. Anz. 1836. № 126 ff. (vgl. die Abhandl. der philol. Classe der Münchener Acad. Th. I. S. 765) ausgesprochenen Ueberzeugungen über Herkunft und Alter dieser Classe von Denkmählern noch mit gleicher Strenge festhalten werde. Aber weit entscheidendern Ergebnissen sehen wir entgegen, wenn erst einmahl classisch und historisch gebildete Architecten, im Dekan = und Ganges = Lande reisend und vielleicht auch an eine Expedition nach Oberindien, wie die jetzt eben von den Engländern projectierte ist, sich anschließend, die architectonischen Formen der Grotten und Tope's mit kunstgeübtem Auge beobachten, und in ihrem Zusammenhange verfolgen werden. Dann kann leicht ein architectonisches Glied, ein Ornament, in seiner Verpflanzung und allmählichen Umbildung eine Quelle wichtiger historischer Aufschlüsse werden.

K. D. M.

D o r p a t.

Fr. Sev. Universitätsbuchhandlung: Vorlesungen über mathematische Analysis von Dr. S. M. C. Bartels, Staatsrath, Prof. der Mathematik zu Dorpat u. 1837. 336 S. in 4. Nebst einem Anhange, 64 Seiten in 4.

Der verstorbene Verfasser hatte die Absicht,

einen vollständigen Cursus der mathematischen Analysis in drey Bänden mit Anwendung auf Geometrie, Mechanik und Wahrscheinlichkeitslehre heraus zu geben. Er wurde aber vom Tode übereilt ehe er diesen Plan ausführen konnte, und so erscheint jetzt nur der erste Band, heraus gegeben von seinem Schwiegersohne, dem berühmten Struve. Von den folgenden Bänden fand sich nichts vollendet als die erste Abhandlung des zweyten Bandes, die als Anhang beygegeben worden ist.

Was der Verf. eigentlich unter dem Ausdrucke 'mathematische Analysis' verstanden hat, welche Theile der Mathematik er hierher gerechnet und welche er ausgeschlossen hat, läßt sich aus dem Vorliegenden schwerlich erkennen, da vieles vorkommt, was sonst nicht zur Analysis gerechnet wird, während wieder manches andere, wie z. B. die ganze Combinationslehre, das Polynomium, selbst die Multiplication und Division der Reihen, die Auflösung der Gleichungen, gänzlich fehlt. Im Ganzen scheint den Verf. weniger die Rücksicht auf eine strenge innere Entwicklung der Wissenschaft, als die auf die practische Anwendung geleitet zu haben, daher er sich es auch häufig erlaubt, den Fortgang der Untersuchung durch Excurse zu unterbrechen, die bey einer methodischen Behandlung an ganz anderen Stellen ihren Platz finden müßten. Es ist aus diesem Grunde auch nicht möglich, eine genaue Darlegung des Inhalts zu geben, wenn man nicht dem Verf. Schritt vor Schritt folgen will. Was dagegen die Behandlungsweise sehr zu ihrem Vortheile auszeichnet, ist das Streben nach großer Strenge in den Beweisen, welches musterhaft genannt werden kann, wiewohl häufig eine unnöthige Breite in der Beweisführung vorherrscht.

Die erste Vorlesung umfaßt der Hauptsache nach die Elementararithmetik. Die Lehre von den Proportionen gründet der Verfasser auf Euclid's Definition von der Gleichheit der Verhältnisse, was bemerkenswerth ist, da er mancherley Anwendung davon macht, so z. B. (§. 7.) zum Beweise des Satzes, daß, wenn

$$\varphi x + \varphi y = \varphi(x + y) \text{ ist,}$$

auch $\varphi x : \varphi y = x : y$ seyn muß.

Den größten Theil dieser Vorlesung nimmt die Lehre von den Logarithmen ein, indem der Verf. sehr ausführlich zeigt, wie man Logarithmentafeln berechnen kann. Den Beschluß machen Anwendungen der Logarithmen auf Rentenberechnungen. Die zweyte Vorlesung behandelt die Entwicklung der logarithmischen und trigonometrischen Functionen. Wir heben hier besonders hervor den Beweis des binomischen Lehrsatzes für jeden Werth des Exponenten. An die Bemerkung, daß man die natürlichen Logarithmen auch hyperbolische nennt, knüpft der Verf. umständliche Betrachtungen über die Hyperbel §. 18 — 34. und geht dann erst zu den trigonometrischen Functionen über, die er aus geometrischen Betrachtungen ableitet. Dieser Abschnitt ist sehr reichhaltig, er enthält unter anderem die Entwicklung von $\sin xs$ und $\cos xs$ in verschiedenen Reihen, die Entwicklung des Bogens als Function des Sinus, die Zerlegung des Sinus und Cosinus vielfacher Bogen in Factoren, die Entwicklung der hyperbolischen Sinus und Cosinus in Reihen und Producten. Bey allen diesen Untersuchungen hat sich der Verf. die Beweisführung dadurch erschwert, daß er sich den Gebrauch der imaginären Größen untersagt hat. Er erklärt sich darüber in §. 107, indem er geradezu ausspricht, daß ein Satz, dessen Beweis nur mit Hülfe der unmöglichen Grö-

ßen geführt wird, wohl nie als streng mathematisch bewiesen angesehen werden kann, auch nennt er eine unmögliche Größe jeden analytischen Ausdruck, der in sich einen Widerspruch enthält. Die Bedeutung dieser Größen nach Gauß scheint er nicht gekannt zu haben. Bis zum Ende dieser Vorlesung zeigt er nur, wie man sich der imaginären Größen bey der Ausführung bedienen kann. Die dritte Vorlesung behandelt die ebene und sphärische Trigonometrie. Da die Berechnung der Sinus und Cosinus von der Länge des Kreisumfangs abhängt, so wird im Eingange gezeigt, wie man diesen auf elementarem Wege finden kann. Die vierte Vorlesung enthält die analytische allgemeine Elementargeometrie. Am Ende dieser Vorlesung findet man auch einen interessanten Beweis des Eulerschen Satzes über die Hauptaxen in einem festen Körper, so wie auch die Auflösung einer von Euler gegebenen Aufgabe über die Drehungsaxen eines festen Körpers. Der Anhang handelt von den Grenzen veränderlicher Größen. Er enthält außer allgemeineren Sätzen über die Grenzen der Functionen, auch noch Anwendungen auf die Entwicklung der cyklischen und hyperbolischen Functionen in Factoren, die Bernoullischen Zahlen und deren Anwendung auf die Summation reciproker Potenzen, die ersten Grundlagen der Differentialrechnung und den Taylorschen Lehrsatz.

Stern.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. S t ü c k .

D e n 28. F e b r u a r 1839.

L o n d o n .

An Attempt to develop the law of storms by means of facts, arranged according to place and time; and thence to point out a cause for the variable winds, with the view to practical use in navigation. Illustrated by charts and wood cuts. By Lieutenant Colonel W. Reid, C. B. (Of the Royal Engineers. 1838. 8. 431 Seiten. Atlas gr. Fol.

Unsere öffentliche Bibliothek verdankt dies Werk der Liberalität des Hn General Grafen von Al-ten, der das Eine der beiden ihm als seinem vor-mahligen Chef von dem Verfasser mitgetheilten Exemplare für dieselbe bestimmte. Der Verfasser sagt selbst S. 3, daß es nicht seine Absicht sey, eine Theorie aufzustellen, sondern nur Facta mit-zuthellen. Dies geschieht in 12 Kapiteln durch Nachrichten von Stürmen in den verschiedenen Brei-ten, zuerst der tropischen Region, und demnächst der veränderlichen Winde, mit Beyfügung der Angaben aus den Logbüchern der Schiffe. Das Werk ist daher nicht einer Critik, sondern nur

einer Anzeige fähig, da eine Beurtheilung nur practischen Seemännern überlassen werden kann, denen es sich durch seine actenmäßigen Berichte empfiehlt, so wie durch einen Reichthum von Karten und Holzschnitten.

Hn.

E r l a n g e n.

Bey Palm, 1838: Richard von St. Victor und Johannes Ruysbroek. Zur Geschichte der mystischen Theologie von Dr. J. G. B. Engelhardt. XIV u. 400 Seiten in 8.

Der Herr Verf. hat seit längerer Zeit einzelne interessante und schwierige Punkte aus einer Region der historischen Theologie, die sonst eben nicht sehr angebaut war, aus der Geschichte der christlichen Mystik, mit solchem Fleiß und Scharfsinne behandelt, ist so wiederholt in Programmen, Journalaufsätzen und auch selbständigen Schriften auf eben diesen Punkt zurück gekommen, daß man hoffen darf, er werde auch noch das Bedeutendere leisten, eine Geschichte der Mystik in der Kirche. Des verewigten Heintr. Schmid's Leistung für dieses Gebiet verdient wohl wieder aufgenommen, und vom Standpuncte der gegenwärtigen Forschung vervollständigt zu werden. In vorliegender Schrift hat der Verf. zwey Namen mit einander verbunden, die weiter nichts gemein haben, als daß sie eben Coryphäen der schon angedeuteten theologischen Richtung sind, so daß diese Combination am besten dadurch gerechtfertigt wird, wenn man darin einen Beytrag oder ein Vorstudium zur Geschichte der mystischen Theologie selbst erblickt.

In der Einleitung sucht der Verf. gewissermaßen eine Empfehlung seiner Materie dadurch

zu gewinnen, daß er sich auf das Vorkommen des mystischen Elements sogar in dem orthodoxen Lehrbegriffe der lutherischen Kirche beruft; jene unio mystica mit Gott, die jedesmahl als der Endpunct des Processus der Wiedergeburt geschildert wird, sey durchaus dasselbe, wie die Einigung mit Gott, auf welche die so genannte mittelalterliche Mystik, und so auch die von jenen beiden Coryphäen dieser Richtung repräsentierte, hinaus komme. So gern wir dies dem Verfasser nun auch einzuräumen bereit sind, weil ja in jeder religiösen, und so auch in jeder christlichen Gestaltung das mystische Element nicht fehlen kann, weil insbesondere die theologische Bildung Luthers bedeutend unter dem Einflusse jener populären aber gemüthreichen Mystik erwuchs, die gerade Ruysbroeck am schärfsten repräsentiert: so dürfte doch auch wieder eine ziemlich bedeutende Differenz zwischen der Mystik des lutherischen Lehrbegriffs und jener mittelalterlichen behauptet werden, wie sie besonders in St. Victor gepflegt ward. Schon darin kann man diese Differenz nachweisen, daß die Mystik des Lehrbegriffs sich mehr passiv verhält, während jene selbst activ zu der Einigung mit Gott sich hinauf zu arbeiten versucht. Letzterer Character ist durchaus unverkennbar, da der ganze Verlauf mystischer Entwicklung, wie er bey den Victorinern und noch schärfer bey Bonaventura geschildert wird, nur die Scala ist, auf welcher die Menschenseele zu Gott, sie also selbsthätig, aufsteigen soll; die mystischen Schriften erklären sich deshalb nur über die Stufen oder Stationen dieses Aufsteigens; das Ganze ist ein itinerarium der Menschenseele zu Gott; sie klimmt durch die niedern Grade hinauf, bis sie endlich zur vollen Contemplation gelangt. Schwerlich dürfte aber die Mystik des

Lehrbegriffß hiermit verglichen werden können. Will man auch nur nach der Analogie der ganzen Lehre von der Wiedergeburt schließen, so ist doch das active Moment dabey so wenig vorherrschend, es ist die Gnade dabey so sehr zuvorkommend und erregend, daß auch der Endpunct des ganzen Verlaufs die unio mystica offenbar den mehr passiven Character tragen muß. Auf eine andere Art läßt sich die Differenz so vorstellen, daß jene mittelalterliche, vorzüglich die Victorinische Mystik, einen entschieden theoretischen Character trägt, es besonders auf Einigung mit Gott im Wege und Behuf des Erkennens abgesehen hat. Es sind Dogmen, besonders die geheimnißvollen der Trinität, Transsubstantiation u. dgl., deren volle Erkenntniß als höchster Punct der mystischen Scala betrachtet wird; es ist die Contemplation, also überwiegend ein Act des Erkennens, auf den die mystische Erregung hinaus kommt. Schwerlich kann man an dieser Richtung den Neuplatonischen Ursprung verkennen; wenigstens scheint davon noch genug durch, um die theoretische Seite als besonders erheblich darzustellen, was aber nie von der unio mystica des Lehrbegriffß gesagt werden kann, deren Bedeutung nur überwiegend sittlich erscheint. Was hier als Einigung mit Gott gefordert wird, ist so durchaus nur Endpunct einer sittlichen Entwicklungsbreise, wobey das Erkennen, die Contemplation durchaus nicht in Betracht kommt, daß der Unterschied von jener Neuplatonischen Einigung scharf genug hervor tritt. Durch Aehnlichkeit oder Gleichheit der Ausdrücke darf man sich dabey nicht teuschen lassen; selbst die tändelnden und nicht selten unzarten von der bräutlichen Vereinigung der Menschenseele mit dem Heilande, können überall wiederkehren, meist aus dem

hohen Liede entlehnt, ohne daß die innere Differenz dadurch verdeckt würde.

Rückfichtlich Richards von St. Victor bezieht sich eine hauptsächlichliche Frage auf das Verhältniß der Mystik und Scholastik bey ihm, besonders da seine Schriften sich auf diesem doppelten Gebiete auszeichnen. Früher löste man das Auffallende dieser zwiefachen Richtung entweder so, daß man die Schrift *de trinitate*, die vorzugsweise den scholastischen Character trägt, für eine Jugendarbeit ausgab, oder ihr wohl gar die Authentie absprach. Der Hr Verf. sucht das Befremdende an dieser Erscheinung so zu tilgen, daß er die strenge Unterscheidung zwischen Mystiker und Scholastiker aufhebt. Nur indem man beide einander direct entgegen setzte, konnte man nicht leicht erklären, wie die scholastische Behandlungsweise der Theologie sich bey Mystikern, und die mystische sich bey Scholastikern finden könne, was doch der Fall ist. Der Verf. erklärt diesen Umstand für ganz natürlich, wenn man das Verhältniß bedenkt, welches zwischen den scholastischen und mystischen Theologen bestand, welche beide nicht in der Richtung auf das gemeinschaftliche Ziel, sondern nur darin verschieden waren, daß jeder sich auf einem andern Punkte des Weges befand. Die Mystik betrachtete sich selbst nur als eine höhere Entwicklung der theologischen Ansicht, so daß die Scholastik als das Untergeordnete ihr gleichsam vorauf gehe. Bey Richard z. B. reicht die vernünftige Betrachtung bis zur fünften Stufe der Contemplation; erst darüber hinaus geht der eigentliche Flug der mystischen Anschauung, aber auch auf jenen Stufen ist die scholastische Ansicht keineswegs ohne mystische Elemente, die Unterstützung durch den Zweck wird von dem scholastischen Theologen eben so gut ge-

fordert, als von dem mystischen, dieser gibt ja den Gebrauch der Vernunft durchaus nicht auf, sondern nur in den Regionen, wo dieselbe nicht mehr ausreicht, hielt er sich an die verheißene Wirkung der Gnade, die den Geist erleuchtete. So erklärt sich nach des Verfs Ansicht allerdings recht wohl, wie derselbe Mann mystisch = contemplativ und doch auch dialectisch = scholastisch zugleich verfahren könne. Die Scholastik ist gleichsam aufgenommen in den Gesamtverlauf des theologischen Verfahrens, dessen Endpunct die mystische Contemplation ist.

Gegen diese anscheinend so einfache und gefällige Lösung drängen sich aber doch bey genauerer Bekanntschaft mit Richard's Schriften noch namhafte Bedenken auf. Vergleicht man Aussprüche vom mystischen Standpuncte über die Leistung der scholastischen Methode, so wird sie mehrfach nicht bloß als niedere Stufe, sondern als völlig nichts leistend dargestellt. Das Mysterium der Trinität z. B. heißt nicht allein über die Vernunft, sondern auch schlechthin gegen dieselbe gehend (Benjamin major Lib. IV. cap. 18. p. 194. ed. Rothomagi; Benjamin minor c. 86. p. 145); das Verständniß dafür durch die Vernunft wird als schlechthin unmöglich abgewiesen. Und doch in der Schrift de trinitate erhält dieß Alles die schönste Lösung; da wird auch kein noch so geringer Zug an dem Dogma übrig gelassen, der nicht nach allen Regeln der Kunst seine Demonstration erhält. In dem scholastischen Verfahren fehlt nicht allein jedes Bewußtseyn davon, daß es hier noch etwa weitere Dunkelheiten zu lösen gäbe, sondern nach dem damaligen speculativen Bedürfniß war in der That alles geleistet. Die Behauptung von Richard's mystischem Standpuncte, daß jenes Dogma gegen die Ver-

nunft spreche, und dann doch das scholastische Verfahren, wobey alle Schwierigkeiten als gelöst erscheinen, schließen also immer noch einen Widerspruch in sich, der durch des Verfassers Auffassung bey Weitem nicht gelöst wird. Uns scheint nichts übrig zu bleiben, als das Eingeständniß, daß jene harmonische Vereinigung von Scholastik und Mystik, die bey Hugo von St. Victor so befriedigend hervor tritt, hier bey Richard allmählich schon wieder auseinander geht, und endlich bey Walthar von St. Victor zu voller Zwie tracht geworden ist, so daß dieser den offenen Kampf gegen die Scholastik, wie gegen alle verständige Auffassung der Dogmen auf eine ziemlich plumpe Weise beginnt. Auch bey dem spätern Bonaventura, wo wiederum Scholastik und Mystik zugleich vorkommen, dürfte die Auffassung des Verfs nicht völlig genügen, daß dessen scholastische Methode nur als ein niederer Punct in seiner theologischen Entwicklung gelten dürfe; uns scheint die scholastische Dialectik bey ihm sogar etwas Fremdes, und nur von Außen Angenommenes zu seyn, so daß sie gar nicht organisch in seinen Bildungsgang eingreift. Die scholastische Form kennt er allein im Commentare zum Lombarden, so daß er darin wohl nur der Forderung der Zeit sich fügt, wo er seiner eigenen Neigung folgt, überläßt er sich jedesmahl der mystischen Contemplation; nur so gelangt er zu eigener freyer Betrachtung. In den Fesseln des scholastischen Verfahrens fehlt ihm jedesmahl so gänzlich das eigentlich schaffende Talent, seine Dialectik ist so durchaus nur formell, daß wir die Beziehung der Scholastik und Mystik bey Weitem nicht so eng und organisch halten können, wie der Hr Verf. sie darstellt.

Rücksichtlich Richard's des Victoriners hat übr-

gens der Verf. dessen Verständniß und Bedeutung dadurch trefflich gehoben, daß er den umfassenden Ueberblick enthüllt, womit derselbe vom theologischen Standpuncte aus das gesammte Gebiet menschlicher Wissenschaft umfaßte. In der Entwicklung seines contemplativen Systems geht er vom psychologischen Standpuncte aus, scheidet die Seelenkräfte, stellt sie in ein richtiges Verhältniß gegen einander; und indem er nun für diese einzelnen Thätigkeiten die Gegenstände aufsucht, kommt er wirklich zu einer Wissenschaftslehre vom christlichen Standpuncte, wobey die einzelnen Disciplinen, Naturlehre, Politik, Rechtswissenschaft, Moral von der höchsten christlichen Betrachtungsweise durchdrungen werden.

Eine andere Stelle im Gebiete der Mystik nimmt der zweyte hier zugleich behandelte Name ein, Ruysbroek, anfangs Weltpriester, seit seinem 60 Jahre Mitglied der Stiftung für gemeinsames Leben in Grünthal, von wo bekanntlich ein so reges Streben über Kirche und Theologie ausging; Ruysbroek starb 1381 im 88sten Jahre. Der Verf. ist zu seinen vorliegenden Untersuchungen über ihn besonders durch Gersons Angriffe auf denselben veranlaßt; der Canzler der Pariser Universität hatte in dem dritten Buche der Schrift Ruysbroek vom Schmuße der geistlichen Hochzeit Ansichten über die Einigung der Menschenseele mit Gott durch die Contemplation gefunden, die offen auf ein pantheistisches Verschwimmen der eigenen Persönlichkeit in das Wesen Gottes, hinaus kamen. Eine Seele, so berichtet Gerson über diese Irrthümer, welche Gott vollkommen contempliert, sehe ihn nicht allein durch diejenige Klarheit, welche die göttliche Wesenheit ist, sondern sie selbst sey die göttliche Klarheit. Die Seele des Contemplierenden verliere sich in einem

solchen göttlichen, abgründigen Seyn, so daß sie von keiner Creatur mehr gefunden werden könne. Solche Behauptungen konnte der Canzler von Paris nur von einem keßerischen Standpuncte ableiten; ein Begharde, ein Bruder des freyen Geistes, oder eine ähnliche häretische Gestaltung schien ihm hinter dem offenen Pantheismus versteckt zu seyn. Um den Irrthum aber recht augenscheinlich zugleich als kirchlichen Ungehorsam bezüchtigen zu können, wendet Gerson auf ihn eine Decretale Benedicts XII. von 1336 an, welche das Wesen der Seligkeit beschreibt als ein Anschauen und Genießen Gottes, doch so, daß dieser immer nur Object unsers Genießens bleibt. Wenn nun, so schließt Gerson, in der Seligkeit nach dem Tode zwischen der genießenden Menschenseele und Gott immer noch Differenz bleibt, daß Gott das Object ist — wie viel weniger darf bey der untergeordneten Seeligkeit der mystischen Contemplation jenes pantheistische Einswerden gestattet seyn! Im Verlaufe des Streits als Ruysbroeck einen Bertheidiger an Johann von Schönhofen fand, ist Gerson zwar billig genug anzuerkennen, daß in anderen Schriften des Mannes dieselbe Sache völlig unverfänglich behandelt sey; dennoch aber müsse er auf Conformität auch des Ausdrucks mit den Schriften der bewährten Kirchenlehrer dringen, weil sonst die Orthodorie nicht bewahrt werden könne.

Bey der Untersuchung, wie weit Gersons Urtheil über Ruysbroeck gerecht sey oder nicht, kam es besonders darauf an, den möglichst authentischen Text seiner Schriften auszumitteln, weil so wohl Gerson, als auch noch wir, allein auf eine lateinische Uebersetzung der Ruysbroeckschen Schriften angewiesen sind, dagegen der niederdeutsche Text, wie er ihn schrieb, noch nicht aufgefunden

ist. Der Hr Verfasser benutzte von einigen der wichtigsten Schriften desselben hochdeutsche Uebersetzungen, welche die Centralbibliothek zu München aufbewahrt, und deren Vergleichung mit der lateinischen Uebersetzung des Surius wenigstens die Ueberzeugung gewährt, daß der Uebersetzer im Ganzen Ruysbroeck's Arbeit treu wieder gegeben, und nur in einzelnen Fällen ihn gemildert, oder mißverstanden habe. Eine Darstellung des Systems auf dem Grunde der lateinischen Bearbeitung, darf also als ziemlich zuverlässig betrachtet werden, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß die populäre, überwiegend practische Ansicht des Ruysbroeck in dem gemüthlichen Niederdeutsch sehr gewinnen muß, und schon das lateinische Gewand, das ihm angelegt wurde, dem inquirirenden Canzler der Universität Paris, leichter zu Ausstellungen Anlaß geben konnte.

Um Ruysbroeck desto sicherer vor dem Verdacht häretischer Sätze zu schützen, stellt der Verf. die Unterscheidung zwischen häretischen und kirchlichen Mystikern auf: letztere sollen (S. 2) das Eigenthümliche haben, daß jene Einigung mit Gott, die das Ziel aller Mystik ist, auf dem positiven Grunde der Glaubensartikel ruhe, daß alle von ihnen beschriebenen inneren Ereignisse auf das genaueste zusammen hängen mit der Lehre von der Dreyeinigkeit, mit der Menschwerdung Christi, mit der von Christo verheißenen Wirkung des heil. Geistes und mit dem Geheimnisse des Abendmahls, während bey den häretischen Mystikern in der Regel die Abstraction allein zu dem tiefsten Grunde der Seele, welcher ihrer Lehre zufolge nichts anders als Gott selbst ist, führt, die Vergottung vom Menschen selbst ausgeht, und die erwähnten positiven Lehren höchstens als Symbole derjenigen inneren Vorgänge gelten, welche

die Erreichung des letzten Ziels bedingen. — Dieser vom Verf. aufgestellte Unterschied ist uns nicht allein sehr unklar erschienen, sondern vermag auch wohl der Natur der Sache nach gar nicht durchgeführt werden zu können. Wenn unter verschiedenen Arten der Mystiker ein Unterschied aufgestellt werden soll, so wird der Character der einzelnen Abtheilungen doch wohl in demjenigen gefunden werden müssen, was sie zu Mystikern macht, und nicht in anderweitigen mehr zufälligen Erscheinungen: als letzteres muß aber das Halten an den kirchlichen Dogmen um so mehr gelten, da auch unter den häretischen Mystikern sehr viele sich keineswegs von den hergebrachten Dogmen selbst los machten, sondern nur von den andern als abgefallen verdammt wurden. Auch bey den Begharden, den Brüdern des freyen Geistes und dgl. ist mehrfach eine Behandlung des Dogmas der Trinität, des Sacraments, nicht zu verkennen, so daß das bloße Vorkommen derselben im Verlaufe ihrer Contemplation schwerlich als genügendes Criterium einer Classification angesehen werden darf. Auch wenn der Verf. das Urtheil des Ruysbroeck selbst hierüber anzuführen vermag, der gerade dieselbe Differenz aufstellt, so heißt dies immer nur die Sache von dem damaligen Standpuncte aus betrachten, wo gewiß das Prädicat des Kirchlichen eben so gesucht, als das des Häretischen geflohen wurde. Für eine wahrhaft wissenschaftliche Erfassung jener Gestalten dürfte diese Distinction eben so wenig präjudicierlich oder auch nur genügend seyn, als wenn man meint, historisch genügend die Gnosis der frühesten Jahrhunderte in kirchliche und häretische theilen zu können. Wo das Verfahren, die ganze theologische Operation, so überwiegend gleichartig ist, wird das Kennzeichen des Orthodoxen schwerlich

wissenschaftlich brauchbar seyn. Soll für die mittelalterliche Mystik eine Eintheilung gewonnen werden, so glauben wir, daß kaum eine andere sich durchführen lassen wird, als die oben aufgestellte: eine mehr passive Mystik, wobey die Einigung mit Gott als ein Herablassen der göttlichen Gnade, als Aufnahme der Menschenseele in die Nähe Gottes erscheint, der ganze Entwicklungsproceß also ein religiöser ist; und dann eine mehr active, die man eine theologische Mystik nennen möchte, weil sie die Contemplation, also eine theoretische Aufgabe, zu ihrem Wesen hat, und durchaus an den Neuplatonismus erinnert. Letztere steht der Scholastik gar nicht so fern, strebt mit ihr nach demselben Ziele, wird in den Resultaten vielleicht ziemlich übereinstimmen, so daß eine Verknüpfung derselben in einzelnen Männern nicht befremden darf. In Augustin wenigstens liegen die Fäden beider Richtungen so verknüpft, daß sie von hier aus durch die ganze Theologie des Abendlandes verfolgt werden können.

Die theologischen Ansichten der beiden Männer theilt der Verf. durch ziemlich ausführliche Auszüge aus ihren Schriften mit, und zwar so, daß bey Richard die Reihenfolge der wichtigsten Schriften selbst zu Grunde gelegt, dagegen bey dem minder an consequentes Denken gewöhnten Ruysbroek eine Realordnung nach den hauptsächlichsten theologischen Problemen befolgt wird. Die Auszüge sind für den mit solcher Literatur schon Vertrauten sehr fruchtbar und genügend: dagegen zweifeln wir an deren Zweckmäßigkeit für solche, die überhaupt erst in dergleichen theologische Erscheinungen eingeführt werden sollen; für sie wäre eine selbständige Analyse der Schriften durch den Verfasser, etwa mit Beyfügung der

hauptsächlichen Stellen des Autors, gewiß fruchtbarer. Was wir z. B. jedenfalls als das Hauptverdienst Richards in der Lehre von der Trinität anerkennen müssen, und weshalb die spätern Scholastiker wie Mystiker stäts wieder auf ihn zurück kommen, das Dringen auf die hypostatische Bedeutung der drey Personen, während die Früheren nahe daran sind, die Personen bloß noch als göttliche Eigenschaften zu behandeln, Macht, Weisheit, Güte, dergleichen leitende Gesichtspuncte, wie sie dem Bearbeiter aus der Bekanntschaft mit dem ganzen Systeme sich ergeben, bedürfen für den noch damit Unbekannten einer besondern Hervorhebung und Bezeichnung.

Unsern Wunsch, den Hn Verf. zu einer erschöpfenden Geschichte der mittelalterlichen Mystik entschlossen zu sehen, haben wir schon ausgesprochen: eben so wünschenswerth möchte aber auch noch erst eine Bearbeitung des Bonaventura in monographischer Form seyn. Zum bessern Verständniß der mittelalterlichen Theologie, namentlich der Scholastik möchten wir gleichfalls einen Wiederabdruck von dessen kleinern Schriften, dem brevilogium und dem centilogium für zeitgemäß erklären; jenes weiß die ganze scholastische Erudition, die bis dahin gefördert war, kurz zu verzeichnen, und speculativ zu begründen; dieses dagegen leistet dasselbe mehr referierend; gibt Definitionen, während jenes zugleich disputiert. In beiden hat man den gesammten scholastischen Schatz bey einander.

B e r l i n.

1837—1838. Von Graffs althochdeutschem Sprachschätze ist der dritte, die Tabialwörter enthaltende Theil fertig geworden. Wir freuen uns unverholen des rüstigen Fortschritts dieser bedeutenden, mit unsäglichem Fleiße und eifriger Ausdauer zu Stande gebrachten Arbeit, deren Werth lange Zeit, ehe sie durch eine vollkommnere ersetzt werden kann, hinhalten muß. Des Verfs jammernde Klagen über zu besorgendes Erblinden und Unterliegen vor der Vollendung des Werks, beginnen allmählich zu verstummen; da unsere Gesundheit und unser Leben in der Hand des Himmels gelegen sind, wer durfte ihm für sie Gewähr leisten? äußere Begünstigung, wie sie Unternehmungen auf diesem Felde selten zu Theil wird, ungestörte Muße und Sicherung der Ausföhrung, ist ihm in reichem Maße beschieden. Auch gegen unberufene Nacharbeiter und Tadler sieht er sich fast gedeckt, er kann seine alphabetische Heereskraft in Reih und Gliedern heran lassen rücken, und alle leichte Plänkeley aus dem Felde schlagen. Wir meinen damit nicht, daß in seinem Heere überall die untadelhafteste Ordnung walte, oder (um lieber das Gleichniß zu verlassen) wir glauben, daß manches auch an diesem Wörterbuche ausgestellt werden könne; solche Mängel werden ihm im Ganzen keinen großen Abbruch thun, und man muß sie gleichsam als Eigenthümlichkeiten des Verfassers mit in den Kauf nehmen.

Dahin gehört, bey der musterhaften sonst auf die Belegstellen gewandten Sorgfalt, daß einige Hauptquellen ganz ungenügend citiert sind, daher gar nicht nachgeschlagen werden können. Während die monseschen Glossen mit zu weit getrie-

bener Feinheit geschieden sind, und Dtfried außerordentlich genau angeführt erscheint (hätte es Hn Graff beliebt, seiner Ausgabe Dtfrieds ein Wortregister beuzufügen, wie bequem hätte er es nun, darauf zu verweisen); so muß der Leser das häufige Citat Bo. 5. wahrhaft verwünschen, welches nicht anders als bey dem Durchlesen des gesammten Notkerschen Boethius aufzufinden ist. Ferner sind alle und jede Eigennamen unbelegt geblieben; sie sind auch nicht reichlich genug eingesammelt, und es wird bald das Bedürfniß einer genaueren eigenen Sammlung dieser wichtigen Sprachquelle fühlbar werden, wobey die nachweisenden Citate nicht fehlen dürfen. Die Urkunden, aus welchen hier geschöpft wird, geben gewöhnlich ein sehr wünschenswerthes Jahrsdatum an die Hand. Wir behaupten, daß ein Drittel oder noch mehr der urkundlichen Eigennamen dem Graffischen Wörterbuche abgeht.

Dem freylich verführerischen Einflusse der vergleichenden Grammatik ist sichtlich zu viel nachgegeben worden. Wenn Bopps Lehren von Suna und Briddhi, von Schwächung des A in I, von dem Thema der Wörter &c. dem Verf. unbekannt geblieben wären, sein Werk würde darunter nicht eingebüßt, sondern gewonnen haben. Die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit jener scharfsinnigen Theorien, auch für das deutsche Sprachstudium, soll nicht im geringsten geleugnet seyn; es fragt sich bloß, ob es wohlgethan war, den selbst noch im Zunehmen begriffenen Entwicklungen und Vermittlungen zwischen Sanskrit, Zend und den übrigen europäischen Sprachen das Recht einzuräumen, jetzt schon einige Hauptgesetze und Erscheinungen des im Wörterbuche zu fixierenden althochdeutschen Idioms zu regeln? Bald werden diese Uebergänge zum Theil befestigter, zum Theil

ermäßigt seyn, und dann muß die vorzeitige unvollständige Niederlegung ihrer Ergebnisse in einem auf lange Dauer des Gebrauchs berechneten Wörterbuche stören und irren.

Hätte sich doch Hr Graff dafür die anziehende und lichtvolle Klarheit selbst der schwierigsten Combinationen, wie sie in Bopp's grammatischen Untersuchungen allenthalben hervor tritt, von diesem aneignen können. Er besitzt aber, wie es scheint, nicht die Gabe, in der Fülle und weiten Ausdehnung des ihm zu Gebote stehenden Materials Höhepunkte zu gewinnen. Er strebt immer, die gefundenen Regeln wieder in Ausnahmen untergehen zu lassen, d. h. den Ausnahmen gleiches Recht auf die Bildung der Sprachgesetze, wie den Regeln selbst zu verstaten. Den Beweis hierfür liefert seine Theorie der schwachen Declination, eine der unklarsten und unbefriedigendsten Erörterungen, die es auf dem ganzen Gebiete der altdeutschen Grammatik gibt. Aber auch das durchgreifendste Gesetz in der Geschichte der deutschen Sprache, die Lautverschiebung der stummen Consonanten, bemüht sich der Vf. durch eine Reihe von Ausnahmen zu untergraben. Rec., der die Lautverschiebung im J. 1822 in der Frische der ersten Entdeckung dem Publicum mittheilte, hat sie seitdem genauer und vollständiger begründen gelernt, und hofft in der endlich erscheinenden, ohne seine Schuld verzögerten, neuen Auflage des ersten Theils der Grammatik sie genügender, als bisher darzustellen. Es wird dabey hauptsächlich auf richtige Fassung der goth. und ahd. F und H ankommen, durch welche die Lautverhältnisse ins Stocken gerathen sind; aber auch das goth. TH und ahd. Z werden ins gehörige Licht treten.

Jac. Grimm.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 2. März 1839.

G ö t t i n g e n.

Verlag bey Dieterich: Geschichte des niedersächsischen Volkes, von dessen erstem Auftreten auf deutschem Boden bis zum Jahre 1180. — Eine von der Societät der Wissenschaften bey Gelegenheit der Säcularfeyer am 18. Sept. 1837 gekrönte Preisschrift, von Ad. F. H. Schumann, Dr, Bibl.-Secr. in Göttingen.

Es ist nur wenig, was ich bey Einführung dieser Arbeit ins Publicum noch zu sagen wüßte, indem die Vorrede das Meiste, was etwa noch zu erinnern wäre, bereits berührt. — Am meisten bedauert der Verf., daß er sich bey dem Plane, der ihm bey der Ausarbeitung vorgeschrieben war, nicht über einige Haupterscheinungen des frühern germanischen Volkslebens überhaupt so hat auslassen können, wie er es gern gethan hätte. — Dahin gehört namentlich der sich überall und allgemein findende Zusammenhang der Stände, des Wehrgelds und der davon abhängigen Art der Verfassung. — So wie man als Grundzug des staatlichen Zusammenhangs eines

germanischen Stammes das Gefolgewesen aufstellt, hat man zugleich damit gesagt: daß unausbleiblich dadurch innere Befehdungen folgen müssen, so lange, bis sich eine Monarchie hieraus entwickelt, die der mächtigste dux comitatus gründet. — Viele Gefolge neben einander können nur durch einen über ihnen stehenden Mächtigen in Frieden erhalten, und zu einer zusammen wirkenden Verfassung vereinigt werden. Diese Erfahrung findet allenthalben in der deutschen Geschichte ihre Belege, zuletzt, so weit die uralten Verhältnisse noch mit in Frage kommen, in der friesischen Geschichte. — Da wir nun bis Karl d. Gr. in Niedersachsen weder von einer Monarchie, noch von einzelnen innern Befehdungen von Häuptlingen hören, so möchte schon so das Gefolgewesen daselbst zweifelhaft werden; was von Witichind und dessen Gefolgen vorkommt, ist nur der Theorie derselben zu Gefallen erdacht; die Quellen haben nichts davon; nach letztern ist es nur der erwählte Heerführer einer Gegend; daß die übrigen freyen Sachsen zu ihm in einem andern Abhängigkeits-Verhältnisse gestanden hätten, wird nirgends gesagt. — Dazu kommt, daß man nicht wohl einsehen kann, wie auch nur in einem Theile des vorkarolingischen Sachsens diese ganz selbständigen Häuptlinge sich neben einander um eine gemeinschaftliche, sie alle beschränkende Verfassung bemüht haben sollten, da gerade eben aus jeder Zeit der Dynasten-Herrschaft das ungemessene Streben nach voller Unabhängigkeit charakteristisch ist.

Alles zwingt vielmehr, für die Sachsen die erste Stufe anzunehmen, welche ein Volk bey Staatenbildung erklimmt: die der Familienverbindungen, jedoch schon mit dem Vorschreiten, daß die zunächst wohnenden Familien in eine Ge-

sammtbürgschaft getreten waren (hier als Markverbindung sichtbar), welche aber nur die Sicherung des liegenden Eigenthums zum Zwecke hatte. — Bürgen für ein etwaiges zu forderndes Wehrgeld brauchten bey dieser Verfassung noch gar nicht hinzu zu kommen. — Denn einmahl ist eine Bestimmung deswegen nie Gegenstand eines Gesetzes a priori (eben so scheint uns ein Gesetz über Wehrgeld so bestimmt, weil wir es geschrieben sehen, — in praxi war aber um jeden einzelnen Fall noch Handeln und Vergleichen), sondern die Größe des Wehrgeldes bestimmt sich immer erst von selbst aus einer langen Praxis von geschlossenen Vergleichen, in welchen die Größe desselben nach der gewöhnlichsten Zahlungsfähigkeit, — d. h. hier nach der Größe des gewöhnlichsten Grundbesizes, — reguliert wird. — Da man nun ohne einen gewissen freyen Grundbesitz (ohne Zweifel als Minimum so viel als der eigene Werth austrug) durchaus nicht Mitglied einer Gesamtbürgschaft seyn konnte (denn so klug war man ohne Zweifel schon damahls, daß man keinen Gesellschaftsvertrag mit gleichen Rechten der Mitglieder einging, in welchen der Eine 1, der Andere 100 einwarf), so bedurfte es nun nicht der subsidiären Bürgschaft Anderer, welche dann später eintrat, wenn bey einer Tödtung der Fayda entsagt, und man über Wehrgeld überein gekommen war. — Man konnte von einem Schuldigen nicht mehr fordern, als das gewöhnliche Wehrgeld eines zur Gesamtbürgschaft Gehörigen betrug; so viel mußte aber wenigstens Jeder selbst in Liegendem haben, — subsidiäre Bürgschaft bey solcher Sicherheit wäre Thorheit gewesen.

Einer solchen einfachen Staatsverbindung müssen aber nothwendig eben so einfache Standes-

verhältnisse der sie Bildenden entsprechen; so wie das eine davon verwickelter wird, muß das andere um eben so viel zusammen gefeßter mit werden. — Um nicht von Adam zu beginnen, wo alle Menschen frey sind, sagen wir hier: die einfachsten Standesverhältnisse sind zwey sich gegenüber stehende große Classen, die der Freyen und der Unfreyen; entstehen in beiden noch weitere Unterabtheilungen, so sind diese entweder schon aus einer staatlichen Umwälzung entstanden, oder eine solche selbst wird folgeweise dadurch bedingt; jener einfache Primitivzustand ist ohne allen Zweifel der älteste. — Der Stand der freyen Gesolge sezt zuerst zwey Unterabtheilungen in der Classe der Freyen ein: die der Edeln und der gewöhnlichen Freyen; — sie können in germanischen Staaten nicht wohl anders entstehen; — erstere bilden die *Duces comitatum*, die gerade dieses erst werden können, wenn der ungleich werdende Grundbesiß ihnen eine unverhältnißmäßige Macht in die Hände gibt (einerley ob im Frieden oder im Kriege); letztere bilden die Gesolge selbst. — Hieraus folgt nothwendig ein ganz anderer Stand der Verfassung. — Das Wehrgeld dieser Edeln wird eben des nothwendigen Zusammenhanges zwischen dem Werthe der Person und dem ihres Grundbesißes wegen, um das 3 — 6 fache gegen das der Freyen erhöht; wie soll hierbey die alte Gesammtbürgschaft bestehen, wo jeder den höchsten Brücktesatz (d. h. das gewöhnliche Wehrgeld) in Grundstücken haben mußte, und der gerade nach dem gewöhnlichen Grundbesiß reguliert war? Die Edeln würden sich in eine solche ungleiche Bürgschaft nicht eingelassen haben, und doch bedurften sie ihrer! — Denn wenn einer von ihnen von einem weniger begüterten Freyen getödtet wäre, woher sollten

Jenes Hinterbliebenen das Wehrgeld eintreiben? — Denn jeder Freye hatte gewiß nicht auch das Wehrgeld des Edeln in Grundstücken; im entgegen gesetzten Falle würde er sich, des nothwendigen Zusammenhanges zwischen Macht und Grundbesitz wegen, dem Edeln gewiß nicht unterworfen haben! Eine solche Gesamtbürgschaft, wo bey ungleichen Ständen und ungleichem Grundbesitz nicht jeder eo ipso in dem Liegenden des Angesprochenen Bürgschaft für eine Forderung hat, — wir nehmen hier wieder den Fall eines Wehrgeldes — kann nur dann aufrecht erhalten werden, wenn wiederum in kleineren Specialabtheilungen sich wenigstens so viel gewöhnliche geringere Freye zusammen thun, als nöthig sind, um mit dem Grundeigenthume der Zusammengetretenen den höchsten Bruchteilsatz zu decken, — das Wehrgeld eines Edeln. — Bey einem vorkommenden Falle sind nun alle diese gleichfalls verbunden, in solidum für die Zahlung zu haften. — So folgt eine gegenseitige Bürgschaft wegen Wehrgeld erst als zweyte Stufe germanischer Volksverfassungen. Zuerst zwangen die Edeln zu einem solchen Zusammentreten, um selbst Sicherheit wegen der Zahlung des Wehrgeldes für ihren Stand zu haben; denn wenn nun ein Freyer, wegen einer Tödtung eines Edeln angeklagt, nicht vollständig zahlen konnte, so mußten für den Rest dessen congildones eintreten; dann aber war eine allgemeine gegenseitige Wehrgeldsbürgschaft Folge hiervon, da man sich schwerlich in diesem Punct nur auf einer Seite wird verbindlich gemacht haben. — Dieser Stand der Verfassung läßt sich am klarsten bey den Angelsachsen nachweisen, nicht minder jedoch auch bey den Franken. — In solche Specialbürgschaften, bestehend aus Solchen, welche nicht den höchsten Wehrgeldssatz in Grund-

stücken hatten, konnten später auch andere Freye aufgenommen werden, welche nicht einmahl bis zum Werthe eines gewöhnlichen Freyen angefessen waren, und hieraus entstanden zuerst die Gilden mit ihren ursprünglichsten Zwecken, wie wir bey Städteverfassung in dem Paragraph über Biergilden näher ausgeführt haben; denn die Zeit, wo lediglich Handel und Gewerbe dieses Institut ganz einnahmen, brach erst viel später an.

Weist also in Niedersachsen Alles darauf hin, keine freyen Gefolge anzunehmen nach Art der übrigen deutschen Stämme, so fällt zugleich, ganz dem Inhalte der Lex Saxonum gemäß, die Unterabtheilung in Edle und Freye; und dies wird außer den im Anfange angeführten Gründen noch wahrscheinlicher dadurch, daß, als man in Sachsen unter den Karolingern ein Gefolgewesen kennen lernte, und es, schon der Heereseinrichtung wegen, in den Ständen der Dynasten und der Ministerialen einzuführen genöthigt war, diese im Anfange nicht frey, sondern unfrey waren (*non melius fere jus quam litones habebant*) und daß man sich erst spät den Grundsätzen angeschlossen, welche in dieser Beziehung bey allen anderen germanischen Stämmen von Anfang an im Schwunge gewesen waren. — Das Kapitel über die Ministerialen, und zum Theil auch das über das Lehnrecht enthalten die Beweise dieser aufgestellten Behauptung.

Noch einmahl muß aber der Verf. über die Art und Weise seiner Bearbeitung ein rechtfertigendes Wort sagen. — Sie scheint ein Commentar zu seyn zu einem jedoch nicht speciell genannten Werke, indem in der Vorrede gesagt ist, daß nur das besprochen werden solle, worüber man mit der gewöhnlichen Ansicht nicht übereinstimme; wie soll diese nun bestimmt werden, und

woher soll man sich über diese Rathß erholen? Im Allgemeinen schwebten mir dabey drey Namen vor: Möser, der Vater und bey allen kleinen Fehlern der im Ganzen noch nicht übertroffene Meister für innere altdeutsche Geschichte (denn seine Einleitung gehört nicht der Osnabrückischen, sondern viel mehr der allgemeinen deutschen Geschichte an); Eichhorn und Jac. Grimm wegen seiner Rechtsalterthümer. Ich glaubte das, was diese Koryphäen bieten, um so mehr auslassen zu dürfen, da die Werke derselben ohne allen Zweifel Jedem zugänglich sind, der nur den Versuch macht, sich mit deutscher Geschichte zu beschäftigen.

Einigen Abschnitten scheint übrigens eine Ausführlichkeit zu Theil geworden zu seyn, die mit der Art der Bearbeitung im Allgemeinen so wenig, wie mit dem Inhalte anderer Kapitel in Uebereinstimmung steht, z. B. den Abschnitten über bäuerliche Verhältnisse, über Zehntgewohnheiten zc., wo noch dazu das Meiste gar nicht für die in Frage kommende Zeit, sondern häufig erst für eine viel spätere zu passen scheint. — Ich leugne nicht, daß dies theilweise absichtlich geschehen sey. — Unsere Zeit der Ablösungen wird nämlich eine Menge alter Rechtsverhältnisse und Rechtsgewohnheiten in 50 Jahren vollständiger und sicherer zur Antiquität machen, als solches die letzten 6 Jahrhunderte vermocht haben; erhalten sich nun solche alte Rechtsdata, — wovon das eigentliche Princip wohl schon viele hundert Jahre in Vergessenheit gesunken, — auch nicht mehr durch deren maschinenmäßige Ausübung im stäten Andenken, so sind sie sofort vergessen. — Darum scheint, es zu keiner Zeit angemessener wie gerade jetzt, solche Einzelheiten, die dem spätern Rechtshistoriker immer willkommener seyn

werden, verwahrlich niederzulegen; — es kann jedoch hierauf im Allgemeinen nur aufmerksam gemacht werden; was über das schnelle Vergessen alter Rechtsgewohnheiten gesagt ist, könnte ich hundertfach practisch belegen.

Eine Uebersicht, wie der Stoff im Einzelnen behandelt und eingetheilt ist, gibt das der Einleitung folgende Inhaltsverzeichnis, weshalb ich auch hier darüber mich jeder weitem Mittheilung enthalte. — Die beiden Steindrucktafeln sind nicht mit der Seite des Textes bezeichnet zu welcher sie gehören. — Es sind S. 115 für die Tafel, welche die Runeninschrift enthält, und S. 118 für die andere; beide gehören zum Kapitel des ersten Buchs, wo von der Mythologie und zwar vom Ost-Dienste in Sachsen die Rede ist. — Die Ausführung der Karten ist, was deren Aeußeres anlangt, hinter den Wünschen des Verf. zurück geblieben. — Da jedoch die Projection, so wie der Lauf der Flüsse, wornach sich äußere Grenzen regulieren, die Hauptsache ist, so wird man vielleicht geneigter seyn, von einer saubern Zeichnung des Profils zu abstrahieren.

Schaumann.

P a r i s.

Recherches historiques et statistiques sur la Corse. Par M. F. Robiquet, ancien ingénieur en chef des ponts et chaussées. 598 Seiten in gr. 8. — Mit einem Atlas in Fol. tableaux et planches.

Für die Abfassung dieses großartigen Werkes begnügte sich der Verf. nicht mit den archivalischen Nachrichten, über die er in Paris zu gebieten hatte. Um mit eigenen Augen Land und Bewohner von Corsica kennen zu lernen, unter:

nahm derselbe 1831 eine Reise nach der Insel, machte sich, um hinsichtlich des moralischen Standpunctes der Bevölkerung keinerley Teuschung zu unterliegen, mit den Acten der cour royale zu Bastia bekannt und durchlaß die amtlichen Berichte des Obersten der Gensdarmmerie von den Jahren 1821 bis 1823, so wie die von Seiten der Präfectur entworfene Uebersicht der in den Jahren 1832 und 1833 begangenen Verbrechen. — Das Werk zerfällt in vier große Abtheilungen. 1) La Corse ancienne (S. 1 — 25). 2) Physische Beschaffenheit der Insel, deren Geographie, Geologie, Mineralogie, Vegetabilien und Thierreich (S. 25 — 93). 3) Geschichte (S. 93 — 385). Es sey uns vergönnt, bey diesem leht genannten Abschnitte länger zu verweilen.

Nachdem der Verf. die verschiedenen Hypothesen über die Urbewohner Corsicas berührt hat, erzählt er von den Niederlassungen kleinasiatischer Auswanderer und deren Vertreibung durch Tyrhener und Carthager; dann wendet er sich zu der Zeit der römischen Herrschaft, berichtet die Besetzung der Insel durch Vandalen und Gothen, das traurige Loos ihrer Bewohner unter der Hoheit griechischer Kaiser, die Einfälle der Langobarden und die Kämpfe mit Arabern. Erst 1050 wurden letztere durch die Pisaner verjagt. Seitdem erblicken wir daselbst eine Menge kleiner Communen, Häuptlinge, die auf Felsenburgen hausen, Stammfehden wie in Schottland; es ist das geharnischte Mittelalter, welches sich allerdings unter corsischem Himmel glühender, stürmischer zeigt, als in Deutschland, wo die rasche Entwicklung des städtischen Lebens eingriff. Genueser und Pisaner ringen mit einander um den Besiß einzelner Küstenpuncte, bis sich den erstern nach und nach die Häuptlinge unterwerfen und

ihre Besitzungen als Lehen von Genua nehmen. Aber bald waltet die alte Anarchie wieder vor; Genuas Hoheit wird verworfen; es kämpfen unternehmende Männer für die Suprematie, bis das untere Volk für den Ehrgeiz seiner Großen nicht mehr bluten will und sich in der Mitte des 14. Jahrhunderts zum zweyten Mahle Genua unterwirft. Dann wiederum Abfall; die Insel ist getheilt; einzelne Communen streben nach republicanischer Freyheit, Stammhäupter nach Oberherrschaft; ein Theil der Bewohner fühlt sich zu Genua, ein Theil zu den über Sardinien gebietenden Arragonesen hingezogen. Der 1421 vom Könige Alphons V. fruchtlos begonnenen Belagerung von San Bonifacio, welche der Graf Platen (hauptsächlich nach Cynäus) in seinen 'Geschichten des Königreichs Neapel' mit unnachahmlicher Schönheit erzählt, ist hier nur kurze Erwähnung gethan. Die wiederkehrenden Empörungen in Genua, wo Fregosi und Adorni sich bekämpften, wirkten auch auf Corsica zurück. Es wurden Herrschaften auf Blut gegründet und gingen in Blut wieder unter. Noch war ein zu großes Kraftgefühl, ein zu entschiedener Unabhängigkeitsfinn unter den Gebirgslöhnen, als daß sie nicht lieber die Hütte mit dem Schwerte bewacht, als den Nacken unter eine Ruhe verheißende, aber Unterwerfung unter das Gesetz erheischende, Regierung gebeugt hätten. Endlich errang Genua den Besitz der Insel. Die durch den Uebertritt von Andrea Doria zum kaiserlichen Interesse erzeugte Feindschaft Frankreichs gegen Genua gereichte auch Corsica zum Verderben. Im Bunde mit der osmanischen Flotte unter Dragut ließ 1553 Heinrich II. Corsica angreifen. Auch das auf steilen Felsen gelegene San Bonifacio mußte sich nach einer nicht minder heldenmüthig-

gen Gegenwehr, wie gegen Alphons V., den Verbündeten ergeben. Die ganze Insel gehorchte dem später durch die Niederlage bey Gravelingen so berühmten Termez. Da rüstete sich der greise Doria. Agostino Spinola mit genuesischen, Lodrone mit deutschen Knechten durchstreiften die Insel; die alte Parteywuth erwachte, in Stadt und Dorf waren die Gemüther getrennt. Erst in Folge des Friedens von Chateau Cambresis räumten die Franzosen ihren Gegnern den Besiz der Insel.

Aber dieser war dadurch keine Ruhe gewährt; im Gebirge widersehten sich die Bauern der Härte der Beamten und der Bezahlung der Abgaben; an den Küsten landeten, trotz der zahlreichen Strandthürme, africanische Seeräuber; diejenigen Häuptlinge, welche unter Frankreich gegolten hatten, sahen sich zurück gesetzt und griffen zu den Waffen; viele derselben wurden gebannt, die andern ermüdeten nicht, die Communen gegen die Herrschaft Genuas aufzuwiegeln, überall stritt Sampiero an der Spitze der Unzufriedenen; erst mit seinem gewaltsamen Tode erfolgte die Unterwerfung. Jetzt trat in dem erschöpften Lande eine segensreiche Ruhe ein, die bis 1729 dauerte. Gemeinschaftlich mit corsischen Abgeordneten unterwarfen genuesische Commissarien die alten Geseze der Insel einer Revision. Auch jetzt noch blieben diese ungewöhnlich hart. Wer heimlich Salz einfuhrte, versiel dem Tode und verlor seine Güter; bey der Anschuldigung des Hochverraths mußte der Sohn bey Todesstrafe gegen den Vater Zeugniß ablegen; den verurtheilten Banditen durfte jeder erschlagen; war der Mörder selbst Bandit, so ward ihm dadurch Gnade zu Theil. Der Statthalter — immer ein Genuese von bedeutender Familie —, welcher die Administration,

das oberste Richteramt und die Militärgewalt in seiner Person vereinigte, wechselte alle achtzehn Monate. Ihm standen zwey Rechtserfahrene (vicarii) in der Justiz zur Seite. Nach Abgang des Statthalters erschienen zwey Syndici von Genua, um die Verwaltung seines Amtes zu untersuchen. Nur in den Städten Bastia, Ajaccio, Calvi und San Bonifacio wählte das Volk sich selbst seinen Richter (podesta). Streitigkeiten ihrer Vasallen schlichteten die größeren Lehensbesitzer selbst. Gewiß ist, daß die Administration weniger den Vortheil der Insel, als die Bereicherung der gebietenden Stadt vor Augen hatte, und der Stolz der hinsterbenden Republik das kräftige Volk beleidigte.

Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts mehrten sich die Zeichen der Unzufriedenheit mit der Regierung; es bedurfte nur eines zufälligen Umstandes, um das Volk in die Waffen zu rufen. Dieses geschah im September 1729. Zu spät glaubte Genua durch Erlaß von Abgaben die Erzhisten besänftigen zu können, welche sich unter Pompiliani sammelten. Als er in die Hände der Gegner fiel — man kennt sein späteres Schicksal nicht -- wählten 10,000 Gewaffnete in der Ebene von Biguglia in Colonna Giaccaldi und in Ludovico Giafferi zwey neue Oberhäupter. Mit Ausnahme weniger festen Plätze war die ganze Insel frey. Der Papst schlug die vom Volke ihm angebotene Souveränität aus. Spanien und Frankreich unterstützten die Aufgestandenen. Da beschloß Kaiser Karl VI. das bedrängte Genua nicht zu verlassen. 3800 Deutsche landeten 1731 unter Wachtendonks Anführung bey Bastia; aber die Hülfe genügte nicht; erst als der Prinz von Würtemberg mit 6000 Deutschen erschien und die Gegner schlug, nahmen diese die vom Kaiser

angebotene Vermittelung an. Zu Corte fanden die Conferenzen statt. Der Friede kam zu Stande und Genua gelobte Amnestie und treue Berücksichtigung der Wünsche des Volks. Aber schon 1734 brach der Kampf von neuem aus.

Wer kennt nicht jenen Theodor von Neuhof, der jetzt plötzlich mit der Königskrone auf dem Haupte in der corsischen Geschichte auftaucht? Als Page bey der Herzogin von Orleans aufgewachsen, trat er in den Dienst des unglücklichen Görz, der sich seiner in den Unterhandlungen mit Alberoni bediente, vertauschte seit dem Tode Karls XII. Schweden mit Spanien, erwarb hier ein Regiment, nahm in Paris an den tollen Speculationen von Law Theil, durchirrte dann als Glückritter die Welt, machte in Genua mit corsischen Unzufriedenen Bekanntschaft, borgte von einem livornejer Juden 4000 Fr., begab sich mit diesen nach Tunis und kaufte hier einen kleinen Borrath von Waffen, mit denen er in Corsica landete, wo er am 15. April 1756 zum Könige erkoren wurde. Vierundzwanzig reiche Gutsbesitzer bildeten seinen Staatsrath, ohne deren Gutheissen er über keinen Gegenstand von Bedeutung verfügen konnte. Grafen, Marchesen und Großwürdenträger wurden creiert, alle Genueser bey Todesstrafe von der Insel verbannt. Der Krieg wurde mit entsetzlicher Grausamkeit von beiden Seiten fortgeführt. Anfangs war der König glücklich; aber die von ihm verheißene Hülfe erschien nicht, der Handel lag darnieder, bey der Unmöglichkeit der Zufuhr drohte eine Hungersnoth. Als das Volk murrte, entwich der Schlaue nach Livorno. Noch dauerten die Kämpfe fort, und Corsica schien das Grab Genuas zu werden, dessen edelste Kräfte dort erstarben. Da beschloß Frankreich einzuschreiten, damit die Insel nicht

die Beute eines mächtigen Nachbarn werde. Im Februar 1738 landeten 3000 Franzosen; bald darauf kehrte auch König Theodor mit drey Schiffen und vielem Gelde von Amsterdam dahin zurück, um bald darauf wieder zu verschwinden und im Schuldthurme zu London 1756 zu enden. Als Frankreich auf den Grund des vom Kaiser 1733 stipulierten Vertrages den Frieden der Insulaner mit Genua wieder herstellen wollte, wandten sich die Corsen gegen diese Vermittler, siegten unter Giasteri und dem älteren Paoli. Die Verstärkungen, welche der französische Befehlshaber Boissieux erhielt, genügten nicht, sich einem Volke zu widersetzen, welches in der Unterwerfung unter Genua nur seine Vernichtung sah. Als Boissieux in Bastia starb, ersetzte ihn Maillebois, der mit frischen Streitkräften erschien. Aber der Ausbruch des Krieges mit dem Kaiser zwang Frankreich, den neu ernannten Marschall zurück zu rufen und Genua sah sich wiederum ohne Hülfe im Kampfe mit den Abgefallenen; nur zu gewissen Zeiten und in gewissen Districten der Insel galt sein Ansehn. In Folge des europäischen Krieges schickte Frankreich Unterstützung für Genua, Oestreich und England für die Insurgenten, bis der Friede von Aachen diese Theilnahme aufhob.

Seitdem stand der 22jährige Pascal Paoli an der Spitze des Widerstandes. Lange stritt er mit Muth und Glück gegen Genua und Frankreich. Als die Heere der letzt genannten Macht ihn überwältigten, die Communen im Gebirge abfielen, die Städte und Schlösser erstürmt waren, verließ er trauernd die Heimath und schiffte sich nach Livorno ein. Ganz Corsica war den Franzosen unterworfen; eine allgemeine Entwaffnung des Volks schien jedem abermahligen Aufstande vorzubeugen.

Also kam die Insel unter die Hoheit Frankreichs; eine städtische Verfassung wurde gegeben, die Abgaben verringert und gleichmäßiger als vorher vertheilt, und bey der ersten Versammlung der Stände (15. September 1770) schwuren die Abgeordneten bey dem Evangelium, dem französischen Könige treu und gewärtig zu seyn. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution ging der Antrag der corsischen Deputierten durch, daß ihre Insel fortan als integrierender Theil Frankreichs gelten solle. Daß auch hier bey dem Fortgange der Revolution Gräuelszenen sich ereigneten, konnte nicht fehlen. Von England kehrte Paoli über Paris in seine Heimath zurück; er zuerst sah in dem jungen Napoleon Buonaparte den Mann des Jahrhunderts. Paoli wurde von seinen Landsleuten zum Präsidenten der Ständeversammlung ernannt. Der Beschluß der constituierenden Versammlung hinsichtlich der Stellung Frankreichs zur röm. Kirche, weckte in Corsica Widerstand. Als nun Paoli zugleich mit Pozzo di Borgo des Mangels an Eifer für die Revolution von Lucian Buonaparte bey dem Clubb in Marseille angeklagt wurde, berief ersterer einen Landtag nach Corte, ermahnnte zur Widerseßlichkeit gegen die französischen Commissarien und wurde dafür des Schutzes der Geseze beraubt. Von vielen seiner bisherigen Anhänger verlassen, bat er bey Hood, dem englischen Admiral im Mittelmeer, um Beystand. Fünf englische Regimenter landeten 1794. Bastia capitulierte, ganz Corsica unterwarf sich, die an Frankreich hängenden Familien wanderten aus. Die von Paoli berufenen Stände arbeiteten eine neue Verfassung aus, die im Namen Georgs III. von Elliot angenommen wurde, welcher letztere als Vicekönig der Regierung der Insel vorstand. Aber Verschiedenheit der Sprache,

der Religion, der innersten Eigenthümlichkeit beider Völker, ließ zwischen Corsen und Engländern ein gutes Vernehmen nicht lange bestehen. Daß Paoli durch die englische Regierung aus seiner Heimath entfernt wurde, stillte die Unzufriedenheit nicht. England und Frankreich wurden Paratyruf der erbitterten Häuptlinge. Daß ein Corse für Frankreich die Siege in Italien erfocht, erleichterte die Unterwerfung der Insel unter die junge Republik, welche erstere durch das tollkühne Unternehmen Murats die letzte große Erschütterung erlitt.

Die vierte Abtheilung (S. 385 bis zum Schlusse) beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen Zustande Corsicas. Noch ist die Insel arm an Fabriken. Im Gebirge kennt man nur freye Grundstücke, deren Besitzer sich eines behaglichen Lebens erfreuen könnten, wenn die Beweglichkeit ihres Geistes solches zuließe. Jede Kränkung reizt zur Selbststrache, die mehr befriedigt als der Spruch des Gerichts. Mord ist daselbst noch jetzt etwas Gewöhnliches. Die meisten größeren Familien bilden unter sich eine abgeschlossene Genossenschaft, die jedes einem ihrer Mitglieder widerfahrne Unrecht zu ahnden bereit ist. Häufig führt eine einzige unerhebliche Beleidigung mehrere Todschläge von beiden Seiten herbey, weil, wie bey den Arabern, Blut nur durch Blut gesühnt werden kann. Weil nur Gewalt und Kraft entscheiden, gilt die Frau hier weniger als auf dem europäischen Continente. Die Geistlichkeit erfreut sich ungeschmälert des alten Ansehns; in dem Arrondissement von Calvi, welcher ungefähr 20,000 Seelen enthält, zählte man 1824 235 Priester.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 4. März 1839.

S t . P e t e r s b u r g .

Bey der Kaiserlichen Academie der Wissenschaften. Bericht an Se Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. 138 Seiten. 1838. 8.

Nichts kann mehr die erstaunenswerthen Fortschritte, welche die Civilisation in dem großen russischen Reiche während der letzten Jahrzehnde gemacht hat, beweisen, als vorliegender Bericht, von dem es im Eingange heißt: Im Original von Sr Majestät dem Kaiser eigenhändig signiert: 'mit Vergnügen gelesen'. Es könnte der Fall seyn, daß in einem Lande noch so günstige Rechenenschaft abgelegt würde über den Stand des Ackerbaues und der Gewerbe, des Handels und der Schiffahrt, und daß doch in seinem Innern tiefe Barbarey herrschte, wenn nicht zugleich die Quellen des geistigen Lebens gepflegt und für die Volksbildung im Einzelnen und Ganzen gesorgt würde. Wo jedoch, wie hier, klar und offen die allseitigen Bemühungen um Unterricht und Erziehung dargelegt werden, da kann kein Zweifel

über die erleuchteten und hochsinnigen Absichten der Regierung, so wie über die Aussicht auf glücklichen Erfolg obwalten.

Diese Darstellung beginnt mit den allgemeinen Verfügungen über Organisation, Besichtigung, Prüfung der Lehranstalten (hier ist auch S. 15 — 17 Meldung gethan von den dem Prof. Jacobi übertragenen Untersuchungen über die Anwendung des Electro-Magnetismus statt der Dampfkraft). — S. 18 wird gezeigt, daß jetzt in Rußland auf 45 Einwohner ein Unterricht genießender komme und hinzu gefügt: 'Solchergestalt nimmt unser Vaterland, ungeachtet der geringen Bevölkerung bedeutender Landstrecken, welche der Gründung von Schulen im Wege steht, und des nomadischen Lebens vieler Volksstämme, in Beziehung auf welche erst die feste Ansiedelung der Bildung voraus gehen muß, auch in dem statistischen Verhältniß des Volkes zur Masse der Volksbildung nicht den letzten Rang unter den europäischen Mächten ein'.

Dann folgen Verfügungen in Bezug auf einzelne Abtheilungen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts und zwar nach der Folge der Lehrbezirke (des St. Petersburgischen, des Moskauischen, des Charkowschen, des Kasanischen, des Dorpatischen, des Kiewschen, des Weißrussischen, des Odessaschen, der Schulen jenseit des Kaukasus, der Sibirischen Schulen) und der Institute (des pädagogischen Hauptinstituts, der Unterrichtsertheilung in Privathäusern, der Academie der Wissenschaften, der Haupt-Sternwarte, der Russischen Academie, der öffentlichen kaiserlichen und Gouvernements-Bibliotheken, der gelehrten Gesellschaften). Hier wird im Einzelnen der Bestand des Lehrerpersonals, der Lehrmittel, der Localitäten, der Berufung von Professoren, der auf Regierungskosten unternommenen wissenschafts-

lichen Reisen, der milden Stiftungen, Stipendien und Aehnliches genau und im Einzelnen aufgeführt. Zuletzt kommt die Einrichtung der Ober=Censur=Verwaltung, die Verfassung und der Geschäftskreis des Departements des öffentlichen Unterrichts, so wie der Kanzley des Ministers, nebst einem Rückblicke auf die Gesamttthätigkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in den letzten fünf Jahren. (Hier heißt es unter Anderem (S. 121) 'Alle Schulen, von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe, in welchem Theile des Reiches sie sich auch befinden mögen, sind so wohl dem Geiste, als auch den Formen des Unterrichts nach erneuert; alle Stände streben der Wohlthaten einer Erziehung theilhaftig zu werden, welche die Vortheile der allgemein verbreiteten Bildung mit den besonderen Bedürfnissen unseres Nationallebens zu vereinigen weiß'. 'Ohne irgend etwas von den Vortheilen der uns erblich überlieferten europäischen Bildung zu verlieren, halten wir uns von ihren Verirrungen fern und sind ihren Verführungen weniger zugänglich').

Aus Allem geht hervor, daß bey den hohen Behörden Rußlands die Ueberzeugung lebendig ist, auch die Einsicht sey eine Macht der Völker. Man kann getrost hinzu setzen, daß die Einsicht es sey, welche die Völker versöhnt und vereinigt.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Recherches historiques et statistiques sur la Corse.* Par M. F. Robiquet.

Die Zahl der begangenen Verbrechen ist im Verhältniß zu Frankreich ungewöhnlich groß. Alle Wachsamkeit der französischen Gensdarmen

hat die Zahl der Banditen nur verringern, Feinesweges vertilgen können. Das Local begünstigt die Verwegenen nicht minder als der Schutz, welchen die Gebirgsbewohner den Verfolgten angedeihen lassen. S. 410 ff. befindet sich eine lesenswerthe Aufzählung der ganz jüngst von ihnen begangenen Verbrechen, aus denen sich die gefährliche Stellung der Policybeamten auf der Insel ergibt. Jünglinge, welche sich der Conscription entziehen, verfolgte oder entwischte Verbrecher rotten sich in den Felsenthälern zusammen und trohen mit unglaublicher Verwegenheit den Angriffen der königlichen Diener.

Nachdem sich der Verf. über Sitten, Tracht, Gebräuche, namentlich der Landbewohner, ausgelassen hat, geht er zu der Volkszahl über, die er auf etwa 195,000 Seelen angibt, während sie vor 70 Jahren nur 119000 betrug, und gibt uns hierauf eine Beschreibung der Städte. Daran schließt sich eine Uebersicht der Erzeugnisse des Bodens. Wie in einzelnen Gegenden Deutschlands Schaaren von Tagelöhnern zu gewissen Zeiten in nähere oder fernere Landschaften ziehen, sey es, um beym Schneiden des Getreides hülfreiche Hand zu leisten, oder sich mit dem Torfstechen zu beschäftigen, so stellen sich mit der Mitte des Novembers thätige Männer aus Parma und Lucca in großer Zahl in Corsica ein, wo selbst sie bis zur Mitte des April bleiben, um Ländereyen urbar zu machen, Säune und Gräben zu ziehen und in den Weinbergen zu arbeiten: stille, friedliche Menschen, die sich mit schmalen Lohn und magerer Polenta für ihre harte Arbeit begnügen. Diese Fremden, etwa 1600 an der Zahl, führen jährlich 166,000 Fr. baares Geld aus dem Lande. Was übrigens vorzugsweise dazu beyträgt, die Ausbildung des Ackerbaues in Corsica zu hemmen, ist ein Mangel der Mangel

an öffentlicher Sicherheit, sodann die unverhältnißmäßig große Zahl von Grundstücken, welche Gemeingut sind. — Der Haupthandel der Insel wird von Bastia mit Marseille geführt. Den Werth der in den Jahren 1821 — 1827 von Frankreich eingeführten Waaren schlägt der Verf. auf nahe an 3 Millionen Fr. an, während der Werth der in dem nämlichen Zeitraume bewerkstelligten Ausfuhr (rohe Corallen, Bauholz, Citronen, Drangen, Wein) um mehr als zwey Drittheile sich geringer zeigt. Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit erfordert, lediglich für die Gensdarmmerie und ein ihr zugegebenes Bataillon corsischer Voltigeurs, nicht weniger als 634,111 Fr.

Diesem, wie sich theilweise aus den obigen Mittheilungen ergibt, durchweg mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werke hat der Verf. ein starkes Heft in groß Folio beygegeben, welches außer einigen Karten (Corsica nach den Angaben des Ptolemäus, nach einer Zeichnung von 1402, in Hinsicht auf Geologie), ein alphabetisches Verzeichniß der genau ermittelten Höhen der Insel, der auf derselben angetroffenen Mineralien und mineralischen Wasser, der auf dem Hochgebirge befindlichen Seen, der von 1775 bis 1779 zu Bastia und von 1809 bis 1813 zu Ajaccio gemachten Beobachtungen über die Temperatur, der Zahl von Verurtheilungen, welche von den Gerichtshöfen hinsichtlich der Individuen der verschiedenen Bezirke ausgegangen sind &c. enthält.

Hav.

Dresden und Leipzig.

(Arnoldsche Buchhandlung). C. A. Böttiger's kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt und herausgegeben von Julius Sillig. Er-

ster Band, mit sechs Kupfertafeln. 8. LXX u. 405 Seiten. 1837.

Die vorliegende Sammlung fängt gewiß an den Wunsch vieler zu erfüllen, denn wenige andere Schriftsteller haben so viele zerstreute und doch werthvolle Schriften für die Archäologie geliefert, als der verewigte Böttiger. Er selber trug sich lange mit der Hoffnung, eine solche Sammlung zu veranstalten; hatte sie aber, wie wir aus der Vorrede ersehen, aufgegeben, und sie dem Herausgeber überlassen. Mit wahrer Pietät hat dieser den ihm gegebenen Auftrag erfüllt, indem er bloß wissenschaftliche Aufsätze in die Sammlung aufnahm. Der vorliegende erste Band enthält folgende Stücke, mit stäter Nachweisung wo sie zu finden sind, in drey Abtheilungen: I. Zur Mythologie der Griechen und Römer, neun Aufsätze. 1) Pallas Musica und Apollo der Marsyasstödtter. 2) Ilithyia oder die Hecate. 3) Die heilbringenden Götter. 4) Der Aesculapßdienst auf der Tiberinsel. 5) Uelteste Spuren der Wolfswuth in der griechischen Mythologie. 6) Groß und Anteros. 7) Cyclophen und Arimaspen; Sitte der Alten sich den Körper zu mahlen und zu punctieren. 8) Die Jungferprobe in der Drachenhöhle zu Laconia. 9) Ueber die Kaledonen.

II. Zum Bühnenwesen der Griechen und Römer. 1) Die Furienmaske im Trauerspiel, und auf den Bildnissen der Griechen. 2) Das Schwert der tragischen Muse. 3) Tragische Masken und Tempel der Alten. 4) Ueber die Sclaventracht der fabula palliata (ungedruckt). 5) Waren die Frauen in Athen Zuschauerinnen bey den dramatischen Vorstellungen? 6) Der Händezoll der dramatischen Muse bezahlt. Zugabe über die Aufführung des Ion auf dem Hoftheater zu Weimar, nebst Vorbemerkung des Herausgebers.

III. Antiquarische Scherze. 1) Ueber das Bauzener Backwerk. 2) Der vergötterte Filstriertopf. 3) Der den Jupiter tragende Hercules. Als Anhang: antiquarische Analecten. Erste Sammlung, 33 an der Zahl.

Über ein nicht geringes Verdienst hat sich der Herausgeber so wohl um die Literatur, als um seinen verewigten Freund erworben durch das dem Bande vorgesezte Verzeichniß von G. A. Böttiger's Schriften. Der Verf. hat hier nach möglichster Vollständigkeit nicht bloß der größeren sondern auch der kleinern Schriften und Aufsätze gestrebt, und wenn wir hinzu sehen, daß die bloßen Titel derselben 56 Seiten füllen, wird man das Verdienst desselben zu schätzen wissen, die, wenn auch manche derselben bereits sich verloreu haben mögen, doch im Ganzen einen treffenden Beweis der Vielseitigkeit und der unermüdeten Thätigkeit ihres Verfs geben.

Hn.

Leipzig und Riga.

(Bey Franzen). Lehrbuch der Russischen Literatur von Dr Friedrich Otto, Lector an der Kön. Friedrich Alexand. Universität zu Erlangen. 1837. X u. 311 Seiten in 8.

Das vorliegende Lehrbuch ist zwar nach der eigenen Angabe des Verfs meist aus der im J. 1822 in Petersburg erschienenen 'kurzen Gesch. der Russischen Literatur des Staatsraths Nicol. v. Gretsch' geschöpft; es ist aber dennoch eine wünschenswerthe Erscheinung, da jenes Werk in Russischer Sprache geschrieben, schon deshalb in Deutschland wenig Eingang finden konnte, und es an einem andern gänzlich fehlte. Noch mehr aber machen es die Zeitumstände zum Bedürfniß. Eine neue Literatur blüht in Europa auf, die binnen kurzem so viele und so reife Früchte verspricht, daß sie in Verbindung mit so vielen gün-

stigen Verhältnissen nicht länger wird unbemerkt bleiben dürfen. Freylich legt die Unbekanntschaft mit der Sprache ein großes Hinderniß in den Weg. Aber diese Sprache ist als Hauptzweig des Slavischen Stammes eine der großen Weltsprachen, und wird immer mehr zu den unentbehrlichsten gehören, je größer die Fortschritte der Nation in ihrer Bildung sind. Es wird nur noch einiger, von der Nation selber als classisch anerkannten Dichter und Schriftsteller bedürfen, um sie das erwünschte Ziel erreichen zu lassen. Welchen Character sie alsdann annehmen wird, wasgen wir zwar nicht im voraus zu bestimmen, indeß glauben wir doch es als einen günstigen Umstand betrachten zu können, daß neben der französischen auch die deutsche Literatur einen so großen Eingang gefunden hat, daß sie dadurch vor zu einseitiger Nachahmung, die fast zu fürchten war, kräftig geschützt bleiben wird.

Der Verf. hat sein Buch sehr zweckmäßig in zwey Theile getheilt. Der erste enthält eine kurze Geschichte der Russischen Literatur, und der darauf Bezug habenden Institute in zwey Kapiteln, in dem ersten von der Gründung des Reichs bis auf die Regierung Peters d. Gr., von der Mitte des 9ten bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts; dem zweyten von der Regierung Peters d. Gr. bis auf unsere Zeit, jeden in drey Abtheilungen in chronologischer Ordnung. Der zweyte Theil, Russisches Schriftsteller-Vericon, gibt nach einer Uebersicht der verschiedenen Zweige der Russischen Literatur Biographien der Russ. Schriftsteller in alphabetischer Folge, ihre Schicksale und ihre Schriften, nach dem Vorbilde von Meusel, nur daß, was hier auf 200 Seiten abgemacht werden konnte, bey Meusel und seinen Fortsetzern gegen 20 Bände erfordert.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. S t ü c k.

Den 7. März 1839.

G ö t t i n g e n.

Aus einer der Königl. Societät der Wissenschaften unter dem 25. Februar übergebenen Notiz des Professor Wöhler, über eine neue Oxydationsstufe des Silbers, theilen wir im Folgenden den Hauptinhalt mit.

Bei Untersuchungen über die Zusammensetzungswiese der Honigsteinsäure machte der Prof. W. die Beobachtung, daß das Silbersalz dieser Säure, bey 100 Grad der Einwirkung von reinem Wasserstoffgas ausgefetzt, seine weiße Farbe sehr rasch in eine schwarze umänderte und dadurch mit einer intensiv braungelben Farbe in Wasser löslich wurde. Dabey wurde etwas Wasser gebildet und das Salz erlitt einen Gewichtsverlust, welcher dem halben Sauerstoffgehalte des Oxyds entsprach. Die braune Auflösung des veränderten Salzes war stark sauer und setzte nach kurzer Zeit einen Spiegel von metallischem Silber ab, indem sie sich entfärbte und hierauf das gewöhnliche farblose Silbersalz in der freyen Säure aufgelöst erhielt.

Dieses Verhalten deutete mit großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß bey der Einwirkung des Wasserstoffgases auf das Silberoxydsalz dieses zu Drydulsalz reducirt worden sey, eine Vermuthung, die sich durch Untersuchung des Verhaltens noch anderer Silbersalze vollkommen bestätigt hat, und wodurch die Existenz eines Silberoxyduls, = Ag^2O , mit Bestimmtheit nachgewiesen worden ist. Die meisten Silbersalze, namentlich die mit organischen Säuren, scheinen sich analog zu verhalten, und es dürfte die Kenntniß dieses Verhaltens auch in so fern von Interesse seyn, als es vielleicht in manchen Fällen bey Bestimmung des Wasserverlustes, den organische Substanzen in Verbindung mit Silberoxyd erleiden, in Betracht kommen könnte.

Unter den übrigen vom Verf. versuchten Silbersalzen zeigt sich die Veränderung am deutlichsten bey dem citronensauren Silberoxyd. Bey 100° einem Strome von getrocknetem Wasserstoffgas ausgesetzt, wird es sehr rasch durch seine ganze Masse hindurch dunkelbraun. Es ist nun ein Gemenge von citronensaurem Drydulsalz und freyer Citronensäure. Von zwey Atomgewichten Drydulsalz geht die Hälfte des Sauerstoffs vom Silberoxyd als Wasser weg, es bildet sich Ag^2O , welches mit der einen Hälfte der Säure verbunden bleibt, während die andere frey wird. Wasser zieht die freye Säure aus, und so bald diese entfernt ist, löst sich das Drydulsalz mit tiefer Portweinfarbe in dem reinen Wasser auf. In trockenem Zustande erhitzt, zersetzt sich das braune Drydulsalz unter viel schwächerer Verpuffung als das weiße Drydulsalz, mit Hinterlassung von 76 Procent metallischem Silber, was die Menge ist, die nach der Formel $\text{Ag}^2\text{O} + \text{C}^4\text{H}^4\text{O}^4$ zurück bleiben muß.

Wird die rothe Auflösung des Drydsalzes gekocht, so wird sie unter schwacher Gasentwicklung allmählich zersezt, sie nimmt eine eigenthümliche, gelblich grün und blau schillernde Farbe an, sezt später metallisches Silber ab und wird farblos. In Ammoniak löst sich das braune Drydsalz mit einer ebenfalls sehr intensiven rothgelben Farbe auf. Beym Erhizen erleidet die Auflösung eine ähnliche Zersezung wie die vorher gehende. Zuweilen bekleiden sich dabey die Wände des Gefäßes mit einem glänzenden, fast vollkommen goldfarbenen, metallischen Ueberzuge, der, wie fein vertheiltes Gold, mit tief grüner Farbe durchscheinend ist. Beym Erhizen wird diese Substanz in weißes metallisches Silber verwandelt.

Aus der rothen Auflösung des Silberoxydsalzes fällt Kali, unter Entfärbung derselben, ein schwarzes, schweres Pulver. Man erhält es auch durch unmittelbare Zersezung des trocknen Salzes mit Kalilösung. Es bleibt nach dem Trocknen schwarz, nimmt durch Druck vollkommenen, dunkeln Metallglanz an, und wird bey dem Erhizen, unter Entwicklung von Sauerstoffgas, zu weißem Silber. Es scheint das reine Drydul zu seyn. Indessen könnte es eben so gut als ein inniges Gemenge von Silberoxyd und metallischem Silber betrachtet werden. Weber seine Analyse, noch sein Verhalten entscheiden darüber. Denn ein aus Silberoxydul entstandenes Gemenge der Art muß natürlicherweise bey der Analyse dieselbe Sauerstoff- und Silbermenge geben, wie eine gleiche Menge von wirklichem Silberoxydul. Von Säuren aber wird es in Metall und in Drydsalz zerlegt; eben so von Ammoniak. Von Chlornwasserstoffsäure wird es in eine braune Substanz verwandelt, die entweder das dem Drydul

proportionale Chlorür, oder ebenfalls nur ein Gemenge von Silber und gewöhnlichem Chlorsilber ist. Man erhält sie auch durch Fällung der rothen Auflösung des citronensauren Drydulsalzes mit Salzsäure. Durch Druck nimmt es Metallglanz an. Bis zu der Temperatur erhitzt, wo bey Chlorsilber schmilzt, sintert es nur zusammen, und ist alsdann jedenfalls ein Gemenge von Silber mit gewöhnlichem Chlorur geworden. Mit Ammoniak, und selbst mit einer concentrirten Salmiaklösung, zerfällt es in sich auflösendes Chlorsilber und in zurück bleibendes Metall.

Dralsäures Silberoxyd, bey 100° der Einwirkung von Wasserstoffgas ausgesetzt, wird hell bräunlich gelb; aber die Zersetzung scheint bey dieser Temperatur nur partiell zu bleiben. Bey 140° wurde es braun, gleich darauf aber entstand eine sehr heftige Explosion. Bernsteinsäures Silberoxyd wurde bey 100° in Wasserstoffgas citrongelb. Bey etwas höherer Temperatur sublimierte davon Bernsteinsäure ab. Das so gebildete gelbe bernsteinsäure Silberoxydul ist in Wasser unlöslich. Reines Silberoxyd wird in Wasserstoffgas genau bey 100° zu Metall reducirt.

L i b e r.

In der von Rohden'schen Buchhandlung, 1835. Statistik von Schweden nach öffentlichen Documenten von Carl af Forsell, Oberst, Ober-Director des Landvermessungsbureaus, und Ritter des Königl. Schwertordens. Nach der zweyten vermehrten und verbesserten Auflage übersezt von A. G. F. Freese, Königl. Schwed. Hofprediger u. Rector des deutschen Nationallyceums zu Stockholm. Mit einer Charte. VIII u. 366 S. in 8.

Das vorliegende Werk ist weder durch streng systematische Anordnung, noch durch gleichmäßige Verarbeitung des Materials zu einem übersichtlichen Ganzen ausgezeichnet, und steht in dieser Hinsicht der musterhaften Statistik der dänischen Monarchie von Thaarup nach; dagegen besitzt es aber nicht allein eine Fülle schätzbarer Notizen, sondern ist auch reich an geistvollen Betrachtungen, lehrreichen Vergleichen der schwedischen Zustände mit denen anderer Länder und freymüthigen Bemerkungen über die Mängel der Staatseinrichtungen, nebst beachtungswerthen Winken für ihre Verbesserung. Der Verf. bewährt eben so sehr gründliche Kenntnisse in den staatswirthschaftlichen Fächern, als echte Vaterlandsliebe. Diese überall mit Wärme sich ausprechende Gesinnung und die geistreiche Auffassung und Behandlung sonst oft trocken erscheinender Gegenstände, haben gewiß vorzüglich seiner Arbeit die günstige Aufnahme verschafft, welche ihr in Schweden zu Theil geworden. Eine Vorrede und, was bey einem Werke dieser Art besonders wünschenswerth ist, eine genaue Nachweisung der benutzten Quellen, fehlen. Der Verf. zeigt sich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Kunde der Natur eines Landes die unentbehrlichste Grundlage für die Statistik desselben sey; aber gerade die ersten Abschnitte seiner Schrift, welche von der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen, von seinem Klima und seiner Fruchtbarkeit handeln, sind unter Allen die am Wenigsten befriedigenden. Man erkennt, daß dem Verf. die Naturwissenschaften ziemlich fremd sind; daß er keine eigene Nachforschungen über den Einfluß der geologischen Beschaffenheiten des Landes auf Boden und Fruchtbarkeit anstellte, und mit dem was Andere in dieser Hinsicht, selbst in Beziehung auf

Schweden, geleistet haben, nur unvollständig bekannt geworden. Sinnreich hat der Verf. auf der beygefügtten Karte durch Farben die allgemeinen Höhenverhältnisse Schwedens angegeben. Nach ihm sind von den 3868 □ Meilen, die Schwedens Oberfläche ausmachen, nicht mehr als 329 □ Meilen 2000 Fuß über das Meer erhöht, 1488 □ Meilen mehr als 800 und 2600 mehr als 300 Fuß. Mithin liegt beynah $\frac{1}{3}$ von der Oberfläche des ganzen Landes weniger als 300 Fuß über dem Meere erhaben. Nach vieljährigen Beobachtungen hat man gefunden, daß die Ernte sich über das ganze Reich gewöhnlich auf die Art verhält, daß von sieben Jahren drey gut, drey mittelmäßig, und ein Jahr Mißwachs gewesen. Das Klima ist die Ursache, daß die Bewohner von Schweden und Norwegen in der kurzen Zeit des Jahres da die Erde angebauet werden kann, eine Arbeitsamkeit und Anstrengung anwenden müssen, um sich selbst und ihre Heerden im Laufe des langen Winters zu ernähren, welche bey weitem das überschreiten, was die Bewohner der mehrsten anderen Länder zu thun nöthig haben.

Es ist gewiß sehr zu billigen, daß der Verf., bevor er zu den specielleren Angaben über die administrative Eintheilung des Landes, die Geburts- und Mortalitätslisten der Nation, die Vertheilung der Stände, Beschäftigungen, Erwerbsarten, Staatsbeyträge u. übergeht, von dem Ursprunge des schwedischen Volkes und seinen früheren Schicksalen handelt, und die Hauptepochen der Bildung des gegenwärtigen Zustandes des Volkes kurz darstellt. Treffend bemerkt er S. 27: 'Wenn Natur und Geschichte die Quellen sind, um ein Volk kennen zu lernen, so hat die erstere sichtbar größeren Einfluß auf das Volk

im Allgemeinen, die letztere auf die höheren Classen, welche, mit der großen Welt in Verbindung gesetzt, von dieser eine manigfaltigere Bildung erhalten. Der Arbeiter, welcher im Schweiße seines Angesichts mühsam der Natur die ersten und einfachsten Bedürfnisse abzugewinnen strebt, muß es auch am meisten erfahren, daß sie im Norden freylich Fleiß und Ueberlegung belohnt, allein doch alle Züge einer verzärtelnden Mutter abgelegt hat, die viel gibt und wenig fordert'.

Der folgende Abschnitt handelt von Schwedens gegenwärtiger Staatsverfassung und administrativer Eintheilung. Die großen Gebrechen, woran Verfassung und Verwaltung leiden, werden von dem Verf. mit lebhaften Farben geschildert. Von der so oft gepriesenen schwedischen Volksvertretung sagt er S. 47: 'Wenige Einrichtungen sind z. B. bey dem Geben der Gesetze so unförmlich als die der Reichsstände. Das uneingeschränkte und bis zur Lächerlichkeit benutzte Motionsrecht, die langwierigen Ueberlegungen in vier verschiedenen Abtheilungen oder Ständen, die geraume Zwischenzeit von fünf Jahren von einem Reichstage zum andern, ist eine große Unbequemlichkeit; allein bey der jetzigen Zusammensetzung der Stände ist es eher ein Vortheil; der unnütze und kostspielige Druck von Protocollen der Reichsstände, welche Niemand kauft und Niemand liest, so wie die sehr drückenden Ausgaben für die durchaus nicht den Hoffnungen des Volks entsprechenden langen und verdrießlichen Reichstage, sind Gegenstände genug, die einer Reform bedürfen'.

Von dem Character, der Anzahl, den Geburten, der Mortalität, den geschlossenen und aufgelösten Ehen des schwedischen Volks. Nach dem Verf. findet man in der geringeren Volksklasse nicht einen von 1000 der nicht lesen könnte, wo-

gegen nach einer neueren Angabe in Frankreich durchschnittlich nur 38 von 100 lesen können. — Das mit Recht berühmte schwedische Tabellenwesen wurde 1748 eingerichtet. Die Volksmenge war 1751 = 1,785,727, im Jahre 1830 dagegen = 2,888,082. — Von der Anzahl der Heman (Hufen) im Reiche. Es gibt in Schweden sehr verschiedene Arten von Heman, welche besondere Benennungen führen, und sich hinsichtlich der Steuerpflichtigkeit und anderer Belastungen, oder in Ansehung gewisser Befreyungen abweichend verhalten, daher ihre Kunde ein eigenes Studium erfordert. — Von dem Ackerbaue, der Viehzucht und den Wäldern. Höchst unünstig ist in Schweden das Verhältniß der Ackerfläche zur Größe des Landes; denn von der ganzen, zu 3868,16 Quadratmeilen berechneten Oberfläche, sind nur 79,29 Quadratmeilen Ackerland, 167,51 Wiesen und Koppeln, 3123,39 Feld, Wald und Berge, 497,97 Landseen und Sümpfe. Beachtung verdient, was über die Theilung des Grundbesitzes gesagt ist. In Schweden bewohnt die geringere Classe des Volks selten eine ganze Hufe, sondern diese ist in 3, 4, 8, sogar 16 Theile eingetheilt; doch darf kein Theil kleiner seyn, als zu einem Besitze (Besutenhet) erforderlich ist. Zufolge Königl. Verordnungen soll ein Besitz einen so großen Flächeninhalt ausmachen, daß drey arbeitsfähige Menschen davon ihr Auskommen haben können, da außerdem ein Pferd, ein Paar Arbeitsochsen, 3 bis 4 Kühe und 5 bis 6 Schafe oder Ziegen auf diesem Stücke Landes Winter und Sommer ernährt werden müssen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß 9 bis 15 Tonnen Land dazu hinreichend gewesen sind; aber mißbräuchlich ist es geschehen und geschieht noch täglich, daß

ein solcher kleiner Acker noch mehr getheilt worden ist, wodurch denn eine Familie früher oder später der Armuth und Noth preis gegeben wird. Aehnliche Erfahrungen bieten sich in unserer Nähe leider nur zu häufig dar. Ein großes Hinderniß für Schwedens Wohlstand ist gehoben, nachdem die Nation so weit gekommen ist, daß eine hinreichende Menge Getreide zum eigenen Bedarf im Lande hervor gebracht wird. Erst im letztverflossenen Decennium ist dies glückliche Verhältniß eingetreten. Daß die im J. 1803 angefangenen Gemeinheits-Theilungen wirksam dazu beigetragen haben, kann nicht geleugnet werden. Wenn man die Ausfaat von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mengekorn und Erbsen zusammenrechnet, so geht daraus hervor, daß im ganzen Reiche ausgefäet werden: 1,469,000 Tonnen, und eingeerntet, nachdem die Ausfaat abgezogen, 6,499,000, welches das $4\frac{3}{7}$ Korn, als Durchschnitt des Ertrages, gibt. Betrachtet man jede Art für sich, so gibt Weizen $6\frac{1}{2}$, Roggen $5\frac{1}{4}$, Gerste nicht völlig 5, Hafer $3\frac{1}{4}$, Mengekorn 4 und Erbsen $4\frac{5}{8}$ Korn. Man rechnet gewöhnlich, daß $2\frac{1}{2}$ Tonnen Getreide jährlich für jede Person, klein oder groß, aufgehen, nach welcher Berechnung ungefähr 666,000 Tonnen Getreide in der jährlichen Production fehlen würden; allein dieser Mangel ist jetzt durch den sehr erweiterten Kartoffelbau mehrfach ersetzt. Im J. 1828 wurden 460,000 Tonnen Kartoffeln gepflanzt, und geerntet 3,248,000 Tonnen, oder die siebente Frucht. Man kann rechnen, daß der zum Holzbau taugliche Boden in Schweden an 2200 Quadratmeilen beträgt. Im höchsten Grade ist aber bis jetzt die Pflege und Cultur der Forsten vernachlässigt. Durch allgemeinere Einführung einer geregelten

Forstwirthschaft würde in Schweden die Benutzung des Bodens außerordentlich erhöht und die Möglichkeit der Ernährung einer sehr viel größeren Volksmenge herbey geführt werden. Daß man nicht schon früher darauf Bedacht genommen, ist um so auffallender, da Holz und Kohlen für das hochwichtige Gewerbe der Eisengewinnung, wie überhaupt für das Berg-, Hütten- und Fabrikwesen, so unentbehrlich, und bey der erstaunlichen Waldfläche doch in vielen Gegenden der Mangel von Holz und Kohlen sehr fühlbar ist. Bey der Anlage des Göta-Kanals hatte man den Plan, die längs desselben im Besitze der Unternehmung befindlichen Ländereyen, zur Einführung einer geregelten Holzzucht zu benutzen, und der Referent wurde damahls beauftragt, ein dazu geeignetes Personal aus Deutschland zu verschaffen. Es gelang auch, einen ausgezeichneten Forstmann für die Leitung der Culturen zu gewinnen. Leider zerschlug sich aber jener Plan durch die Finanz-Verlegenheit, in welche die Göta-Kanal-Gesellschaft im J. 1817 gerieth, und durch den Tod des Grafen von Platen, von welchem die Idee ausgegangen war und der durch Ausführung derselben, seinen großen Verdiensten um Schweden vielleicht die Krone aufgesetzt haben würde. Der weisen Regierung des jetzigen Königs hat Schweden seit einiger Zeit ein Forstinstitut zu verdanken, welches zur Bildung von Forstbedienten bestimmt ist, und von welchem man sich günstigen Einfluß auf einen sorgfältigeren Betrieb des Forstwesens versprechen darf.

Kürzer und weniger befriedigend als man erwarten sollte, handelt der Verf. von dem Bergbau und dem Hüttenwesen, welche, nächst dem

Ackerbaue, Schwedens vornehmste Erwerbszweige sind; die auch seit langen Zeiten einen Hauptgegenstand des besondern Schutzes und der größten Aufmerksamkeit der Regierung ausgemacht haben, und denen die Nation die Mittel verdankt, sich die ausländischen Bedürfnisse zu verschaffen. Weniger erfreulich im Ganzen als sich das Berg- und Hüttenwesen darstellt, erscheint in Schweden der Zustand der Fabriken und Manufacturen; und besonders muß es auffallen, wie sehr man im Allgemeinen in der Veredlung der Metalle, zumahl des Eisens, wovon so große Quantitäten roh ausgeführt werden, zurück geblieben ist. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß in neuerer Zeit manche Fabricationen bedeutend fortgeschritten sind, worin sich der gute Einfluß der auf dem Reichstage von 1823 beschlossenen liberaleren Zollverfassung äußert. In dem Abschnitte über den Handel sucht der Verf. zu zeigen: daß durch die gewöhnlichen officiellen Angaben die schwedische Handelsbilance in ein falsches Licht gestellt werde, und daß, wenn sie sich wirklich so verhielte, der Wohlstand des Landes in Abnahme seyn müßte, welches doch nach anderen Erfahrungen nicht der Fall sey. Aus einer vom Kön. Commerzcollegio nach richtigen Grundsätzen entworfenen Vergleichstabelle über das Verhältniß zwischen Schwedens Export- und Importhandel vom J. 1831, ergibt sich das vortheilhafte Resultat, daß der Total-Ueberschuß vom Exporte 1,261,936 Rthlr Bco betrug.

Aus dem was von den Städten mitgetheilt wird, ersieht man, daß, mit Ausnahme von Stockholm und Gothenburg, die schwedischen Städte in keinem besondern Wohlstande sich befinden, und einen lebendigen Verkehr entbehren,

indem viele derselben durchaus nur als Landbau treibende Dörfer erscheinen. — Eine Vergleichung der Abgaben in Schweden mit denen in anderen Staaten, läßt erkennen, daß Schweden in dieser Hinsicht sich keiner sehr günstigen Lage zu erfreuen hat. Zufolge der officiellen Acten, welche in den lezt verflossenen Jahren auf Befehl des Königs gedruckt worden, findet man, daß, obgleich das jährliche Budget sich nur auf 8,949,194 Thaler beläuft, doch, wenn man directe und indirecte Staatsbeyträge zusammen rechnet, die gesammte Summe wenigstens 20 Millionen Reichsthaler Bco beträgt. Von Schwedens Grundcapital macht sein Staatsbeytrag beynah $\frac{1}{9}$ aus, welches weit unvortheilhafter ist, als das in England und Frankreich. Auch ist die Vertheilung der Steuern in Schweden noch fern von gerechter Gleichmäßigkeit.

Das Militärwesen wurde in Schweden in den 1680er Jahren, vermittelst des s. g. Eintheilungswerkes von Karl XI. auf eine ganz eigene Weise eingerichtet, wie es bey keiner anderen europäischen Nation sich findet, und auch jetzt noch beschaffen ist. Es besteht darin, daß die Nation sich verpflichtet, beständig eine gewisse Anzahl Reiter, Soldaten und Bootleute zu halten, deren jeder von einem so genannten Districte (Rote), bestehend meistens aus zwey ganzen Hufen, mit einer kleinen Wohnung und dazu gehörendem Lande, so wie Hülfe in der Zeit der Saat und Ernte, und anderen kleinen Vortheilen versehen wird. Die Befehlshaber dieser Truppen erhielten auf dieselbe Art mitten unter ihnen zur Wohnung und zum Unterhalt solche Hufen, worüber der Staat disponieren konnte. Hierdurch wurde mit unauflösblichen Banden die Liebe des

Kriegers zum Vaterlande befestigt, und immer hat die eingetheilte Armee, wenn sie gut angeführt worden, ihre Bestimmung vollkommen erfüllt. Außer diesen Truppen hat Schweden eine gewisse Anzahl geworbener Soldaten, und seit 1812 ist auch noch die Conscription hinzu gekommen; so daß gegenwärtig die schwedische Armee aus drey Arten von Truppen besteht. Die Ueberzeugung, daß die Unterhaltung einer zahlreichen Drlogßflotte Schwedens Kräfte übersteige, und hinsichtlich ihres Nutzens den großen auf sie verwandten Kosten nicht entspreche, hat sich immer mehr befestigt. Was aber Schweden haben kann und muß, ist eine zahlreiche und wohl eingerichtete Scheerenflotte, wozu die Kräfte des Landes vollkommen hinreichen. Der Verf. theilt hierüber, so wie über die vortheilhafteste Construction der für die Scheerenflotte bestimmten Fahrzeuge Manches mit, was Beachtung verdienen dürfte.

In dem Abschnitte, welcher von der Eintheilung des schwedischen Volkes nach Stand und Vermögen handelt, wird gezeigt, daß der Bauernstand, seiner Zahl nach mit den übrigen Volksclassen verglichen, ein höchst ungewöhnliches Uebergewicht hat, indem er von der ganzen Volksmenge des Reichs = 2,771,000 nicht weniger als 2,067,375 ausmacht, und das Verhältniß der so genannten Herrenklasse zum Bauernstande wie 1 : 16 $\frac{2}{3}$ ist.

Sehr kurz ist der Abschnitt von den Universitäten und Lehranstalten, und ungerne vermißt man eine genügende Darstellung von dem Zustande des Unterrichtswesens, und von der in manchem Betracht eigenthümlichen Verfassung der Schulen und Universitäten. — Es folgen die

Abschnitte über die Finanzen, die Gerechtigkeitspflege, die Armenpflege, Correctionsanstalten und Gefängnisse. Aus letzterem ersieht man, daß in Schweden, wie in den mehrsten anderen Staaten, die Anzahl der Armen in späteren Zeiten sehr zugenommen hat. Zufolge der Berechnungen der Tabell-Commission betrug im J. 1825 die Anzahl der Bedürftigen nicht weniger als 544,064, so daß im Durchschnitt jede fünfte Person sich ohne die Unterstützung von Anderen nicht ernähren konnte. Unter den Dingen, welche in Schweden auf die Vermehrung von Noth, Elend und Verbrechen in den niederen Volksklassen einwirken, spielt nach dem Verfasser der übermäßige Genuß des Branntweins die erste Rolle. Um Ursache und Wirkung gemeinschaftlich übersehen zu können, ist die Anzahl der Personen, welche in Gefängnissen und Correctionsanstalten sitzen, mit der Branntweinsfabrication im Reiche in einer Tabelle zusammen gestellt. — Den Beschluß des schätzbaren Werkes macht eine Vergleichungstabelle zwischen einigen ausländischen und schwedischen Längen-, Flächen- und Körpermaßen. Die Uebersetzung verdient im Allgemeinen Lob, wenn man gleich darin hin und wieder auf nicht gut gewählte Wörter und unpassende Ausdrücke stößt.

F r a u e n f e l d.

Die Schweizerische Mundart im Verhältniß zur hochdeutschen Sprache, aus dem Gesichtspuncte der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichts, der Nationalität und der Literatur. 157 Seiten. 8. 1838.

Der Titel zeigt schon an, daß der Inhalt der vorliegenden Schrift sich nicht so wohl auf die Grammatik, als vielmehr auf den practischen Werth der schweizerischen Mundart bezieht, und wir können sie aus diesem Gesichtspuncte unsern Lesern mit Zuverlässigkeit empfehlen. Sie ist reich an eben so wahren als feinen Bemerkungen. Der uns unbekanntte Verfasser ist unparteyisch, und so wenig blinder Bewunderer als Tadler. Er zeigt zuerst, wie das Clima und die Beschaffenheit des Landes auf die Sprache (wohl eigentlich die Aussprache) eingewirkt haben. Als Vorzug der schweizerischen Mundart führt er besonders an, daß in derselben die Länge und Kürze der Vocale bestimmter als in dem Hochdeutschen ausgedrückt wird. Er zeigt dann, wie der Unterschied der Volks- und der Schriftsprache sich mehr wie anderwärts erhalten habe, und setzt die Vortheile der Erhaltung der Volkssprache für den gesellschaftlichen Verkehr auseinander; da dort auch unter den höheren Classen die Volkssprache in Gebrauch bleibt, statt daß in Deutschland das Plattdeutsche durch das Hochdeutsche immer mehr verdrängt wird. Er zeigt, wie auch dies mit der Verfassung in Verbindung steht, wo eine größere Gleichheit herrscht, welche durch die Gleichheit der Sprache sich erhöht und aus dieser hervor ging, und also als eine Stütze der Nationalität betrachtet werden muß. Er entwickelt ferner den Zusammenhang in dem die Sprache mit der Geschichte steht, indem er an das Zeitalter der Minnesänger und ihren Einfluß auf die Sprache erinnert. Glücklicherweise hat der Gebrauch der Sprache im gesellschaftlichen Leben es nicht verhindert, daß die gebildete Schriftsprache in der

deutschen Literatur auch in die Schweiz allgemeinen Eingang fand, und die deutschen Classiker und Dichter auch der Schweiz nicht weniger als Deutschland angehören. Dies führt den Verfasser von selbst auf den bedeutenden Einfluß, den die Schweiz seit der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts auf die deutsche Litteratur gehabt hat, wo Haller zuerst ihr einen höheren Character gab; wie Bodmer und Breitinger die französische Nachahmung zu verdrängen suchten, worauf dann eine Reihe ausgezeichneteter Schriftsteller folgte, wie Lavater, Zimmermann, — Joh. Müller und Andere austraten, welche Deutschland zu seinen Classikern zählte. Es sind besonders die letzten Abschnitte, die wir der Beachtung der Leser empfehlen, aus denen sie zugleich manigfaltige Belehrung und Unterhaltung schöpfen werden.

Hn.

L e i p z i g.

Von den Tafeln für sechsstellige Logarithmen für die Zahlen von 1 bis 100000 von Dr G. A. Fahn, wovon der erste Theil mit seinem vollständigen Titel und Inhalt bereits in diesen Blättern (Gött. gel. Anz. St. 100. v. Jahrs) angezeigt ist, haben wir jetzt auch den zweyten Theil erhalten, und beziehen uns auf die Anzeige des ersten.

E s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 9. März 1839.

M a i n z.

Druck und Verlag von Joh. Birth, 1836.
Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Straßburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Harlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter Junius, Meermann, Koning, Dibbin, Dttley und Ebert. Von J. Wetter. Mit dreizehn großen Tafeln voll sehr genauer Facsimiles. XVI u. 806 Seiten in 8.

Der Titel des obigen Buches ist ziemlich lang und pomphaft und erinnert dadurch an ein Schild, ausgehängt um die Menge herbey zu ziehen. Doch guter Wein bedarf des Kranzes nicht. — Der Titel verheißt viel, nicht weniger als die Beseitigung aller Ansprüche, welche andere Städte als Mainz auf den Ruhm der Erfindung der Buchdruckerkunst machen. Der Streit, der sich über diesen

Gegenstand zwischen den Städten Mainz, Straßburg und Harlem erhoben hat, ist schon sehr alt; namhafte Männer sind für die Parteyen aufgetreten und viel ist darüber hin und her geredet. Weit gefehlt aber, daß dieser Streit durch solches Besprechen geschlichtet ist, hat es nur dazu gedient, die Kämpfenden gegenseitig zu erhitzen und in ihren Ansichten zu bestärken. Es war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen, die Sache von neuem aufzunehmen und es zu versuchen, sie nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände zum Abschlusse zu bringen, zugleich aber auch den Unfug, welcher hierbey mit der s. g. höhern Critik getrieben ist, aufzudecken. — Der Verf. beginnt höchst gründlich ab ovo, und führt uns ins graue Alterthum, zu den Assyrern und Babyloniern und weist dort die Ursprünge des Druckens nach. Dabey ist alles sehr gelehrt mit Citaten belegt und bewiesen, und wer daran noch nicht genug haben sollte, daß die betreffenden Stellen in der Ursprache angeführt sind, dem hat der Verf. auch noch die deutsche Uebersetzung beygegeben, auch hie und da in langen Anmerkungen die Bedeutung mancher Wörter dargethan, z. B. S. 13 ff., wo der Verf. weitläufig erweist, daß *γράφειν* rizen und eingraben bedeute. Was aber wohl die kleinen Dingerchen, die Accente auf griechischen Wörtern dem Verf. zu Leide gethan haben mögen? Er scheint ein entschiedener Feind von ihnen zu seyn, und hat sie durchweg übergangen. — Doch zur Sache. Der Verf. verbreitet sich in dem ersten Kapitel über die ersten Versuche bey den Völkern des Alterthums, eingeschnittene Schrift und andere Zeichen abzudrucken. Wichtig wegen der Folgerungen ist die Nachweisung, daß man versetzte Buchstaben, sogar umgestürzte findet, nicht nur auf alten Münzen, sondern auch

in Steinschriften. Zum Bezeichnen dienten den Alten auch metallne Stempel (*tesserae signatoriae*), die natürlich das Bild verkehrt trugen, aber nie fielen die Alten darauf, ganze Seiten Text erhaben und verkehrt auszuschnneiden und abzudrucken, obgleich letzteres doch nichts weiter war, als eine Erweiterung einer früher angewendeten Operation. Daß sie den anscheinend so leichten Schritt zum Abdrucken verkehrt eingeschnittener Schrift nicht thaten, ist um so mehr zu verwundern, da doch, einer Uebersetzung des Plutarch nach, der König Agesilaus von Sparta solches angewendet hatte. Dieser nämlich schrieb einst, um den Muth seiner Krieger zu befeuern, mit schwarzer Tinte das Wort NIKH sich in die flache Hand, trat zu dem Opferaltare und drückte die Leber mit der Hand; das Wort Sieg auf der Leber schien seinen Soldaten ein göttliches Wunderzeichen. — Ungeachtet dieses deutlichen Fingerzeiges faßte man den Gedanken nicht auf und bildete ihn nicht weiter. Wie kam das? Den Grund deutet der Verf. nicht einmahl an. Das Leben im Alterthume war mehr ein öffentliches, das lieber in Rede als in Schrift verkehrte, und nicht Gefallen hatte an dem Büchermuste; die Alten dachten viel und schrieben wenig; jetzt ist es gerade das Gegentheil. — Das Mittelalter schritt um nichts weiter vor. Erst gegen das Ende desselben, in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts erscheinen Holzschnneider. Woher die Kunst stammt und wie sie sich verbreitete, darüber fehlen alle Nachrichten. Dergleichen Arbeiter findet man in Schwaben und in Flandern am frühesten. Die ersten Versuche waren wahrscheinlich Spielfarten und Heiligenbilder, letztere zuerst ohne Schrift, dann mit dergleichen. Von den einzelnen Heiligenbil-

bern schritt man weiter zur Herstellung mehrerer; so entstanden die Bilderbücher: die Biblia Pauperum, der Heilspiegel, die Apokalypse zc. Diese Werke sind meistens mit dem Reiber, einem balzenartigen Werkzeuge, mit dem man über den vorher geschwärzten Holzstock hin und her fuhr, gedruckt. Ein solches Blatt konnte nur auf einer Seite bedruckt werden; das Bedrucken auf beide Seiten war erst durch die Erfindung der Presse möglich, und diese Erfindung gehört Gutenberg an. Wie G. dazu gelangte, führt der Verf. S. 30 ff. weiter aus. — Johann Gutenberg wurde zwischen 1393 — 1400 geboren und war der Abkömmling eines alten Mainzer Patriciergeschlechtes Gensfleisch, eines Geschlechtes, welches vielleicht auch den Dichter Heinrich von Ofterdingen hervor gebracht hat. Seine Jugendjahre fielen in eine stürmische Zeit; unter den Patriciern und Plebejern in Mainz war häufig Streit. Ein Aufruhr der letztern im J. 1420 veranlaßte die Auswanderung mehrerer Patriciergeschlechter, unter denen auch die Gensfleisch waren. Anfangs lebte Gutenberg zu Eltvill; später findet man ihn in Straßburg. Hier beschäftigten ihn, den wahrscheinlich verarmten, mancherley Künste. Schöpflin hat aus den alten Rathesprotocollen von Straßburg Auszüge veröffentlicht, aus welchen hervor geht, daß Gutenberg in den Jahren 1436 — 38 mit einem Straßburger Bürger, Andreas Drißehn, und Anderen eine Gesellschaft errichtet und diesen Steine schleifen und andere Künste gelehrt; weil G. aber nach Drißehn's Tode dem Bruder desselben die Aufnahme in die Gesellschaft verweigerte, von diesem vor Gericht belangt wurde. Aus diesem Proceß ist ein Zeugenverhör vorhanden, in welchem in dunkeln Worten von einer Presse, von Formen und

vom Drucken die Rede ist. Die Worte, worauf es hierbey besonders ankommt, sind zu wichtig; wir wollen sie daher in der Originalsprache mittheilen. Andreas Drihehn, sagt dieser Bericht, hatte in einer Presse 4 Stücke liegen. Gutenberg befahl nun: 'Claus Drihehn solte gon über die Pressen und die mit den zweyen wirbelin uff dun, so sielent die stücke von einander. Dieselben stücke sollte er dann in die Presse oder uff die Presse legen, so kunte darnach nieman gesehen, noch ut gemercken'.

In dem zweyten Kapitel werden nun die Urtheile ausgezeichneten Bibliographen über den Sinn dieser und anderer ähnlicher Stellen in dem Zeugnenverhüte aufgeführt und von dem Verf. mit Anmerkungen begleitet. Nach dem Vorgange Schöpflins nehmen Alle an, daß hier von der Buchdruckerkunst die Rede sey; nur darin sind sie uneins, ob hier das Drucken mit beweglichen Typen oder Tafeldruck gemeint sey. Schöpflin nahm ohne weiteres bewegliche Buchstaben in 'Columnnen' zusammen gefaßt und Druckerformen an. Monsieur Fournier, welcher, da er kein Deutsch verstand, sich die betreffenden Stellen ins Französische hatte übersetzen lassen, rügte schon recht gut die willkürliche Auslegung Schöpflins. Vergebens bemühte sich Baer, Prof. der Logik in Straßburg, den wackelnden Beweisen Schöpflins wieder auf die Beine zu helfen. Dessen ungeachtet fand Schöpflins Ansicht fast bey Allen Eingang; Meerman, Heineken, Oberlin, Santander, Richterberger und Schaab huldigen ihr. Alle diese Urtheile sind von dem Verf. mit Bemerkungen begleitet; er folgt ihnen Schritt vor Schritt. In diesen Widerlegungen scheint er uns nur zu ausführlich zu seyn; eine einfache Verweisung auf Früheres hätte da gewiß an vielen Stellen genügt.

Der Verf. versucht nun in dem dritten Kapitel eine Ehrenrettung der Stadt Mainz gegen die Ansprüche von Straßburg. — Er findet in den Worten keine Andeutung von beweglichen Lettern, sondern nur die von vier festen Tafeln, welche in einer Presse neben einander gespannt waren, so daß sie auf die eine Seite des Bogens abgedruckt werden konnten. Denn wäre von beweglichen Buchstaben die Rede, so würde es nothwendig gewesen seyn, den Draht oder Faden zu erwähnen, welcher damahls noch die einzelnen Buchstaben zusammen hielt. Davon kommt aber in den Aussagen nichts vor. Gutenberg forderte nur die Trennung von 4 Stücken. Auch spricht der Umstand dafür, daß G. später in Mainz noch den Tafeldruck ausübte, was gewiß nicht geschehen wäre, hätte er vorher schon mit beweglichen Typen gedruckt. Auch würde er sicher noch geheimer verfahren seyn, als bey diesem Handel geschehen ist. Der Verf. meint daher auch, es sey hier eigentlich gar nicht die Rede von der Druckkunst; daß, was G. mit Anderen betrieb, sey die Anfertigung von Spiegeln gewesen. — Daß aber G. die Druckkunst in Straßburg noch nicht geübt, geht aus dem Zeugnisse des Tritheimius, welcher solches von Peter Schöffler selbst wußte, hervor, und dieses Zeugniß wird von dem des Bergellanus, welcher 15 Jahre zu Mainz Corrector war, so wie durch Nachrichten aus dem Archive der Familie Fust unterstützt. 'Der lange Aufenthalt Gutenbergs in Straßburg und der Umstand, daß er, nach einer mehr als 20 jährigen Verbannung, fast unbekannt nach Mainz zurück kam, waren Ursache, daß er noch an manchen anderen Orten für einen Straßburger gehalten wurde, und veranlaßten vielleicht auch die Sage, daß er die Buchdruckerkunst zuerst in

Strasburg erfunden habe'. Ein anderer beachtenswerther Grund ist der, daß die ältesten Strasburger Buchdrucker gänzlich über die Erfindung in Strasburg schweigen. — S. 238 — 257 findet sich ein merkwürdiger Anhang, Bekenntnisse nämlich enthaltend zur Sühne einer Versündigung an den Manen Schöpflins. Der Verf. erklärt darin, wie er nach und nach zum Zweifeln gekommen sey, wozu ihn besonders das Absichtliche in der Entdeckung Schöpflins gebracht habe. So vieles Auffallende, Ueberflüssige und Widersprechende in dem Zeugenverhöre habe ihn an der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit Schöpflins zweifeln lassen; ja endlich habe er den Verdacht gefaßt, die Stellen, in welchen der Presse erwähnt werde, seyen eingeschoben. Dazu gesellte sich bey ihm der von Dibdin geäußerte Zweifel an der Ursprünglichkeit der Handschrift, obgleich solchen andere Kenner für unbegründet erklärt hätten. Dieses Alles bekennt der Verfasser, um es gleich darauf wieder zurück zu nehmen.

Nach Voraussendung einer Uebersicht der Quellen und deren Mittheilung nicht nur in der Ursprache, sondern auch in einer deutschen Uebersetzung, wird in dem vierten Kapitel (S. 258 ff.) die Erfindung der Buchdruckerkunst selbst erzählt. — Bis zum Jahre 1444 blieb Gutenberg in Strasburg, wo er im Vereine mit seinen früheren Genossen das frühere Geschäft fortgesetzt zu haben scheint; dann verschwindet eine Zeitlang jede Spur von ihm. Darauf sehen wir ihn zuerst in Mainz wieder, Versuche mit dem Tafeldrucke anstellend. Aber diese Versuche erschöpften seine Kräfte, und schon war er im Begriffe, das Unternehmen aufzugeben, als er durch die Beyhülfe eines begüterten Mainzer Bürgers, Fust, in den Stand gesetzt wurde, die Sache zu voll-

enden. Zuerst druckte G. mit Holztafeln und zwar den Donat. Bey der großen Umständlichkeit und Kostbarkeit dieses Verfahrens, mußte sich ihm bald der Gedanke aufdringen, die Holztafeln zu zerschneiden und die Buchstaben einzeln zu setzen. Man hat das zwar bezweifelt, allein die Möglichkeit ist durch Versuche vollkommen von unserm Verf. erwiesen, indem er mit Buchstaben von der Größe der 42zeiligen Bibel eine ganze Columne zusammen setzen und abdrucken ließ. Mit solchen Holztypen druckte G. wahrscheinlich den Donat im J. 1450; daß es nämlich Holztypen waren, will der Verf. daraus erkennen, weil die Buchstaben nie unter sich übereinstimmen, daß sie beweglich, daraus, daß sich mehrere umgestürzte finden. Allein auch so ging das Werk nur langsam von Statten und verursachte unaufhörliche Arbeit. Dem Nachsinnen des Erfinders gelang es nun, den Metallguß zu erfinden und zwar mittelst so gen. Matrizen (Mutterformen). Solche Formen, die man entweder durch bloßen Guß oder durch so gen. Abklatschen in flüssiges Bley zu Stande bringt, nennt man ganz richtig Matrizen, weil sie die Buchstaben gleichsam gebären. Diese gegossenen Matrizen hat man zwar auch bezweifelt, der Verf. hat aber die Möglichkeit, mit den aus solchen gegossenen Matrizen hervor gegangenen Typen zu drucken, durch eigene Versuche außer Zweifel gesetzt. Gegen Ende des Jahrs 1452 wurde der Druck der so g. 42zeiligen Bibel begonnen, auf deren Vollenzung G. und seine Gehülfen die nächsten drey Jahre zubrachten. Dieses Werk verursachte bedeutende Kosten; schon waren 4000 Gulden ausgegeben, ehe der dritte Quaternion (12te Bogen) zu Stande gebracht war. Die Bibel ist durchaus mit denselben Typen gedruckt; diese, obgleich

ihrer Größe nach einander gleich, seyen doch in den Umrissen, Kanten und Ecken stumpf und unrein. Daraus ergebe sich, daß die von Schöffer vervollkommnete Gießweise hier noch nicht in Anwendung gekommen sey. Wenn man freylich die Facsimile (bey Wetter auf Taf. IX. N^o 1. und bey Van Praet Catalogue des livres imprimés sur vélin de la bibliothèque du Roi. Paris 1822. Tom. 1.) betrachtet, möchte man wohl derselben Meinung seyn, allein dem Refer. liegt ein ganz vortrefflich erhaltenes Exemplar dieser Bibel auf Pergament aus unserer Universitätsbibliothek vor, in welchem sich keiner jener gerügten Mängel finden läßt. Die Buchstaben treten in ihren Ecken und Kanten rein hervor; von Unsicherheit der Umriffe, wie sie bey Wetter und Vanpraet in der Zeichnung sich zeigt, ist keine Spur. — Nach der Meinung des Verfs sind die in den Jahren 1454 und 1455 gedruckten Ablassbriefe von Holztafeln genommen; dies sey ersichtlich daraus, daß dieselben Buchstaben in den manigfachsten Formen vorkämen und dann, weil viele Buchstaben ganz schräg ständen und über die daneben stehenden hinüber hingen. — Um diese Zeit nun habe Peter Schöffer wahrscheinlich die Gießweise verbessert. Seine Erfindung bestand darin, daß er mittelst stählerner Stempel die Matrizen in Kupfer schlug. Die Münzstempel gaben wahrscheinlich dem Erfinder die Idee dazu. Die neue Entdeckung scheint vor Gutenberg verheimlicht zu seyn, ja dem Fußt den Anlaß gegeben zu haben, die Verbindung mit Gutenberg zu lösen. Um aber den sonst mittellosen Schöffer an sein Interesse zu knüpfen, gab Fußt ihm seine Tochter zur Ehe. Die Trennung der Verbindung zwischen Gutenberg und Fußt fand erst statt, als der Druck der Bibel beendigt war. Der

Verdacht der Absichtlichkeit liegt bey Just sehr nahe. Ende des Jahrs 1455 trat Just mit der ungestümen Rückforderung der geliehenen Gelder hervor. Letztere bestanden in zinsfreyen 800 Fl. für die Anschaffung des Werkzeuges 2c., in fernern jedoch zu verzinsenden 800 Fl., welche auf das eigentliche Drucken der Bibel, oder, wie der Vertrag sagt, zu Beider Nuß, verwendet werden sollten. Just, der also eigentlich nur zwey getrennte Forderungen geltend machen konnte, stellte nur eine einzige auf 1600 Gulden Capital sammt mehrjährigen Zinsen, und beschwor, wie ihm auferlegt war, daß diese 1600 Fl. zu beiderseitigem Nußen aufgewendet seyen. — In Folge dieses Processes verlor Gutenberg, weil er nicht Zahlung zu leisten vermochte, sein Druckwerkzeug, welches als Unterpfand der zinsfrey vorgestreckten Summē gedient hatte. Die Bibeln wurden verkauft; der Erlös deckte aber Justs Forderung noch nicht. Wegen der Erstattung der Zinsen scheint der Proceß noch später anhängig gewesen zu seyn. — Nun folgt in dem fünften Kapitel (S. 427 ff.) die nähere Beschreibung der Druckwerke, welche aus G.'s und J.'s Pressen hervorgegangen sind: die Donate, die Ablassbriefe *), die Mahnung an die Christenheit wider die Türken, die latein. Bibel. Als Anhang werden noch sechs Druckwerke von Albr. Pfister zu Bamberg beschrieben, welche alle eine Aehnlichkeit zeigen in

*) Der Verf. kennt nur 6 Exemplare dieser Briefe; es läßt sich indesß eine bedeutend größere Anzahl nachweisen. Referent will hier nur bemerken, daß 2 vom Jahre 1455 in der Wolfenbüttler Bibliothek aufbewahrt werden, 4 andere dagegen mit der Jahreszahl 1454 in der geistlichen Ministerial-Bibl. in Braunschweig. Diese 6 Exemplare sind von vier verschiedenen Drucken.

den Typen mit denen der Mainzer Officin. — Dann nimmt der Verf. den Faden der Erzählung wieder auf und gibt die nächsten Folgen der Trennung G.'s und F.'s an. Diese Trennung führte auch die ihrer Gehülfen herbey; in Folge derselben wanderte wahrscheinlich auch Albrecht Pfister nach Bamberg aus. So ließe sich auch die große Aehnlichkeit der Typen desselben mit denen der Mainzer Officin erklären. Die gewöhnliche Sage freylich spricht nur von einer Trennung der Kunstmitglieder nach der Eroberung von Mainz im J. 1462, allein an einer frühern läßt sich nach den Worten des Trithemius nicht zweifeln. — Gutenberg soll sich der Sage nach gen Straßburg gewendet haben, nahm aber bald wieder seinen Aufenthalt in Mainz, und druckte, unterstützt mit den Geldmitteln des Dr. Humery, wieder für sich. Auch Fust und Schöffer legten eine Druckerey an, aus welcher im August 1457 der prachtvolle Psalter und nach und nach mehrere andere Werke hervor gingen. G. brachte erst im J. 1460 sein Catholicon zu Stande; er hat sich zwar nicht genannt; da aber nur 2 Buchdruckereyen in Mainz bestanden, so muß dieses Werk ihm zugehören, was man auch daraus erkennt, daß die dazu verwendeten Typen denen des Bechtermünze, an welchen G. später seinen Druckapparat abtrat, ganz gleich sind. Höchst auffallend ist freylich, daß G. sich nie genannt hat. Man hat dieses wohl aus Adelsstolz erklären wollen, allein der Patricier Bechtermünze scheute sich ja nicht, den Drucken seinen Namen unter zu setzen. Der Verf. findet vielmehr die Ursache von G.'s Schweigen darin, daß er sich durch Schöffers Leistungen übertroffen sah; auch zeichnete ihn eine seltene Tugend aus: Bescheidenheit. — Am 28. October 1462 traf die Stadt Mainz

ein herbes Schicksal; sie wurde von dem feindlich gesinnten Erzbischof Adolph von Nassau erobert und zum Theil verbrannt. Beide Druckereyen wurden zerstört, das Geräth jedoch wahrscheinlich gerettet; die Gehülfen wanderten aus und verbreiteten die Kunst in fremde Lande. — Gutenberg trat nach dieser Zeit in die Hofdienste des neuen Erzbischofs, starb aber im J. 1468. Einer seiner Verwandten, Heinrich Bechtermünze, übernahm die Fortführung der Druckerey. Schon vorher war Faust in Paris, wahrscheinlich 1466, an der Pest gestorben. Schöffer druckte von da an allein bis 1502, dann sein Sohn Johann bis 1531. Sein Neffe Joo Schöffer setzte das Geschäft fort. — Eine nähere Beschreibung der ausgezeichnetsten Druckwerke, welche nach der Trennung aus den Pressen Gutenbergs, Faust's und Schöffer's hervor gegangen sind, folgt S. 509 — 530.

Das nun folgende siebente Kapitel ist von großer Wichtigkeit; es enthält eine neue Untersuchung und vollständige Widerlegung der Ansprüche der Stadt Harlem auf die Erfindung der Buchdruckerkunst. — Die frühesten Zeugnisse, welche man zu Gunsten Harlems anführt, sind die Cölner Chronik und Mariangelus Accursius. Beide behaupten, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst seyen Donate in Holland gedruckt, und zwar von eingeschnittenen Holztafeln. Diese Zeugnisse hat man durch die sonderbarste Interpretation zu umgehen gesucht. Mit diesen Zeugnissen läßt sich höchstens nur die Ausübung des Tafeldrucks in Holland stützen. Allein noch immer bleibt den Holländern urkundlich nachzuweisen übrig, daß in ihrem Lande Versuche mit dem Tafeldrucke vor Gutenberg angestellt seyen. — Einen weiteren Anlaß zur Sage gab ein Raths-

herr zu Harlem, van Zuyren, um 1550 — 60. Ein dortiger Buchdrucker, Theodor Volckard Coornhert, that noch einige Zuthaten hinzu und punkte die Sage auf, wie man aus einer Vergleichung mit der vorigen Nachricht gleich wahrnimmt. Der Hauptzeuge aber ist der Arzt Hadr. Junius, der durch die Aufnahme der Relation des alten Buchbinders, Cornelis, der Sache eine gewisse Festigkeit zu geben beflissen war, und durch allerley Zuthaten und Ausschmückungen zu einer stattlichen Fabel ausstaffierte. Er nannte auch zuerst den angeblichen Erfinder, Laurentz Johannis Sohn, benannt Coster. Dieser habe einst, als er zur Verdauung spazieren gegangen sey, in einem der Stadt nahe liegenden Gehölze zufällig aus Buchenrinden Buchstaben gebildet und diese abgedruckt. Die Erfindung habe sich erweitert, das Geschäft sich ausgedehnt; Gehülfsen wurden nöthig. Einer derselben, Johannes mit Namen, stahl in einer Nacht das ganze Gezeug und ging damit nach Mainz. — Alle diese Fabeln sucht der Vf. durch scharfsinnige und schlagende Gegengründe zu entkräften, den Ursprung der Erdichtungen nachzuweisen und so die Nichtigkeit der ganzen Fabel darzuthun. — Es ist in der That befremdend, daß kein einziger der holländischen Chronisten des 15. Jahrhunderts etwas von dieser Sage berichtet. Die Vertheidiger der Ansprüche Harlems haben nun eifrig den Leuten, welche Laurentz Jansson heißen, in alten Registern nachgespürt und alle diese Personen zu einer Figur zusammen geknetet. Dieses Monstrum hält aber nicht Stand, so bald man es mit der Fackel der Critik näher beleuchtet. Besagter Coster soll seinen Namen von dem Amte eines Küsters an einer Kirche zu Harlem erhalten haben. Allein noch ist ein solcher Küster nicht einmahl nachge-

wiesen. Aus den Registern der Kirche ergibt sich vielmehr, daß der genannte Koster Weinwirth und Weinlieferant war. Der Raum dieser Blätter beschränkt den Ref., er kann daher dem Vf. nicht in die Einzelheiten folgen; nur das will er noch anführen, daß derselbe darauf aufmerksam macht, daß von 1483—86 eine Druckerey eines gewissen Andriesson zu Harlem bestand; ferner um gleiche Zeit die eines gewissen Bellaert. Später verschwindet jede Spur einer Druckerey, und erst nach 70 Jahren findet sich wieder eine dort. Jene früheren Druckereyen konnten wohl in dieser Zwischenzeit so in Vergessenheit gerathen seyn, daß nur eine dunkle Erinnerung übrig blieb. — Vorzüglich aber wird die spätere Existenz des angeblichen Erfinders durch das erwiesene Sterbepjahr des Buchbinders Cornelis (der Grundsäule des ganzen Sagengebäudes) bewiesen. Dieser starb 1522; Cornelis leistete im J. 1439, wo der Diebstahl geschehen seyn soll, bey Koster Gehülfsdienste; er war also schon einigermaßen erwachsen und würde sonach im J. 1522 wenigstens 100 Jahre und darüber alt gewesen seyn. — Zur fernern Entscheidung der Streitfrage dienen auch des Vfs Untersuchungen über den Heilspiegel. Man kennt 4 mit denselben Typen gedruckte Ausgaben, 2 lateinische und 2 holländische. Alle sind ohne Datum, ohne Angabe des Druckortes und des Druckers. Erwiesen ist, daß die dritte Ausgabe in holländ. Sprache im J. 1483 erschien. Die Auflagen eines volksthümlichen Werkes folgten aber immer in kurzen Zwischenräumen auf einander; es ist daher mit Grunde anzunehmen, daß die erste nicht lange vorher erschien. Der Verf. geht aber noch einen bedeutenden Schritt weiter und nimmt Utrecht als Druckort und Restelaer und Leempt als Drucker von wenigstens

der zweyten holländischen Ausgabe des Heilspiegels an. Dieses beruht darauf, daß der Buchdrucker Beldenaer 2 Holzschnitte aus dem Heilspiegel in der dritten Auflage der Epistelen und Evangelien von 1481 benutzte, während sie in der zweyten von 1479 sich noch nicht finden. Er werde sie in der Zwischenzeit, etwa 1480, von den dortigen Druckern Ketelaer und Ceempt, die die Druckerey dort aufgaben, erworben haben. Daß die Holzschnitte aber in Utrecht gearbeitet seyen, ergebe sich daraus, daß sie ganz in der Manier, wie einige Holzschnitte der holländischen Ausgabe des fasciculus temporum (Utrecht, bey Beldenaer 1480 gedruckt) geschnitten sind. Es steht nur der Umstand entgegen, daß die Typen dieser Drucker keine Aehnlichkeit mit denen des Heilspiegels haben; auch findet Ref. keine Aehnlichkeit mit denen des Gerard Veeu in Gouda. — Man hat auch wohl einen Beweis für ein höheres Alter der Drucke in der Unförmlichkeit der Typen gefunden, allein man kann noch aus weit späterer Zeit solche mangelhafte Kunsterzeugnisse nachweisen. — Auch steht das den angeblich ersten Drucken entgegen, daß die Typen so klein sind; schwerlich möchten damit die ersten Versuche gedruckt seyn. Man hat ferner die ältere Sprache in den holländischen Ausgaben als Beweis angeführt, daß sie durchaus vor 1440 erschienen seyn müßten; allein die Veränderungen in den Editionen sind gar nicht so bedeutend und dann ist es doch wahrhaft lächerlich, diesen angeblichen Sprachveränderungen zu ihrer Entwicklung gerade nur 25 Jahre einzuräumen. Was nun die Papierzeichen, die man ebenfalls zum Beweise heran gezogen hat, betrifft, so ist nichts so trügerisch als diese. Konnte das Papier nicht längere Zeit ungebraucht liegen? Und findet man

nicht dieselben Papierzeichen in Drucken, welche fast ein halbes Jahrhundert von einander abstehen? — In einem Anhange zu diesem Abschnitte beleuchtet der Verf. die Deductionen des Engländers Dttley, welcher 253 Quartseiten verbraucht hat, um zu erweisen, daß das Erscheinen des Heilspiegels vor 1440 falle. Alles beruht bey ihm auf voreiligen und bedingten Annahmen und nachdem er über 30 Bogen daran gewendet hat, die Sache der Holländer zu stützen, eilt er von dannen, Anderen den fehlenden Beweis überlassend.

Einen gewandten Vertheidiger fanden die Harlemer in dem Bibliothecar Ebert in Dresden, welcher auf Veranlassung des Werkes von Koning die Ansprüche der Holländer noch einmahl prüfte und sich zu Gunsten derselben entschied. Ebert's Abhandlung ist S. 692 ff. wieder abgedruckt. Unser Verf. hat diesen Text mit Noten begleitet, und darin die willkürlichen Annahmen Ebert's näher beleuchtet. Diese Critik ist oft sehr herbe und Hr W. wirft dem deutschen Verfester der holländischen Ansprüche vor, er sey in seinen Untersuchungen wie ein Taschenspieler verfahren. Er stelle nämlich einen Satz als Vermuthung auf, nehme solchen gleich darauf als erwiesene Thatsache an und baue darauf seine Folgerungen. So gleicht dieses Gebäude einem Kartenhause; so bald man nur an den Hauptstützen rüttelt, fällt das ganze Gebäude über den Haufen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

S t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 11. März 1839.

M a i n z.

Beschluß der Anzeige: Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Joh. Gutenberg zu Mainz. Von J. Wetter.

Ebert ging von der Annahme aus: weil die Typen der holländischen Drucker ganz eigenthümlich gestaltet und roh seyen, das Presßwerk sichtlich sehr unvollkommen, so könne von einer Einwirkung Deutschlands hier keine Rede seyn; die Erfindung sey daher in Holland gemacht. Welche Folgerung! Jeder Buchdrucker bildete oder ließ nach der im Lande üblichen Handschrift seine Typen bilden. Wie verschieden sind nicht die von Deutschen in Italien und in Deutschland gedruckten Bücher! Kein auswandernder Buchdrucker nahm Zeug mit, sondern schnitt oder ließ die Matrizen schneiden, schlug damit die Matrizen und goß dann die Typen. Gewiß folgte jeder darin dem in jedem Lande üblichen Ductus, wie man auch leicht durch Vergleichung der gedruckten Werke mit den Handschriften wahrnimmt. — Ebert folgert ferner: die Deutschen hätten die

Buchdruckerkunst in alle Länder verbreitet, nur nicht nach Holland; von diesem Lande seyen sie ausgeschlossen gewesen. Das ist aber ganz grundlos. Richard Paffraet war aus Cöln und brachte die Kunst nach Deventer. Daß aber in andere holländische Städte Deutsche die Kunst nicht einführten, hat wahrscheinlich einen andern Grund. Wie viele der größern Städte Deutschlands hatten denn am Ende des 15. Jahrhunderts schon Druckereyen? — Alle Verbesserungen im Druckverfahren, sagt Ebert weiter, hätten die Holländer verschmähet, weil sie dem Auslande nichts zu verdanken haben wollten. Das wäre aber wahrhaft kindischer Troß gewesen; Ebert bleibt auch den Beweis schuldig. — Um nun einen Uebergang auf die Periode der ersten Versuche zu haben, nimmt Ebert eine Verwandtschaft der Utrechter Typen mit denen Koster's an, die aber in der Wirklichkeit nicht existiert, und läßt die Koster'sche Officin bis dahin von dessen Erben fortführen. Auch bringt er wieder die Wasserzeichen des Papiers vor, um das hohe Alter der Drucke zu erweisen. Kurz, die ganze Abhandlung strotzt von willkürlichen Vermuthungen; Beweise hat der Verf. nicht beygebracht. — Hr. Wetter gibt S. 747 ff. die Würdigung einiger andern Fabeln über die Erfindungsgeschichte, die von Rich. Atkyns, des Roches, Chesquieres vorgebracht, aber schon längst genügend abgethan waren. S. 768 ff. folgt eine Erörterung der Zweifel Sozmann's über den Character Gutenbergs und über die Möglichkeit, das Datum des Gelingens der Erfindung auszumitteln. Dann noch S. 780 ff. ein Schreiben an den Bibliothecar Jaeck, welcher die Ehre der Erfindung für Albrecht Pfister in Bamberg in Anspruch nahm.

Hr W. sucht darzuthun, daß Pfister in Gutenbergs Werkstätte gearbeitet habe, nach der Trennung desselben von Fust nach Bamberg gewandert sey und Gutenbergs Typen zum Modell genommen habe. — Endlich handelt ein kleiner Abschnitt noch über das Unternehmen der Stadt Straßburg, sich die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zuzueignen. Zuletzt gibt der Verf. noch eine vorläufige Andeutung des Ganges seiner Untersuchung über die nächsten und entfernteren Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wir haben nicht all das Eigenthümliche und Neue, was dieses Werk enthält, hervor heben können; man wird aber aus dem Gegebenen schon erkennen, wie umfassend und gehaltvoll dieses Buch ist. Der Verf. hat mit Gründlichkeit und Unparteylichkeit die Quellen geprüft, sie richtig combinirt und so ganz neue und wichtige Resultate gewonnen. Daß sie jeden Zweifel ausschließen werden, der Hoffnung glauben wir kaum Raum geben zu dürfen. Die Erfahrung lehrt es ja, wie ganz unhaltbare Ansichten aufgestellt und vertheidigt werden, wäre es auch nur, um eine eigene Meinung zu haben. Man darf sich daher nicht wundern, wenn dennoch nach einiger Zeit ein neuer Verfechter dieser beseitigten Ansprüche auftreten sollte. Von den Holländern dürfen wir ohnehin eine Bekehrung nicht erwarten. — Noch wollen wir erwähnen, daß das Buch sehr anständig ausgestattet ist; nur finden sich viele Correctorsünden; das Verzeichniß der Druckfehler zu Ende könnten wir leicht um das Zweyfache vermehren. Was nun endlich die angehängten Facsimile betrifft, so müssen wir gestehen, daß die der größeren Typengattungen ganz gut, zuweilen

nur zu scharf und rein, wiedergegeben sind; weniger aber kann die Genauigkeit in der Nachbildung der kleinern Typen gerühmt werden.

G.

P a d u a.

1838. Gius. Meneghini Cenni sulla organografia e fisiologia delle Alghe. 64 Seiten in groß Quart. — Findet sich auch im 4ten Bande der Nuovi saggi dell' Accademia etc. di Padova.

Meneghini, unter seinen Landsleuten durch Kenntniß ausländischer Literatur hervor stehend, in frühern Untersuchungen über die Structur der monocotyledonischen Stämme als genauer Beobachter anerkannt, zeigt sich hier auf einem neuen Gebiete den Ansprüchen der Gegenwart gewachsen, an eigenen Anschauungen reich und fruchtbar an neuen Thatsachen, ohne sie durch vorgefaßte Meinungen zu trüben oder zu verdächtigen. Von deutschen Untersuchungen sind ihm leider die von Link über Fucus und über Pflanzenthierc in den Abhandlungen der Berliner Academie von 1830 und 1833, so wie die von Muhl über die Verbindung der Pflanzenzellen von 1835 unbekannt geblieben.

Der erste Theil dieser Schrift begreift eine specielle Darstellung des Baues der einzelnen Gruppen. Zu diesem Zwecke ist eine Zersplitterung der Algen in 30 Tribus empfehlenswerth, aber um so weniger, wie der Verf. gleichfalls versucht, auf Systematik anzuwenden, als namentlich die ersten Gruppen nur durch das Quantitätsverhält-

niß von Zellen und Intercellularsubstanz (sostanza mucosa) characterisirt werden können.

Von den Nostochineen werden die Protococcoideen getrennt, weil bey diesen die Zellen unverbunden in der Intercellularsubstanz liegen. Einen schärfern Unterschied könnte man jedoch davon entnehmen, daß bey Nostoc die Gallertmasse von einer Membran umschlossen wird, also das ganze Gewächs nur eine Zelle bildet. Bey Chlorococcum Grev. bemerkte M. eine Vermehrung der Zellen durch Theilung. Bey den Hydrureen tritt die Intercellularsubstanz zurück, bey den Rivularien löst sie sich in Fäden auf. Die Verwandtschaft von Rivularia mit Scytonema, bey dem sich innerhalb jener Fäden noch massige Intercellularsubstanz findet, war schon in dem erwähnten Aufsatze von Mohl dargestellt worden.

M. beobachtete die Entwicklung der Oscillatorien. Vor der Körnerbildung in den Zellen schnüren sich einige derselben ab und entwickeln neue Individuen durch Theilung. Die Körner selbst aber treten durch eine Ruptur der Mutterzelle aus und bilden sich dann auf ähnliche Weise zu neuen Pflanzen aus, wie Ehrenberg von den Pilzsporen zeigte. Ueber die automatische Bewegung der Oscillatorien bemerkt der Verfasser, daß sie Reaction auf Lichtreiz sey, daß die einzelnen Fäden sich unabhängig von einander bewegen, daß die Geschwindigkeit in Proportion zur Länge des Fadens stehe, und daß man keine bestimmte Richtung nach links oder rechts wahrnehme. Indessen gebe es, fährt er fort, noch eine ganz andere Bewegung der Fäden, die nur eintrete, wenn sie sich in sehr kleinen Entfernungen von

einander befinden. Es heißt darüber (S. 8): allora un' evidente attrazione reciproca in tutta la loro estensione si manifesta, per cui l'uno sull' altro cadono e si fanno contigui quando s'incontrino ad angolo acuto, ma s'incrocichiano e restano in bilico se ad angolo retto etc. Weitere Mittheilungen über diese räthselhaften Erscheinungen, durch welche auch spiralförmige Drehungen zweyer Fäden um einander bewirkt werden können, verspricht M. in seinem Werke sulle alghe Euganee, welches er zwar schon den in Prag versammelten Naturforschern vorlegte, das indessen bisher noch nicht erschienen ist.

Bei den L yngbyeen, die der Verfasser von den Oscillatorieen trennt, weil die Fäden hier am Boden befestigt sind, fand er nicht selten concentrisch gesonderte Schichten in der Intercellularsubstanz. Diese Absonderung soll jedoch von periodisch unterbrochenem Wachstume abhängig seyn. — Scytonema zeigt drey Arten der Fortpflanzung, durch Theilung abgerissener Zellen, durch spontane Abschnürung einzelner Zellen (anelli) und durch das Austreten der Sporen. Dasselbe soll sich in einigen Conserven wiederholen. Alle drey Fälle stimmen darin überein, daß sich von der Mutterpflanze einzelne Zellen lösen. Diese nun verhalten sich auf doppelte Weise. Entweder verlängern sie sich zu einem Cylinder und es entstehen Scheidewände in ihnen (estensione Meneghini's; Entwicklung durch Zellentheilung Mohl's, der aber die Bildung der Scheidewände genauer gesehen hat); — oder es bilden sich in den los gerissenen Zellen erst Sporen aus

(evoluzione). Aber der letztere Fall darf schwerlich mit dem erstern coordiniert werden, da sich dieser auf die Keimung von Sporen, jener auf ihre Bildungsgeschichte bezieht.

Die Arten der Gattung *Ceramium* zeigen große Verschiedenheiten im anatomischen Baue. *C. rubrum* ist fast wie *Chara vulgaris* gebaut, nur daß die äußere Zellschicht keine Drehung erleidet; bey *C. diaphanum* ist die letztere in den Knoten unterbrochen. — Die Corallinen hält M. nur für Ceramien mit Kalkablagerungen auf der Oberfläche, was mit den Ansichten von Link, Wiegmann u. A. übereinstimmt. Auch die Closterien will er nicht dem Kreiße seiner Forschung entzogen wissen, indem er an die Analogie ihrer Cohärenzen mit der Conjugation erinnert.

Siphoneen. — Der Verf. bestätigt die Uebereinstimmung in der lange unbekannt gebliebenen Sporangienbildung von *Bryopsis* mit der von *Vaucheria*, aber er fügt noch die neue Entdeckung hinzu, daß *Valonia* gleichfalls Sporenfrüchte an ihrer Außenfläche trägt. Die einzige Beobachtung über die Fructificationsorgane dieser Gattung betraf bis jetzt *V. intricata* (vergl. v. Martens in der Flora für 1830. T. 2.). Von dieser merkwürdigen Art weist indessen der Professor Costa in Neapel nach, daß es keine *Valonia*, sondern ein Polyp sey, indem die vermeintlichen Früchte sich willkürlich bewegende Fangarme sind. Uebrigens haben auch die Körner der Röhrenzellen bey den Siphoneen Sporenfunction und keineswegs besitzen alle hierher gehörigen Gattungen jene zusammen gesetzten Reproductionsorgane.

Zu den Ulveen rechnet M. auch die Gattung *Bangia*, bildet dagegen aus *Caulerpa* eine eigene Gruppe. Die Früchte der letztern, welche Montagne entdeckt hat (*Compte rendu* 1838. 1. p. 274.), waren ihm noch nicht bekannt.

Die zweite Abtheilung besteht in einem vollständigen *Conspectus generum*, mit reicher Synonymie, aber ohne Charactere. Unter 186 Satzungen sind zwar nur 10 neu distinguirte, aber viele anscheinend unnöthige Trennungen sehen wir adoptirt. Endlicher hat nur 121 Gattungen, obgleich er die Diatomeen einschließt, die M. mit Ausnahme der Desmidiaceen, wie schon erwähnt wurde, für Thiere hält.

Den Beschluß machen *Considerazioni generali* über Entwicklung, Verbreitung, Lebenskraft, Färbung, Geruch, Benutzung der Algen und eine Uebersicht der italienischen Literatur über Algologie.

Unter jenen allgemeinen Darstellungen aus der Algenphysiologie findet sich eine Notiz über eine interessante Erscheinung, die selten beobachtet zu seyn scheint. Bringt man gewisse Meereralgen in süßes Wasser, so turgescieren sie in kurzer Zeit und ihre Zellen bersten. Diese auffallende Wirkung der Endosmose hat Zanardini bey *Naccari's Palmella crassa* gesehen.

Dr Grisebach.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. S t ü c k .

Den 14. März 1839.

B e r l i n .

1837 — 38. F. S. F. Meyen neues System der Pflanzen-Physiologie. Zwey Bände in Octav mit neun Kupfertafeln und mehrern Holzschnitten. 440 und 562 Seiten.

Man erblickt die beobachtenden Naturforscher der jetzigen Zeit in einer zwiefachen Stellung zur Wissenschaft. Es gibt deren Viele, welche einzelnen Problemen hingegeben, sey es aus Mangel an Hilfsmitteln, sey es aus dem Bewußtseyn, daß der Fortschritt des Ganzen an eine dauernde und vielseitige Betrachtung der einzelnen Erscheinung geknüpft sey, sich niemahls auf den Kampfplatz jener die Wissenschaft unmittelbar gestaltenden Theorien begeben, die jede Zeitperiode zur Entscheidung zu bringen hat. Andere Schriftsteller hingegen, durch äußere Stellung begünstigt, im Besitze eines glänzenden Apparats, mit einem sichern Tacte für das augenblicklich Einflußreichere begabt, nehmen stäts den Gedanken auf, dessen empirische Entwicklung die allgemeineren Grund-

säße der Wissenschaft unterstützt oder wankend macht. Für Botanik hat in der letztern Sphäre seit mehreren Jahren sich Hr. Meyen hervor gethan, indem er die meisten wichtigen Fragen der Phytotomie und Pflanzenphysiologie durch selbständige Beobachtungen berührt und oft auf einen unerwarteten Gesichtspunct erhoben hat. Wir haben die beiden ersten Bände des aus diesen Untersuchungen hervor gegangenen Hauptwerks zu beurtheilen.

Da dasselbe indessen schon von mehreren Seiten in seiner einflußreichen Bedeutung dargestellt ist, so können wir in diesen Blättern nur einige Blicke in die unermüdet thätige und wirksame Werkstätte des Verfs werfen, den eine Weltumseglung nicht zerstreut, sondern concentrirt hat, und dessen Verdienst keiner neuen Anerkennung mehr bedarf. Diese Anzeige beschränkt sich daher auf eine Critik des Widerspruchs, den gewisse neue Ansichten des Verfs erfahren haben und auf die Darstellung einiger Hauptresultate seiner Forschung.

Der Widerstand des Hn Schulz gegen Hn Meyen's Theorie von der vegetabilischen Rotation und Circulation stammt schon aus einer frühern Zeit her. Der Unbefangene muß bedauern, daß Hr Schulz diesen Streit nicht ohne persönliche Bitterkeit zu führen scheint. Er hatte die Circulation des Milchsaftes entdeckt; die Rotation des Zellsaftes war damahls nur von Chara bekannt. Hierauf gründete sich seine Hypothese, daß den Zellenpflanzen Rotation, den Gefäßpflanzen Circulation eigenthümlich sey. Um dieser Hypothese getreu zu bleiben, erklärt er die später entdeckte Rotation höherer Pflanzen für eine Form der Circulation, indem er ein feines Milchsaftgefäßnetz auf den Zellen annimmt, deren Saft rotiert.

Aber in den Beobachtungen selbst weicht er nicht ab. Die verschiedene Geschwindigkeit von Rotation und Circulation bey höheren Pflanzen, die Veränderlichkeit der Rotationsströmungen, welche Hr Meyen (t. 8. f. 6. 7.) nachweist, und die centrale Rotationsströmung in den Endospermzellen von *Ceratophyllum demensum*, welche Hr Schleiden entdeckte, beweisen mit Schärfe die Unhaltbarkeit der Einwürfe des Hn Schulz.

Bedeutender ist der Widerspruch Unger's und Mohl's gegen eine neue Ansicht über den Bau der Zellen, die der Verf. in mehreren Abschnitten zu Anfang des Werks durch manigfaltige, microscopische Beobachtungen zu begründen strebt. Die Spiralfasern hält er nicht allein für Ablagerungen an der innern Seite der Zellenwand, sondern diese selbst ursprünglich aus ihnen zusammen gesetzt. Die Hauptstütze dieser Meinung ist das Parenchym von *Stelis gracilis*, einer auf *Eucon* vom Verf. entdeckten Orchidee. Er theilte Herrn Mohl ein Stück davon mit, damit sich dieser davon überzeugen solle, keine Membran umschließe hier die dicht gewundene Spiralfaser. Hr Mohl entgegnet, 'es zeige sich vielmehr mit vollkommener Deutlichkeit zwischen den Fasern eine Membran ausgespannt'. Er bemerkt indessen zugleich, 'daß die Abbildungen Hn Meyen's von den Zellen dieser Pflanze ein getreues Bild geben'. Vergleicht man diese scheinbar widersprechende Critik mit der 7ten Figur der vierten Tafel, so entdeckt man bald, daß es sich hier nicht um einen Gegensatz der Beobachtung, sondern der Deutung des Beobachteten handelt. Jene Figur zeigt helle und dunkle Streifen der Zellenwand. Jene erklärt Hr Meyen für die Fasern, diese für die Berührungslinien von je zwey Fasern. Offenbar hält Hr Mohl die dunkeln Conturen für Fasern

und die hellen für umschließende Membran. Sind die Thatsachen klar und nur die Theorien verschieden, so hat die Wissenschaft nichts zu befürchten. Aber ein solcher Standpunct sollte immer bestimmt bezeichnet werden, damit die Größe und Sicherheit microscopischer Forschungen noch allgemeiner anerkannt würde. Was nun aber die Sache selbst betrifft, so spricht am entschiedensten für die ältere Mohl'sche Ansicht die seither genauer bekannt gewordene Entstehungsart der Zellen, während die Frage, ob vor einem dunkeln Objecte noch eine durchsichtige Membran liege, in einigen Fällen durchaus jenseits der Grenze heutiger Beobachtungsmittel zu liegen scheint.

Nach diesen Controversen wollten wir einige der leitenden Ideen des Verfs und ihre empirische Begründung hervor heben. Eine der wichtigsten derselben scheint uns die Identität aller Elementarorgane der Pflanze zu seyn. Sind nun gleich die Erfahrungen, welche die Gefäße ihrer Entstehung nach auf die Zelle zurück führen, nicht ausschließliches Eigenthum des Verfs, sind sie vielmehr ein Ergebnis der ganzen Richtung deutscher Phytotomie: so gebührt doch Hn Meyen ein großer Antheil an den Bestrebungen, diese Idee durch einen Reichthum von Thatsachen fest zu stellen. Zahlreiche Beobachtungen von Spiralzellen, als Mittelstufen der beiden Fundamentalorgane, Diaphragmen in den Spiralröhren, die späterhin zerstört werden, blinde Endigungen der Gefäße, vielförmige, ästige Gestaltung der Zellen: diese und andere Erscheinungen, klar gesehen, treu wiedergegeben, durch eine große Reihe von Gewächsen verfolgt, haben den Grund zu einer umfassendern Einsicht in die Metamorphose der Zelle gelegt. Hiërauf hat diese einen nicht

geringen Einfluß auf Physiologie und Systematik äußern müssen.

Die Homogenität aller organischen Structur, welche später durch eine so erfolgreiche Verallgemeinerung auf die thierische Organisation übertragen wurde, leitete zunächst zu der Idee, die erste Differentiation der vegetabilischen Organe nicht länger in den Zellen und Gefäßen, sondern im Parenchym und in den Gefäßbündeln zu suchen. Damit steht in einem genauen Zusammenhange die überzeugende Entscheidung des alten Streits, welchen Organen die Saftführung, welchen die Bildungen angehören. Wenn aber in dieser Rücksicht nachgewiesen wurde, daß nicht bloß die Gefäße, sondern auch die sie begleitenden gestreckten Zellen den Nahrungssaft verbreiten, so mußte auch für die Systematik die Bedeutung verschwinden, die man, irre geleitet durch die Formverschiedenheit der Gefäße und Zellen, an das Vorkommen oder Fehlen der Spiralröhren geknüpft hatte.

Der Beweis für die Functionsverschiedenheit der Gefäßbündel und des Parenchyms beruht theils auf directen Beobachtungen, welche zuerst Hr. Link nach einer verbesserten Methode angestellt hat, theils auf der Verschiedenheit der Vegetationsproducte, denen der Verf. eine ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkte. In den Elementen der Gefäßbündel, 'den Prosenchym-, Pleurenchym- und Spiralröhren-Zellen findet man keine gefärbte Säfte, kein Amylum und keine Crystalle' (I. S. 119). Nur die Faserbildung und Verholzung ist ein beiden organischen Systemen gemeinschaftlicher Proceß.

Durch die Untersuchungen des Verfs über die Function der Parenchymzellen verbreitet er Licht über alle vegetabilischen Productionen. 'Die Par-

enchymzellen', sagt er a. a. O., 'sind als für sich bestehende Körper, gleichsam als Drüsen zu betrachten, welche zwar den zu verarbeitenden Nahrungstoff aus der ganzen Pflanze aufnehmen, ihn aber, und zwar eine jede für sich, eigenthümlich umwandeln'. So finden sich nun neben einander in derselben Parenchymschicht Zellen mit gefärbtem Saft, andere mit Chlorophyll, andere mit Amylum u. s. w., ohne daß man bis jetzt diese Verschiedenheiten einem anderen Grunde, als einer specifischen Thätigkeit der einzelnen Zellen, zuzuschreiben im Stande wäre.

Diese Bildungen der Pflanze aus dem Saft der Parenchymzellen können nach ihrem Aggregatzustande, nach ihrer Form und nach dem Absonderungsorte in folgende Classen eingetheilt werden. 1) Im Zellensaft gelöste Substanzen, als Zucker, Gummi, rothes Pigment zc. 2) Auscrystallisierte Substanzen; nach des Verfs Meinung bestehen sie am häufigsten aus oxalsaurem Kalk (I. S. 239). 3) Im Zellensaft schwimmende Kügelchen. Dahin gehören die Amylunkügelchen, die Zellkerne, das noch nicht genauer erkannte Substrat der Chlorophyllkügelchen zc. 4) Wandablagerungen, entweder amorph, oder als Faserbildung auftretend.

Von diesen Bildungen im Zellensaft, welche so lange ihr fester Aggregatzustand dauert, die Zellenhöhle nicht verlassen können, müssen andere Ablagerungen im Innern der Pflanze wohl unterschieden werden, die in den Lücken des Zellgewebes vorkommen. Bey ihrer Bildung ist eine Thätigkeit der Zelle nach außen anzunehmen. Dies ist der Fall mit den Secretionsbehältern, welche ohne umschließende Membran Harze, Balsame, ätherische Oele zc. führen (I. S. 317). Indessen kommen ähnliche Producte auch zuweilen in Zel-

lenhöhlen vor, z. B. bey den Scitamineen, Valeriana, Aloë (L. S. 210).

Alle diese Verhältnisse müssen in einem hohen Grade die Aufmerksamkeit der Chemiker auf sich ziehen. Die auf phytotomischem Wege ermittelte Entstehungsart der Pflanzenproducte gibt für jeden einzelnen Fall unmittelbaren Aufschluß, ob die zu untersuchende Substanz durch Zellenmembranen, Faserbildungen, Chlorophyll u. dgl. verunreinigt sey oder nicht. So ist es einleuchtend, daß auch das einfachste Parenchym, welches man etwa einer Analyse unterwerfen möchte, wenigstens aus drey sichtbar verschiedenen Substanzen aggregiert sey: 1) Zellenmembran; 2) Zellsaft, ohne Zweifel stets mit darin aufgelösten Stoffen; 3) die die Zellen vereinigende Intercellularsubstanz. Rechnet man hierzu die aus wenigstens zwey Substanzen bestehenden Chlorophyllmassen, die ursprünglich äußerst zarten Verholzungs-schichten, die Zellenkerne in der Zellenhöhle und Zellenwand, einzelne Amylumkörner, bedenkt man, daß es weder ein Mittel gibt diese Substanzen mechanisch zu trennen, noch zu bestimmen, welche von den letztern und in welchen Verhältnissen sie ein Parenchymstück enthält: so muß es dem Phytotomen, wie dem Chemiker gleich unfruchtbar erscheinen, auf ein Aggregat von so ungewisser Bildung die Mühe der Analyse zu verwenden. Dieser Vorwurf trifft unter Andern auch die Untersuchungen des Hn Reade. Aber um so nützlicher für beide Wissenschaften wird jede Bemühung erscheinen, alle jene Substanzen getrennt zu erhalten, deren Verschiedenheit die Phytotomie nachweist, deren Bedeutung für die vegetabilische Oeconomie klar und deren chemische Natur größtentheils unbekannt ist. Dieser Gesichtspunct ist bereits, wie aus einer Notiz am Schlusse des

zweyten Bandes erhellt, von Hn Mitscherlich verfolgt worden, die Untersuchungsmethode indessen nicht näher bezeichnet. Die reine Zellenmembran und die Spiralfaser enthalten darnach Wasserstoff und Sauerstoff im Verhältniß des Wassers, unterscheiden sich aber durch ihren Kohlengehalt. Der Verf. fügt jedoch hinzu, daß sämtliche Analysen leider! etwas überschüssigen Wasserstoff ergaben. Seine Klage hierüber bezieht sich auf eine bekannte, auch von Hn Meyen allgemein angewendete chemische Lebenstheorie der Pflanze, nach welcher die meisten Bildungen des vegetativen Processes durch Entziehung oder Bindung von Wasser erklärt werden. Jenen Uebelstand nun sucht der Verf. dadurch zu paralyfieren, daß er ihn der Analyse zur Last legt.

Wenden wir uns von dem Bildungsproceffe der Pflanze zu den Bewegungen ihrer Säfte, so begegnet uns zunächst eine Beobachtungsreihe, welche der Verf. gemeinschaftlich mit Hn Mitscherlich anstellte. Sie betrifft die Bewegung des rohen Nahrungssaftes. Sie wiederholt, bestätigt und erweitert die berühmten Versuche von Stephan Hales, nach denen der Frühlingsaft im Weinstocke mit einer Kraft aufsteigt, welche größer ist, als der Druck einer Atmosphäre. Ganz verschieden von diesen periodischen Saftbewegungen, die das Erwachen der Pflanze aus dem Winterschlaf bezeichnen, sind die Phänomene der Rotation und Circulation, welche geschlossenen Organen angehören. Die Polemik, welche sich an diese Gegenstände knüpft, wurde schon oben berührt. Zu einer weitem Erläuterung mögen noch einige Andeutungen über die Erfahrungen und Ansichten des Verfs folgen.

Die Rotation des Zellsaftes ist eine unerklärte Erscheinung, welche der einzelnen Zelle,

nicht aber einer Thätigkeit, die durch die ganze Pflanze wirksam wäre, zukommt. Denn für benachbarte Zellen ist die Richtung der bewegten Kügelchen im Zellenfaste unabhängig von einander. Nur die Kügelchen aber sieht man in Bewegung, während die Strömung einer durchsichtigen Flüssigkeit nicht unmittelbar wahrgenommen werden kann. Man hat indessen Gründe zu schließen, daß nicht bloß die Kügelchen, sondern auch der Zellenfaste, in dem sie schwimmen, an der Rotation Theil nehme. Dahin möchte Ref. die Beobachtung rechnen (II. S. 243), daß der Zellenkern zuweilen durch die Rotationsströmung mit fortgerissen wird, in anderen Fällen sie hingegen seitlich ablenkt. Indessen liegt in diesem verschiedenen Verhalten kein entscheidender Beweis, da der im Zellenfaste schwimmende Zellenkern eine ganz andere Bedeutung hat, als der der Zellenwand. Die Strömungen selbst beschreiben häufig in sich selbst zurück laufende, aber veränderliche Spirallinien, jedoch verhalten sie sich in den Zellen von Chara und einigen phanerogamischen Wasserpflanzen in der That verschieden von der Rotation in höheren Pflanzen, und dies ist der Umstand, auf den Hr Schulz besonderes Gewicht legt. Uebersieht man diesen Punkt, so ist die Rotation eine 'sehr allgemein verbreitete Erscheinung: die Namen der Pflanzen, in denen der Verf. sie, wenn auch nur in einzelnen Theilen, bemerkt hat, könnten ganze Seiten füllen' (II. S. 246). Aber so wie man sie nicht gerade in allen Zellen derselben Pflanze findet, so darf man auch die microscopische Molecularbewegung der Kügelchen nicht damit verwechseln. In Haaren zeigt sie sich am allgemeinsten. Aber sollte dies nicht allein darin seinen Grund haben, daß sie hier leichter zu beobachten sind?

Äußere Reize, insbesondere höhere Temperatur, beschleunigen die Rotation. Dieser Umstand begünstigte Untersuchungen, welche Hr Meyen in Italien über dieses Phänomen anstellte. Erreichte er auf dieser Reise gleich nicht seinen Zweck, die noch unbekanntem Pflanzen kennen zu lernen, an welchen Corti seine Erfahrungen über die Rotation machte, so führten doch die Beobachtungen in einem wärmern Clima zu dem wichtigen Resultate, daß die Bewegungen im Zellensaft eine allgemeine Erscheinung der Vegetation seyen.

Die Milchsaftgefäße, in denen die Circulation des Latex statt findet, schienen durch ihre Structur eine wesentliche Ausnahme von der ursprünglichen Zellenform aller Organe zu bilden. Denn sie sind nach des Verf's Untersuchungen niemahls gegliedert, wie Hr Schulz angenommen hatte, und bilden zarte Canäle durch die ganze Pflanze, welche sich in einigen Fällen verzweigen und in den Blättern größtentheils mit den Gefäßbündeln verlaufen. Es mußte befremden, daß ein anatomisches System, welches nur in einer Reihe von übrigens normal gebildeten Gewächsen gefunden wird, eine so wesentliche Verschiedenheit darbieten sollte. Zwey Entdeckungen des Verf's sind in dieser Rücksicht von Wichtigkeit: einmahl die abnorm gestalteten, nicht selten Milchsaft führenden Bastzellen bey den Apocynen (tab. 6.), und zweytenß der besondere Bau der Milchsaftgefäße von Euphorbia, in denen sich Ablagerungsschichten finden (tab. 9. f. 5.) und welche in dieser Gattung die fehlenden Bastzellen vertreten. Alle diese Gegenstände sind mit einer erschöpfenden Vollständigkeit abgehandelt. Der Verf. liebt es, die Circulation des Milchsaftes mit der des Blutes zu vergleichen. Wie bey den Trematoden ist die Ursache dieser Bewegungen unbekannt.

Ohne diese Andeutungen über die wichtigsten Lehren der vegetabilischen Physiologie weiter zu verfolgen, beschließen wir diese Anzeige mit einer Uebersicht der Anordnung der Gegenstände. Der erste Band begreift die Anatomie, der zweyte die vegetativen Proceffe der Pflanze. Aus anzuerkennenden Gründen ist jedoch die Anatomie der Milchsaftgefäße erst dem Abschnitte, der der Circulation gewidmet ist, eingeschaltet.

Die Darstellung der Anatomie beginnt mit den Formen der Zellen, erörtert den Bau der Zellenmembran und die Art ihrer Verbindung unter einander und wendet sich hierauf zum Inhalte der Zellenhöhle, zu den Säften und Bildungen. Hieran reihen sich Respirationssystem, Luft- und Secretionsbehälter. Eine zweyte Abtheilung betrachtet die Zellen in ihrer Anordnung. Die großen Typen des Gewächsreichs, welche durch die Verschiedenheit der Zellenanordnung dem Verf. nicht hinlänglich characterisirt erscheinen (denn im Streben nach Analogien verleugnet er bisweilen wahrhafte Differenzen), finden am Ende des ersten Bandes ihre anatomische Schilderung.

Die vegetativen Proceffe bezeichnet der Verf. als Pflanzenernährung. Sie zerfällt in die Aufnahme und Fortbewegung der Nahrungstoffe, in den Assimilations- und Secretionsproceß. Bey der Lehre von der Assimilation werden auch Respiration, Rotation, Wärme- und Licht-Entwickelung abgehandelt. Das Buch von der Secretion, von der der Verf. jedoch ausdrücklich bevorzuet, daß sie von der Assimilation nicht wesentlich verschieden sey, begreift die Circulation, Farbenbildung, Drüsenfunction, Absonderung in besondern Secretionsbehältern, gewisse Excretionen, z. B. den Geruch der Pflanzen, und die Bedeutung der organischen Stoffe in der Pflanze

im Allgemeinen. Es ist schwierig, eine zugleich systematische und practische Anordnung physiologischer Lehren durchzuführen. Der dritte Band dieses Epoche machenden Werks wird größtentheils der Reproduction der Pflanzen gewidmet seyn.

A. Grisebach.

H a m b u r g.

Hey Perthes u. Besser. Pauli Brief an die Römer, übersetzt und erklärt für gebildete und denkende Christen aller Confessionen von Friedrich Lossius. Der Geist erforscht alle Dinge, selbst die Tiefe der Gottheit. 1836. VIII und 124 Seiten in Octav.

Es wird einem gewissenhaften Recensenten bey der Anzeige und Beurtheilung eines Werkes selten so wohl, sich gleich von vorn herein ganz einig erklären zu können nicht nur mit dem Zwecke der Arbeit, sondern auch mit der Art, wie sie durchgeführt, so wie mit dem Geiste, aus dem sie hervor gegangen ist, nicht als ob der Rec. nothwendig über dem Verf. stehe, aber weil er doch einmahl urtheilen soll und die verschiedene Subjectivität unvermeidlich eine Verschiedenheit der Betrachtungsweise bedingt. Wenn schon von jedem Werke, gilt jenes doppelt von Arbeiten auf dogmatischem Gebiete in unserer theologisch so zerrissenen Zeit, und Ref. freut sich darum auch doppelt, jenes bey diesem Werke an der Spitze der Anzeige aussprechen zu dürfen, obwohl er sich zur Ehre anrechnet, stäts vorerst den Standpunct genau zu würdigen, und auch der geistigen Kraft und Leistung, die von anderen theologischen Principien ausgeht, jedenfalls gerecht zu seyn. Der Hr Verf., laut Vorrede Pfarrer zu Niederrimmern im Großherzogthume Weimar, verfolgt

in vorliegendem Werke einen doppelten Zweck. Zuerst den mehr wissenschaftlichen, eindringend in den Geist des so wichtigen Theils der heiligen Schrift, durch den Kampf widersprechender Meinungen, eine klare und heitere Uebersicht seines Gesamtinhaltes zu gewinnen, dann aber auch, den mehr practischen, die gewonnenen Ergebnisse 'dem religiös-sittlichen Leben der Gläubigen insgemein zur Annahme vorzulegen, wo sie nützen werden, wenn sie wahr sind'. Es gab eine Zeit, wo das Buch der Bücher nicht nur die Grundlage der edlern Bildung im Familienkreise und der Erbauung war, die bey wahrer Bildung sich als nothwendiges Bedürfniß auch im Familienkreise geltend macht, sondern wo die ausgezeichnetsten Geister auf allen Feldern des Wissens, und selbst Staatsmänner, eifrigst bemüht waren, die Quellen des Christenthums so für die Erkenntniß wie die Bedürfnisse des frommen Lebens zu eröffnen. Es ist anders geworden: nicht nur, daß die Bildungszustände andere, oder gar keine Grundlage haben — denn wo gäbe es doch wahre Bildung ohne wahre Religiosität, und wo diese, ohne christliche Wahrheit, und wo wiederum diese ohne Kenntniß und Werthschätzung ihrer Quellen? —, die Gelehrten auf anderen Feldern des Wissens, wie Ungelehrte, ahnen noch kaum die Bedeutung und den Reichthum der heiligen Urkunden für das Leben des Einzelnen, wie der Gesammtheit. Aber also ist es geordnet, daß jene den allein sichern Halt punct für das religiöse Leben und damit das Leben überhaupt seyn und bleiben sollen, und die Zustände unserer Zeit, so gewiß sie aus der sich rächenden Geringschätzung eines festen religiösen biblischen Glaubens hervorgegangen sind, drängen von selbst wiederum zu jenem zurück, da wohl das Urtheil der Zeiten,

nicht aber das Wesen und Bedürfniß der menschlichen Natur ein anderes werden kann. Obiges hat sich zuerst in der Theologie selbst bewährt. Gegen die Irrthümer und Verkehrtheiten des falschen Catholicismus rüstete die Kenntniß und der reine Glaube, wie er in den heiligen Urkunden niedergelegt ist, die gewaltigen Geister der Reformation mit siegreichen Waffen aus: in späterer Ueberschätzung des Buchstabens der Symbole trat Kenntniß und Glaube der heil. Schrift zurück, und scholastische Erstarrung ein in die Theologie: der gereifte Verstand der Zeiten durchbrach die Fesseln des Symbolglaubens, und schob zuletzt überverständlich auch die letzten Quellen alles Glaubens bey Seite. Aber das Gefühl der Leerheit bey Theologen, wie Laien, hat in unserer Zeit zu Achtung und dem genauesten Studium der Schrift zurück geführt, und in der Theologie hat sich bereits an ihr das regeste Leben entzündet. Aber auch unter den Laien — Dank der bessern Natur des Menschen — ist die Religion, wie der Verf. mit Recht S. IV bemerkt, wieder An gelegenheit für viele geworden, und so das Streben nicht nur an sich löblich, sondern tief im Wesen und Bedürfniß unserer Zeit gegründet, auch ihnen die Ergebnisse der neueren Schriftforschung zur näheren Beachtung vorzulegen. Und das thut nun der Hr Verf. hier mit dem doctrinell wichtigsten Theile des ganzen neuen Testaments, und im richtigsten Blicke auf die Zeichen der Zeit. Als diese, die ihn zur Herausgabe bestimmten, bezeichnet nämlich der Verf.: 'Dahin schwindendes Ansehen der Verstandesreligion und Uebermuth der Gefühlsschwärmeren in unseren Tagen, wo es so nöthig ist, daß wir den Verstand behalten und unsere überreizten Gefühle zu einer natürlichen Gleichmäßigkeit herab stim-

men; kramphafteß Fefthalten an veralteten Formen und Formeln und ängftliches, oder verzwegenes Hafchen nach neuen, die ohne Geift find; Bekehrungßfucht hier, und dort Wuth fih abzufondern, um für fih Gottesdienft zu halten, ohne Selbftbefchauung und Andacht, mit einem pharifäifchen Seitenblick auf Anderßdenkende; Streit der Gelehrten und Ungewißheit der Ungelehrten; täglich überhand nehmende Verwirrung der Begriffe über Gott und göttliche Dinge und frevelhafte Verhöhnung deß Heiligen; roher Unfinn und überfeiner Unglaube, beide in dem Beftreben vereinigt, daß für die klug und mündig gewordene Menfchheit unpaßende Chriftenthum durch eine andere angemeffenere Religion zu erfetzen. Alles haben wir ja in unferer Länder und Völker erfchütternden Zeit wanken gefehen, warum foll denn daß alte Evangelium ftehen bleiben? — —'. Nachdem nun der Verf. bemerkt, wie die oben angeführten, zum Theil fo divergenten, Beftrebungen von denen, die fie leiten, vorzugßweife mit Ausfprüchen deß großen Apoftelß Pauluß felbft entfchuldigt, gerechtfertigt und begründet, oder von den Segnern widerlegt und bestritten werden, gründet er darauf die Folgerung, daß eben dadurch auch Viele (nach der ganzen Tendenz deß Verßß, auch unter den Laien) zu einem gründlichen Studium der Schriften jeßneß großen Apoftelß aufgefordert, und gleichfam gezwungen feyen, 'tiefer in den Geift der erhabenen Lehre Jeßu einzudringen, nach der Anficht, welche Pauluß, gotterleuchtet von ihr aufftellt'. Daß aber eine folche Kenntniß und ein folch genauereß Studium der Schriften deß Apoftelß gerade für unfere Zeit von großer Bedeutung fey, zeigt der Verf. durch eine Zufammenftellung der edleren Forderungen und Bedürfniffe unferer Zeit

auf religiösem Gebiete mit dem, was bey Paulus zu finden ist, und wenn es auch auf den ersten Blick scheint, als ob diese vom Verfasser angegebenen Forderungen mit den oben geschilderten Zuständen nicht zu vereinigen seyen, so stellt sich doch bey tieferem Eingehen nicht nur ihre Wahrheit, sondern auch ihr Zusammenhang mit denselben und ihr nothwendiges Bedingtfeyn durch sie leicht heraus. 'Unsere Zeit will nämlich unverkennbar in Religion und Theologie dem frommen Gefühle seine Rechte sichern: Paulus sichert sie ihm, er schwelgt selbst in den reinsten und heiligsten Empfindungen; unsere Zeit sucht Glauben und Wissen in Uebereinstimmung zu bringen: in Paulus ist diese Uebereinstimmung zu finden; unsere Zeit verlangt Folgerichtigkeit im religiösen Denken: Paulus ist ein folgerichtiger religiöser Denker; unsere Zeit dringt auf das verständig Anwendbare: Paulus bezieht auch die enthüllten Geheimnisse der Religion auf das thätige Leben; unsere Zeit fordert die reinste Sittlichkeit: diese athmet bey Paulus aus jedem Worte; unsere Zeit sehnt sich nach Idealen: in Paulus ist alles ideal; unsere Zeit strebt nach weltumfassender Allgemeinheit: die von Paulus in seinem Sendschreiben an die Römer vollständig dargelegte Welterlösungslehre Jesu umfaßt Alles, vereinigt alle wahrhaft göttlichen Bestrebungen der Menschen, und aus ihr empfängt Alles seine Weihe, Kraft, Tugend, Heiligung, Leben und Berklärung'.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 16. März 1839.

H a m b u r g.

Beschluß der Anzeige: Pauli Brief an die Römer, übersetzt und erklärt von Fr. Lössius.

Der Verf. hat nun seine Schrift, wie auch schon auf dem Titel ausgesprochen ist, gebildeten und denkenden Christen bestimmt, 'welche gern in den Zusammenhang und das Wesen der christlichen Heilswahrheiten eindringen möchten', und was er als Hoffnung ausspricht, das wagt Ref. als gewiß zu versichern, daß sie seine Schrift nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen werden, da sie allerdings, wie der Verf. ganz mit Recht bemerkt, um verstanden zu werden, nicht mehr verlangt, als religiösen Sinn, Bibelkenntniß, Wahrheitsliebe und einige Übung im folgerichtigen Denken.

Der Inhalt der Schrift ist folgender. Nach der Einleitung S. 1 — 14, welche den Character der Zeit vor und während der Abfassung dieses Briefes in religiös-sittlicher Beziehung, des Verfs und seiner Schreibart darstellt, folgt zuerst ein Grundriß des Briefes, S. 15 — 24, und

zwar zuerst seinem Stoffe und dann seiner Form nach. Dann eine Uebersetzung, S. 25 — 50, und darauf eine theils paraphrasierende, theils kurz erklärende Darstellung des Ideenganges S. 51 — 94, welche nebst dem obigen Grundrisse den Haupttheil der Schrift bildet. In einem Anhange werden dann noch einzelne wichtige Begriffe, die der Brief enthält, zergliedert und entwickelt, als: das Fleisch S. 95, die Sünde S. 97, der Tod S. 99, das Gesetz S. 103, der Geist S. 106, der Glaube S. 107, die Gerechtigkeit S. 111, die Gnadenwahl S. 114, das Leben S. 118, die Welterlösung S. 119, und das Ganze mit einer recht interessanten Zusammenstellung der Gegensätze, in welchen sich der Brief bewegt, geschlossen, S. 124.

Was das Einzelne der Schrift betrifft, die, wie schon bemerkt ist, einen doppelten Character hat, so würde sich freylich über die wissenschaftlichen Fragen Manches erinnern lassen; aber theils bescheidet sich hier Ref. gern, da er die wahre Sachlage der in Frage kommenden Schwierigkeiten genau zu kennen glaubt, nur subjective Gründe dem Rechte einer anderen Subjectivität entgegen zu stellen, theils ist der wissenschaftlich mögliche Streit von keinem weiteren Belange für den Hauptcharacter und den Hauptzweck der Schrift. Sehr ansprechend ist die Ansicht des Verfs über die Wichtigkeit des Römerbriefes selbst, womit er die Einleitung eröffnet, und Ref. darf nicht unterlassen, sie mitzutheilen, weil sie einerseits den Geist und die Art bezeichnet, wie die ganze Schrift gehalten ist, andererseits aber und eben damit das Urtheil bestätigen mag, welches Ref. selbst über Character und Bedeutung der Leistung des Verfs ausgesprochen hat. 'Die vorliegende Schrift des geistreichsten aller Apostel

Jesu griff so tief in das religiös-sittliche Leben ihrer Zeit ein, und bildete, indem ihr Verfasser den vorhandenen religiösen Stoff entweder verwarf, oder aufnahm und mit schöpferischem Geiste eine neue unermessliche Gedankenwelt ins Daseyn rief, einen so wichtigen Uebergang der alten Welt in die neue, daß es zum richtigen Verstehen dieser Schrift, zur Würdigung ihres Gehaltes und zur Veranschaulichung ihres großen Einflusses unumgänglich ist, vorher das ganze Gebiet zu überschauen, in welchem sich die denkenden Geister jener Zeit bewegten'. Der Verfasser schildert sodann Zweck und Character der morgenländischen Weisheit (= Erforschung des Wesens der Dinge, Wahrheit), der griechischen (= Darstellung des Anmuthigen, des Schönen), des Strebens im mosaischen Gesetze (= Tugend), und wie man besonders unter den Römern die Lehre von den Pflichten und Rechten der Menschen auf feste Begriffe zurück zu führen angefangen hatte, und sucht nun die neue vollkommene Lehre Christi, so wie zugleich die Wirksamkeit seines großen Apostels Paulus zu der damaligen Lage der religiös-ethischen Welt in das rechte Licht zu setzen. Wenn man auch gegen Einzelnes in der Darstellung des Verfassers mit Grund Manches erinnern darf, und vielleicht auch die Zeichnung der Zustände zu allgemein gehalten und zu sehr in die Form eines Systems gebracht ist, so ist doch der Hauptcharacter der einzelnen Gebiete religiösen Glaubens und Wissens, so wie des Ethischen der vorchristlichen Welt gewiß richtig erfaßt, und für den Zweck des Bfs gut dargestellt. Für das Wesen der christlichen Lehre legt der Verf. ganz mit Recht das Hauptgewicht auf die Forderung des Glaubens. Es kann dem Hochmuth der Gelehrten, wie aller

der angeblich Gebildeten, die sich zu weise und zu vornehm dünken, um sich noch mit Religion und Kirche zu befassen, nicht genug gesagt werden, daß beide allerdings Glauben fordern, daß es aber nicht so leicht ist, sich den zu erwerben, den das Christenthum fordert, und daß der Brunnen nimmermehr fließen werde, in den man das Wasser tragen muß; es kann eben so den überspeculativen Geistern, die nur auf andere Weise in der Abschätzung der positiven Dogmen irren, nicht genug entgegnet werden, daß das Christenthum keine Religion abstracter, Geist und Leben in leere Formeln verflachender, Begriffe, sondern des Gemüthes und Herzens ist, seine höchste Blüte nicht auf Speculation und Dialectik gebaute Ueberzeugung, sondern ein aus den Forderungen des reinen menschlichen Bewußtseyns, das seine höchsten und edelsten Bedürfnisse erkannt hat, hervor gegangener, zwar vernünftiger, aber einfacher, demüthiger und kindlicher Glaube. Aber so sehr Ref. nach alle dem nun auch damit übereinstimmt, daß der Verf. die Forderung des Glaubens überall als die Spitze und das Wesentliche des Christenthums bezeichnet, so dürfte der Hr Verf. doch in der Fassung des Glaubens selbst nicht genug unterscheiden zwischen dem allgemeinen Glauben an Gott und Christus überhaupt (s. den Verf. S. 5. 107 ff.), und der mehr in dem paulinischen Systeme geltend gemachten Species, dem Glauben an den Versöhnungstod Christi, den die Kirche darum auch *fides specialis* genannt hat, s. Apol. p. 68. Jene Unterscheidung ist aber für das richtige Verständniß der paulinischen Lehre sehr wichtig, geht zwar, so bald man den Versöhnungstod in seinem Zusammenhange mit der Welterlösung betrachtet, in der höheren Einheit mit dem Glauben an diese

wieder auf, muß aber als einzelnes Moment besonders betrachtet werden, und ist gerade für die ethische Seite der Erlösungslehre von den wichtigsten Folgen. Aus dem Vorigen entspringend dürfte der Vf. auch Abraham, als dem Empfänger der Verheißung, eine zu hohe Stelle anweisen, indem er ihn nicht nur zum Anfangsgliede, sondern zum Träger der Kette der Erlösungsmomente macht, S. 108 ff. Sehr gelungen scheint dagegen die Schilderung des Characters und Geistes Pauli, S. 6 ff., und fein ist die Entwicklung S. 9 ff., wie der Apostel an sich selbst den großen Unterschied äußerer Gesetzeswerke und innerer Heiligung erfahren habe, und wie er dadurch zu der tiefsten Lehre des Christenthums durchgedrungen sey. Sehr richtig sind auch die Bemerkungen über Gesetz, Sünde, und in welchem Falle Paulus nur Tugend zulasse, S. 13. — Ueberhaupt ist der Verf. in die ethischen Momente der paulinischen Lehre, und in wiefern der Apostel die Erlösung von der Sünde vermittelt denke, sehr tief eingedrungen, und ist in dieser, doch gerade wichtigsten Beziehung, seine Arbeit jedem denkenden Verehrer Christi sehr zu empfehlen: s. S. 16, 17, 19, Kap. 3, S. 20. Kap. 7, besonders aber S. 56 u. 57, 62 u. 63. Sehr passend erläutert der Verf. den Zustand des Kampfes zwischen der sinnlichen Natur im Menschen in ihrer sündhaften Richtung und dem besseren Bewußtseyn und Streben, das durch jene gebunden und gefangen ist, mit dem Bilde eines in Starrkrampf versunkenen Scheintodten. S. 69: 'Er fühlt, hört, denkt noch, strebt die furchtbare ihn umschließende Gewalt zu durchbrechen und kann nicht. Er hört, man will ihn beerdigen; die entsetzlichste Todesangst foltert ihn, und doch ist er außer Stande, ein Lebenszeichen zu geben.

Er ist lebendig todt!' — Und eben so treffend ist die weitere Erläuterung jener Stelle. Aber, obwohl der Verf. in paulinischem Geiste die Geneigtheit der Sinnlichkeit des Menschen zur Sünde, so daß sie zuletzt eine Sündhaftigkeit der Natur wird, stark hervor hebt, macht er doch auch die an sich richtigere Ansicht des Apostels, als sie im Dogma der Kirche gefaßt ist, wenigstens geltend, daß der Apostel die Anlage und Kraft zum Guten keinesweges leugne, s. S. 16 u. 55. — Sehr gelungen ist auch der Grundriß des Briefes als solcher, indem so wohl der Stoff seinem wahren Wesen und seiner Wichtigkeit nach, der behandelt wird, als die Form, in welcher er behandelt wird, dem Leser genügend zur Anschauung erhoben wird. Damit zusammen hängend sind in der Darstellung des Ideenganges die einzelnen zusammen gehörigen Massen, ihr wahrer Zusammenhang und die Uebergänge, so wie die Wendepuncte des Systems, die eben jene Massen abgrenzen, gut hervor gehoben. Durch gute Uebersicht über die Anordnung des Ganzen beurkundet aber der Creget vorerst stäts seine Befähigung zur glücklichen Erklärung des Einzelnen. Nur findet Rec. den Ausdruck S. 14 sonderbar, daß sich bey dem Apostel 'kühne lyrische Uebergänge' fänden. Ueber die Uebersetzung wagt Ref. kein entscheidendes Urtheil, er zieht aber die lutherische, wie allen neueren, auch hier vor. Mögen auch einzelne Worte richtiger übersetzt seyn: wie Luthers Geist und Glaube dem des großen Apostels selbst am nächsten gekommen ist, kaum erreichbar, geschweige zu übertreffen, so, meint Ref. wenigstens, ist es auch seine Uebersetzung. Ihm war die Schrift wirklich Gottes Wort! — Daß *ἰλαστήριον* III, 25 bloß ein äußeres, sichtbares Zeichen seyn soll, S. 57, gibt Ref. nicht

zu; er glaubt in seiner Auslegung der Stelle das Gegentheil bewiesen zu haben. Durch die Erörterung über die Gnadenwahl kann sich Ref. nicht befriedigt erklären, wenn auch der Verf. mit richtigem Tacte die practischen Momente hervor gehoben hat. In dem Anhange ist über die behandelten wichtigsten Begriffe gewiß viel Treffendes gesagt, aber manches ist auch weder scharf genug erörtert, nach erschöpfend: der Raum erlaubt kein näheres Eingehen darauf.

Die Schrift ist laut Vorrede die Frucht zwanzigjährigen Nachdenkens über Religion, und Ref. glaubt den Hn Verf., der von vier Mitgliedern des geistlichen Standes dabey unterstützt und gefördert ist, nicht höher ehren zu können, als wenn er ausspricht, daß sie ein erfreuliches Zeugniß der geistigen, wie geistlichen Würdigkeit der Pfarrer Weimarischer Lande ist.

Köllner.

P a r i s.

Bey J. B. Baillière. Des Maladies Mentales considérées sous les rapports médical, hygiénique et médico-légal, par E. Esquirol, médecin en chef de la maison royale des aliénés de Charenton etc. Accompagnées de 27 planches gravées. Tome I. XVIII u. 676 Seiten. Tome II. 864 Seiten. 1838. 8.

Es war ein glücklicher Gedanke des berühmten Verfs, seine Untersuchungen über die krankhaften Zustände des menschlichen Geistes, welche theils in einzelnen Memoiren, theils in periodischen und lexicographischen Schriften enthalten sind, in ein Ganzes zusammen zu fassen. Er sagt darüber selbst: 'Das Werk, welches ich dem

Publicum darbiete, ist das Ergebniß vierzigjähriger Studien und Beobachtungen. Ich habe die Symptome der Narrheit beobachtet; habe die Sitten, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Irren, in deren Mitte ich mein Leben zugebracht, studiert und habe die besten Methoden der Behandlung versucht. Indem ich mich an die Thatfachen hielt, habe ich sie nach ihren Verwandtschaften an einander gereiht; ich erzähle sie so wie ich sie gesehen; selten habe ich mich bemüht sie zu erklären, und habe mich fern gehalten von den Systemen, welche mir stäts verführerischer durch ihren Schimmer, als nützlich in ihrer Anwendung erschienen'. Von einem Systeme ist auch hier um so weniger die Rede, als die einzelnen Abhandlungen neben einander folgen und nicht innerlich im Zusammenhange mit einander verknüpft sind. Diesen Mangel der Verarbeitung entschuldigt der Verf. mit seinen zahlreichen Beschäftigungen. Aus demselben Grunde können wir hier auch nicht näher in den Inhalt dieser Sammlung eingehen, weil ihre Bestandtheile größtentheils für sich schon vor längerer Zeit im Drucke erschienen sind.

Gewiß wird Jeder, den dieser Gegenstand angeht, eine so reichhaltige und in gewisser Beziehung vollständige Bearbeitung aller darauf bezüglichen Artikel von einem so vielerfahrenen und aufgeklärten Beobachter mit Interesse und Beyfall entgegen nehmen, wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß durch diese äußerliche Aneinanderfügung gar viele Wiederholungen herbey geführt worden sind.

Den Anfang der Reihe bildet die schöne Abhandlung 'über die Narrheit' (1816), die hier mehrere Zusätze erhalten hat. In einem derselben wird die Bemerkung, daß die Narrheit häu-

fig durch Erblichkeit übertragen werde, und zwar mehr durch die Mütter als durch die Väter, durch die Angabe unterstützt, daß der Verf. jetzt mehrere Kinder behandle, deren Eltern er schon in den ersten Jahren seiner Praxis in der Cur gehabt (S. 65). II. Von den falschen Vorstellungen oder Hallucinationen (1817). III. Von den Illusionen oder Sinnestäuschungen (1832). IV. Von der Wuth (1816). V. Von der Gemüthskrankheit der Kindbetterinnen (1819). VI. Von der Epilepsie (1815). Wenn diese Krankheit nicht mit andern, z. B. Hysterie, verwechselt würde, so sey sie äußerst selten mit Seelenstörung verbunden, aber nie heilbar. VII. Kritische Ausgänge der Narrheit (1818), nämlich Fieber, Blutflüsse, entzündliche Affectionen der Unterleibsorgane, der Haut, des Lymphsystems (S. 397). VIII. Von der Hypomanie oder Melancholie (1820). Mit dem ersteren Namen belegt der Verf. den Zustand einer geistesverwirrenden Traurigkeit, als besondere Art der Monomanie. Es sey dieses wesentlich eine Krankheit des Empfindungsvermögens; sie beruhe gänzlich in unsern Affecten. Ihr Studium sey unzertrennlich von der Kenntniß der Leidenschaften, und nur in dem Herzen des Menschen habe sie ihren Sitz. Hierfür werden die interessantesten Belege beygebracht. IX. Von der Besessenheit oder Dämonomanie (1811). Fast nur an Frauenzimmern, in Folge unglücklicher Liebe oder religiöser Ueberspannung beobachtet. X. Vom Selbstmorde (1821). Der Verf. betrachtet den Selbstmörder als einen Wahnsinnigen, der nicht zurechnungsfähig sey; fordert aber die Staaten auf, den jetzt so häufig sich darbietenden Veranlassungen dazu zu steuern. In den statistischen Notizen beruft er sich auf das

unlängst (G. gel. Anz. 1838. S. 178.) von uns angezeigte Werk von Quetelet (Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou essai de physique sociale), das er 'plein de recherches et de déductions précieuses' nennt.

Der zweite Theil beginnt mit Abhandlung XI. Von der Monomanie (wie es scheint bisher ungedruckt), die er in fünf Classen eintheilt, als erotische M., als rasonnierende ohne Delirium, als M. der Trunksucht, der Brandstiftung, des Menschenmordes. XII. Von der Manie, ihren Symptomen, physischen und moralischen Ursachen (1816). XIII. Von der Verstandesschwäche (de la Démence. 1814). Er unterscheidet die hitzige, chronische, die des hohen Alters und die mit Lähmung complicierte. XIV. Vom Blödsinn (de L'idiotie), wovon er drey Gattungen aufführt, nämlich Imbecillität, den eigentlichen Idiotismus und den Cretinismus. Letzteres Uebel, obgleich in seinen Ursachen noch unbekannt, scheine so wohl in den Alpen als in den Pyrenäen der verbesserten Lebensweise allmählich zu weichen. Eine Reihe von Fällen aus der Salpetrière, genaue Messungen des Schädels und Leichen=Deffnungen machen diese Abhandlung äußerst belehrend. XV. Von den den Irren in Frankreich gewidmeten Anstalten und den Mitteln sie zu verbessern. Ein dem Minister des Innern 1817 vorgelegter, 1818 gedruckter Aufsatz. XVI. Ueber Irrenhäuser, allgemeine Betrachtungen. Eine Fortsetzung der vorher gehenden Darstellung, nun durch Zusätze erweitert, indem der Verf. sich seitdem den Plan, die Beschreibung und das Reglement der vorzüglichsten Anstalten dieser Art in Europa und Amerika verschaffte. Der Vorwurf, welcher (S. 504) den neuesten deutschen Irren=Heilanstalten ge-

macht wird, ist ungegründet. Unser Vaterland erfreuet sich verschiedener Institute dieser Art, welche den besten des Auslandes nicht nachstehen.

XVII. Historisches und statistisches Memoire über das königliche Irrenhaus zu Charenton (1835). Dieser in so macher Beziehung wichtige Aufsatz beginnt mit den Worten: 'Eine wundervolle Lage, ausgedehnte Gärten, geräumige Spaziergänge, schöne, erst kürzlich beendete Baulichkeiten, eine Apotheke im Hause, eine Capelle von einem da wohnenden Geistlichen besorgt, ein zahlreiches medicinisches Personal, eine väterliche Verwaltung stellen dieses Haus unter die vorzüglichsten, welche der Behandlung der Gemüthskranken gewidmet sind'. Die Geschichte desselben wird in drey Perioden getheilt, von 1641 — 1795, 1795 — 1814, 1815 — 1834, die jedesmahl einen wesentlichen Fortschritt in seiner Einrichtung bezeichnen. — Bis zum Jahre 1808 bestand daselbst ein Theater, worin zuweilen die Narren selbst als Mitspieler auftraten. Erst die Misbilligung, welche auswärtige reisende Aerzte dagegen erhoben (S. 581), veranlaßte die Abschaffung. — In dieses Haus werden Irren beiderley Geschlechts aufgenommen, theils umsonst, theils um eine Pension (1200, 900, 600 Fr.), welche nach besonderen Vorschriften bis auf die Hälfte kann nachgelassen werden. — Charenton liegt 2 Lieues von Paris, nicht weit vom Zusammenflusse der Marne und Seine. Im Durchschnitte sind allda jährlich in Behandlung 300 Personen männlichen, 150 weiblichen Geschlechts. Das gesammte Dienstpersonal beträgt 100. Die jährliche Einnahme an Pensionen, Renten, mit den Stiftungen beläuft sich auf etwa $\frac{1}{2}$ Million Franken. Die Verstorbenen werden regelmäsig seciert und darüber wird genau Buch geführt (S.

698). XVIII. Mittheilung über das Dorf Gheel (1822). In diesem, in Belgien gelegenen Orte ist eine Art Narren-Colonie. Die (für unheilbar erkannten) Irren, gegen 400, sind bey den Einwohnern in Pension, leben mit ihnen, gehen zum Theil frey in den Straßen, auf den Feldern herum. Die hier gegebenen Notizen sind aus einem Besuche, den der Verf. 1821 dorthin machte, hervor gegangen. XIX. Ueber die Frage, ob sich in jekziger Zeit eine größere Zahl von Narren finde als vor 40 Jahren? (1824). Nicht die Zahl habe zugenommen, sondern die Aufmerksamkeit und die Sorgfalt darauf. Heilungen seyen jetzt weit häufiger als früher. XX. Ueber die Absonderung der Irren (1832). Angabe der Möglichkeit und Nothwendigkeit, so wie der Mittel, wie solche Kranke theils in ihren Familien abgesondert zu erhalten, oder unter gehöriger Garantie in die Irrenhäuser zu verpflanzen seyn. XXI. Ueber den Trieb zum Morde (Monomanie homicide). Der schreckliche, unüberwindliche Trieb andere Menschen zu tödten wird an Beyspielen, wo Eltern ihre Kinder, Kinder (sogar von 5 — 6 Jahren) ihre Eltern, Ehegatten ihre Genossen zu zernichten suchten, nachgewiesen. Es liege immer eine specielle Geistesverwirrung zum Grunde und es gäbe Symptome, welche diese Ueberwältigung der moralischen Freyheit durch krankhafte Einflüsse von der verbrecherischen Absichtlichkeit unterscheidet. XXII. Ueber die Zeichen des Todes durch Erhängen. Ein an Melancholie leidendes Mädchen hatte sich erhängt. Der Verf. sofort herbey gerufen und später die Leichenuntersuchung vornehmend, fand, daß die gewöhnlich für solche Fälle angegebenen Zeichen nicht vorhanden waren, und zieht daraus beachtungs-

werthe Folgerungen für die gerichtsarztliche Entscheidung.

Eine schöne Zugabe zu diesem Werke ist der aus 27 Kupferplatten bestehende Atlas. Er enthält, außer dem Plane und Grundriß von Charenton, treue und charakteristisch dargestellte Abbildungen der verschiedenen Stufen von Geisteskranken, theils während ihres Lebens gezeichnet, theils nach Gypsabformungen sofort nach ihrem Tode. Es sind anschauliche, aber traurige Belege der durch diese Störungen entstellten und entwürdigten edlen menschlichen Gestalt. Sie dienen zugleich als Erläuterungen der im Buche von denselben Individuen gegebenen Krankheitsgeschichten. So zeigt fig. 1. einen 47 jährigen, seit 19 Jahren von Epilepsie ohne Geisteszerrüttung befallenen Mannes während des Anfalls. Fig. 2. ein durch Soldaten in Schrecken gejagtes und seitdem tiefsinniges Mädchen, welches stier auf einen Fleck blickend bis zu ihrem Tode kein Wort sprach; fig. 3. ein ähnliches, durch die Emigration und Hinrichtung des Herzogs von Enghien in einen noch schlimmeren Zustand versetztes Frauenzimmer; fig. 4. die in der Revolution als öffentliches Mädchen berüchtigte und in ihr thätige Téroenne oder Théroigne de Méricour, die seit 1800 17 Jahre in der Salpêtriere zubrachte und in ihrer engen Zelle nur zuweilen die Worte murmelte: fortune, liberté, comité, revolution, coquins. Fig. 5. 6. zwey Besessene, die sich einbildeten Weiber des Teufels zu seyn. Fig. 7. eine Frau (nachher geheilt) im heftigen Wuthanfälle, bemüht die Zwangsjacke zu zerreißen. Fig. 8 — 10. stellt mehrere solcher Kranken, so wohl während der Anfälle als nach ihrer Heilung dar, wobey der Contrast thierischer

Wildheit und menschlich-milder Ruhe sprechend hervor tritt. Fig. 11—15. Zwischenzustände von Manie und Schwachsinnigkeit bey Männern und Frauen; fig. 16—23. Blödsinnige. Fig. 24. eine Familie von Grotinen aus den Pyrenäen, eine Mutter mit zwey Kindern; bey diesen mehr die Stupidität, bey jener mehr der Kropf vorherrschend. Fig. 25. zeigt einen um Hals, Brust und Füßen befestigten, an Ketten liegenden Soldaten, der früher Officier war und wegen seiner Unbändigkeit in Bedlam eingesperrt wurde. Dieses mehr zur Warnung wie es nicht seyn soll. Denn jetzt werden die Ketten weder in England noch in Frankreich mehr gebraucht. Eine humane, umsichtige Behandlung mache dieses der Barbarey angehörige Mittel völlig überflüssig.

W i e n.

1838. Steph. Endlicher Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Eine Brochüre in Octav. 22 Seiten.

Drey Jahre vor dem Erscheinen dieser kleinen Schrift äußerte Hr Endlicher gegen Hn Robert Brown die Hypothese, daß die Anthere dem Eyerstocke der Thiere, das Pflanzeney dem thierischen Fruchthälter zu vergleichen sey, und daß man die männlichen Organe der Pflanze in der Narbe zu suchen habe. Er stützte diese Ansicht auf folgende Betrachtung.

Wäre der Embryo eine Knospe des vegetabilischen Eyes, so müßte die Radicula als organische Basis derselben gegen die Chalaza gerichtet seyn. Da dies niemahls der Fall sey, so könne der Embryo nicht als Knospe entstanden seyn,

und müsse von außen in den Embryosack gelangen.

Ohne diese Schlussfolge einer Critik zu unterwerfen, ist es nur unsere Absicht, mit einigen Worten das Verhältniß dieses Satzes zu den bekannten Beobachtungen zu erläutern, durch welche die Samenerzeugung der Pflanzen in ein ähnliches Licht gestellt ist, als der Verf. durch Intuition erkannte. Er hält es für eine erwiesene Thatsache (S. 17), daß zur Ausbildung der Sporen bey den meisten Gefäßcryptogamen eine befruchtende Thätigkeit der so genannten Anthereidien nothwendig sey. Unger's Spermatozoen in den Moosparaphysen sprechen für eine Analogie der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit mit männlichem Samen. Solche Andeutungen fehlen nun freylich bey den Phanerogamen, wo man seit Hn Rob. Brown's und Hn Schleiden's Entdeckungen nur eine Ortsveränderung des Pollenkorns aus der Anthere zum Fruchtknoten kennen gelernt hat. Aber die strenge Analogie, welche nach Herrn Mohl's Untersuchungen zwischen der Bildungsgeschichte des Pollenkorns und der cryptogamischen Spore herrscht, läßt Herr Endlicher auch hier nicht an einer Befruchtung des Pollenkorns, ehe dessen Wachsthum beginnt, zweifeln. Dem zufolge sucht er das befruchtende Organ in den Narbenpapillen. Ohne Zweifel hat man jetzt eine weit genauere Kenntniß der organischen Prozesse, die der Bildung des Pflanzensamens voraus gehen, als von der Bedeutung der Befruchtung bey den Thieren. Dieses Dunkel erhellen auch die geistreichsten Theorien nur mit einem ungewissen Lichte.

In das Gebiet erwiesener Thatsachen jedoch gehört, was der Verfasser zur Vergleichung der

animalischen und vegetabilischen Zeugungsorgane zusammen stellt. Das Ovarium der Zoologen entspricht der Anthere bey den Phanerogamen und dem Sporangium der Cryptogamen; das animalische Ovulum (oder richtiger nur ein Theil desselben) dem Pollenkorn und der Spore; der Uterus dem vegetabilischen Ovulum, die Oviducte endlich dem Griffelcanale. Die beiden letztern Organe fehlen den Cryptogamen. Da nun das Pflanzeney eine so wesentlich verschiedene Bedeutung vom thierischen Eye hat, so schlägt der Verfasser für das erstere den Ausdruck Utriculus vor, der indessen seiner anderweitigen Anwendung wegen nicht gebilligt werden kann.

Zum Schlusse wird bemerkt, daß die Fäden, welche im Samen der Coniferen und von *Zamia* bey vollendeter Fruchtreife von der *Radicula* zum Integument in der Nähe der *Microphyte* gehen, auf früheren Bildungsstadien noch nicht vorhanden seyen. Der Verf. vermuthet hier einen Proceß, der der Placentenbildung bey den Thieren analog sey.

Dr Grisebach.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 18. März 1839.

L o n d o n.

1838. Th. Thomson's Chemistry of Organic Bodies. Vegetables. 1 Band in Octav von 1076 Seiten.

Das vorliegende Werk hat den Zweck, für die britischen Chemiker eine vollständige Darstellung der Pflanzenchemie in ihrem jetzigen Zustande zu liefern. Es erscheint dies um so zweckmäßiger, als man in England kaum angefangen hat, einigen Antheil an den der Bewunderung würdigen Fortschritten zu äußern, welche die neueste Geschichte der organischen Chemie auszeichnen. In den letztern Jahren haben einige Engländer, namentlich Dr Gregory und Richardson, unter Liebig gearbeitet. Sie werden gewiß in ihrem Studium der organischen Chemie eine allgemeinere Nachahmung finden, wenn die Resultate dieser Wissenschaft in ihrem Vaterlande genauer bekannt werden. Damit ist nun die Tendenz des Herrn Thomson ausgesprochen, und er hat sie, wie schon der Umfang des Werks beweist, mit anerkennenswerthem Fleiße verfolgt. Da indessen

das Bestreben, Kenntniß der organischen Chemie in England zu verbreiten, für den Continent ein geringeres Interesse hat, so wird die Anzeige von der Existenz eines solchen Werks für die Zwecke dieser Blätter genügen. Nur in dieser Rücksicht hält Ref., der einer Analyse des Einzelnen sich nicht gewachsen findet, einige aphoristische Bemerkungen über dieses Buch für gerechtfertigt.

Die Eigenschaften der organischen Substanzen und die theoretischen Ansichten über ihre Zusammensetzung sind überall mit großer Ausführlichkeit und mit sorgfältiger Benutzung der neuesten Arbeiten dargestellt. Sehr genau wird die Literatur bis zum verfloffenen Jahre angegeben. Während man nun nicht leicht Etwas finden wird, was in diesem encyclopädischen Werke übersehen wäre (das Einzige, welches wir bemerkten, ist der Mutterkornzucker von H. Wiggers), ist jedoch zu bemerken, daß der Verf. bey einer Reihe von Verbindungen, insbesondere bey mehreren Säuren, auf sein Handbuch der unorganischen Chemie verweist, wo dieselben bereits abgehandelt wurden. Ferner übergeht er die Methodik der organischen Analyse, indem er in dieser Rücksicht den Wunsch ausspricht, die Schriften von Liebig und Dumas in das Englische übertragen zu sehen. Die technische Anwendung der Substanzen specieller zu verfolgen, lag gleichfalls nicht in seinem Plane. Indessen wollen wir einige Notizen hervor heben, die sich auf die Bereitungsart englischer Fabricate beziehen. Der Verbrauch des brenzlichen Steinkohlens (Coal Naphtha) zur Auflösung des Kaoutschouk, welches bekanntlich Mackintosh zuerst anwandte, ist jetzt in England so groß geworden, daß er die Production in den Gaswerken übersteigt (S. 698). Dies scheint der

Grund zu seyn, weshalb man auch große Quantitäten von Terpenthinöl zu diesem Zwecke benutzt. Von anderen Auflösungsmitteln, die eine Anwendung im Großen fänden, redet der Verf. nicht. — Ein Fabricant in Glasgow theilte folgende Bereitungsart des englischen Copalfirnisses mit (S. 544): 4 Gth. Copal sieden längere Zeit; hierauf wird 1 Gth. siedend heißes Leinöl zugesetzt und zuletzt dem heißen Gemenge sein eigenes Gewicht an Terpenthinöl. Der Firniß behält bey dieser Methode eine gelbliche Farbe, welche dadurch verdeckt wird, daß man bey der Anwendung dem weißen Grunde eine bläuliche Schattierung ertheilt. Auf diese Weise werden z. B. die weißen Zifferblätter der Uhren lackiert. Es ist dies eine Veränderung der Shelbrakischen Methode, der statt des Leinöls concentrirtes Ammoniak anwendet, wobey der Firniß zu langsam trocknet. — In den englischen Zuckerraffinerieen bedient man sich jetzt gewöhnlich des Howardschen Apparats, wobey eine durch Dampf getriebene Luftpumpe den Raum über der siedenden Flüssigkeit luftleer erhält.

Die Einleitung des Werks besteht in einer practischen Vorbereitung auf die Theorie der organischen Verbindungen, indem der Verf. hier vorläufig einige der theoretisch wichtigsten Zusammensetzungen, z. B. des Aethers, der Benzoesäure in ihrem Zusammenhange entwickelt. Hierauf folgen unmittelbar die einzelnen Substanzen, welche in vier Classen eingetheilt werden: Säuren, Alkaloide, intermediäre und neutrale Körper. Die beiden letztern werden dadurch näher bestimmt, daß sie weder saurer noch alkalisch seyen, und daß die intermediären sich in bestimmten Verhältnissen mit anderen Körpern verbanden, die neutralen hingegen nicht. Wie wenig genau

es mit dieser Eintheilung zu nehmen sey, beweist der Umstand, daß z. B. der Zucker, so wie das Radical der Benzoesäure unter den neutralen Substanzen abgehandelt werden. Die Anordnung ist indessen bis jetzt in einem Systeme der Pflanzenchemie von geringer Bedeutung.

Eigene Untersuchungen des Verfs kommen nur sehr sparsam vor. Er bestimmte die specifischen Gewichte einiger Harze. Er publicierte schon 1835 Untersuchungen über die Traubensäure in den Records of general science, worin er angibt, die Isomerie derselben mit der Weinsäure schon drey Jahre früher erkannt zu haben. Er analysierte verschiedene traubensaure Salze und vergleicht ihre Crystallform und Eigenschaften mit weinsäuren Salzen gleicher Basis. Beym Zucker unterscheidet er als besondere Species den Feigenzucker, weil seine Crystalle von Rohrzucker verschieden und weniger süß seyen. Ein Unterschied vom Traubenzucker wird nicht angeführt. Sodann werden neue Untersuchungen von Richardson über das Emulsin mitgetheilt, welche derselbe 1837 in Liebig's Laboratorium begann und bey Pelouse im vorigen Jahre gemeinschaftlich mit Dr R. D. Thomson beendigte. Das Emulsin wird in siedendem Barytwasser zersetzt und dabey ein Barytsalz gebildet, dessen Säure Richardson Emulsinsäure nennt. Das Emulsin hält der Verf. für ein Amid der Emulsinsäure, indem bey der erwähnten Zersetzung sich Ammoniak entbindet. Die Analyse des Emulsins von Richardson führte zu der Formel: $24C + 46H + 8N + 9O$. Die Zusammensetzung der Emulsinsäure wurde nicht untersucht.

Die zweyte Abtheilung handelt von Pflanzenanalysen, die größtentheils nach den Organen der Pflanze geordnet sind. Physiologische Bemerkun-

gen werden hin und wieder eingestreut: indessen ist die dritte Abtheilung des Werks (S. 949 — 1008) durchaus einer Darstellung der Pflanzenphysiologie gewidmet. Daß der Verf. sich hier nicht auf seinem Gebiete befinde, geht z. B. aus folgenden Angaben hervor. Es heißt S. 954: 'the monocotyledinous plants have neither pith, nor liber, nor bark, nor medullary rays, nor wood'. Dies erinnert in der That an Lichtenberg's Messer ohne Klinge, an dem der Schaft fehlt. Ferner über die Organe der Saftbewegung S. 983: 'as the sap is never found in the parenchyma, it must of necessity be confined in particular vessels'; sodann: 'all observers were unable, even when assisted by the best microscopes, to detect any thing in the woody fibres which had the appearance of a tube — —; Duhamel found that they are divisible into smaller fibres, and these again into still smaller; and even, by the assistance of the best microscopes, he could find no end of this subdivision. Now, granting these fibres to be vessels, it is scarcely possible, after this, to suppose that the sap really moves through tubes, whose diameter are almost infinitely small'. Mit diesen Citaten verbinden wir den Zweck, den nicht Kundigen ausdrücklich vor der Lectüre dieses Abschnitts zu warnen, da gewiß selten so verwirrte, mit den Elementen der Wissenschaft unvertraute Vorstellungen in einem naturwissenschaftlichen Lehrbuche sind vorgetragen worden. — Der vierte Abschnitt handelt von der Gährung. Den Beschluß des Werks macht eine sehr zweckmäßige Uebersicht aller bisher analysirten organischen Verbindungen mit Angabe ihrer Formel und ihres Atomgewichts.

R a s a n.

Gedruckt in der Universitäts-Typographie, 1836: Erläuterung und Ergänzung einiger Stellen der von Mirchawend verfassten Geschichte des Stammes Buweih durch Franz v. Erdmann. 94 Seiten gr. Octav.

Diese Schrift kündigt sich an als Vorläufer einer umfassenden Bearbeitung von Mirchond's Geschichte der Regenten aus dem Hause Buweih; bey der Abfassung derselben war dem Verf. eben bekannt geworden, daß Wilken Mirchonds Geschichte der Sultane aus dem Geschlechte Bujeh ediert habe (Berlin 1835), und er wollte sich dieselbe erst verschaffen, um zu entscheiden, ob sein Plan zur Ausführung kommen solle. Hierzu ist Hr v. E. nun entschlossen, da er mehrere handschriftliche Hülfsmittel besitzt, welche Wilken nicht benutzt hat, woraus er Berichtigungen und Ergänzungen zu geben gedenkt, und er hat zu diesem Zwecke auch den Ref. um die Vergleichung der Handschrift der hiesigen Königl. Bibliothek angegangen. In der vorliegenden Probe ist zuerst von der richtigen Aussprache des Namens des Stammvaters dieser Familie die Rede, ob Bujeh, Bujah oder Buweih. Ref. glaubt durch die Zusammenstellung einer Anzahl ähnlich gebildeter Wörter die Sache näher erörtern zu können, und theilt darüber zunächst aus Ibn Challikan Folgendes mit: Rahweih № 84. kommt aus dem Persischen und ist zusammen gesetzt aus rah der Weg und weih gefunden: auf dem Wege gefunden, weil derjenige, welcher diesen Beynamen bekommen, auf der Reise nach Mekka geboren wurde; man spricht auch Rahujah. — Schahaweih № 594. ist ein persisches Compositum aus schah König und weih, welches nach der Angabe des Dschauhari immer unverändert angehängt wird, so daß beide Worte nur eins ausmachen. Si-

baweh N^o 515., ein persisches Wort, bedeutet Anhauch, Schein des Apfels; er bekam diesen Namen, weil seine Backen zwey Äpfeln glichen und er sehr schön war; die Perser sprechen Sibujeh, weil sie weih am Ende des Wortes nicht gern aussprechen, da es wehe! bedeutet. Nistaweih N^o 11. erhielt diesen Namen von seiner Häßlichkeit und gelben Farbe, da er wie Naphtha, naft oder nift, aussah, ähnlich wie Sibaweih gebildet, weil er von ihm seine grammatischen Kenntnisse ableitete und nach seinem Buche lehrte.

Die Deutung der beiden letzten Namen führt gewiß auf die richtige Erklärung, daß die mit weih zusammen gesetzten Wörter eine Ähnlichkeit im Gesichte mit dem Gegenstande, welchen das erste Wort des Compositums bezeichnet, ausdrücken sollen. Hiernach erklären sich die Namen für Männer Schirweih Löwen-Gesicht, N^o 636, Dahabi Class. X, 70. XV, 21. 31.; Chalaweih Mal-Gesicht, N^o 193; Dorosteweih aufrichtiges Gesicht, N^o 328; Chomaraweih Kopfschmerz = Gesicht, N^o 220; Zercaweih Heuchler-Gesicht, N^o 649; Bindschweih Mohren-Gesicht, Dahabi IX, 27. 33; Sehekweih Rost-Gesicht, XV, 5; Dscheweih Pilz-Gesicht, IX, 33; Hamweih Roth-Gesicht, XIII, 66; Scheweih Nacht-Gesicht, VIII, 52; Mahweih Mond-Gesicht, Kelweih Rost-Gesicht, Misikaweih Moschus-Duft. In allen diesen Zusammensetzungen ist das erste Wort ein Persisches und Ibn Challikan bemerkt ausdrücklich, daß das He am Ende durchaus nicht mit den Puncten des Te geschrieben werden dürfe, wie es bey Dahabi meistens geschehen ist. Der Vollständigkeit wegen mögen hier noch die anderen Composita dieser Art zusammen stehen, die eine mehrfache Aussprache zulassen und daher ihrer Bedeutung

nach nicht genau bestimmt werden können: **داويده** Dahabi VIII, 101; **سمويده** IX, 24; **صرويده** XIII, 35. XV, 4; **ينرويده** IV, 48 und **عمرويده** Ibn Challikan Nr. 515. — Es bleiben aber noch mehrere Namen übrig, welche eine andere Ableitung vermuthen lassen; es ist nämlich wahrscheinlich, daß die Endung jah in arabischen Namen aus dem Hebräischen herüber gekommen sey, als Abkürzung von Jahve, denn Ibn Challikan Nr. 626 buchstabiert ohne weitere Bemerkung **حامدجاء**, d. i. Lob Jah's, und hierher kann man rechnen Dahabi XIII, 49 **أبدجاء** Diener Jah's, im Hebräischen **أبدجاء** oder **أبدجاء** = **أبدالله** und VI, 16. XV, 19 **عابدجاء** Wohlthat Jah's = **عابدالله**; in diesen Zusammensetzungen ist das erste Wort ein Arabisches.

Was nun den Namen **بويده** betrifft, so ist **bujeh** ein persisches Wort, welches Wunsch bedeutet und Hr. v. G. citiert das Lexicon des Hosein Ben Chalaf, welcher angibt, daß der Name der Herrscherfamilie eben so auszusprechen sey. Dagegen buchstabiert Ibn Challikan Nr. 71. das Wort **Buweih**, ohne indeß von der Zusammensetzung oder Bedeutung etwas zu sagen. Hält man es für ein Compositum, so muß man es durch **Dust** ähnlich oder wohl duftend erklären, von **bu** Dust.

Der eigentliche Inhalt unserer Schrift besteht aus VIII Erläuterungen: die erste beschäftigt sich mit der Untersuchung, ob in einer bezeichneten Stelle der Name eines Ortes **Karh**, **Karach** oder **Kardsch** sey, bey Wilken jetzt S. 15 u. 60 und Anm. 9; nach Anführung mehrerer Zeugnisse entscheidet sich der Vf. für den letztern Namen. Die zweyte Bemerkung handelt über den Beynamen des **MoiZZ ed-Dewleh**, **el-Ukra'** der Verstümmelte, und ist nach einer Petersburger Handschrift aus Ibn Chall. Nr. 71. entlehnt und nach dem jetzt gedruckten Texte können einige Lesarten berichtigt werden; Wilken hat die Stelle in der 23. Anmerkung in einer Uebertragung mitgetheilt. Auch die vier folgenden Erörterungen enthalten meistens Auszüge aus Ibn Chall. und anderen ungedruckten Geschichtswerken, wodurch **Mirchond's** Erzählung vervollständigt wird und im VII. und VIII. Abschnitte werden ein Paar Stellen aus **Mirchond** selbst ausgehoben und ausführlich erläutert, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Commentar, welcher auf diese Weise sich über die ganze Geschichte der **Buweihischen** Sultane erstreckte, für die Geschichte ein großer Gewinn seyn würde. F. W.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. S t ü c k .

D e n 21. M e r z 1839.

O r f o r d .

E typographeo academico: Anecdota Graeca e codd. manuscriptis bibliothecarum Oxoniensium descripsit J. A. Cramer, Academiae orator publicus. Vol. I. 1835. VIII u. 472 S. Vol. II. 1835. IV u. 522 S. Vol. III. 1836. VI u. 420 S. Vol. IV. 1837. IV u. 437 Seiten in gr. Octav.

Nicht minder wichtig und gehaltreich, als die von Hn Boissonade (S. g. N. 1336. S. 585 ff.) veranstaltete Sammlung unedirter Griechischer Werke aus Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris, aus der auch Bachmann ganz und Im. Bekker zum Theil ihre Anecdota Graeca geschöpft haben, sind die in vorliegenden vier Bänden zum ersten Male dem Drucke übergebenen Abhandlungen späterer Hellenisten, welche meistens über grammatische Gegenstände sich verbreiten. Die ganze Sammlung, welche mit dem vierten Bande abgeschlossen ist, stammt, wie der Titel bezeugt, aus Oxford, und zwar größtentheils aus Handschriften des Bodlejanischen Bü-

cherschages, welcher unstreitig unter allen Bibliotheken der verschiedenen academischen Institute zu Oxford die meisten unedierten Sachen geliefert hat, und, trotz den höchst achtenswerthen Bemühungen Englischer und Deutscher Gelehrten, unter die auch Sm. Bekker gehört, noch liefern kann.

Den ganzen ersten Band füllt ein sehr ausführliches grammatisches Werk in alphabetischer Ordnung, *Ομήρου ἐπιμερισμοὶ* betitelt, welches die meisten Homerischen Wörter etymologisch zergliedert und grammatisch prüft. Der einzige Gelehrte, welcher um das Daseyn dieses Werks bisher wußte, war Bentley, welcher in seinen Anmerkungen zu den Fragmenten des Kallimachos Manches daraus angeführt hat. Die Meinung, daß vielleicht Herodianos von Alexandria, Sohn des Apollonios Dyskolos, Verfasser desselben sey, wird schon dadurch widerlegt, daß dieser Grammatiker öfters darin citiert wird (z. B. S. 370. 380. 427 u. s. w.). Eben so wenig sind aber auch die von Boissonade aus Pariser Handschriften 1819 zu London heraus gegebenen *ἐπιμερισμοὶ* ein Werk des Herodianos, dessen Zeitalter vor allen Dingen die Gracität von sich abweist, welche in jener Schrift vorherrscht, und ihr einen Platz unter den Werken der späteren Byzantinischen Grammatiker zusichert. Außerdem bedeutet *ἐπιμερισμοὶ* auf dem Titel der von Boissonade bekannt gemachten Abhandlung ganz etwas anderes, als in der vorliegenden, nämlich Sylben eines Worts, in denen durch Verwechslung der Vocale mit ähnlich klingenden Irrthümern möglich sind, woben die Vocale *ε* und *αι* oder *υ*, *η* und *οι* als gleichlautend mit *ι* und *ει* betrachtet werden; woraus hervor geht, daß nur Neugriechen dadurch belehrt werden kön-

nen. Die vorliegenden *ἐπιμερισμοὶ* dagegen haben die größte Aehnlichkeit mit dem Etymologicum Magnum und Gudianum; nur sind sie, da sie sich auf die Homerische Sprache allein beschränken, weit ausführlicher in den einzelnen Artikeln, welche eine überschwengliche Fülle von Beispielen aus den besten Dichtern aller drey Gattungen, aus Epikern, Lyrikern und Dramatikern, darbieten, worunter manches Neue erscheint. Die Lyrischen Bruchstücke hat Rezer. in der Geschichte der Lyrischen Dichtkunst bereits benutzt; andere verdienen eine genauere Prüfung, die der Zukunft vorbehalten bleibt. Ferner sind viele classische Stellen, welche die gedruckten etymologischen Wörterbücher anonym anführen, hier unter dem wahren Namen ihrer Verfasser citirt worden, z. B. S. 288 ff. Ergänzungen und Verbesserungen zu jenen finden sich fast auf jeder Seite und sind zum Theil schon von dem Herausgeber bemerkt worden. Was für eine Aehnlichkeit übrigens die vorliegenden *ἐπιμερισμοὶ* mit dem gleichnamigen Buche des Herodianos haben, läßt sich nach den wenigen Ueberresten des letztern nicht bestimmen. Ein anderer Grammatiker aus der Byzantinischen Zeit (saec. IX.), welchen der zweyte Band der vorliegenden Anecdota enthält, bezieht sich nämlich an vier Stellen (S. 64, 5. 71, 7. 83, 31 u. 133, 17. Vgl. Vol. IV. S. 416, 11.) auf dieselben, und führt Artikel dar- aus an, die recht gut in einem etymologischen Wörterbuche stehen könnten, aber mit den gedruckten Werken dieser Art nicht wörtlich übereinstimmen, und zugleich einen neuen Beweis liefern, daß weder die Boissonadischen, noch die Gramerschen *ἐπιμερισμοὶ* ein Werk des Herodianos sind. Diese letzteren stammen ohne Zweifel aus der spätern Byzantinischen Zeit. Ihr Ver-

fasser war ein Christ, da die gewählten Beyspiele und Belegstellen nicht selten aus dem neuen Testamente entlehnt sind, wie S. 109, 17. 110, 16. 183, 1. 186, 8. 242, 20. 338, 6. 359, 31. 373, 8. 402, 32. 403, 2. 459, 9. 13. 16. Hr Cramer glaubt, es sey Chöroboſkos.

Dieselbe Handschrift (saec. XIV.), aus welcher das genannte Werk entnommen ist, liefert außerdem noch andere grammatische Schriften, zur Erklärung der Homerischen Gedichte bestimmt, z. B. Ezeches' Metaphrase und allegorische Auslegung der Ilias, dann den Text der Ilias selbst mit vielen Scholien; ferner noch andere *Ὅμηρον ἐπιμερισμοὶ*, aber nur über die erste Rhapsodie der Ilias, und nicht in alphabetischer Ordnung, sondern nach Art der Scholien die Worte analysierend, wie sie im Texte der Reihe nach vorkommen. Solche *ἐπιμερισμοὶ* kommen auch sonst wohl in Mspten vor, namentlich in einem Codex Coislin. № 387. zu Paris, worin auch, nach Art des vorliegenden Werks, *Ὅμηρον ἐπιμερισμοὶ κατὰ ἀλφάβητον* enthalten sind. Dann folgen in der Orforder Handschrift die dem Heraclides Ponticus beygelegten Homerischen Allegorien, und zuletzt *σημαινόμενα τῶν λέξεων κατὰ στοιχεῖον*, ein kurzes Homerisches Wörterbuch.

Die Handschrift, welche im zweyten Bande abgedruckt erscheint, war schon durch die kleinen Auszüge bekannt, welche Im. Bekker daraus entnommen und bey Anfertigung der Register zu seinen Anecd. Gr. benutzt hatte. Sie scheint aus dem XI. Jahrh. zu stammen und liefert wiederum nur grammatische und lexicalische Sachen, welche, wie die im ersten Bande enthaltenen, älter sind als die gedruckten Etymologica, über

deren Entstehungsgeschichte und ursprüngliche Zusammensetzung man also jetzt mit mehr Sicherheit urtheilen kann, als früher möglich war. Den Anfang machen *Θεογνόστου κανόνες*, von denen der Verfasser des Etymol. Magn. Gebrauch gemacht hat, wie seine häufigen Citate aus denselben beweisen. Theognostos aber, welcher das vorliegende Werk, welches wiederum in alphabetischer Ordnung, wie es die Byzantinischen Gelehrten besonders liebten, angefertigt ist, dem Kaiser Leo dediciert hat, und folglich im neunten Jahrhundert lebte, bezieht sich nicht nur auf die *ἐπιμερισμοὶ* des Herodianos, wie schon oben bemerkt wurde, sondern auch auf viele andere Werke dieses sehr fruchtbaren und viel gelesenen Schriftstellers, welcher unter dem Kaiser Marc Aurel zu Rom lehrte. So wird z. B. das allgemeine prosodische Werk von ihm, *ἡ καθόλου* oder *ἡ καθολικὴ* genannt, oft citiert (S. 158, 14. 272, 33.; die übrigen Stellen außer diesen beiden hat Cramer verzeichnet); ferner die Abhandlungen über die Substantive (*τὸ ὀνοματικόν*), über die Orthographie, *περὶ παθῶν, περὶ πνευμάτων, περὶ συζυγιῶν, περὶ συντάξεως στοιχείων* oder *περὶ τάξεως τῶν καὶ στοιχείων, περὶ μονοσυλλάβων*, wozu noch der erste Band S. 370 eine Homerische Prosodie fügt. Von allen diesen Werken des Herodianos ist nichts mehr vorhanden; sie bilden aber die Grundlage alles dessen, was die spätern Byzantinischen Grammatiker vom neunten bis elften Jahrhundert über dieselben Gegenstände geschrieben haben; namentlich sind sie auch die Quelle des Theognostos gewesen, welcher freylich die *κανόνες* seines Gewährsmannes nicht nennt, welche G. Hermann in seinem werthvollen Buche *de emendanda rat.*

gr. Graecae anonym heraus gegeben, Bast aber (Répertoire de littérature ancienne p. 415) nach dem Zeugnisse einer bessern Pariser Handschrift dem Herodianos vindiciert hat. Theognostos bereichert außerdem die Wörterbücher mit einer Menge seltener Wörter, die man bey Hesychios u. a. vergebens sucht.

Zunächst folgt eine Schrift des Chäroboskos über die Orthographie ebenfalls κατὰ στοιχεῖα, welche ein Schüler des Verfassers nach den mündlichen Vorträgen seines Lehrers niederschrieb und dann zum bequemern Gebrauche der Leser in eine compendiösere Form brachte, wie das Vorwort bezeugt. Die anonyme Abhandlung über Quantität (περὶ ποσότητος) nebst den beiden kleinen darauf folgenden etymologischen Wörterbüchern nach Art der ἐπιμερισμοί, worin ebenfalls die Quantität vorzugswelse berücksichtigt wird, scheinen auch aus der Byzantinischen Schule, vielleicht aus der des Chäroboskos, zu stammen. Ihr Inhalt bietet neben so vielen andern weit ausführlicheren Schriften dieser Gattung weder etwas Neues noch Belehrendes dar. Sie können aber, wie die angehängten ἐκλογαὶ διαφόρων λέξεων συνηλεγμένων ἐκ τε τῆς γραφῆς καὶ τῶν συνράδων πραγματείων, auf mehr als eine Weise zur Verbesserung der gedruckten Lexica dienen, und dem Forscher den Weg weisen, wie diese entstanden sind. Den Schluß des zweyten Bandes bildet ein alphabetisches Verzeichniß seltener Wörter und Wortformen aus den Attischen Rednern, meistens nach Harpokration.

Der dritte Band liefert zuerst (nach 3 Handschriften) eine Physiologie des Menschen (περὶ φύσεως ἀνθρώπου oder περὶ τῆς ἀνθρώπου

κατασκευῆς) von Meletios, einem Geistlichen eines Griechischen Klosters, der zugleich Arzt und Sophist war. Die anonyme Vorrede, welche zugleich eine Uebersicht des ganzen Werks in 33 Abschnitten enthält, sagt von diesem: συντέθη παρὰ Μελετίου μοναχοῦ δέματος τοῦ Ὀψικίου Βάνδου Ἀκροκοῦ, χωρίου Τιβεριουπόλεως, μονῆς λεγομένης Τρεῖς, ἥτοι τῆς ἁγίας Τριάδος. Es war bisher nur in einer Lateinischen Uebersetzung des Nikolaos Petreios aus Korkyra (Venedig, 1552) vorhanden, welcher jedoch einen weniger vollständigen Codex, besonders in dem Theile, welcher von der Seele und deren Verhältniß zum Körper handelt, vor Augen hatte. Auch die Königl. Bibliothek zu Paris besitzt Mss. dieses Schriftstellers, worüber Bachmann in einem besondern Programme spricht (Quaestio de Meletio Graece inedito ejusque Latino interprete Nic. Petreio; Rostock, 1833). Dazu kommt noch eine Handschrift der Kaiserl. Bibliothek zu Wien, welche, wie sich Ref. durch eigene Ansicht überzeugt hat, den in der Lateinischen Uebersetzung abgekürzten Theil περὶ ψυχῆς ebenso vollständig liefert als die Bodlejanische, welche Hr. Cramer seinem Texte zum Grunde gelegt hat. Was den Inhalt der Schrift anlangt, so scheint derselbe eine fleißige Lectüre der bessern Hellenischen Physiologen zu beurfunden. Die häufig darin vorkommenden Etymologien stimmen meistens wiederum mit dem Etymolog. Magn. überein und verrathen eine gemeinsame Quelle, vielleicht die Schrift des Grammatikers Sokrates περὶ φύσεως ἀνθρώπου, welche die Einleitung gerade mit Rücksicht auf ihre etymologischen Versuche anführt. An diese merkwürdige Physiologie schließt sich dann eine Sammlung von 29

Briefen, die von einem Ungenannten an verschiedene unbekante Gelehrte und Staatsmänner des Byzantinischen Reichs gerichtet sind, und über das litterarische Treiben der damaligen geistlosen Zeit einiges Licht verbreiten. Einer darunter (N^o XXIV.) redet den Kaiser Komnenos an, und bestimmt dadurch die Periode, in welche die ganze Sammlung gehört. Der Verfasser zeigt bey aller Eitelkeit und Anmaßung eine gewisse Belesenheit in den alten Dichtern, namentlich im Empedokles, aus dem er noch 9 Verse aufbewahrt hat (S. 184). Die nächsten Blätter sind mit einem Dialoge angefüllt, dessen Verfasser sich nicht genannt hat. Die Ueberschrift Xenodemos ist, wie bey den Platonischen Dialogen, von der Hauptperson der Unterredung, die sich um philosophische Lehrsätze des Porphyrios dreht, entlehnt. Von demselben Verfasser ist auch die Kleine in einem blühenden Stile geschriebene und an den Kaiser, man weiß nicht welchen, gerichtete Abhandlung *ὑπὲρ πρασίνων*, die einen Beytrag zur Farbenlehre liefert. Ferner lesen wir hier die Schmähschrift eines neidischen Grammatikers auf den Ruhm eines ungenannten Nebenbuhlers, der mit Mythen von Marsyas u. bekämpft wird. Die zweyte Hälfte des dritten Bandes bereichert die Hellenische Litteratur mit mehreren Auszügen aus den Schriften des schon oben genannten Herodianos. I. *Περὶ παραγωγῶν γενικῶν ἀπὸ διαλέκτων*. II. *Περὶ κλίσεως ὀνομάτων*. Beides war schon im *Philological Museum* Vol. 2. p. 412 ff. abgedruckt, wo zugleich bemerkt wurde, daß die zweyte Schrift eigentlich anonym, und Herodianos nur muthmaßlich der Verfasser derselben ist. Ferner erscheint III. die von Hermann de emendanda

rat. gramm. Gr. p. 301 ff. bereits aus einer Augsburger Handschrift bekannt gemachte Abhandlung des Herodianos über fehlerhafte Ausdrücke (*περὶ ἡμαρτημένων λέξεων*) hier vielfach nach Pariser und Oxforder Mss. verbessert unter dem Titel: *Περὶ τῶν ζητουμένων κατὰ πάσης κλίσεως ὀνόματος*, oder, wie sie bey Bandini (Catal. bibl. Laurent. Med. T. I. p. 144) heißt, *τῶν ζητουμένων κατὰ κλίσιν παντὸς τοῦ λόγου μερῶν*, woraus die Litterarhistoriker bisher zwey verschiedene Schriften gemacht haben. Dazu kommen noch drey andere grammatische Bruchstücke aus demselben Bodlejanischen Codex, wovon das erste *ἐκ τῶν τοῦ Ἡρωδιανοῦ* überschrieben ist, aber in einer andern Handschrift *κανόνες διάφοροι ἐκ τε Ἡρωδιανοῦ καὶ ἐτέρων πολλῶν* heißt. Das zweyte, ebenfalls von Herodianos, handelt *περὶ τόνων τῶν ἐπιβήματων*, und das dritte von einem Ungenannten, vielleicht auch von Herodianos, über die Conjugationen. Weit vollständiger als bey Hermann de emend. rat. gramm. gr. p. 432, und am Ende der Ausgabe des Draco Stratonicensis de metris ist ferner das Werkchen des Herodianos *περὶ διχρόνων*, oder, wie es in einem andern Mspte genannt wird, *περὶ ποσότητος τῶν διχρόνων*, hier nach Oxforder und Pariser (die Bast verglich) Handschriften abgedruckt. Hieran schließen sich zwey neue Werke des Dzekeß. 1) Eine Metrik in politischen Versen, zu der die Einleitung und der Epilog in Hexametern geschrieben ist. 2) Eine Uebersicht der Hellenischen Dichter, *περὶ διαφορᾶς ποιητῶν*, in Jamben. Das letztere befindet sich auch in einer Handschrift der Königl. Bibliothek zu Paris unter dem Titel *περὶ τραγῳδίας καὶ κωμῳδίας*, wie Ref. bereits bey ei-

ner frühern Gelegenheit bemerkt hat (S. U. 1836. S. 592), und ist seitdem nach einer Abschrift Dübner's auch im Rhein. Mus. für Philologie abgedruckt worden. Derselbe Gelehrte machte auch schon in derselben Zeitschrift (1835, Heft 4) einen Theil der Scholien bekannt, welche den Text des Thebes begleiten. In ihnen finden sich einige wichtige Bruchstücke alter Dichter. Bey Veranlassung der iambischen Verse wird als Beispiel des Dorischen Metrums aus Hipponax angeführt, S. 308:

καὶ τὴν ῥίνα καὶ τὴν μύξαν ἐξαράξασα,

und, als Beweis, daß der letzte Fuß des Trimeter's auch ein Anapaest seyn kann, aus demselben Hipponax:

ὁ μοὶ δικαίως μοιχὸς ἀλῶναι δοκέει.

Dann aber S. 310: στίχοι Ἰππώνακτος τρισυλλάβους ἔχοντες τοὺς παραλήγοντας πόδας·

ἀπὸ σ' ὀλέσειεν Ἄρτεμις, σὲ δὲ κ' ὠπόλλων
καὶ

πᾶσαν τε ἀρεδεύει τὴν ἐπὶ Σμύρνης.

Ἴδι διὰ Λυδῶν παρὰ τὸν Ἀττάλειον τύμβον,
καὶ σῆμα Γύγεω, καὶ Μεγάστρου στήλην,
καὶ μνῆμα τ' Ὀττος, Μυτάλιδι παλμύδας,
πρὸς ἥλιον δύνοντα γαρτέρα τρέψας.

καὶ

πᾶσα Ἀθηνᾶ μαλὶς κοινὸς κελαῖρε
καὶ μηδεπότε ἀβεβρου λαχόντα
λίσσομαί σε, μὴ ῥαπίζεσθαι.

Zur Herstellung dieser sehr verdorbenen Fragmente ist hier der Ort nicht, und gern überlassen wir dieses Geschäft der sichern und geschickten Hand Welcker's, dem Hipponax und andere Lyriker außerdem schon so viele glückliche Verbesserungsvorschläge verdanken. Wir erlauben uns

nur noch auf einen neuen Komiker, Kritias von Chios, aufmerksam zu machen (von dem derselbe Scholiast vier iambische Trimeter gerettet hat, S. 308), und weisen zugleich auf das einzige echte, obgleich schon länger bekannte, Bruchstück des Eufarion hin, welches S. 336 vorkommt:

*ἀκούετε λεῷ· Σουσαρίων λέγει τάδε,
 υἱὸς Φιλίνου, Μεγαρόθεν Τριποδίσκιος,
 κακὸν γυναικες· ἀλλ' ὁμῶς, ὃ δημόται,
 οὐκ ἔστιν εὐρεῖν οἰκίαν ἀνευ κακοῦ.*

Auch die von Cramer mitgetheilten Scholien zu Tzetzes' Chiliaden und zu der allegorischen Erklärung der Ilias und die excerpta varia, welche den dritten Band schließen, sind nicht ohne Belehrung und Interesse für den Alterthumsforscher.

Der vierte Band liefert zuerst einen vollständigen Abdruck der Scholien des Tzetzes zu Hermogenes in politischen Versen, die bisher nur theilweise aus weniger vollständigen Handschriften (z. B. aus der Leidner, Kuhnken zu Longin. S. 236 ed. Weiske —, und aus der Dresdener, woraus zuletzt Walz Rhet. Gr. T. 3. p. 670 Einiges mitgetheilt hat) bekannt waren. Derselbe Codex (saec. XIV.), welcher dieses Werk aufbewahrt hat, enthält auch noch andere Commentare zu Hermogenes, namentlich einen von Doropatros, welchen Walz bereits im siebenten Bande nach Pariser Manuscripten geliefert hat. Von diesem Doropatros erhalten wir nach einer andern Orfordrer Handschrift jetzt Excerpte aus einem unedirten Commentare zu Hermogenes περὶ εὐρήματος, worüber Im. Bekker bereits eine kurze Notiz gegeben hatte. Dazu kommen noch andere rhetorische Schriften, namentlich über

die Rhythmik der Attischen Redner und Historiker, und eine ziemlich starke Sammlung grammatischer Bemerkungen verschiedener Verfasser (darunter vielleicht Chöroboſkos), welche der Herausgeber unter der Abtheilung *Excerpta varia* in derselben Folge hat abdrucken lassen, in welche sie sich in den Urkunden vorfinden. In dieser Reihe erscheint auch ein rhetorisches Lexicon mit auserlesenen Beispielen aus den besten Schriftstellern, um den Anfängern zugleich einen Begriff von Wortstellung zu geben. Solche und ähnliche Wörterbücher, wie schon Vol. I. p. 427 ff. dieser *Anecdota* mitgetheilt worden ist, sind gar nicht selten in den Manuscripten. So besitzt z. B. die hiesige Kön. Bibliothek zwey Bücher dieser Art aus dem Kulenkampfschen Nachlasse unter den Titeln *Ἐρᾶνος λέξεων* und *Cyrilli Lexicon*, welche an Werth wenigstens keinem der von Bekker, Bachmann u. Cramer bekannt gemachten nachstehen. — Die vorliegende Sammlung schließt mit verschiedenen Auszügen aus Commentaren, wie es scheint, zu der Grammatik des Dionysios Thrax, nach der Urkunde, welche sich gegenwärtig im Britischen Museum zu London vorfindet.

G. H. Bode.

B a s e l.

Im Verlage des evangelischen Missionsinstituts, 1835: C. G. Glaff's, Missionairs der evangelischen Kirche, dreyjähriger Aufenthalt im Königreich Siam, nebst einer kurzen Beschreibung seiner drey Reisen in den Seeprovinzen Chinas in den Jahren 1831 bis 1833. 327 Seiten in Octav.

Gützlaff's Reisebericht, welcher zuerst in dem vom Dr Morrison besorgten Canton Register, dann 1834 in England erschien (Journal of three voyages along the coast of Chine in 1831—1833 by Charles Gutzlaff), gibt uns, außer der Charakteristik der besuchten Länder und deren Bewohner, eine Erzählung der Schwierigkeiten, mit welchen der Missionär in diesen Gestadeländern des hintern Asiens in seinem Berufe zu ringen hat. Das Werk ist in Abschnitte getheilt, von denen die sechs ersten sich über die Reiche Siam und Cambodja, die folgenden zwölf sich über die besuchten Küsten Chinas und einiger zu diesem Reiche gehörenden Eylande verbreiten. Gützlaff, dessen Talent für rasches Erlernen von Sprachen bekanntlich zu den ungewöhnlichsten gehört, hatte vermöge seiner Aufgabe als Missionär mehr als ein anderer Reisender Gelegenheit, in die Sitten und die gesammte geistige Richtung von Volksstämmen einzudringen, über welche uns bisher nur spärliche Mittheilungen zugekommen sind. Vornehmlich findet dieses in Bezug auf die Bewohner von Siam seine Anwendung. John Crawford und George Finlayson (1821 — 1822), deren Berichte auch in Deutschland durch Uebersetzungen (Bertuchs neue Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen, Band 44 und 56) allgemein zugänglich geworden sind, lassen sich über das Volksleben in Siam nur matt aus und vermögen überdies nicht das Interesse ihrer Leser zu fesseln. Dagegen stand Gützlaff mit einer Menge dieser Verehrer des Buddha im lebendigsten Verkehr und mußte, um für seinen Zweck zu wirken, ihr geistiges Leben nach allen Seiten zu verfolgen bemüht seyn. So gewann er nach und nach ein treues Bild

über das Gesammtleben eines Volkes, von welchem nur Wenige das fromme Streben des Mannes verstanden. Daß das vorliegende Werk, ohne einer Redaction unterworfen zu seyn, die Form des Tagebuchs beybehalten hat, mag immerhin dem, der nur Unterhaltung in demselben sucht, durch den Wechsel des von dem Reisenden Erlebten und Vorgetragenen mancherley Annehmlichkeiten bieten, aber die wissenschaftliche Uebersicht wird dadurch erschwert, und wenn man Bemerkungen über Ströme und Gebirge, über Regierung und Volk, über siamesische Pagoden und die Geschichte der Vorzeit, über Buddhapriester und Versuche christlicher Missionare rasch und bunt auf einander folgen sieht, wird man gezwungen, mit großem Aufwande von Zeit die einzelnen Theile nach ihrem Zusammenhange zusammen zu legen.

Von Bankok begab sich der Reisende nach der Insel Hainan, folgte der Richtung der südlichen und östlichen Küste Chinas nach Formosa, dann nach der kleinen Insel Leto (der Halbinsel Korea gegenüber), besuchte die in der Nähe von Peking liegenden Hafenstädte und begab sich von hier nach dem Süden (Macao) zurück. Die Schwierigkeiten, mit denen Glückhoff von Seiten der chinesischen Behörden zu kämpfen hatte, denen man es nicht zum schlimmsten deuten möge, wenn sie bey dienstfertigen Europäern nicht immer unterscheiden, ob sie das Evangelium oder Vorschläge zu einem neuen Zolltarif bringen, ob sie gegen die bestehenden Verbote Missionschriften heimlich bey den Unterthanen vertheilen, oder Opium einschwärzen, schreckten ihn nicht ab, von Macao aus eine zweyte und dritte Reise die Küste hinauf zu unternehmen. Bey dieser Gelegenheit bespricht

er die Städte Amoy (der Insel Formosa gegenüber) und Futschau, die Hauptstadt von Fuhkien, begab sich von hier, wo er nicht ohne Erfolg gewirkt hatte, nach der Insel Ning-po, wo Missionen der Jesuiten lange Zeit thätig waren, besuchte die Küsten des riesigen Yang-she-Kiang, ging dann nach Korea, über dessen Natur und Bewohner wir hier dankenswerthe Mittheilungen finden, und kehrte über die Lu-tschu Inseln nach Macao zurück.

Ueber den letzten Theil der solcher Gestalt von Gützlaff bereisten Länder, besitzen wir einen großen Theil von Reiseberichten, unter denen sich besonders diejenigen auszeichnen, welche den großen Gesandtschaften ihr Daseyn verdanken, die England seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nach Peking abgehen ließ.

Von diesen Werken muß vorzugsweise eins genannt werden, welches die Grundzüge des Lebens chinesischer Völkerefamilien mindestens ebenso treu, aber weniger zerrissen schildert, als es von Gützlaff geschieht. Es ist der Bericht, welchen wir dem Capitän Barrow über die Lu-tschu Insel und über Cochinchina (1792) verdanken. Eine so objective Auffassung, eine so tiefe und humoristische Darstellung wie bey Barrow findet man in den wenigsten Reiseberichten, und nur der fein beobachtende Basil Hall, der ernste, sinnige Bischof Heber, der mit dem Auge des Künstlers anschauende, oft vielleicht allzu poetisch mahrende Sir Ker Porter und der frey blickende Schweizer Burckardt dürften in dieser Beziehung einem Barrow zur Seite gestellt werden.

Hav.

W i e n.

In Commission bey C. Gerold, 1838: Dr Lucas Joh. Boër's Leben und Wirken. Eine biographische Skizze von R. F. Hussian. Mit Boër's Bildniß und einem Facsimile seiner Handschrift. 51 Seiten in Quart.

Berühmter Männer Thaten und Sitten der Nachwelt zu übergeben, ist von jeher ein schöner Gebrauch gewesen: sprechen auch gleich die hinterlassenen Schriften und sonstige Denkmähler am besten die Verdienste derselben aus, und sichern so ein unauslöschliches Andenken, so ergänzen doch Biographien die Geschichte eines solchen Mannes, indem sie die äußeren Verhältnisse desselben, die aus seinen eigenen Leistungen nicht immer hervor gehen, darstellen, die so oft damit zusammen hängende innere Entwicklung nachweisen, und zur Aufklärung manches sonst schwer zu lösenden Räthsels dienen. Wir freuen uns daher, daß Boër, dessen großer Antheil an der Reform der Geburtshülfe in der neuern Zeit immer klarer hervor tritt, in dem Verfasser vorliegenden Schriftchens, der zugleich sein vertrauester Freund und Arzt in den letzten Lebensjahren war, einen kundigen Biographen gefunden hat: wir haben die Schrift mit dem größten Interesse durchgelesen, und können sie daher allen Freunden und Verehrern Boër's mit der besten Ueberzeugung, ihren Erwartungen entsprechendes empfohlen zu haben, zum Nachlesen anrathen.

G.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 23. März 1839.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst voraus geschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 9. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemählde-sammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Eine Anweisung zum Studium der Theologie, oder theologische Encyclopädie, trägt Hr. Consist. R. Lücke Mont. und Dinst. um 4 Uhr öffentlich vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr. Prof. Reiche erklärt den Pentateuch 6 St. wöchentl. um 10 Uhr; Hr. Lic. Matthäi, die Genesis 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr. Lic. Holzhausen, den Hiob und die Propheten Joel, Micha, Nahum, Habakuk 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr. Licent. Klener, die zwölf kleineren Propheten 4 St. wöch. unentgeltlich um 10 Uhr; die Psalmen, verbunden mit Uebungen in der Grammatik, in lateinischer Sprache um 3 Uhr; Hr. Assess. Dr. Wüstenfeld, den Hiob um 8 Uhr; die Propheten Joel, Amos und Obadiah um 4 Uhr; Hr. Repet. Dr. Bertheau, die Psalmen 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr. Repet. Wieseler, den Hiob um 10 Uhr.

Eine historisch = critische Einleitung in das Neue Testament, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik, gibt Hr. Prof. Reiche um 11 Uhr; Hr. Lic. Duncker 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr. Rep. Wieseler 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Ueber hebräische Archäologie hält Hr. Repet. Dr. Bertheau eine Vorlesung 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr. Consist. R. Lücke erklärt die Synopsis der Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Prof. Reiche, den Brief an die Hebräer, öffentlich; Hr. Prof. Köllner, den Brief des Apostels Paulus an die Römer und die Briefe an die Corinthier 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Lic. Matthäi, die drey ersten Evangelien, nach seiner Synopse der Evangelien 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die dogmatische Theologie lehrt Hr. Consist. R. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Zu Repetitorien der Dogmatik er bietet sich Hr. Licent. Klener.

Das dogmatische System der Lutherischen Kirche trägt, nach einer historischen Einleitung in die symbolischen Bücher derselben, Hr. Professor Köllner Mont., Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr öffentlich vor.

Zu einer vergleichenden Darstellung des dogmatischen Systems der Lutheraner, der Catholiken, der Reformirten, der Socinianer, nach dem von Planck heraus gegebenen 'Abriss', bestimmt Hr. Prof. Köllner die Stunde von 2 bis 3 Uhr.

Die christliche Moral trägt Hr. Consist. R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr. Consist. R. Gieseler trägt den zweyten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und die neueste Kirchengeschichte öffentlich Sonnab. um 9 Uhr; Hr. Licent. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr, und die Geschichte der Kirche Deutschlands von der Reformation bis auf die gegenwärtige Zeit in zwey unentgeltlichen Stunden um 5 Uhr; Hr. Licent. Duncker, die erste Hälfte der Kirchengeschichte bis zum Ende des 11. Jahrhunderts 6 St. wöch. um 8 Uhr, und unentgeltlich die Fortsetzung der in dem vorigen Winter gehaltenen Vorlesung über die andere Hälfte derselben.

Die Homiletik wird Hr. Prof. Liebner um 3 Uhr vortragen, so wie auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Trefurt, nach seinem 'Leitfaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit practischen Uebungen, um 1 Uhr vor.

Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden von demselben Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr öffentlich fortgesetzt werden.

Pastoral-Theologie, und allgem. protestantisches Kirchenrecht, ist Hr. Prof. Honor. Gen. Sup. Dr. Trefurt privatissime vorzutragen erbötig.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. er bietet sich Hr. Pastor Traak.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist. R. Lücke, so wie die von Hn Consist. R. Wieseler errichtete theologische Gesellschaft werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden. — Auch wird die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner, so wie die theologische Gesellschaft des Hn Licent. Kleener, die exegetische Gesellschaft des Hn Repet. Wieseler und die theologische Privat = Societät des Hn Pastor Fraas fernerhin ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten = Collegium wird Hr Rep. Dr Bertheau 2 St. wöch. um 1 Uhr die arabische Grammatik vortragen, und Hr Rep. Wieseler Mont. u. Freyt. um 3 Uhr den Propheten Zacharia erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen in Deutschland geltenden Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Encyclopädie u. Methodologie des Rechts, Hr Stadt = Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Möbius, Encyclopädie des gesammten Rechtes, 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Erleben 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Prof. Zacharia 6 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Affess. Dr Balett, deutsches Staats = und Bundesrecht um 3 Uhr;

Das Criminal = Recht, Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr Prof. Zacharia, nach der neuesten, von Mittermaier besorgten Ausgabe des Feuerbachschen Lehrbuches, 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des Civil = Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr; die Geschichte und die Alterthümer des römischen Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop, um 10 Uhr; Hr Dr Benfey um 8 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, verbunden mit einer kurzen Erläuterung der Geschichte

und der Alterthümer desselben, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch 6 St. wöchentl. um 9 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, um 7 Uhr; Hr Dr Möbius um 10 Uhr; Institutionen des heutigen Röm. Rechtes, Hr Dr Exleben um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr Prof. Ribbentrop um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr Balett, nach s. 'Lehrbuch', um 8 und 11 Uhr.

Den Titel der Pandecten de verborum obligationibus erläutert Hr Dr Benseny 3 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Catholiken trägt Hr Prof. Zachariä 5 St. wöch. um 2 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, nebst dem Lehens- und Handels-Rechte, Hr Prof. Kraut, nach der zweyten unter der Presse befindlichen Ausgabe seines 'Grundrisses zu Vorlesungen über das deutsche Privat-R. . . nebst beygefüigten Quellen', 12 St. wöchentl. um 7 und 9 Uhr; dasselbe gleichfalls nebst dem Lehens- und Handelsrechte, Hr Prof. Thöl, nach Eichhorn, 10 St. wöchentl. um 11 und 2 Uhr;

Das Lehenrecht, Hr Dr Rothamel um 3 Uhr;

Das Hannoverische Privat-Recht, Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverischen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Preussische Recht, Hr Dr Quentin um 8 Uhr.

Die Vorlesung, welche von Hn Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau gehalten wird, s. unten bey den historischen Wissenschaften.

Den Criminal-Proceß trägt Hr Hofrath Bauer, nach seinem 'Lehrb. des Strafprocesses. Göttingen 1835', in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Theorie des Hannoverischen bürgerlichen Processes, Hr Dr Quentin, um 1 Uhr;

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Untergerichts = Ordnung des Königreichs Hannover erklärt Hr Dr Benfey, mit allgemeiner Berücksichtigung des Hannoverschen Processes, 2 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Extrajudicial = Jurisprudenz, d. h. die so genannte willkürliche Gerichtbarkeit, das Notariats = Wesen, die Gantelar = Jurisprudenz, handelt Hr Stadt = Synd. Dr Desterley, nach s. 'Grundriß zu Vorlesungen über Extraj. = Jurispr., nebst einer Vorrede über den Umfang und Zweck derselben', der in Deuerlich's Buchhandlung unentgeltlich zu haben ist, 4 St. wöch. um 4 Uhr ab.

Zu General = so wohl als Special = Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Recpetitorien und Disputatorien erbietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Möbius, Hr Dr Erxleben, Hr Dd Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 8 Uhr N. öffentlich vor;

Die Geschichte der Medicin, Hr Dr Herbst 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Osteologie und Synthesmologie Hr Hofr. Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck, nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Langenbeck 5 St. wöch. um 9 Uhr.

Die Physiologie, durch anatomische Demonstrationen und Experimente erläutert, Hr Prof. Berthold, nach der 2. Ausg. seines Lehrbuches. Göttingen 1837, 6 St. wöch.

um 10 Uhr; Hr Dr Herbst 5 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Langenbeck, um 10 Uhr;

Embryologie, Hr Dr Langenbeck Sonnab. um 7 Uhr Morg. unentgeltlich.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der fünften Ausg. seines Handbuche, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Allgemeine Pathologie, Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr Prof. Marx, nach seinem Lehrbuche 'Grundzüge zur Lehre von der Heilung. Carlsruhe 1838', 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie u. Therapie, Hr Prof. Fuchs Mont., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie, Pathologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'Allgem. Nosologie und Therapie. Göttingen 1839', 5 St. wöch. um 3 Uhr, oder in einer passendern Stunde;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche, 'Wissenschaftl. Uebersicht der gesammten Heilmittellehre. Götting. 1831', in 2 unentgeltlichen mit den Zuhörern zu verabredenden Stunden;

Medicinische und chirurgische Arzneimittellehre, mit Vorzeigung der Arzneystoffe, vergleichender Abbildungen zc., Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche (Gött. 1831), 6 St. wöch. um 4 Uhr, nebst einer beliebig zu wählenden Uebungsstunde; Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneimittellehre. Gött. 1834', 5 St. wöch. um 4 Uhr, nebst einer besondern, zum Vorzeigen der Mittel und der Abbildungen der medicinalen Pflanzen und Thiere bestimmten Stunde Mittwo. um 2 Uhr; Hr Dr Rüete, 5 St. wöch. um 4 Uhr, verbunden mit der Receptier-Kunde;

Pharmacologie, Hr Dr Stromeyer 5 St. wöch. um 3 Uhr, so wie auch privatissime;

Pharmacognosie und Anleitung zu der chemischen Untersuchung der pharmaceutischen Präparate, Hr Dr Stromeyer um 10 Uhr; Hr Dr Wiggers 4 Stund. wöch. um 1 Uhr.

Anleitung zum Receptschreiben, mit schriftlichen Uebungen, gibt Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'das Heilmittel-Berordnen' (Gött. 1834), 2 St. wöch. unentgeltlich; Hr Dr Conradi, Dinst. und Donnerst. um 2 Uhr, unentgeltlich.

Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Wöhler 4 St. wöch. um 6 Uhr Morg.; Hr Dr Stromeyer, 5 St. wöch. um 5 Uhr, so wie auch privatissime.

Für practische pharmaceutische Uebungen bestimmt Hr Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

Zu Repetitorien u. Examinatorien über Pharmacie ic. ist Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr ab;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Gacherien, frankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, Hr Prof. Fuchs 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über practische Medicin ist Hr Dr Conradi so wie auch Hr Dr Rüete zu geben bereit.

Die Theorie und die Behandlung der Hautkrankheiten handelt Hr Prof. Fuchs 3 St. wöchentl., Dinst., Mittw., Sonnab., um 3 Uhr ab;

Die Augenkrankheiten, Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr;

Die scrophulose Ophthalmie, Hr Dr Rüete 1 St. wöch. unentgeltlich;

Die Krankheiten der Kinder, und die Krankheiten des Gehörs, Hr Dr Rüete 4 St. wöchentlich;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an, so wie auch Hr Dr Rüete.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email = Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich die clinischen Stunden zu besuchen und den im Entbindungshause vorkommenden Geburten beyzuwohnen; zu den geburtshülfflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Explorations- und Auscultations-Übungen an Schwängern gibt er 6 St. wöch. um 2 oder 5 Uhr Anleitung; die practischen Übungen setzt er wie bisher in den clinischen Stunden um 3 Uhr fort; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Ueber die Geschichte der Geburtshülfe hält derselbe Sonnab. um 9 Uhr, nach Anleitung seines Buches 'die Geschichte der Geburtshülfe. Berlin 1839', eine öffentliche Vorlesung. — Hr Prof. Oslander handelt die Entbindungskunst und die Krankheiten der Frauen um 9 Uhr ab. — Hr Dr Tresfurt trägt die Theorie der Entbindungskunst 5 Stunden wöch. um 9 Uhr vor, und gibt 6 St. wöch. um 1 Uhr Anleitung zu den geburtshülfflichen Operationen; auch hält er Mittw. um 7 Uhr unentgeltlich ein Examinatorium über Entbindungskunst, Krankheiten der Schwängern, der Wöchnerinnen und der neugebornen Kinder.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Übungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofr. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Übungen unter der Aufsicht des Hn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 ange-
setzt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Kappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die veterinarische Arzneymittel-Lehre 4 St. wöch. um 2 Uhr; die veterinarische Polizey 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Übungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Kappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr fort gesetzt.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Kuwers, 2 St. wöch. eine Vorlesung. — Der Unterricht und die Uebungen auf der Königl. Reitbahn werden wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

Philosophische Wissenschaften.

Von der Geschichte der Philosophie trägt Hr Hofr. Ritter die erste Hälfte, oder die Geschichte der alten Philosophie, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr vor; Hr Dr Krische, Geschichte der alten Philosophie 6 St. wöch. um 3 Uhr; Dinst. und Freyt. um 4 Uhr erläutert letzterer Aristoteles metaphysische Schriften unentgeltlich.

Die Psychologie handelt Hr Hofr. Ritter 5 Stund. wöchentl. um 8 Uhr ab;

Die Metaphysik, nebst den Grundlehren der Naturphilosophie, Hr Hofr. Herbart, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Die allgemeine practische Philosophie, Hr Hofr. Herbart Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um 4 Uhr;

Die Religions-Philosophie, Hr Prof. Bohß, um 8 Uhr.

Naturrecht oder Philosophie des Rechtes s. oben unter Rechtswissenschaft.

Die land- und forstwirthschaftliche Bodenkunde lehrt Hr Hofr. Hausmann Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr.

Die forstwissenschaftlichen Vorlesungen des Hn Hofr. Meyer werden in dem Winter-Semester fortgesetzt werden.

Die Technologie trägt Hr Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Köhler Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 8 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Algebra nebst der analytischen Geometrie, Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr;

Die Analytische Geometrie, Hr Dr Stern 5 St. um 5 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr Dr Stern 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die angewandte Mathematik, oder die Elemente der Statik, Hydrostatik und Aero-Statik, und ihre Anwendung auf Maschinen, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Die höhere Mechanik, Hr Dr Goldschmidt um 9 Uhr;

Die practische Arithmetik, Hr Dr Schrader in beliebigen Stunden;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr Dr Focke, 4 St. wöchentlich.

Die theoretische Astronomie, Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die practische Astronomie, Hr Hofr. Gauß privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie Hr Dr Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die Naturgeschichte der Thiere oder Zoologie, Hr Prof. Berthold 5 St. wöch. um 2 Uhr, mit Vorzeigung der Thiere in dem academischen Museum.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr; öconomische Botanik an denselben Tagen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben; Demonstrationen in dem academ. Garten in einer bequemen Stunde. — Hr D. M. Grisebach

wird wegen einer wissenschaftlichen Reise seine Vorlesungen für dieses Semester aussetzen.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Ulrich um 3 Uhr vor; Hr Dr Himly um 4 Uhr; auch ist er zu Repetitorien und Examinatorien in diesem Fache erbötig.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen, so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. und Dinstags von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Zu Vorträgen über Stöchiometrie und andere besondere Theile der Chemie, so wie zu Repetitorien und Examinatorien ist Hr Dr Stromeyer so wie auch Hr Dr Wiggers und Hr Dr Himly erbötig.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Geh. Just. R. Heeren um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, derselbe in einer passenden Stunde;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr Prof. Havemann Mitt., Donnerst., Frent. um 10 Uhr;

Die Geschichte der größeren europäischen Staaten vom sechzehnten Jahrhundert bis auf die gegenwärtige Zeit, Hr Prof. Havemann 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Geschichte der Braunschweig-Lüneburgischen Lande, Hr Prof. Havemann Mont., Dinst., Donnerst. um 8 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau wird Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Geschichte der Päpste des elften und zwölften Jahrhunderts trägt Hr Dr Thospann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr vor.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die Geschichte der arabischen Literatur trägt Hr Assess. Dr Wüstenfeld, als Einleitung zu seiner Vorlesung über die arabische Sprache, vor;

Die Geschichte der griechischen Literatur, Hr Assess. Dr Bode 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der deutschen Literatur von Luther bis zur neuesten Zeit, Hr Prof. Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr.

Einen kurzen Abriß der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr Prof. César vor seiner öffentlichen Vorlesung über Moliere's Tartuffe, Mittw. um 1 Uhr.

Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren, wird Hr Lector Melford seine Erklärung von W. Scott's Lay of the last minstrel eröffnen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Prof. Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Eine critische Uebersicht der vorzüglichsten in den deutschen Gemähldefammlungen befindlichen Kunstwerke gibt Hr Prof. Desterley Mont., Mittw., und Donnerst. um 1 Uhr, mit besonderer Hinsicht auf kunstliebende Reisende. Für die Leitung academischer Uebungen bestimmt er die Stunden von 7 bis 9 Uhr Ab. Auch wird er Privat-Unterricht im Zeich-

nen und Mahlen ertheilen. — Anleitung zum Landschaftszeichnen gibt Hr Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth, den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; Montag und Donnerst. um 7 Uhr Ab. erläutert er die Theorie der Musik; und Dinst. und Freyt. Ab. um 7 Uhr trägt er die Geschichte und Behandlung der verschiedenen Ton-Werkzeuge vor.

Alt er t h u m s k u n d e.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die Römischen Antiquitäten, Hr Prof. Hoek 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Uebungen in der hebräischen Grammatik verbindet Hr Lic. Kener mit seiner Erklärung der Psalmen.

Die Anfangsgründe der arabischen Sprache lehrt Hr Assess. Dr Büstfeld, nach einer kurzen Uebersicht der arabischen Literatur, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; die arabische Grammatik, Hr Repet. Dr Bertheau in denselben Stunden: beide unentgeltlich.

Die Grammatik des Sanskrit trägt Hr Dr Bensfey 4 St. wöch. um 2 Uhr vor, und erläutert sodann ausgewählte Abschnitte aus Lassen's Anthologie.

Philologische Encyclopädie und Methodologie trägt Hr Prof. Schneidewin 5 St. wöch. um 2 Uhr vor.

Ueber die Metrik hält Hr Prof. von Leutsch, nach seinem 'Grundriffe der Metrik u. Götting. 1839', 4 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung.

In dem philologischen Seminarium wird, unter der Leitung des Hr Geh. Just. R. Mitscherlich, von den Mitgliedern des Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr Lucretius erklärt; Donnerst. und Freyt., unter der Leitung des Hn Prof. Schneidewin, Aristoteles Poetik; Mittw. um 11 Uhr werden von Hn Hofrath Müller die schriftlichen Abhandlungen der Mitglieder beurtheilt, und Sonnab.

um 11 Uhr wird, unter der Leitung des Hn Prof. von Leutsch, über aufgestellte Theses disputiert.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und über Griechische Schriftsteller. Hr Prof. von Leutsch erklärt Electra von Sophocles und Alcestis von Euripides 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Assess. Dr Bode erläutert 5 St. wöch. um 5 Uhr, nach einer einleitenden Schilderung des Lebens und der Schriften Platons, dessen Bücher über den Staat; Hr Dr Lion, um 11 Uhr die Sieben vor Theben, und die Perser von Aeschylus; Hr Dr Benfey trägt 4 St. wöch. um 3 Uhr die griechische Grammatik vor. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und über Lateinische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr die Satiren und Briefe von Horatius; Hr Hofr. Müller, 5 St. wöch. um 10 Uhr die Satiren von Persius und von Juvenalis; Hr Dr Lion, um 1 Uhr die Eclogen von Virgilius und die Epoden von Horatius. Hr Dr Benfey gibt eine Anleitung zum lateinischen Stil 4 St. wöch. um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen er bietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Die Uebungen der philologischen Gesellschaft unter der Leitung des Hn Prof. Schneidewin, so wie der Griechischen Gesellschaft unter der Leitung des Hn Prof. von Leutsch werden ferner fortgesetzt werden.

Ueber 'Gregorius, eine Erzählung von Hartman von Aue, heraus gegeben von Karl Lachmann. Berlin 1831' hält Hr Hofr. Benecke eine öffentliche Vorlesung Sonnabends um 1 Uhr; er bittet indeß die Herren, welche daran Theil nehmen wollen, sich zeitig zu melden.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. César. Mittw. um 1 Uhr erläutert er öffentlich, nach einer kurzen Uebersicht der Geschichte der französischen Literatur, Moliere's Tartuffe. Zu Uebungen im Sprechen und im Schreiben bestimmt er je 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr und um 7 Uhr Ab. Privatissima, und unter andern für den diplomatischen Stil, werden gleichfalls ferner

40 Göttingische gel. Anzeigen

von ihm gegeben werden — Hr Dr Lion, so wie Hr Rector Melford sind ebenfalls zum Unterricht im Französischen erbötig.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt Hr Hofr. Benecke in Verbindung mit practischen Uebungen 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Rector Melford um 7 Uhr Morg. Mit Geübteren liest Hr Rector Melford 3 St. wöch., nach einer Uebersicht der Geschichte der Englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren, W. Scott's Lay of the last minstrel, und Byron's Mazeppa. — Hr Dr Lion gibt gleichfalls Unterricht im Englischen.

Die Italiänische, so wie die Spanische Sprache lehrt Hr. Dr Lion, Hr Rector Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts-Fechtmeister, Hr Castropp; die Tanzkunst, der Universitäts-Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pabell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und auch durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 25. März 1839.

G ö t t i n g e n.

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung, 1839.
Ueber das Chronicon Corbejense bey Wedekind,
Noten Bd 1. S. 374 — 399. Von A. F. H.
Schaumann, Dr. 94 Seiten in 8.

Ueber die Veranlassung zum Druck dieser kleinen Schrift gibt die Vorrede, im Anfange, den nähern Aufschluß (unter Vergleichung der Stücke 201 . . . 204 der Götting. gel. Anz. von 1838), so wie auch darüber, warum der Stoff nicht einer ganz neuen, weitläufigen Bearbeitung unterzogen worden ist. — Fast muß der Verf. jetzt bedauern, dies nicht gethan zu haben. — Denn wenn es sich bestätigt, was man schon hier und da in öffentlichen Blättern gelesen hat, daß noch ein anderer Preis ausgesetzt werden würde, für die beste Vertheidigung des Chronicon Corbej., so hat allerdings Jeder, wer in dieser Angelegenheit schreibt, ein Interesse daran, jede Sylbe vorher sorgfältig auf der Goldwage abzuwiegen. — Denn es ist zu bekannt, daß bey ähnlichen literarischen Streitfragen, man fast mehr die Partey

als die Sache selbst im Auge hat; und so wird auch, wenn sich für das *Chronicon Corbejense* noch weitere Vertheidiger finden sollten, deren Deduction weniger in einer positiven Vertheidigung, als in einer Widerlegung der Punkte bestehen, aus denen früher von Andern die Unechtheit gefolgert worden ist. — Inzwischen hofft der Verf. auch so für seine Gründe einstehen zu können, und namentlich für die Hauptgründe (den furchtbaren Verstoß gegen alle Chronologie bey 861..65 aus dem falschen Verständniß der *Vita Ansgarii* herrührend, hätte ich, als Hauptgrund, noch gern weiter ausgeführt; doch wird schon die Andeutung genügen); wie er denn z. B. überzeugt ist, daß keine Deduction die merkwürdige genealogische Tendenz der Zusammenstellung der Begebenheiten seit 984, die so künstlich versteckt ist, jemahls vertheidigen oder als einen Zufall darstellen kann. — Der Verf. glaubt, daß das, was hieraus für die Unechtheit des *Chronicon* abgeleitet ist, mit unter die Hauptgründe gehört, die überhaupt zur Sprache gekommen sind; jedenfalls hält er es für den wichtigsten der Gründe, welche seiner Darstellung eigenthümlich sind.

Zwey Punkte jedoch sind es, über die sich der Verf. noch kürzlich aussprechen muß. — Es ist in der Abhandlung behauptet, Falcke habe die *Fasti Corbejenses* nicht gekannt, d. h. natürlich die vollständigen, so wie sie uns jetzt vor Augen liegen, und diese Behauptung ist bey Beurtheilung dieser Arbeit für einen Irrthum angerechnet. — Allein nach einer reiflichen Erwägung aller Thatumstände kann ich nur bey meiner frühern Meinung verharren. — Es sind mir die Stellen sehr wohl bekannt, in denen Falcke in den Tradd. der *Fasti* als Quellen gedenkt (S.

76. Note 72. vergl. S. 94) und auch angeführt. — Falcke wußte, daß Fasti Corbejenses existiert hatten, und er kannte auch Fragmente daraus aus Schaten (ob auch von Overham, wage ich nicht zu behaupten), daher mochte er sehr wohl Fasti Corbejenses für einzelne Data, ohne Schaten's zu gedenken, citiren. — Daß er aber die vollständigen Fasti gesehen, so wie wir sie jetzt seit Harenberg (monum. inedita, und Wigand, westphäl. Archiv. Th. V.) besitzen, glaube ich aus Gründen nicht. — Einmahl zwingt die Geschichte der Wiederauffindung des Codex der Fasten zu der Vermuthung, daß dieser zu der Zeit, wie Falcke das Corveysche Archiv benutzte, noch zu den rebus perditis gehört habe; dann aber läßt sich aus dieser Annahme allein das merkwürdige Differiren des Chronic. Corbejense in so manchen bemerklich gemachten Punkten erklären. — Denn es wäre die größte Thorheit gewesen, bey Zusammenstellung des letztern so auffallend gegen unbezweifelt echte gleichzeitige Corveysche Geschichtschreibung zu verstoßen!

Der zweyte Punct betrifft den §. 6. der vorliegenden Arbeit, wo ein Theil des Inhalts des Chron. Corbej. als Fragment des verlorenen Geschichtswerks des Abtes Bovo zu Corvey wahrscheinlich gemacht wird. — Es ist diese Annahme schon ganz von der Hand gewiesen, der Vf. hat um so mehr ein Interesse, sich wegen der von ihm aufgestellten Proposition zu rechtfertigen. — Er hat es als leitenden Grundsatz seiner Critik bey dem Chron. Corbejense voran gestellt, daß ihm nur das als unecht daran erscheinen solle, wofür er genügende Gründe anführen könne. — Dieß hat er bey den Begebenheiten, die zu den Jahren 932, 933 und 938 verzeichnet sind, nicht vermocht, und sich auch darüber weiter ausge-

sprochen. — Einzelnes Verdächtiges ist ihm nicht entgangen, sondern pag. 91 in fin. berührt. — Diese Einzelheiten scheinen jedoch keineswegs zu fordern, den ganzen übrigen Stoff zu verwerfen, weil sie ganz den Character von spätern zwischen gestrichelten Glossen und Zusätzen haben. — Die Critik läßt solche bekanntlich am leichtesten und sichersten daran erkennen, daß, nach Wegstreichung solcher Zusätze, der Zusammenhang des Uebrigen nicht unterbrochen, sondern ruhig fortlaufend erscheint. — Man lege einmahl diesen Maßstab an, und streiche hinter interim *Heinricus rex castra metari iusserat ad locum Radi* die folgenden Worte: *in pago Heilanga situm*; oder *ad 933: cui Heinricus nostrum Hogerum praefecerat*, und Aehnliches, so wird man den vollen Zusammenhang um gar nichts unterbrochen finden. — *Urbs Widonis* ist nicht mit Stadt zu übersetzen, sondern *urbs* ist *castellum*, wie denn in ganz Niedersachsen bis ins 12. Jahrhundert dafür diese Hauptbedeutung documentarisch erweislich fest steht. — Auf diese Art ist das Verdächtige in dem Mittelstück, die Begebenheiten von 932. 33 und 38 enthaltend, merkwürdig von dem Verdächtigen unterschieden, was die vor und nach ihm stehenden Theile des Chron. Corbej. enthalten. — Man lege hier einmahl einen gleichen Maßstab an. — Hier ist nicht Einzelnes falsch, sondern die ganze Anlage und Ausführung bewegt sich im ersten Theile um falsche Ideen und Propositionen, und mit dem Wegstreichen einzelner Phrasen ist nichts geholfen. — Dazu ist die ganze Intention, die bey Zusammenstellung des dritten Theils vorwaltete, so ganz sonderbar eigenthümlich, und wiederum ist es klar, daß beide von einem Verfasser herrühren, weil gleiche vorkommende eigenthümliche Ausdrücke

dies ohne Zweifel an die Hand geben. — Jener mittlere Theil des Chron. Corbej. hat also offenbar etwas Eigenthümliches voraus; und was nach jener kleinen Emendation der ganz im Falteschen Geiste gemachten und zwischen gestickten kleinen Erklärungen übrig bleibt, schien mir keinesweges den offenbaren Character der Unechtheit an der Stirn zu tragen, sondern offenbar auf einen andern Verfasser als den der Theile 1 und 3 hinzuweisen. — Daher hielt ich ganz den Principien nach, die meine Critik von Anfang an bestimmten, diesen Theil für echt. — Ich hätte es könner hierbey bewenden lassen; allein wenn man ein wenig forschend Geschichte treibt, so begnügt man sich nicht mit einer solchen oberflächlichen Annahme, sondern geht gern, wenn auch vermuthend, ein wenig weiter — So entstand als wahrscheinlichste Vermuthung, bey mir der Gedanke an das Geschichtswerk Bovo's III., was er über seine Zeit (nicht Abtszeit) schrieb. — Diesen letzten Punct habe ich übrigens für nichts mehr als bloße Vermuthung geben wollen, und hänge keinesweges an dieser Annahme. — Lieb sollte es mir aber seyn, wenn man meine Critik des mittlern Theils des Chron. Corbejense nicht ohne Berücksichtigung dieser Erklärung beurtheilen wollte. — Das Urtheil mag ausfallen wie es will, so wird man mir dann wenigstens niemahls den Vorwurf machen können, daß ich leichtfertig und flüchtig dabey zu Werke gegangen sey; ich darf mir vielmehr selbst das Zeugniß geben, daß ich alle für und wider sprechenden Puncte sorgfältig und reiflich erwogen habe. — Ich kann mich allerdings irren, aber man darf es mir nicht verdenken, wenn ich mich davon nicht eher überzeugt halte, bis ich solche schlagende Gründe sehe, war-

um das, was ich als Resultat aufstellte, unmöglich so seyn könne.

Schaumann.

B a s e l.

In libraria Schweighauseriana. De Ecclesia Corinthia primaeva factionibus turbata. Inquisitio criticohistorica ad antiquissimum Ecclesiae Christ. statum illustrandum pertinens. Scripsit Daniel Schenkel, Theol. Licent. in Academ. Basil. privatim docens. Inest excursus de Clementinorum origine argumentoque. 1838. 162 Seiten in 8.

Rec. kann nach dem wohlwogeneren Eindrucke, den die vorliegende Abhandlung auf ihn gemacht hat, nicht anders urtheilen, als daß sie nach Inhalt und Methode zu den ausgezeichneten ihres Faches gehört. Die Darstellung könnte etwas kürzer, gedrungenener, auch das Latein mehr Latein seyn, reiner und eleganter. Aber da es nirgends an Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung fehlt, so vergißt man über der Tüchtigkeit des Inhalts leicht die Fehler der Form, was in gegenwärtiger Zeit, wo die glatte, fertige Form nicht selten die Unwahrheit und Häßlichkeit des Inhalts verdeckt und versteckt, dem Verf. fast als eine Tugend anzurechnen ist. Die Abhandlung zeugt von einem Talent und einer Bildung in der kirchenhistorischen Critik, die für die ferneren Arbeiten des jungen Verfs zu den größten Hoffnungen berechtigen. Der Verf. gehört zu denen, welche mit scharfem Auge und geschickter Hand im dunkeln Walde Durchblicke zu machen, Wege und Ausgänge zu finden verstehen. Schon seine Abhandlung über den Brief des Barnabas in den

theol. Studien und Critiken von 1837. Heft 3. verräth ein solches Auge und eine solche Hand.

Das Hauptthema ist das Factionswesen in der Corinthischen Gemeinde, welches der Apostel in seinen beiden Briefen an die Corinthier straft. Aber, indem der Verf. darauf ausgeht, jene Erscheinung im Zusammenhange der apostolischen und nächstfolgenden Zeit verständlich und anschaulich zu machen, beleuchtet er mehrere der interessantesten Hauptpunkte der ältesten Kirchengeschichte, z. B. die Clem. Homilien, den Marcionismus und Montanismus, auf eine eben so eigenthümliche als gründliche Weise, daß nicht zu verwundern wäre, wenn man in Folge dieser Untersuchung über manches anders und richtiger zu denken anfinge. Bey so viel frischer und fecker Kraft ist es doppelt lobenswerth, daß der Verf. auch im Streite mit Andern bescheiden ist und voller Anstand.

Die Untersuchung über die Factionen in der Gemeinde zu Corinth, wovon der Apostel im ersten Briefe 1, 12. spricht, gehört wegen des Mangels an hinreichenden Daten zu den schwierigsten, wegen der Bedeutung der Erscheinung zu den interessantesten. Man kann sagen, daß nicht nur das Verständniß der beiden Briefe an die Corinthier, sondern auch der innersten Verhältnisse des apostolischen Zeitalters überhaupt davon abhängt. Besonders seit Storrs *notitia historica* ist der Gegenstand emsiger und gründlicher untersucht worden. Neuerdings haben Baur und Neander neues Leben in die Untersuchung gebracht. Allein der Verf. überzeugt durch die genauere Critik der früheren Meinungen, womit er seine Abhandlung eröffnet, leicht einen jeden, daß das Problem gerade in dem schwierigsten Punkte, der Bestimmung der christlichen Parthey, in der That noch

ungelöst ist. Mit besonderer Ausführlichkeit prüft er die Baur'sche Hypothese. Dr Baur behauptete, daß die Petrinischen und Christischen wesentlich Eine Parthey gewesen, die Judaisierende, welche die Auctorität des Apostels Paulus verworfen und den Petrus allen übrigen Aposteln wegen seiner nähern Verbindung mit Christo vorgezogen, und in sofern Petriner geheißen habe, dann aber theilweise weiter gegangen, die Paul. Heidenchristen gar nicht als solche, welche mit dem Messias in wahrer Gemeinschaft ständen, anerkannt und sich so den ausschließenden Namen *οἱ τ. χριστοῦ* beygelegt habe. Dagegen zeigt der Vf. nicht nur, was schon Andere, daß nach der ganzen Darstellungswiese des Partheywesens 1. Cor. 1, 12., die Christischen und Petrinischen verschieden gewesen seyn müssen, sondern auch, daß der von Dr Baur bestimmte Hauptgrundsatz der Parthey, echte Apostel seyen nur diejenigen, welche Christum auf Erden selber gesehen und gehört hätten, in den Stellen 1. Cor. 9, 1 ff. und 2. Cor. 10—13., worin Dr Baur denselben deutlich ausgedrückt findet, gar nicht liege, ja überhaupt gar nicht erweislich sey. Man muß dem scharfsinnigen Verf. zugeben, daß, wenn die Worte 1. Cor. 9, 1. *οὐχὶ Ἰησοῦν Χριστὸν τὸν κύριον ἡμῶν ἐώρακα*; sich auf das äußere Sehen Christi bezögen, Paulus sein Apostelthum schlecht bewiesen hätte, denn er hatte Christum höchstens nur als Ungläubiger oder Gleichgültiger gesehen. Ist aber das visionäre Schauen Christi bey der Bekehrung gemeint, so lag den Baur'schen Petrinern und Christischen nahe, zu sagen, daß sie ein ganz anderes Sehen Christi meinten, und so hätte der Apostel auch nichts bewiesen. Gewiß sind 2. Cor. 10, 7. die Christischen gemeint.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. S t ü c k .

D e n 28. M e r z 1839.

B a s e l .

Beschluß der Anzeige: De Ecclesia Corinthia primaeva factionibus turbata. Scripsit Daniel Schenkel.

Wir müssen aber dem Verf. Recht geben, daß die Gegner des Apostels im ganzen Zusammenhange der Stelle 2. Cor. 10 — 13. als solche erscheinen, welche im Uebermuthes besonderer Offenbarungen sich die echten Apostel nannten und jedes andere ordentlich berufene Apostelthum verwarfen. Man sieht wohl aus 2. Cor. 11, 22., daß die Gegner ursprünglich Juden waren. Aber, wenn Dr Baur aus 2. Cor. 5, 16. schließen will, daß dieselben von Christo eben nur Jüdischmessianisch gedacht, so zeigt der Verf., daß der Zusammenhang der Stelle, welche den inneren Fortschritt der Erkenntniß Christi nicht von der besonderen jüdischen Stufe aus, sondern überhaupt von den ersten unvollkommenen Anfängen des christlichen Lebens in Verbindung mit der sittlichen Heiligung, in Beziehung auf die gesammte Corinthische Gemeinde, beschreibt, jenen Schluß

nicht gestattet. — Auch hierin geben wir dem Vf. Recht, nur daß wir uns nicht entschließen können, daß *γινώσκειν* in jener Stelle emphatisch von der Liebe und Verehrung zu erklären.

Der Verf. bestreitet auch Neander's Ansicht, wornach der eigentliche Parteycharacter der Christlichen die eitle Philosophie der Zeit gewesen, vermöge welcher sie das Ansehen aller Apostel verwerfend sich ein vom Jüdischen reines Christenthum bilden wollten. Hier finden wir den Verf. nicht ganz gerecht, auch nicht vorsichtig genug. Wenn Dr Baur durch die Combination der Petrinischen und Christlichen seiner Meinung gleich von Anfang an alle Wahrscheinlichkeit raubt, Neander aber den Grundpunct aller richtigen weiteren Forschung, nämlich die Verschiedenheit beider Parteyen, und die Opposition der Christlichen gegen alle Apostelauctorität fest hält, so steht des Vfs Ansicht, wie sich nachher zeigen wird, der Neanderschen ungleich näher, als der Bauerschen, und es ist schwer zu begreifen, wie er die Critik der früheren Ansichten damit anfangen kann zu sagen, unter allen bisherigen sey die Bauersche die wahrscheinlichste. Das schlimmste aber ist, daß er sich durch seine Opposition gegen die Neandersche Hypothese den letzten Erklärungspunct der seinigen zu sehr aus den Augen gerückt hat.

Dr Baur hatte in seiner anregenden Untersuchung zur weiteren Begründung seiner Ansicht die Clementinen angezogen, weil er glaubte, daß in dieser antipaulinischen Schrift in der Person des Clemens, als einem echten Petriner, das Vorbild aufgestellt werde, welchem Paulus hätte folgen sollen, wenn er in Wahrheit hätte seyn wollen, was er zu seyn vorgab. Indem nun der Verf. auf die Prüfung dieses Arguments genauer eingeht, handelt er in einem Excurse über

den Ursprung und Inhalt der Clementinen ausführlich. Er widerspricht der jetzt herrschenden Meinung, daß jenes seltsame Product der ältern christlichen Literatur Ebionitischen Ursprungs und Characters sey. Diese Ansicht beruht weniger auf dem Zeugnisse des Epiphanius haer. 30, 15., daß die Clementinen von den Ebioniten gebraucht worden, als darauf, daß der Inhalt der Schrift mit der Ebionitischen Lehre, wie sie Epiphanius beschreibt, viel Verwandtes zu haben scheint. Vergleicht man freylich, was bey den Alten von der ursprünglichen, charakteristischen Lehre der Ebioniten berichtet wird, so scheint nichts abweichender, als der Inhalt der Clementinen. Der Verf. zeigt diese Verschiedenheit in ihren Hauptpunkten auf. Es fehlt die Ebionitische Ansicht von Christo, so wie ihre Lehre vom Mosaischen Gesetze und der Beschneidung. Nun aber gibt uns Epiphanius Nachricht von einer besonderen Richtung der Ebionitischen Secte, an deren Spitze ein gewisser Elrai gestanden, welche mit dem Inhalte der Clementinen allerdings in vielen Punkten übereinstimmt. Nach Epiphanius soll dieser Elrai zur Zeit Trajans der Ebionitischen Secte jene den Clementinen entsprechende theosophische Richtung gegeben haben. Man hat nun neuerdings diese Notiz so ausgelegt oder angesehen, als sey in Folge einer Coalition der Essener mit den Ebioniten eben um jene Zeit die Elcesaitische Richtung entstanden. Unser Verf. aber verhält sich gegen jene Notiz und diese Ansicht sehr skeptisch. Es ist ihm überhaupt die Existenz des Elrai bedenklich. Erst Epiphanius spreche von demselben, und wie confus am Ende! Dazu komme, daß Origenes von der Secte der Elcesaiten als einer jüngst νεωστὶ entstandenen spreche. Nun ist freylich, zumahl im Munde eines

katholischen Kirchenlehrers, wenn er von Häretikern spricht, daß *νεωστὶ* sehr relativ, allein der Zusammenhang der Stelle bey Euseb. K. G. 6, 38. besagt allerdings, daß die Secte zur Zeit des Origenes neu war. Nach Eusebius hatte sie nur eine sehr vorüber gehende Existenz. Nur der Schluß des Verss, daß die Clementinen kein Product der Coalition der Ebioniten und Elcesaiten seyn könne, weil die Elcesaiten später entstanden seyen, da ja Origenes aus jenen citiere, — dieser Schluß scheint etwas übereilt, da sich über die Zeit der Elcesaiten auch nach Origenes eben so wenig etwas Genaueres sagen läßt, als über das Alter der Clementinen, die Origenes gebrauchte. Wichtiger scheint mir das Moment, daß Epiphanius selber sagt, die Ebioniten hätten die Clem. *περίοδοι* stark verfälscht. Daraus folgt freylich, daß sie ursprünglich nicht Ebionitisch waren. Nimmt man dann dazu, daß, wenn sie Ebionitischen, also häretischen Ursprungs gewesen, Origenes und andere Väter sie gewiß nicht in der Art gelobt und gebraucht hätten, wie sie thun, so scheint allerdings des Verss Vermuthung von einer doppelten Gestalt der Clementinen in der alten Kirche, einer echten und einer Ebionitisch verfälschten viel für sich zu haben.

Ehe wir weiter gehen, sey gestattet, zu bemerken, daß, wenn man des Epiphanius Nachricht über *Elxai* genauer betrachtet, die von Epiph. selbst haer. 10, 2. gegebene etymolog. Erklärung des Namens von *עֲלַי* und *כַּסָּי*, *δύναμις κεκαλυμμένη*, verbunden mit der Notiz haer. 19, 5., daß vier Secten den Mann zu ihrem Haupte machen, die Ebionäer, die nachherigen Nazoräer, die Ossener, so wohl die *πρὸ αὐτοῦ*, als die *σὺν αὐτῷ*, endlich die Nasaräer, auf die

Vermuthung führt, daß der Name nichts ist, als die Bezeichnung einer Hauptlehre des theosophischen Judenthums von der verborgenen Gotteskraft, welche Kraft z. B. auch dem Simon Magus beygelegt wurde, von Andern aber vielleicht weniger in einem einzelnen Individuum als allgemein oder gemeinsam gedacht werden konnte. Das theosophische gnostische Judenthum ist ein unbestreitbares Factum, und eben so wenig kann das theosophische Judenthum geleugnet werden. Das thut auch der Verf. nicht, nur hält er vielleicht ein bißchen zu zäh an der ursprünglichen Sectenform des Ebionitismus.

Des Verfs neue Ansicht von den Clementinen knüpft an die von ihm gut geheißene Ansicht Baur's und Eöln's an, daß dieselben in Rom entstanden seyen. Er hält sie für das Product eines Römischen Monarchianers, vor des Römischen Papstes Victor's Zeit geschrieben gegen die Marcionitische Irrlehre. In der Person des Simon Magnus werde darin nicht der Apostel Paulus, sondern das falsche Bild, welches sich die Gnostiker von demselben gemacht, bestritten. Die Zusammenstellung der Clementinen mit dem Inhalte des Hirten des Hermes gibt dieser Ansicht viel Schein, und was der Verf. aus dem bekannten anonymen, antimonarchianischen Fragment bey Eusebius 5, 28. zur weiteren Begründung seiner Behauptung beybringt, ist zwar etwas künstlich gebraucht, enthält aber gewiß eine Basis für die Untersuchung. Man muß hierüber den Verf. selbst nachlesen. Zum Schlusse des Excurses hebt er das Resultat hervor, daß weder der Inhalt, noch die Entstehungszeit der Clementinen dem Dr Baur gestatten, dieselben zur Unterstützung seiner Hypothese über die Christusparthey in Corinth zu gebrauchen.

Es ist kein neuer, aber ein richtiger Griff nach der Wahrheit, wenn der Verf., um seine Ansicht von den Corinthischen Parteyen genauer zu erörtern, von dem bekannten Briefe des P. Clemens an die Corinthische Gemeinde ausgeht. Die Spaltungen und Störungen in der Corinth. Gemeinde, welche Clemens beschreibt, haben mit dem Zustande der Gemeinde, welchen Paulus in seinen Briefen bespricht, in so fern viel Aehnlichkeit, als die Leute, welche zu Clemens Zeit sich gegen die Presbyter und ihr Amt auflehnten, den *ὑπερλίαν ἀποστόλοις* bey Paulus sehr gleichen. In ihrer hochmüthigen Selbsterhebung wollten sie überhaupt keine bischöfliche, apostolische Auctorität, nur Christo selbst wollten sie unterworfen seyn; in Beziehung auf diesen sollten alle gleich seyn, keine Unterordnung der einen unter die andern. Der Verf. weist dies durch Stellen des Clem. Briefes, besonders Kap. 16. 36 u. 46. nach, wobey freylich manches zwischen den Zeilen zu lesen ist. Aber hat er Recht, so haben wir allerdings in den Rebellen des Clemens, die schon Dodwell für *πνευματικοὶ* hielt, die von dem Apostel beschriebenen leibhaftigen Christiner. Der Beweis wird um so kräftiger, da der Verf., wie wir glauben, mit gutem Grunde nachweist, daß der Clem. Brief vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sey, vgl. Kap. 41. Selbst, wenn bedenklich wäre, mit ihm anzunehmen, derselbe sey bald nach dem Tode des Apostels Paulus in der Neronischen Verfolgung und noch während derselben geschrieben, würde man ihm doch darin beystimmen müssen, daß die beiden Zustände der Gemeinden nicht gar weit aus einander gelegen, sondern mit einander im Zusammenhange gestanden. Der Verf. meint, Paulus habe durch seinen ersten Brief die drey

ersten Parteyen, welche das apostol. Ansehen überhaupt anerkannten, bald genug unterdrückt, aber die vierte, die Christuspartey sey geblieben, und wie Paulus dieselbe noch in seinem zweyten Briefe vorzugsweise bekämpfe, so habe auch Clemens mit ihr zu thun.

Es werde beyläufig erwähnt, daß der Verf. die berühmte Stelle Ep. Clem. 5., wo es von Paulus heißt, τὸ γενναῖον τῆς πίστεως αὐτοῦ κλέος ἔλαβεν, δικαιοσύνην δίδαξας ὅλον τὸν κόσμον καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθὼν καὶ μαρτυρήσας ἐπὶ τῶν ἡγουμένων, οὕτως ἀπηλλάγη τοῦ κόσμου κ. τ. λ., richtig so versteht, daß Paulus, nachdem er nach Rom, ἐπὶ τὸ τέρμα τ. δ. gekommen, den Martyrtod erlitten habe. Auch seiner Erklärung des ἐπὶ τῶν ἡγουμένων durch in conspectu principum atque praefectorum urbis, so daß damit kein chronol. Datum gegeben, sondern nur der Glanz des Märtyrthums erhöht würde, sind wir geneigt beyzutreten. Wären, wie Hug und Andere annehmen, die bestimmten rectores urbis Helius und Polyklet zc. gemeint, so wäre kaum zu begreifen, warum sie Clemens nicht genannt haben sollte. Dazu kommt, daß der ganze Context kein chronol. Datum erwarten läßt. Das wichtigste aber ist des Verfs. genauere exegetische und historische Feststellung des Begriffs der Christuspartey in Corinth nach den Andeutungen der beiden Briefe an die Korinther.

Der Verf. geht richtig davon aus, daß vorzugsweise der zweyte Brief, namentlich der Abschnitt Kap. 10 — 12. genauere Bestimmungen darüber enthält. Hiernach waren die Christlichen eine der Zahl nach kleine Partey, judenchristliche Irrlehrer, welche, wie der Verf. meint, von Asien aus nach Corinth gekommen waren, Leute

voller Anmaßung und Stolz, welche, indem sie sich besonderer Offenbarungen und Gesichte des Herrn rühmten, in diesen allein die wahre Quelle der Erkenntniß Christi zu haben glaubten, so genannte Geisteschwärmer *πνευματικοί*, welche nur von dem geistigen Christus und einer unmittelbaren geistigen Verbindung mit demselben wissen wollten, den historischen Christus, das Erkennen Christi *κατὰ σάρκα*, verachteten, und sich so über das von Christo verordnete Apostel- und historische Zeugenthum und Lehramt in der Kirche erhoben. Weil sie statt des geordneten historischen Apostelthums ein absonderliches geistigeres geltend machten, nennt sie Paulus spottend *ὑπερλίαν ἀπόστολοι*.

Dies alles ergibt sich aus der bezeichneten Stelle des zweyten Briefes. Man kann hinzu fügen, was der Verf. nicht hervor hebt, daß jene Christlichen nach 2. Cor. 10, 2. dem Apostel und den Seinigen vorwarfen, *κατὰ σάρκα περιπατεῖν*, was vergl. mit 2. Cor. 5, 16. darauf hinaus kommt, daß Paulus eben nur dem gemeinen Christenthume anhangt.

Natürlich entsteht nun die Frage, ob auch der erste Brief dieser Charakteristik der Christuspartey entspricht? Die Andeutungen sind schwächer, zerstreuter. Der Zweck des ersten Briefes gestattete keine zusammenhängende Polemik gegen die eine Partey. Abgesehen von 1, 12. 13. findet der Verf. auch 12, 12. Beziehungen auf die Christuspartey, sofern hier P. erklärt, es sey im geistigen Leibe Christi unstatthaft, daß eine Partey Christum allein besitzen wolle. Diese Beziehung würde aber, auch wenn sie statt fände, doch immer nur eine sehr mittelbare seyn, da die unmittelbare nach dem Zusammenhange eine andere ist. Rec. ist der Meinung, daß die Christlichen an

dem Mißbrauche der außerordentlichen Geistesgaben in Corinth besondern Antheil hatten, sie waren so genannte *πνευματικοί*. Wenn nun *1. Cor. 12, 3.* sagt: *οὐδείς ἐν πνεύματι θεοῦ λαλῶν λέγει ἀνάθεμα Ἰησοῦς, καὶ οὐδείς δύναται εἰπεῖν Κύριον Ἰησοῦν εἰ μὴ ἐν πνεύματι ἁγίῳ*, so scheint darin eine Beziehung auf die Christischen in sofern zu liegen, als sie von dem historischen Jesus als solchem nichts wissen wollten, sondern nur von dem geistigen Christus, der höheren *δύναμις*. Findet der Verf. die Christische Richtung auch *1. Joh. 4, 1 ff.* bezeichnet, so wird es ihm nicht schwer werden, beizustimmen. Darin aber hat er gewiß Recht, daß *1, 23 ff.*, ja der ganze Abschnitt *Kap. 1 u. 2.* nicht auf die Apollische Partey bezogen werden kann, sondern auf die Christischen, welche wohl in ihrer höheren Weisheit von dem gekreuzigten Christus gern wegsahen, und nur den erhöhten wollten.

Der Verf. verfolgt die Richtung der Corinth. Christuspartey geschichtlich weiter. Ganz recht! Schon der Clem. Brief berechtigt ihn dazu anzunehmen, daß die Partey sich erhielt. Aber alles stimmt darin zusammen, daß die Richtung der Christischen in der Kirche sich sehr verbreitete, aber verschieden gestaltete. Der Verf. rechnet dahin die Gegner des *Joh. 1. Br. 4, 1 ff.*, den Corinth, auch diejenigen Irrlehrer, welche Ignatius in seinen Briefen bestreitet, ferner die Marcionitische, endlich die Montanistische Denkweise. Die nähere und entferntere Verwandtschaft aller dieser mit der Corinthischen Christuspartey ist unverkennbar, aber doch nur dann, wenn Neander Recht hat, daß diese Partey von einer eiteln Philosophie ausging. Wie will man sich auch sonst den Ursprung jener Christusschwärmerey er-

klären? Der Verfasser zwar sagt, die christliche Lehre von der unmittelbaren Geistesoffenbarung, die christliche Pfingsterfahrung, am Ende auch des Apostels Paulus unmittelbare Berufung, — daß alles mißverstanden, übertrieben, habe jene Richtung erzeugt. Allein woher dieser Mißverständnis, diese Uebertreibung? Mögen die Christlichen eine Caricatur der Paulinischen Denkweise gewesen seyn, aber wie kam es, daß während Paulus dabey in der geraden Linie blieb, den historischen Christus, das historische Zeugenthum fest hielt, jene Leute so arg abwichen? Offenbar hielt Paulus mit gesundem religiösen Geiste an der natürlichen Ueberordnung der πίστις über die γνώσις fest, während die Christlichen schon verdorben durch die Jüdische γνώσις alle Erscheinungen des Göttlichen im Fleisch, in der Geschichte, nur für ein Symbol, für eine Allegorie hielten, und die wahre Quelle der Erkenntniß des Göttlichen nur in den unmittelbaren Offenbarungen und Verbindungen der höheren Geisterwelt fanden. Mag diese Gnosis in ihrer Verbindung mit dem Christenthume anfangs noch ziemlich confus gewesen seyn, wie bey Simon Magus, war Cerinth eine Art von Christlichem, so sieht man an ihm deutlich den Zusammenhang zwischen der Christuspartey und der jüdischen Gnostik. Hat 1. Cor. 2. eine Beziehung auf die Christuspartey, wie der Verf. selbst behauptet, so schildert sie Paulus selber als Leute, die sich einer besondern Weisheit rühmten.

Über noch in einem andern Punkte müssen wir dem Verf. widersprechen, nämlich darin, daß er alle Spaltung in Corinth von der Christuspartey ausgehen läßt.

Im Allgemeinen betrachtet, war wohl der natürlichste Gang der Spaltung nicht von dem

schlimmsten und gefährlichsten Gegensatz abwärts, sondern umgekehrt. Der Verf. sagt, waren die Christiner die hartnäckigsten, welche die andern Parteyen überdauerten, so waren sie auch die Urheber des Parteywesens. Dies folgt aber nicht nothwendig. Wenn der Verf. Recht hätte, so müßten die Christiner schon vor Apollon in Corinth gewesen seyn. Davon aber enthalten die Briefe an die Corinthen keine Spur. Nach unserer Meinung ist die Reihe der Parteyen 1, 12. gewiß auch die chronologisch richtige. Erst, wenn eine Zeitlang über verschiedene apostol. Auctoritäten gestritten worden war, könnten solche hervor treten, welche alle Apostel verwarfen. Sing das Parteywesen mit dem Christlichen an, so war viel natürlicher, daß die Gegner nicht den einen und andern Apostel zu ihrem Haupte machten, sondern das Apostelthum überhaupt vertheidigten. Der Verf. wundert sich selbst, daß die Antichristiner sich nicht apostolische genannt. Wenn er aber den Grund davon nicht in dem natürlichen chronologischen Verhältniß, wie die Parteyen auf einander folgten, sondern darin findet, daß eben nicht alle Corinthen denselben Apostel zu ihrem Lehrer gehabt, sondern verschiedene, so verkennt er das wahre Verhältniß der Dinge. Offenbar muß etwas anderes der Grund seyn, weshalb die Verschiedenen ihre verschiedenen Lehrer geltend machten, nicht bloß den Christlichen gegenüber, die alle Apostel schlechthin verwarfen, sondern augenscheinlich gegen einander. Was die Petriner betrifft, so muß der Verf. selbst zugeben, daß Petrus nicht in Corinth, und wohl von keinem Corinthischen Christen Lehrer gewesen war, auch daß dieses Apostels Auctorität von seiner Partey nur in einem sehr speciellen Falle gebraucht wurde. Wir stimmen nämlich dem Verf. völlig bey,

daß die Petriner Judenchristen waren, Aengstliche, Schwache, welche ohne die fortwährende Verpflichtung des Mos. Gesetzes zu behaupten, doch nach strengerer jüdischer Denkweise jede Berührung mit dem *ειδωλόδυτον* vermieden. Das apostol. Decret A. G. 15, 28. schrieb auch den Heidenchristen das *ἀπέχεσθαι εἰδωλοδύτων* vor. Allein die Paulinische Lehre von der christlichen Freyheit, von dem sittlich Gleichgültigen, führte leicht darüber hinaus. So gab es in Corinth wohl von Anfang an stärkere, freyere Christen, welche in dem geselligen Verkehr mit ihren heidnischen Mitbürgern, indem sie die religiöse Beziehung des *ειδωλόδυτον* wegdachten, auch keinen Anstand nahmen, unter gegebenen Verhältnissen davon zu essen. Man wird nicht irren, wenn man diese unter den Paulinern sucht. Sehr richtig denkt sich der Verf. unter den Petrinern solche, welche an dieser Freyheit Anstoß nahmen, und die strengere Sitte, welche das apostol. Decret den gemischten Gemeinden vorschrieb, mit der Auctorität des Petrus vertheidigten. Das Verfahren des Petrus in Fällen, wie Gal. 2, 12., mag bewirkt haben, daß man sich auf seinen Namen berief. Der Verf. meint, der Antheil, den Petrus an jenem Decrete gehabt, sey der Hauptgrund der Berufung auf ihn gewesen. Allein nach Apg. 15. war weniger Petrus, als Jacobus der Urheber jenes vermittelnden Decrets in Betreff der *ειδωλόδυτα*. Gewiß aber bezieht sich besonders 1. Cor. 8. auf den Gegensatz zwischen den Paulinischen und Petrinischen. Die Christlichen haben damit wohl gar nichts zu thun gehabt, und so ist auch nicht glaublich, daß sie in irgend einer Art jenen Gegensatz hervor gerufen haben. Eben so wenig kann man sich klar machen, wie die Christlichen den Gegensatz zwischen

den Paulinischen und Apollischen veranlaßt haben sollen, wenn doch dieser Gegensatz, wie der Wf. meint, eben nur der war, daß die einen auf Paulus, den Stifter der Gemeinde, ein größeres Gewicht legten, als auf Apollos, der die Pflanzung nur begossen hatte. Gewiß war dies ein Hauptpunct des Gegensatzes, nach 1. Cor. 3, 5 ff. Wie sollte aber der Gegensatz der Christlichen darauf geführt haben? Die Entstehung der Apollischen Partey und jener Eifersucht zwischen ihr und der Paulinischen hat, wie wir glauben, einen ganz anderen Grund. Offenbar hatten die Apollischen nur die Paulinische Partey zu ihrem Gegensatz. Dieser Gegensatz aber scheint so entstanden zu seyn, daß Paulus, als er zuerst die Gemeinde stiftete, bey den Gebildeteren im Ganzen wenig Eingang fand, desto mehr nachher Apollos mit seinem vielleicht gebildeteren Vortrag und seiner Alexandrinischen Gelehrsamkeit. Wie oft, so erzeugte auch in Corinth die persönliche Verschiedenheit der Lehrer, die verschiedene Art des Vortrags, je nachdem die einen mehr von diesem, die andern von jenem angezogen wurden, einen gewissen Streit der persönlichen Begeisterung und Anhänglichkeit, und so lobten sich die Apollischen ihren Apollos, die Paulinischen ihren Paulus, und stritten bey sonstiger Uebereinstimmung in der Lehre über die Vorzüge und Verdienste ihrer Lehrer um die Gemeinde. Der Hellenischen Art lag so etwas sehr nahe, man war die politischen und philosophischen Parteyungen und Häupterwählereyen gewohnt. So fing die Spaltung ziemlich unschuldig mit der Apollischen Partey an, etwa wie bey uns in großen Städten die einen nur diesen Prediger gelten lassen, die anderen jenen. Die Petrinische Partey, welche mit der Apollischen denselben Gegensatz an

den Paulinischen hatte, nur in verschiedener Beziehung, kam in der weiteren Entwicklung des gemischten Gemeindelebens dazu. Die drey Parteyen gingen rein aus der Corinth. Gemeinde selbst hervor. So war schon Spaltung in der Gemeinde, als die Christischen einwanderten und desto leichter Eingang fanden, je mehr sie, wie wahrscheinlich, mit besonderer Beredtsamkeit und überschwänglicher Geistesgabe auftraten. Kurz, ich halte die Christische Partey für die späteste, aber für die gefährlichste und hartnäckigste, wie wohl für die kleinste.

Wir berühren zum Schlusse noch einen Punct, der immer noch zu den unaufgelösten Räthseln dieser Briefe, besonders des ersten, gehört, die Leugner oder Zweifler an der Auferstehung der Todten 1. Cor. 15, 10. Gehörten diese Leugner zu einer der vier Parteyen oder nicht? Der Verfasser verneint diese Frage S. 160 in der Note. Am wenigsten will er gestatten, diese Leute zu den Christischen zu rechnen, weil Paulus sich gegen sie auf die geschichtliche Predigt der Apostel berufe. Indessen, wenn P. 1. Cor. 1, 12. sagt, jeder habe in Corinth seine Partey und seinen Mann, so müssen auch jene zu irgend einer Partey gehört haben. Dann aber rechnet man sie am natürlichsten zur Christuspartey. Es kommt alles darauf an, zu erforschen, was die Leugner für Gründe hatten gegen die christliche Auferstehungslehre. Gewiß weder Sadducäische noch Epicuräische. Hierin stimmen die meisten neueren Interpreten überein. Aus 1. Cor. 15, 35 ff. scheint zu folgen, daß es besonders die somatische Seite der Auferstehung war, woran jene Zweifler sich stießen. Sie konnten die Auferstehung Christi als singuläres, meinetwegen absolutes, Wunder gelten lassen, oder sie irgendwie allegorisch

nehmen. Man kann sich denken, daß die Christuspartey, je mehr sie ihren geistigen Christus aus dem historischen Zusammenhange des menschlichen Lebens heraus riß, die Inconsequenz beging, jenes Wunder gelten zu lassen, und doch die Auferstehung der Todten zu leugnen. Diese aber blieb ihnen, weil sie in ihrem Spiritualismus die somatische Seite des Menschen nicht gehörig würdigten, anstößig. Nun kann man annehmen, daß sie den Zweifel in der Gemeinde mehr anregten, als ausbildeten, und daß Paulus, weil er von dem Zusammenhange der Lehre der Christuspartey noch nicht recht unterrichtet war, sich begnügte, zunächst von der Gewißheit der Auferstehung Christi ausgehend, den Zusammenhang derselben mit der Auferstehung der Todten und der Lehre von der Vollendung des Reiches Christi zu erörtern, und gegen die Zweifler, indem er zugab, daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erwerben könne, nur im Allgemeinen die Denkbarkeit der somatischen Auferstehung und Verklärung des persönlichen Menschenlebens geltend zu machen.

Ref. schließt mit dem herzlichsten Wunsche, daß der befreundete Verfasser, noch vor Kurzem unser academ. Mitbürger, um das viel bespöttelte Göttinger Wort aus guter Zeit nicht ganz untergehen zu lassen in der schlimmen, recht bald Ruße finden möge, uns mit neuen, gleich anregenden critischen Productionen zu erfreuen.

£.

£ ü b e c k.

M. Reineri Alemanici Phagifacetus et Godofridi omne punctum. E codice Lubecensi edidit Fridericus Jacob, Director gymnasii Lubecensis. 8. 56 Seiten. 1838.

Der Druck dieser Schrift ward veranlaßt durch die Sacularfreyer des Altonaer Gymnasii im verfloßnen Jahre, indem die Lehrer des Gymnasii zu Lübeck mit derselben ihre Glückwünsche darbrachten. Auf der Lübecker Bibliothek findet sich eine Pergament-Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche mehrere lateinische Poesien aus dem Mittelalter enthält. Aus diesen sind die beiden vorliegenden Stücke abgedruckt. Die Verfasser von beiden waren vermuthlich Mönche, da, so viel wir wissen, nach Föchers Angabe beide dem 12. Jahrhundert angehörten. Von diesen ist das erste, das Phagifacetus, das interessanteste. Es ist in Hexametern verfaßt, und enthält Vorschriften, wie man sich bey der Tafel anständig betragen soll, und paßt also auch für das Fest, für welches es bestimmt war. Es ist zwar schon einmahl von Sebastian Brant heraus gegeben, aber diese Ausgabe ist zur Seltenheit geworden, und auch in Lübeck nicht mehr vorhanden. In Leipzig soll noch ein Exemplar davon vorrathig seyn, das aber nicht eingesehen werden konnte. Der Verfasser scheint mit Ovid bekannt gewesen zu seyn, den er auch einmahl erwähnt, B. 393. Er geht bey seinen Vorschriften sehr ins Einzelne, wie man sich benehmen soll je nachdem der Gastgeber ist, je nachdem die Gäste, welche Gespräche man mit den Tischnachbarn oder Nachbarinnen mit Anstand führen kann: wie man sich bey der Auswahl und dem Genuß der Speisen, so wie bey dem Trinken zu betragen hat &c. Das Gedicht ist überhaupt mit Geist geschrieben.

Das zweyte Gedicht, in versus Leonini abgefaßt, und mit einer deutschen Uebersetzung in gleichen Versen begleitet, enthält moralische Vorschriften, ohne die Vorzüge des erstern.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 30. März 1839.

P a r i s.

Imprimerie royale. *Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.* (Collection de documents inédits. Première série. Histoire politique) tom. I. XCIX und 552 S. Tom. II. 650 Seiten. 1835. 4.

Die Anordnung dieser Actenstücke, so wie deren Verbindung unter einander vermöge eines fortlaufenden Textes ist von Mignet besorgt. Der Herausgeber hat sich bey dieser Arbeit als Ziel gesetzt, alle zur Verdeutlichung der spanischen Erbfolge dienenden Documente, welche zum Theil bereits durch den Druck veröffentlicht waren, zum Theil erst neuerdings durch die Liberalität der französischen Ministerien zugänglich geworden sind, zusammen zu stellen. Die beiden ersten Bände beschäftigen sich nur mit den Negotiationen hinsichtlich der auf dem s. g. Devolutionsrechte beruhenden Ansprüche Ludwigs XIV. auf einzelne Provinzen der spanischen Niederlande. Sie enthalten Noten und Correspondenzen mit den verschiedensten Höfen; mit Holland, um die Repu-

blick nach und nach mit den Hoffnungen und Bestrebungen Frankreichs in Betreff der spanischen Erbfolge vertraut zu machen; mit dem deutschen Reiche wegen der Ausdehnung der östlichen Grenzen, und mit den Höfen von Mainz, Cöln, Brandenburg, Neuburg und Münster, um dem Kaiser den freyen Zugang nach den Niederlanden zu verschließen. Portugal suchte man während des Angriffs auf Flandern zu einem mit Nachdruck durchgeführten Kriege gegen Spanien zu bewegen; bey Schweden und England sparte man keine Vorstellung, um beide Mächte entweder zu gewinnen, oder doch vom Kampfe fern zu halten; mit Kaiser Leopold trat man gleichzeitig in heimliche Unterhandlung, um sich wegen einer vereinstigen Theilung der großen spanischen Monarchie zu vereinigen.

Des ersten Bandes erste Abtheilung (S. 1 — 159) gibt uns ausschließlich die Correspondenz Ludwigs XIV. und seines gewandten, geschäftskundigen Lionne mit dem als Abgesandten beym Hofe zu Madrid accreditierten Erzbischofe von Embrun, eine Correspondenz, welche sich lediglich um die wiederholten Versuche dreht, das spanische Cabinet zur Annullierung der von Maria Theresia und dem Könige von Frankreich feyerlich geschehenen Entsaugung auf den spanischen Thron zu bewegen. Die zweyte Abtheilung beginnt mit einer Uebersicht der politischen Verhältnisse Europas im Jahre 1662. Hieran schließt sich eine bedeutende Reihenfolge von Depeschen, welche Ludwig XIV. mit seinem Abgeordneten im Haag, dem Grafen d'Estades, und dieser wiederum mit dem Groß-Pensionarius Jean de Wit gewechselt hat, und die uns namentlich zeigen, wie ungern der lezt genannte seinen Plan, die spanischen Niederlande zu einem katholischen

Föderativ = Staate unter dem Schutze von Frankreich und Holland zu gestatten, aufgab und sich geneigt zeigte, den Erbansprüchen des Königs auf einige niederländische Provinzen beyzupflichten. Dann werden wir nach Spanien zurück geführt. Wir sehen, mit welcher Feinheit Ludwig gegen ein erschöpftes, tief verarmtes Land verfährt, daß alle Kräfte aufbietet, um einen matten, erfolglosen Krieg mit Portugal fortzusetzen, und nicht im Stande ist, die erforderliche Anzahl von Galeeren aus dem Hafen von Cadix auslaufen zu lassen, um die Südküsten gegen die Räuberheeren der Barbaren sicher zu stellen. Nur durch Frankreichs Unterstützung, welches seinen Schomberg und Geld sendet, siegt Portugal über den Nachbarstaat. Auf alle Weise soll Spanien geschwächt werden, um das Bedürfniß der französischen Hülfe, oder doch die Unmöglichkeit zu fühlen, sich dem Willen Ludwigs zu widersetzen. Da starb am 17. Sept. 1665 König Philipp IV. Eine Reihe von Berichten des Erzbischofs von Embrun schildert uns die Lage Spaniens, die Stimmung des Hofes und des Volkes von Madrid. Sie theilen uns Philipps Testament mit, welches die Ausschließung der Königin von Frankreich von der spanischen Erbfolge wiederholt, besprechen die Persönlichkeit der Königin-Regentin, deren Widerwille gegen Frankreich durch den Beichtvater genährt wird. Der französische Gesandte rath seinem Herrn bey dieser Gelegenheit zu einem raschen Handeln; er schlägt eine feyerliche Protestation gegen das Testament Philipps vor. So dachte Ludwig und sein behutsam auftretender Lionne nicht. Heimlich aber sichern Schrittes wollten sie ihren Plan verfolgen. Es ist schwer zu sagen, ob die neue Gestaltung der politischen Verhältnisse, welche die Ausführung

der Absichten Ludwigs so ungemein erleichterte, in der That bis zu dem Grade ein Werk der feinen Diplomatie desselben war, wie Mignet es darzustellen sucht. Allerdings ist in den vom Hofe zu Saint Germain ausgehenden Depeschen für die Gesandten im Haag, in Madrid und Lissabon die Einheit des Plans nicht zu verkennen, die Kräfte aller derer zu lähmen, welche sich der Ueberziehung der spanischen Niederlande hätten widersetzen können; aber einen noch größeren Einfluß übten auch hier die im voraus nicht zu berechnenden Wendungen des Kampfes zwischen Holland und England. Als beide Mächte ermattet nach dem Frieden verlangten, die von England angetragene Verbindung mit Spanien durch den Erzbischof von Embrun hintertrieben war, der französische Gesandte Portugal durch ein neues Bündniß an seinen Herrn geknüpft hatte und dadurch Spanien vom Westen in Schach hielt, schien Frankreich ohne Gefahr das Devolutionsrecht geltend machen zu können.

Der zweyte Band fährt in der Aufzählung der Mittel fort, welche Ludwig XIV. ergriff, um seiner Beute gewiß zu seyn; es wird die Spaltung des deutschen Reichs an uns vorüber geführt, deren sich der lauende Nachbar so schlau zu bedienen wußte; sein Bemühen, die s. g. Rhein-Ligue gegen das Haus Oestreich zu erneuen und, als dieses mißlang, sein erfolgreiches Wirken, einzelne deutsche Fürstenhäuser für sich zu gewinnen. Dann erfolgt jenes mit juristischer Spitzfindigkeit abgefaßte Manifest (*Traité des droits de la reine très-chrétienne sur divers états de la monarchie d'Espagne*), welches dem überraschten Europa plötzlich das Getriebe von St. Germain enthüllte. Der Statthalter von Flandern, Graf von Castell-Rodrigo,

ein warmer, kräftiger Spanier, ließ in seinen Noten an den französischen Hof seinem gerechten Unwillen freyen Lauf; die Königin = Regentin weist mit edlem Unwillen die triegerischen Vorstellungen des Erzbischofs von Embrun zurück und protestiert gegen das Vorhaben Frankreichs. Aber mit Nachdruck einzuschreiten vermag sie nicht; ihre Mittel sind bis zum Aeußersten erschöpft; sie kann nur in England und am Kaiserhose ihre Klagen und Bitte um Hülfe laut werden lassen, während eine niederländische Festung nach der andern vor Turenne erliegt. Beiden Parteyen mußte jetzt alles an der Stellung liegen, welche Oestreich bey dieser Gelegenheit nehmen werde. In dringenden Schreiben fleht die Königin = Regentin Leopolds Unterstützung an. Dagegen suchen Ludwigs Gesandte mit Feinheit und durch Bestechungen die vornehmsten Stände des Reichs zu gewinnen. Hier kam es vornehmlich darauf an, Brandenburg und Schweden an sich zu ketten. Beide waren kalt von Frankreich zurück getreten, seitdem Ludwig XIV. für einen Bourbon um den polnischen Thron warb und sie eingesehen hatten, daß des Kaisers Persönlichkeit keinen ähnlichen Befürchtungen Raum gebe, wie solche durch das Benehmen Ferdinands III. laut geworden waren. Brandenburg trat noch ein Mahl zu Frankreich über, da seine Minister (Schwerin, Sneyenau und Pölnitz) dem Reize des französischen Geldes nicht widerstehen können; auch Schweden wandte sich dem alten Alliirten wieder zu, so bald dieser auf seine Absichten hinsichtlich des polnischen Thrones verzichtete. Bey dieser Gelegenheit war es, daß beide Mächte die Verabredung trafen, gemeinschaftlich ein Heer aufzustellen, um den König von Polen gegen Lubomirski und die Conföderierten zu schützen und zu ver-

hindern, que l'empereur, le Moscovite et l'électeur de Brandebourg ne partageassent entre eux les états de la couronne de Pologne après la mort du roi Casimir (S. 306). — Mit großem Interesse verfolgt man die Verhandlungen, welche Ludwig durch seinen Abgesandten, den Chevalier de Gremonville, mit den Fürsten Auersberg und Lobkowitz in Wien führen ließ. Sie bezweckten anfangs eine Theilung der spanischen Niederlande mit dem Kaiserhose; dann als dieser, von Spanien getrieben und von dem lebendigen Gefühle, daß habsburgische Königs- haus den auf dasselbe herein brechenden Gefahren nicht preis geben zu dürfen, seine Rüstungen fortsetzt, legt Gremonville einen Plan vor, nach welchem die gesammte spanische Monarchie auf den Fall des kinderlosen Todes von König Karl zwischen Frankreich und Oestreich getheilt werden möge. Was man selbst in St. Germain für kaum ausführbar erachtete, gelang den feinen Insinuationen Gremonvilles, und in einem am 19. Januar 1668 zu Wien abgeschlossenen Tractate wurde die vorgeschlagene Theilung von beiden Höfen angenommen. — Den Schluß dieses zweyten Bandes bilden die Verhandlungen der Mächte, welche später unter dem Namen der Tripelallianz sich vereinigten, ihre mit Erfolg gekrönten Bemühungen, Portugal in ein gutes Vernehmen mit Spanien zurück zu führen, die Bestrebungen Ludwigs XIV. das Cabinet von London zu gewinnen, endlich der Abschluß des Friedens von Aachen.

Zu der ersten Serie dieser Collection gehört gleichfalls:

Paris sous Philippe-le-bel, d'après des documents originaux et notamment d'après

un manuscrit contenant le rôle de la taille imposée sur les habitants de Paris en 1292; publié par H. Géraud. XVI u. 638 Seiten. 1837.

Das abgedruckte Steuerverzeichnis von 1292 enthält Kirchspielsweise die Aufzählung der Steuerpflichtigen, und gibt dadurch eine Uebersicht des Reichthums der großen Hauptstadt und des Verhältnisses der daselbst betriebenen Gewerbe zu einander. Die höchst verzeichnete Abgabe steigt nicht über 114 Livres 10 Sous. Die Zahl der Steuerpflichtigen beläuft sich auf 15,200, von denen die Summe von 12,218 Livres 14 Sous entrichtet wird. 125 steuerfähige Juden sind mit der Abgabe von 126 Livres 10 Sous eingetragen. Zahlreiche Noten erläutern die einzelnen Gassen und Kirchspiele. Hieran schließt sich (S. 349 bis zum Schlusse) ein Resumé historique et statistique von Paris.

E b e n d a s e l b s t.

Imprimerie royale. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Tome I. 1835. XXI u. 733 S. Tome II. 1836. 932 Seiten in Quart. (Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique).

Der im Jahre 1790 verstorbene, seit 1762 zur direction du dépôt de la guerre et des ingénieurs géographes zu Versailles berufene General François Eugène de Vault ist es, der diese vom Generalleutenant Pelet heraus gegebenen Memoiren mit ungewöhnlichem Aufwande von Fleiß ausgearbeitet hat. Sie bilden einen Auszug von 117 starken Foliobänden Mspt, welche

unter dem Titel: *Extrait de la correspondance de la cour et des généraux* die Geschichte der Kriege Frankreichs von 1672 bis 1762 in sich umfassen. De Vault hatte sich bey seiner Arbeit als Ziel gesetzt, den interessantesten Theil des Briefwechsels zwischen dem Hofe und den Anführern der Heere hervor zu heben und dadurch eine unverfälschte Uebersicht über die geheimen Triebfedern zu verstaten, welche die Politik Ludwigs XIV. zu den auswärtigen Mächten, sein Verhältniß zu den gepriesenen französischen Marschällen jener Tage und die Ansichten über Beginn und Durchführung des Krieges bedingten. Diesen Auszügen schließt sich eine beträchtliche Menge von Marschrouten, Anordnungen für Schlachten, Uebersichten von Stellung und Vertheilung der Heere ic. an. Auf diese Weise ist ein Werk gefördert, dessen Studium nicht allein für den gründlichen Tactiker entschieden Werth haben muß, sondern auch dem Historiker einen Reichthum von neuen Ansichten über einzelne Partien des spanischen Erbfolgekrieges bietet. Freylich sind diese Ansichten für den Deutschen nicht übermäßig erfreulich. Daß Reich rang mit der Schwäche und Verworfenheit eines großen Theils seiner Glieder; nachlässig und schwerfällig bewegt es sich einem raschen, gewandten Nachbar gegenüber, der nicht eben gewohnt ist, mit zarter Gewissenhaftigkeit die Mittel zu prüfen, deren er sich zur Erreichung seiner Absichten bedient. Dieser pflichtvergessene Maximilian II., Churfürst von Baiern, der von Brüssel aus den Befehl erteilte, die ihm anvertrauten Festungen der spanischen Niederlande den Franzosen zu öffnen, dann nach seinen Erblanden zurück eilte, durch ein bey München aufgestelltes Heer den Kaiser in Schach hielt und gleichzeitig durch Geld und glatte Worte

einzelne Stände zu Regensburg gegen seinen Kaiser zu gewinnen trachtete, empört nicht minder als sein Bruder der Churfürst von Köln und Bischof zu Lüttich, der in weinerlichen Schreiben bey den französischen Marschällen und Ministern um Vergrößerung der von Versailles ihm gezahlten Pensionen bittet. Ludwig XIV. hatte seine Zeit begriffen; seine Gesandten in Gotha, Wolfenbüttel und Münster sparten weder Gold noch Verheißungen; alle kleinen Zwistigkeiten mit näheren und ferneren Nachbarn wußten sie zu benutzen, um die Ungarnten an den französischen Machthaber zu fesseln. Wer mag absehen, wohin die Arglist Frankreichs und die Bestechlichkeit deutscher Fürsten geführt hätte, wenn nicht der große Wilhelm mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit und seiner Stellung dem französischen Wesen entgegen gewirkt hätte!

Um die Armeebefehle, die von Versailles ertheilten Befehle, die von hier aus geführte Correspondenz überall verständlich zu machen, mußte sich de Vault die Aufgabe stellen, die Actenstücke mit einer fortgeführten Erzählung der Begebenheiten zu verweben. Er hat es gethan, und gewiß auf eine genügende Weise, nur daß man ihm gern diese überlästigen Declamationen über Ludwigs XIV. Mäßigung, seine Friedenliebe, seinen Sinn für Gerechtigkeit, so wie die Tiraden über Wilhelms Ehrgeiz und Hollands Streben nach Vergrößerung geschenkt hätte.

Beide Bände erstrecken sich nur bis zum Schlusse des Jahres 1702.

Tom. I. S. 1 — 189 handelt von den gegenseitigen Demonstrationen in den spanischen Niederlanden. S. 189 — 386 erzählt den Feldzug in Italien bis zum Ende des Jahres 1701. Auch hier wußte Frankreich durch sein Geld in den

Herzögen von Savoyen und Mantua und der Prinzessin von Mirandola Verbündete zu finden. Ein lebhaft geführter Briefwechsel zwischen Catinat und dem Könige lehrt uns den Aufwand von Mitteln kennen, mit welchen Ludwig XIV. den Krieg gegen den schlecht gerüsteten Eugen übernahm. Aber für letzteren war die Bevölkerung des ganzen Herzogthums Mailand, die von dem spanischen Statthalter, Prinzen von Vaudemont, nicht verhindert werden konnte, dem kaiserlichen Lager Bedürfnisse jeder Art zuzuführen. Wie fast immer während der Kriege auswärtiger Mächte in Italien, zeigt sich auch bey dieser Gelegenheit Venedig lauernd, den Erfolg abmessend, um sich für den Mächtigeren zu entscheiden. Catinat handelte seinem Könige zu langsam; in mehr als einem Briefe tadelt Ludwig die Bedächtigkeit seines Feldherrn; er gebietet endlich unter allen Bedingungen den Angriff; dann sendet er in dem Marschall Villeroy einen neuen Befehlshaber. Dieser, geschmeidiger als sein Vorgänger, welcher seines Gegners Talente richtig beurtheilte, griff am 1. September 1701 bey Chiari an und sah sich mit Verlust zurück geschlagen. In einem überaus zarten Berichte meldet er seinem Könige das Geschehene; er klagt, daß Eugen, der gegen alle Regeln der Kriegskunst in diesem Feldzuge verfahren, einen Vortheil habe erringen können. Hierin lag die Rechtfertigung der Handlungsweise von Catinat, der vollkommen wußte, daß ein schulgerechtes Erlernen der Kriegskunst den Feldherrn nicht bilde und sich dem Sieger von Bentha nur unter den günstigsten Verhältnissen gegenüber stellen zu dürfen glaubte.

S. 387 — 433 werden die gegenseitigen Rüstungen am Oberrheine erzählt, die fortgesetzte Politik Frankreichs, das Reich in seinen Inter-

essen zu spalten. Die bey dieser Gelegenheit abgedruckten Berichte sind der Zahl wie dem Inhalte nach unbedeutend. Umsonst sucht man nach den Fäden der den Kaiser in der freyen Entwicklung seiner Kräfte hemmenden ungarischen Insurrection; zu erörtern, daß diese in Frankreich zusammen liefen, findet der Herausgeber für um so überflüssiger, als er durchgehends mit großer Consequenz den Grundsatz verfolgt, in Ludwig XIV. nur den seine Rechte wahrenenden Monarchen darzustellen. — S. 432 — 563 werden wir wieder nach Flandern geführt; eine Uebersicht der Vertheilung der französischen Regimenter und der auf den Festungsbau und den Unterhalt der Truppen verwendeten Kosten bildet diesen Abschnitt. Der Schluß des ersten Bandes enthält ähnliche Uebersichten der Kräfte und Stellungen der beiden feindlichen Heere in Italien und am Oberrhein.

Tome II. Première partie (S. 1 — 131). Ausbruch der Feindseligkeiten in den Niederlanden; kleine Gefechte, Belagerungen, Einnahme von Festungen. Die Lage des Churfürsten von Cobln gestaltet sich täglich mislicher; das bunt zusammen gesetzte Heer der Alliirten gewinnt durch einen Marlborough Einheit und Kraft. Ob auch Ludwig von Versailles aus die Stellungen und Unternehmungen seines Heeres gebieterisch vorschreibt, so muß doch Marschall Boufflers, welcher unter dem Herzoge von Bourgoigne den eigentlichen Oberbefehlshaber abgibt, den Talenten eines Marlborough überall weichen. Schon fallen Venloo, Ruremonde und Lüttich und deutsche Hülfstruppen breiten sich am Niederrhein aus. — Deuxième partie (S. 131 — 281). Feldzug in Italien. Eine artige Episode bildet hier der Ueberfall Cremonas und die dadurch er-

folgte Gefangenschaft von Villeroy. Seitdem statt seiner Vendôme den Oberbefehl übernommen hatte, gewann der Krieg am Po und an der Adra eine andere Gestalt. Eugen erkannte den würdigen Gegner; von beiden Seiten bediente man sich bey jeder Unternehmung der höchsten Vorsicht; durch Demonstrationen wurden Stellungen gewonnen und wieder aufgegeben; es erfolgte keine Schlacht von Bedeutung. — Troisième partie. Campagne d'Allemagne (S. 281 — 455). Ludwig von Baden geht mit seinem Heere über den Rhein und nimmt Landau; seitdem kleine Kämpfe mit Catinat, Villars und Tallard. Den Schluß des zweyten Bandes bilden Erörterungen und Actenstücke über die Feldzüge des J. 1702 in Flandern, Italien und Deutschland.

Von dem uns so eben zu Händen gekommenen T. III., der bis Ende 1704 geht, soll künftig Nachricht gegeben werden.

Kleine Versehen, wie T. II. S. 69, wo die jüngere Linie der Welfen in die Häuser Hannover, Celle und Lüneburg zerfällt, verzeiht der Deutsche dem Nachbar leicht, weil er längst daran gewöhnt ist, bey denselben keine gründliche Kenntniß deutscher Verhältnisse vorauszusetzen. Schließlich wird es kaum der Andeutung bedürfen, daß die Darstellung der Verhältnisse in Italien, der Ergebnisse des dortigen Krieges und die Schilderung von hervor tretenden Persönlichkeiten nicht immer ein so zuverlässiges Resultat bieten, wie dieses sich aus der 'Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen' ergibt.

Zu der nämlichen Serie der politischen Geschichte dieser Sammlung gehören ferner:

1) Procès-verbaux des séances du conseil de régence du roy Charles VIII. pendant les

mois d'Aout 1484 à Janvier 1485. 1836.
IV u. 244 Seiten.

Diese von Adhelm Bernier heraus gegebenen Protocolle der Geheimen = Rath = Sitzungen haben um so mehr Werth, als derartige authentische Actenstücke der französischen Regierung sich außerordentlich spärlich finden. Sie führen uns die Grundsätze, nach welchen in jener Zeit die höchste Regierungsbehörde in ihren Entscheidungen verfuhr, vor Augen und sind im Stande, über manche Einzelheiten der Geschichte jener Tage Licht zu verbreiten. Jedes Protocoll ist mit den Unterschriften sämmtlicher anwesenden Mitglieder des Geheimen = Rathes versehen. Es erregt Erstaunen, zu sehen, welche heterogene Materien häufig in einer Sitzung abgehandelt werden: Erlaß von Abgaben für einzelne Classen von Unterthanen, Verabschiedungen, Untersuchungen wegen Unterschleiß, Verordnungen wegen Visitation und Beaufsichtigung der Apotheken, Vergünstigungen für geistliche Orden, Anstellungen, Ausfertigungen für Gesandte, Abrechnungen mit Beamteten, Geldanweisungen, Ertheilung von Privilegien, Gnadenacte, Empfehlungsschreiben an fremde Höfe, Anlagen von Straßen und Brücken, policeyliche Bestimmungen, Ertheilung von Pensionen, Verabschiedungen, Erlaubniß zur Veränderung des Namens &c.

2) Réglemens sur les arts et métiers de Paris rédigés au XIII siècle et connus sous le nom du livre des métiers d'Etienne Boileau. 1837. LXXXVI u. 474 Seiten.

Der Herausgeber dieser werthvollen Mittheilungen ist derselbe um die Geschichte der Normannen, wie um nordische und romanische Poesie so hochverdiente Depping, der deutschen Ernst und

deutsche Tiefe mit französischer Leichtigkeit in der Behandlung eines historischen Stoffes so glücklich zu verbinden versteht. Die Bekanntmachung der von Etienne Boileau, Prevot zu Paris unter der Regierung Ludwigs XI., angefangenen Register über Handwerke und Gewerbe der französischen Hauptstadt ist für die innere und äußere Geschichte Frankreichs von gleichem Werthe. Durch Noten hat der gelehrte Herausg. mancher sprachlichen Schwierigkeit abgeholfen, durch eine Einleitung über den Zustand des Handels und der Industrie von Paris im dreyzehnten Jahrhundert dem Leser das Eingehen in diese wichtige Materie erleichtert. Bereits in einer Urkunde Ludwigs VII. von 1170 wird der Innung der Kaufleute von Paris als längst bestehend gedacht. Sie bildete mit den Handelsherren näherer und fernerer Städte eine Art von Hanse, die, wenn sie auch nicht die Bedeutung der deutschen Verbindung dieses Namens jemahls erreichte, durch richtiges Benutzen der Umstände, durch Schlaubeit und wenn es seyn mußte, durch Gewalt ihre Wasser- und Landwege und ihre errungenen Rechte zu schützen wußte. Nur dieser Kaufmannsgilde stand der Waaren-Transport auf der Seine und Marne zu; der gesammte Verschleiß der Weine von Burgund, damahls fast der einzigen Provinz Frankreichs, welche aus der Anpflanzung von Reben Vortheil zog, befand sich in ihren Händen; nur sie durfte das Salz der Normandie nach Paris führen. Umsonst suchten sich die dadurch in ihren Interessen verkürzten Städte, namentlich das aufblühende Rouen, gegen diese Bevorzugung aufzulehnen. Wer das Stapelrecht dieser Kaufmannsgilde von Paris zu umgehen wagte, versiel ohne Schonung dem Richterspruche des Parloir - aux - Bourgeois, mochte immerhin

seine Ladung von einer Abtey für eine derselben innerhalb des Reichbildes zuständige Kirche bestimmt seyn. Mit Ausnahme der einzigen Straße von Orleans waren die nach Paris führenden Landwege jener Zeit für den Handel ohne Bedeutung.

Hundert verschiedene Gewerbe hat Boileau in seinem Register verzeichnet. Die schmalen, gewundenen Straßen der Hauptstadt waren durch Buden und hervor ragende Läden noch mehr verengt, die sich erst mit der Abendglocke von Notre-Dame schlossen. Einzelne Gewerbe wiederum durften nur am Sonnabend die Erzeugnisse ihres Fleißes feil halten; andere erlangten erst spät die Ablösung einer gewissen Hörigkeit, in welcher sie zu einzelnen Abteyen und Gotteshäusern der Stadt standen. Lange Zeit hindurch wußte sich die uralte Zunft der Fleischer der Oberaufsicht des Prevot zu entziehen; sie bildete eine geschlossene Genossenschaft, welche niemandem die Einsicht in die Verwaltung ihrer Güter und in die Handhabung der bey ihr geltenden Rechtsfälle gestattete. Die Brauer konnten nie jene Bedeutung erlangen, deren sie sich in den deutschen Städten rühmten, weil auch die unteren Volksclassen von Paris größtentheils zum Wein griffen. Der Weinschenken gab es so viele, daß man sie nach Hunderten eintheilte; alle unterlagen einer strengen Beaufsichtigung, weniger von Seiten der Polizey — schon der heilige Ludwig konnte dem übermäßigen Besuchen derselben nicht steuern — als von Seiten des Prevots, der mit Strenge über die Entrichtung der für jedes Faß vorgeschriebenen Abgabe wachte. Höker und Fischer theilten sich, wegen ihrer übergroßen Zahl, nach dem Zweige ihres Handels in verschiedene Corporationen; nicht minder die Dreher. Finden

wir doch die Verkäufer von Rosenkränzen in 5 Classen getheilt, und zwar nach den Stoffen, aus denen die Rosenkränze gefertigt waren; ihnen zur Seite stand die Gilde, welche sich mit dem Schnitzen von Crucifixen aus Holz, Elfenbein oder Knochen beschäftigte. Erheblicher war das Gewerbe der Wollweber und damit der Tuchfärber; 300 Tuchwäcker begleiteten die Leiche Ludwigs des Heiligen ins Thor von Paris. Der Binnenhandel in der Hauptstadt befand sich zum großen Theile in den Händen der Bewohner der Normandie. Auch Seidenwirker wurden schon damals aufgezählt; ihre Zahl mehrte sich mit dem steigenden Luxus; nicht minder die der Rauchhändler, welche in den wendischen Städten des deutschen Hansabundes eine so bedeutende Rolle spielen; so wie der Goldschmiede, von denen die Frauen ihr glänzendes, mit edlen Steinen geziertes Kopfgeschmeide bezogen. Noch ruhte die Arzneykunde gänzlich in den Händen der Barbieren und wurde in den Badstuben erlernt. Nicht gering war die Zahl der Jongleurs; sie waren dem fröhlichen Volksleben unentbehrlich; bey allen Festlichkeiten sehen wir sie die Hauptrolle spielen.

Ueber Etienne Boileau, den Verfasser der vorliegenden Reglements, finden sich am Schlusse der Einleitung einige historische Notizen.

Hav.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 1. April 1839.

G e t t i n g e n.

Von der Königl. Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem 16. Merz folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Winter-Semester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 22. bis 29. April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens;

2) die, welche von einer anderen Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität

ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes;

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurück kehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

B e r l i n .

In der Nicolaischen Buchhandlung. Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. Eine kunstgeschichtliche Abhandlung von Gustav Kramer Dr., Mitglied des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom. 1837. 215 Seiten in 8.

Diese mit bedeutender Kunstkenntniß, archäologischer Gelehrsamkeit, gesundem, unbefangenen Urtheile, und in angenehmer Form — nur mit zu viel Umschweifen im Vortrage — abgefaßte Schrift behandelt die durch die Funde von Volci neu angeregte Frage nach der Herkunft der so genannten Etrurischen Vasen. Nach einer Einleitung, in welcher der Punct der Frage festgestellt wird, erörtert der erste Abschnitt den

Stil der griechischen bemahlten Thongefäße, und leitet ihn zunächst im Allgemeinen aus der durch das Griechische Volk verbreiteten Kunstcultur ab. 'Es ist schon unzählige Mahl darauf aufmerksam gemacht worden', sagt der Verf. S. 21 mit Recht, 'wie bey den Griechen, denen mehr als irgend einem Volke der Sinn und das Bedürfniß des Schönen zur Mitgift gegeben war, die Kunst alle Gebiete menschlicher Thätigkeit durchdrang, und immer von neuem zeigt eine jede Entdeckung, jede neue Betrachtung der schon längst bekannten Kunstwerke, daß dies in einem weit höheren Grade statt fand, als man es je gedacht hat, als man es je mit Worten sagen kann.' Dann stellt sich der Verf. die Frage, ob es möglich sey, den überaus reichen und manigfaltigen Vasenvorrath nach den Fundorten zu classificieren, aber gelangt zu keinem Resultate, als daß es sehr große Schwierigkeiten habe, die verschiedenen Arten von Vasen bestimmten der Localität nach verschiedenen Fabriken zuzuweisen. Dagegen erkennt der Verf. vollkommen die Verschiedenheit der Classen an, welche durch die Benennungen: Gefäße ägyptischen, altgriechischen und des schönen Styls, bezeichnet werden, und zieht diese Classen, nebst einigen andern, die er davon unterscheidet, nach einander sorgfältig in Betracht, indem er bey jeder einzelnen den Character, die Gefäßformen, die Technik, die Art der Zeichnung, die Gegenstände, die Inschriften in zusammenfassenden Bemerkungen berücksichtigt. Die letztern, welche durch Sprache und Schrift ein zweyfaches Mittel der Zeit- und Ortsbestimmung gewähren, werden vom Verf. mit Recht als die wichtigste Quelle einer historischen Erkenntniß über die Herkunft der Vasen hervor gehoben. Die Classification des Verfs ist diese: A. Aegyptisirender Stil,

mit welchem herkömmlichen Namen eine ganz bestimmte, leicht von allen anderen zu unterscheidende Classe bezeichnet wird, die ihren besondern Ursprung, ihre eigenthümlichen Formgesetze, und gewiß auch ihre besondere Bestimmung hatte. Denn der Unterschied derselben gegen andere Classen ist so wenig ein fließender, daß man deutlich sieht, auch die Alten haben diese Gattung von Gefäßen immer als etwas besonderes und geschiedenes behandelt. Der Verf. weist die Dorischen Buchstaben- und Dialectformen auf diesen Vasen nach, und hebt die näheren Bezüge auf Corinth hervor; er nennt die Gefäße der Art theils dorische, theils dorisierende. Gewiß ist in Corinth die Fabrication dieser Gefäße zu gewissen Zeiten eifrig betrieben worden, und hat sich von da über das nach Westen so ausgedehnte Reich Corinthischer Colonisation und Handelsverbindungen verbreitet. Doch, müssen wir gestehen, wird die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Gefäße dadurch noch nicht in das erwünschte Licht gestellt. Warum sollte diese Art von Vasengemälden, mit den arabeskenartigen Malereyen, dem Gedränge von Blumen, Sternen, die keinen geringen Theil der Oberfläche ganz leer lassen, den monströsen Thiergestalten, die nur selten einer historischen Darstellung Raum geben, gerade von den Doriern ausgegangen seyn? Die Anknüpfung an Aegypten zeigt sich um so mehr als nichtig, je mehr man von irdenen Gefäßen in den Hypogeen Aegyptens auffindet; sie beruhte auch nur auf der Wahrnehmung Sphinxähnlicher Figuren auf diesen Vasen (unter vielen anderen Thiergestalten), nicht auf irgend einer Verwandtschaft des Stils. Dagegen hätten wir die Beziehungen zur Phöniciſch-Babylonischen Kunst erwähnt zu sehen gewünscht, die in der That immer heller ans Licht

treten, und durch die bloße Zusammenstellung von Gefäßmalereyen der Art mit Vorderasiatischen Arbeiten in geschnittenen Steinen (Denkmähler d. N. Kunst Tf. 57.) vollkommen erwiesen werden. Die Clusinischen Urnen sind die dritten im Bunde dieses weit verbreiteten Arabesken- und Ornamenten-Stils, der in vollkommener Trennung von den eigentlich nationalen Ideen und Formen der Griechischen Kunst, ganz wie ein gemeinsames Eigenthum des Orients und Occidents behandelt wurde. Die Corinthischen Werkstätten scheinen darin weniger etwas erfunden, als die Verbindung heroischer Sujets mit dieser Ornamenten-Malerey in Gang gebracht zu haben. B. U. ter Stil. Der Verf. erklärt sich dagegen, daß man die Mehrzahl der Gefäße mit schwarzen Figuren auf röthlichem Grunde für nachgeahmte, alterthümliche Arbeiten, für ἀρχαῖζοντα und nicht ἀρχαῖα ἔργα erklärt — und wir glauben mit vollem Rechte, da in den allermeisten Fällen Gegenstände, Behandlung, Aufschrift, Alles an diesen Vasen in demselben alterthümlichen Character übereinstimmt. Dagegen verlangt er mit eben solchem Rechte, daß man die Grenze des alten Stils in der Gefäßmalerey sich nicht zu weit zurück schieben lasse, und findet nach paläographischen Gründen, daß man diese Gefäße im Allgemeinen als vor Nl. 87. gefertigt annehmen müsse, ohne daß es jedoch gerade nothwendig sey, ihre Epoche bis unmittelbar vor diesen Zeitpunkt fortgesetzt zu denken. Wir fügen hinzu, daß hierbey gewiß viel auf die Classe von Gefäßen ankommt, indem eine Gattung, die selbst seit ältern Zeiten in Gebrauch war, gewiß auch die ihr zukommende Art von Malereyen länger in demselben unveränderten Stile behielt, als eine erst später aufgekommene und dadurch mehr

der Mode unterworfen. Unter den Panathenaischen Preisgefäßen sehen die, welche sich auf musicalische Siege beziehen, nicht minder alterthümlich aus als die, welche Siegern in gymnischen Kämpfen bestimmt waren, und doch können jene nicht älter als die Einsetzung der musicalischen Wettkämpfe des Panathenäenfestes durch Perikles seyn, welche nach Meiers einleuchtender Combination (Encyclop. Panathenäen S. 285. Anm. 80.) Ol. 83, 3. statt fand. Indem der Verf. nun zu den Gefäßen mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde übergeht, unterscheidet er C. den strengen Stil, indem allerdings ein nicht geringer Theil der Gefäßmahlerey dieser Art in der Composition, den Bewegungen, der Behandlung der Gewänder noch eine Härte und Unbehülfslichkeit zeigt, die an die Arbeiten der vorigen Classe mehr oder minder angrenzt. Nur läßt sich schwerlich daraus eine durch bestimmte Kennzeichen geschiedene Classe machen, da diese strenge Zeichnung durch eine auf den Vasen auch nicht selten kühne Großartigkeit des Stils mit den schönsten Hervorbringungen der von jeder Fessel befreiten Kunst in einem fließenden Zusammenhange steht — wie auch der Verf. selbst bemerkt. D. Schöner Stil — etwa von der Epoche des Zeuxis und Parrhasios beginnend und sich auch auf die Vasen erstreckend. Der reichste Fundort für Vasen dieser Art ist unstreitig Nola; am nächsten schließen sich daran, jedoch schon um ein gewisses jünger, die Gefäße von S. Agata de' Goti. E. Reicher (üppiger, luxuriierender) Stil, in seiner Ueberladung, dem Schwulste der Formen und dem vielen Detail der Gewänder und anderen Accessorien ein immer sichtlicher hervor tretendes Unvermögen der Zeichnung zu verhüllen bemüht — der Character der Apulischen

Gefäßmahlerey, von der die Lucanische eine noch geringere Abzweigung zu seyn scheint. Hier wären wohl Untersuchungen über die Gracisirung der Städte Apuliens und Lucaniens (in Pyrrhos Zeiten) an ihrer Stelle gewesen, wenn sie in der Richtung des Verfs gelegen hätten. Aber wir sehen weiterhin, daß Herr Kramer auch diese Vasen = Classe, die doch in ihrer eigenthümlichen Behandlung eben so getrennt dasteht, wie in ihren Fundorten, als Producte Attischer Werkstätten anspricht, welche der Handel nach jenen Landschaften Italiens geführt habe.

Der zweyte Abschnitt 'Ueber die Herkunft der griechischen bemalten Thongefäße' geht nun unmittelbar an die eigentliche Hauptfrage. Der Verf. beantwortet sie, um es mit seinen eigenen Worten (S. 166) zu sagen, so: 'Alle Schwierigkeiten können, so viel ich einsehe, nur verschwinden, und die ganze Manigfaltigkeit dieser Monumente in ihrem Zusammenhange nur begriffen werden durch die Annahme, daß sie einer großen, an einen Ort geknüpften, Entwicklung angehören, welche alle jene verschiedenen Classen als organische Momente in sich begreift, die eine aus der andern erzeugend, immer werdend, und daher bey aller Verschiedenheit des Einzelnen durch ein allgemein hindurchziehendes Band verbunden. . . . Und um es kurz zu sagen, was meine Meinung ist, ich halte dafür, daß diese Gefäße, mit Ausnahme der oben als Dorisch bezeichneten und ihnen sich anschließenden Werke, in Attika gefertigt, und von dort durch den Handel ausgeführt seyen'. Der Ref. kann am wenigsten verhehlen, wie viel in dem antiken Vasenvorrath auf diese oder eine ihr ähnliche Ansicht hindrängt; der Atticismus der Volcentischen Vasen, d. h. des größten und manigfaltig-

sten Vasen-Vorraths, den es gibt, wie er schon aus den bloßen Beschreibungen des Prinzen Lucian Bonaparte, und den beygegebenen Inschriften hervor trat, ist wohl zuerst in diesen Blättern nachgewiesen worden (G. gel. Anz. 1831. St. 133.). Der Unterz. ist indeß selbst theils durch Facta, welche Böckh in dem Programme über die Panathenaischen Preisgefäße geltend machte, theils durch Umstände, die befreundete Archäologen, die diesen und so viele Vasenfunde an Ort und Stelle untersucht haben, in den Schriften des archäologischen Instituts ans Licht stellten, von jener Ansicht in ihrer ersten Strenge abgegangen, und hat das Wesentliche derselben mit den entgegen stehenden Rücksichten durch die Annahme zu versöhnen gesucht einer sehr ergiebigen Vasenfabrication in Gegenden, die in Attischem Colonialverhältniß stehend, Attische Religion, Mythologie, Bildung und Sprache besitzend, Athen selbst als eine Metropolis der Künste verehrend, Vasen in der Weise der Athenischen, bald mehr imitierend, bald freyer erfindend, hervor gebracht hätten. Die Umstände, die zu dieser Annahme drängen, hat sie nun wohl der Verf. beseitigen können? Die Nolanische Vase mit dem Tripus der Phyle-Akamantis ließe sich allerdings auf die Art, wie Hr Kramer es S. 156 unternimmt, als Attisches Erzeugniß retten: aber die Unwahrscheinlichkeit, daß die Panathenaischen Preisgefäße, mit der Inschrift: 'Ich bin ein Kampfpreis von Athen', auf dem Attischen Markte als Töpferwaare zu haben gewesen, wird dadurch nicht geringer, daß man sich über sie hinweg setzt. Denn mehr als dies thut doch der Verf. S. 167. Anm. nicht.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. S t ü c k .

D e n 4 . A p r i l 1 8 3 9 .

B e r l i n .

Beschluß der Anzeige: Ueber den Styl und die Herkunft der bemahlten griechischen Thongefäße. Von Gustav Kramer.

Wie manigfaltige Veränderungen in den Attischen Vasenfabriken, welches sonderbare Zusammentreffen dieser Veränderungen mit der verschiedenen Richtung der Vasenexportation muß man annehmen, wenn man die Verschiedenheit der Vasen von Nola, Agata de Goti (um keine geringeren Unterschiede namhaft zu machen) und selbst Basilicata und Puglia bloß von der Epoche ableiten will, in der sie auf dem Markte von Athen gekauft wurden. Hier erscheint in der That das System des Verfassers bis zu einer Spitze getrieben, die an sich selbst abbricht. Es scheint, als wenn der Verf., im Sinne seines Mottos: *Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione*, um mit einem resoluten Schlage allen dem Schwanken und Herumtappen ein Ende zu machen, das ein historisches Studium der Vasen begleitet, sich der großen Kunst-Metropolis Athen

unbedingt in die Arme geworfen, und was ihr an den Vasen entschieden widerstrebt (wie das entschieden großgriechische Spirituszeichen S. 183) nicht ohne Gewaltthat bey sich unterdrückt habe. Wir gestehen gern, daß für die große Masse der Volcentischen Vasen noch die eigentliche Heimath nicht gefunden ist, und erkennen die Gegenbemerkungen des Verfs über Cuma S. 159 als ganz gegründet: aber wenn wir beachten, wie die Volcentischen Vasen sich zu den Nolanischen größtentheils wie eine ältere Generation desselben Stammes verhalten, wie die Nolanischen und andere in Campanien vorkommenden sich im Durchschnitt nach den Fundorten unterscheiden lassen, wie die Italischen Fundorte alle andern weit an Zahl, Größe und Werth der Gefäße überragen: so werden wir — zwar Corinth und vor allen Athen als die Urheimath dieses Kunstzweigs — aber Großgriechenland als den Boden ansehen müssen, auf dem er allein mit solcher Vorliebe gepflegt, in dem Grade gedieh und wucherte.

R. D. M.

Zittau und Leipzig.

Ben Nauwerk, 1837: Ueber die Zustände der Verarmung in Deutschland, ihre Ursachen und Mittel, ihnen abzuhelfen, von Dr Friedrich Schmidt. 304 Seiten. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Obgleich die Befolgung des Industriesystems für die materiellen Interessen viele Vorschritte herbey führte, der Ertrag des Landbaues sehr erhöht, so wohl Handel als Industrie sehr erweitert wurde, und jeder Industriezweig weit mehr Menschen Verdienst und Brod gibt, als vorher, so werden doch die Klagen über Nahrungsfloßig-

keit und Zunahme der Armen mit jedem Jahre häufiger und dringlicher, allgemeiner und gebieterischer. Das Fabrikwesen und der fabrikmäßige Betrieb der Industrie spielt den Reichthum immer mehr in die Hände Weniger, und erzeugt bey der großen Wohlfeilheit der Waaren, welche für mancherley Nachtheile des gesteigerten Nationalreichthums einigen Ersatz leisten sollten, eine stäts größere Anzahl von Individuen, welche der Unterstützung bedürftig sind und als böse Krebse an dem Vermögen des Mittelstandes, wie er sich in Deutschland findet, fortwährend nagen.

Diese Zunahme der Armuth mußte daher bald die Aufmerksamkeit des denkenden Staatswirthes auf sich ziehen und ihn zur Erforschung der Ursachen veranlassen. Die lange dauernden Kriege machten den Frieden sehr erwünscht; aber dieser brachte diejenigen Segnungen nicht, welche man sich von ihm versprach, ja manche Volksclassen, namentlich die Ackerbauern, wurden schmerzlich geteuschet und den Waldungen wurde zur Deckung von großen Schuldenmassen so sehr zugeseht, daß sich gegenwärtig die Holzpreise fast in allen europäischen Staaten sehr erhöhen, und darin ein besonderer Grund der Verarmung gesucht werden muß. Durch den einreißenden Luxus in allen Volksclassen; durch die vielen mit ihm verbundenen Uebel; durch das Stocken und Eingehen mancher Erwerbszweige; durch das Einführen der Maschinen und durch das stäte Wachsen der Bevölkerung ging bey manchen Volksclassen der Verdienst entweder ganz ein, oder erhöhete sich nicht nach Verhältniß der Steigerung der Befriedigung der Bedürfnisse und Vertheuerung der Lebensmittel, so daß der Lebensunterhalt mit jedem Jahre schwieriger und die Furcht vor der allgemeinen Verarmung größer und mitunter auch

wirklich gegründeter wird, so sehr auch manche Schriftsteller, aber nicht der Verf., sich gegen diese Behauptung erklären.

Die über diesen Gegenstand seit der Malthus'schen Theorie, welche die Verarmung nicht bloß als Folge der jetzigen Richtung des Güterlebens, sondern als Folge der natürlichen Einrichtungen selbst ansah, das Uebel in zu großer Anzahl von Menschen suchte und die Armuth zu vermindern glaubte, wenn der Vermehrung der Volkszahl entgegen gewirkt würde, erschienenen Schriften über die stäts sich erweiternde Kluft zwischen dem in einzelnen Volksclassen zunehmenden Nothstande und dem Reichthume Einzelner und des zunehmenden Nationalreichthums selbst nach der seit 23jähriger Friedenszeit, über die Ursachen dieser betrübenden Erscheinungen zc. stellten mancherley Hypothesen auf und griffen entweder die Grundsätze des den allgemeinen Aufschwung der Volkswirtschaft befördernden Industriesystems an, z. B. Ortes, Mohl und Andere, welche das Uebel in der Volkszahl suchen, oder suchten den Grund der Verarmung in der ungleichen Vertheilung der öconomischen Güter, oder in andern Verhältnissen, welche stäts Tadel gegen das seit der letzten 50 bis 60 Jahren in Theorie und Praxis sich geltend machenden Industriesystem enthalten. Es haben sich aus diesen Ankämpfen drey Hauptrichtungen hervor gethan, deren eine das Zurückführen auf das frühere Verhältniß, die andere eine ganz neue Grundlage des wirthschaftlichen Lebens und die dritte das Mercantilsystem vertheidigen will.

Unser Verf. gehört zur ersten Parthey, ist also ein Reactionär, sieht die Klagen für gegründet an und findet ihren Grund nicht so wohl in einem wirklichen und wesentlichen Gütermangel als

vielmehr in dem gesteigerten Reichtume und der erhöhten Civilisation, so daß also der Wohlstand zugleich den Nothstand erzeugt habe. Vor ihm haben viele andere denkende Männer ähnliche Ansichten aufgestellt und vertheidigt, welche Refer. gern kurz characterisiren würde, wenn er nicht fürchten müßte, die Sache etwas zu weit auszuholen. Jedoch war er zur Würdigung der Schrift die mitgetheilte Notiz dem Leser schuldig und findet es noch für nothwendig zu bemerken, daß der berührten Partey die neuesten Bearbeiter der Volkswirthschaft entgegen stehen und die Verarmung nebst dem mit ihr verbundenen Nothstande als eine unvermeidliche Folge der gestiegenen Bevölkerung und großen Umwälzung socialer und gewerblicher Verhältnisse ansehen, oder sie in dem durch Krieg, Unruhen, Unzufriedenheit und Luxus veranlaßten sittenlosen und irreligiösen Zustände und in der Verschwendungssucht finden, und daß der Verf. auch von dieser Seite Gründe für seine Behauptungen entnimmt.

Die Behauptung, daß der gestiegene Wohlstand Einzelner oder der Nation den Nothstand herbey führte, muß man übrigens auf die Steigerung der Bedürfnisse aller Volksklassen, auf das allgemeine Streben unerlaubte und nachtheilige Bedürfnisse zu befriedigen und auf den in allen Volksklassen eingerissenen Luxus, auf die in den unteren Classen der Gesellschaft verbreitete Indolenz wegen des Fortkommens, auf die überall sich zeigende Vermehrung der Bevölkerung bey dem Fortbestehen von Einrichtungen, welche mit dieser nicht verträglich sind und in dem Drucke der öffentlichen Lasten zurück führen, um aus den manchmahl unklaren Darstellungen ein richtiges und zuverlässiges Resultat ableiten zu können, worüber hier jedoch nichts gesagt werden kann.

Daß in der Vertheilungsweise der von Allen gewonnenen Gütermassen und in der Art und Weise, wie dieselben zur Befriedigung der Bedürfnisse verbraucht und verwendet werden; daß in der Steigerung der Bedürfnisse, besonders bey der mittleren und niederen Volksklasse, welche den Luxus früher nicht kannten und ihn jetzt nicht brauchen können, in der erhöhten Genußsucht und den übertriebenen Ansprüchen des Lebens ein Hauptgrund des Nothstandes und der Nahrunglosigkeit liegt, ist nicht zu bezweifeln. Da der Arbeitslohn nicht in gleichem Maße gestiegen ist, wie andere Verhältnisse, namentlich nicht im Vergleiche mit den genannten; da durch Einführung der Maschinen viele Hände erspart, aber diese in Folge der Zunahme der Bevölkerung doch vervielfältigt werden, so kann man die Klagen über Verdienstlosigkeit und Erwerbsmangel, also die Befürchtung über zunehmende Verarmung um so weniger ungegründet finden, als die Arbeitscheu und die Zahl der nicht arbeiten Wollenden wächst und die Befriedigung der Luxusgenüsse, die Verweichlichung der Generation, die frühzeitige Körperschwäche, die ziemlich allgemein eingerissene geschlechtliche Unsittlichkeit und andere Uebel hierzu wesentlich beitragen.

Durch solche Gedanken gelangt der Verf. endlich doch zu dem Ergebnisse, daß, wenn auch einzelne Gegenden Deutschlands sich finden, in welchen die mittleren und namentlich niederen und arbeitenden Classen mit vielen Entbehrungen zu kämpfen haben, also in Nothstand und theilweiser Nahrunglosigkeit sich befinden, ein allgemeiner Pauperismus, eine so genannte Massendürftigkeit als vorhanden sich nicht nachweisen lasse, worin ihm Ref. beystimmt, so viel auch schon für die-

seß Vorhandenseyn gesagt wurde. Daß der Nothstand wenigstens nicht aus dem Mißverhältnisse der Bevölkerung und der Production allein entspringt, sondern in den oben berührten verschiedenen Umständen seinen Grund hat, und daß die Einführung und stäte Abwechselung neuer Bedürfnisse auf den alten stabilen Geist der Volkssitte und der Ordnung, des Fleißes und der Sparsamkeit auslösend einwirkte zc., kann hier nicht näher berührt werden. Mag auch die Aufhebung des Zunftwesens und die mehr oder weniger starke Beschränkung der Gewerbefreyheit dazu beygetragen haben, so legt Ref. hierauf doch weniger Gewicht. Die moralische Zerrüttung nebst manchen äußeren Verhältnissen und Staatseinrichtungen, z. B. über Armenpflege, mögen nicht ganz frey zu sprechen, ja verhältnißmäßig stark zu beschuldigen seyn.

Wenn der Verf. einen Hauptgrund der bedrängten Lage der niedern, besonders arbeitenden, Volksklasse in dem zu raschen Gebrauche und in der zu großen Ausdehnung des Maschinenwesens im Fabrik- und Manufacturwesen sucht, weil, wie er S. 60 sagt, an Industrie-Erzeugnissen zu viel und mehr beschafft werde, als die eigentlichen und vorzüglichsten Abnehmer dieser Producte zu bezahlen vermöchten, so stimmt ihm Ref. nicht ganz unbedingt bey, weil die Vortheile des Maschinenwesens, z. B. in der Baumwollenspinnerey, Weberey, Kattundruckerey und dergleichen Productionszweigen, die Nachtheile desselben überbieten und dasselbe die Nahrungslosigkeit einer Anzahl von Arbeitern nur vorübergehend verursachen kann, indem es z. B. dem gereiften, nicht gehörig gebildeten Arbeiter schwer hält, seine Thätigkeit auf andere ungleichartige Arbeitsarten

zu werfen und sich in diesen sogleich Verdienst und Brod zu erwerben, und auch der Verbrauch des Maschinenproductes sich nicht so schnell erweitert, als die Verdienst- und Nahrungsquelle versiegte. Doch er bricht von diesem freylich wichtigen und sehr anziehenden Gegenstande ab und überläßt die weitere Prüfung der Ansichten des Verf. dem nachdenkenden Leser, sich begnügend, auf einige Momente bloß aufmerksam gemacht zu haben.

Damit der Leser mit den weiteren Ursachen jener gedrückten Lage bekannt wird, setzt sie Ref. kurz her unter der Bemerkung, daß jener allgemeine, objective und subjective, dann besondere Ursachen unterscheidet und die ersteren in den Nachwehen der in Deutschland geführten Kriege; in der nach diesen eintretenden Stagnation in Gewerben; in der Zunahme der Bevölkerung bey den arbeitenden Classen, während die zu ihrer Unterhaltung bestimmten Fonds abgenommen haben; in dem Steigen des Preises der edlen Metalle und in dem zufolge dessen eingetretenen Sinken des Preises aller übrigen Producte; in der großen Verschiedenheit des Münzfußes in Deutschland; in dem stäten Steigen der öffentlichen Ausgaben und Lasten und endlich in den vielen Mauthlinien, welche nach und nach entstanden sind, findet. Ref. hätte außer dem Steigen der hohen Holzpreise, dem schnellen Verbrauchseyn der Producte u. dgl. noch manche Ursachen mitzutheilen, wenn er sich auf Ergänzungen einlassen könnte.

Die allgemein subjectiven Ursachen liegen dem Verf. an dem Mangel an Vorsicht, Enthalttsamkeit und Sparsamkeit bey den arbeitenden Classen; in dem immer mehr sich ausbreitenden Ge-

nusse des Branntweins und in dem stät's mehr einreißenden Luxus aller Art. Ref. hat oben noch manche andere Gesichtspuncte kurz erwähnt, und würde zu den besonderen in Städten sich zeigenden Verarmungsursachen, nämlich zum hohen Betrage der Communallasten, zu dem starren Festhalten an dem Zunftwesen und der Art und Weise der in Städten eingerichteten Armenpflege, noch manche andere hinzu fügen, wenn er sich mehr mit dem Einzelnen befassen dürfte. Vor allem ist der fabrikmäßige Betrieb der Gewerbe; die geringe Benützung der sittlichen Kraft, die sparsame Sorge, daß es den Armen möglich und wünschenswerth werde, sich selbst aus dem Zustande der Nahrungslosigkeit zu arbeiten u. zu berühren. So umständlich der Verf. alle Ursachen von S. 64—126 besprochen hat, so erwarb er sich doch keinen unbedingten Beyfall, wofür seine Schrift nachzusehen ist.

Die Frage: Welche Mittel bieten sich zur Abhülfe des Uebels dar, wird von S. 127—297 gleich umständlich erörtert, indem ihrer dreyzehn angegeben werden, welche Ref. anzuführen für nothwendig hält, um den Leser mit dem Ideengange des Haupttheils der Schrift recht vertraut zu machen: 1) Die Errichtung so genannter Armencollegien, wie sie in Holland und Belgien bestehen; 2) die Uebersiedlung eines Theiles unserer Armen nach Nordamerika, und dort durch die herzustellenden Colonien (warum nicht auch nach Südamerika, Griechenland — ?); 3) zweckmäßigere Einrichtung unserer Unterrichtsanstalten zur angemessenern Bildung für die niederen Volksclassen; 4) Beschränkung der Gelegenheiten zum Ausarten und Hinneigen zu unordentlicher Lebensart, der Schenken, besonders für Brannt-

wein, und der öffentlichen Vergnügungsorter; 5) Entfernung aller Hindernisse für productive Verwendung von Capitalien; 6) freye und ungehinderte Benutzung und Wirksamkeit der Arbeitskräfte durch Beseitigung aller Hindernisse, mit Herstellung möglichst unbeschränkter Gewerbefreyheit. 7) Errichtung von Sparcassen für die Einlagen der Ersparungen der arbeitenden Classen (worüber Hr v. Malchus jüngst eine sehr gediegene Schrift heraus gab, die demnächst angezeigt werden soll); 8) Aufhebung der Zahlenloterien; 9) Aufhebung der geschlossenen Güter und Gestaltung ihrer Zerlegung in kleinere Parcelen, wenigstens in fabrikreichen Gegenden; 10) Ermäßigung der bestehenden Abgaben durch Hinstreben auf Ersparnisse bey der öffentlichen Verwaltung mit Bildung tüchtiger Beamten; 11) Beförderung des Landbaues durch neue Productionszweige, z. B. Kunkelrübenzucker-Fabriken, Flachsspinnereyen nebst Musterwirthschaften und Bildung rationeller Landwirthe; 12) Anstellung von eigenen Beamten zur Beobachtung und Leitung des Wirthschaftswesens und endlich 13) zweckmäßige Gestaltung der Armenpflege mittelst Ueberweisung derselben an Communen, Hinweisung der Armen an die Mildthätigkeit ihrer Gemeindegossen u. s. w.

Wirft Refer. mit dem denkenden Leser einen Blick auf diese Mittel und auf die nähere Entwicklung derselben in dem Buche, so findet man wohl, daß der Verf. bey den Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens und seiner sehr verschiedenen Aeußerungen kein gleichgültiger Zuschauer war und ist, sondern dasselbe möglichst aufmerksam beobachtete und über die Ursachen und Wirkungen der verschiedenen Umstände nachgedacht

hat. Allein gegen die einzelnen Mittel läßt sich manchemahl so viel einwenden, daß man einen starken Aufsatz zu bearbeiten hätte, wenn man alle Gründe anführen wollte, welche manche Ansichten des Verf. widerlegen und durch bessere ersetzen könnten. Ref. geht jedoch nicht in die Beurtheilung der einzelnen Mittel ein, sondern bemerkt bloß, daß der Verf. in Betreff der Sorge für das Volkswohl, des Rechtes zur Arbeit, des Kostenprincips; der Fürsorge für körperliche, geistige und sittliche Kraft des Volkes; des Willens und Reizes zur Arbeit; der Gelegenheit zu dieser; der Abgaben für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens; des Einwirkens im innern und äußern Staatsleben; der genossenschaftlichen Betriebsamkeit; des auf Interesse gegründeten und in Freyheit waltenden Einwirkens der Höheren auf Niedere; des Einflusses der sittlichen Kraft für das Materielle und besonders in Betreff der aus freyem Antriebe entstehenden Corporationen, wie sie namentlich Bülow in seinen verschiedenen staatswirthschaftlichen Schriften und Aufsätzen als eine neue Basis des Volks- und Staatslebens entwickelt hat, außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt; daß er ihm bey anderen Gelegenheiten zu begegnen gedenkt und die meisten seiner mitgetheilten Abhelfsmittel einer näheren Prüfung unterwerfen, dabey aber zugleich seinen Schärfsinn und seine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Lebensverhältnisse gehörig würdigen wird.

Jeden einzelnen Gedanken, jedes einzelne Mittel und jede besondere Ansicht des Verfassers zu prüfen und mit den Ansichten anderer Staatswirthes zu vergleichen, würde einen fast eben so großen Raum erfordern, als die Schrift selbst

einnimmt; denn manche Mittel werden nicht bloß durch die Theorie, sondern auch durch die Erfahrung widerlegt, wie die vielen Schriften über die berührten Gegenstände beweisen. Das Verdienst, aus diesen Schriften die für seine Beweisführung sprechenden Thatsachen umsichtsvoll und verständig heraus gehoben und passend benutzt zu haben, kann Ref. dem Verfasser nicht absprechen; allein die Gegen Gründe für jene sind selten entkräftigt und durch haltbare ersetzt. Die große Breite, in welcher manche Materien behandelt sind, findet in dem Streben, recht deutlich zu seyn, ihren Grund und läßt sich theilweise dadurch entschuldigen, daß der Verf. gerade in den dem Tadel unterworfenen Gegenständen die meisten Beobachtungen und Erfahrungen gemacht zu haben scheint.

Ref. trennt sich ungern von der Schrift, da er noch manche lobenswerthe Seite zu berühren, aber auch noch gleich viele Gedanken einer näheren Prüfung zu unterwerfen und entweder sicherer zu stellen, oder zu widerlegen hätte. Doch das Gesagte mag genug seyn, den Werth der Schrift für Theoretiker und Practiker näher bezeichnen zu haben.

π. ρ.

B r e s l a u.

Bey F. Hirt, 1838: Viro experientissimo et praenobiliss. G. S. Dietrich apud Glogavienses medico practico etc. semisaecularia solemnia die XV. Maji MCCCCXXXVIII. quo abhinc decem lustra doctoralem nactus est lauream celebranti congratulatur Dr A.

G. Otto, med. in univ. Vratisl. professor p. o. etc. Inest Enarratio de rariori quodam plenariae ossium pubis ancylosis exemplo, cum tabula lithographica. 19 S. Fol.

Verknöcherungen der Schambeinverbindung sind so selten, daß berühmte Auctoritäten, unter welchen Ruysch, Haller, Hunter, Rudolphi u. A., an ihrem Vorkommen gezweifelt haben. Ja selbst in einigen Fällen, welche Beobachter mitgetheilt, walteten noch Zweifel ob, und es sind eigentlich bis jetzt nur drey Fälle einer vollständigen Anchylose der Schambeine bekannt, nämlich die von Sandifort, Creve und Broliß erzählten, zu welchen demnach der in vorstehender Schrift erzählte und durch eine Abbildung erläuterte den vierten bildet. Der Fall ist um so merkwürdiger, da er bey einer Gebärenden die Hülfe der Kunst in Anspruch nahm, zugleich aber den Tod veranlaßte. Eine Frau nämlich, 31 Jahr alt, zum ersten Mahle schwanger, mußte, da die kräftigsten Wehen die Geburt nicht fördereten, mit der Zange entbunden werden; die Entbindung war sehr schwierig, das sehr große Kind todt. Es folgte Incontinentia urinae und Metritis. Längere Zeit dauerte Eiterabsonderung fort, und es gingen selbst mehrere Knochenstücken ab. Nach zwey Jahren eine Schwangerschaft; vergebliche Wehen; mühevoll Application der Zange, die eben so wenig als die versuchte Wendung, das Kind entwickeln konnte. Perforation, ja sogar die Entfernung von Knochenstücken führte ebenfalls nicht zum Ziele: die Kranke starb unentbunden. Bey der Section fand sich der Uterus, die Scheide, das Rectum und ein Theil des Dünndarms brandig, eine

Ruptur von 4 — 5 Zoll am hintern Theile der Gebärmutter. Das heraus genommene Becken war im Allgemeinen so klein und eng, daß bey der Größe des ersten Kindes nur die Zange die Entbindung vollenden konnte, wobey aber das rechte Hüftbein fracturirt und luxirt wurde, und nun die darnach entstandene bedeutende Deformität die zweyte Geburt unmöglich machte. Die Maße des Beckens sind: Querdurchmesser des großen Beckens 8" 3"; Conjugata des Einganges (vom Vorberg bis zur etwas nach links gerichteten Symphysis oss. pub. 2" 6"; vom Vorberg bis zum gegenüber stehenden rechten Schambeinaste 2"; Querdurchmesser 4" 5"; die schrägen Durchmesser: der von der rechten Hüftkreuzbeinverbindung entspringende 4" 6", der andere nur 3" 8". In der mittlern Beckenöffnung hatte die Conjugata 4", der Querdurchmesser 3" 3"; im Ausgange der Quere und der gerade Durchmesser jeder 3" 3". Die Synchondrosis sacro - iliaca dextra war überall verknöchert, eben so war eine vollständige Anchylose der Schambeinverbindung vorhanden. Der Schambogen war sehr klein und betrug kaum einen Winkel von 60°. Den Grund, warum Verknöcherungen bey Menschen so selten vorkommen, sucht der Verf. in dem eigenthümlichen Baue dieser Knochen: die Zwischenmasse der Schambeine ist von der, welche zwischen dem Kreuzbeine und ungenannten Beine liegt, sehr verschieden, sie ist so dicht, weich und beweglich, daß eine vollständige Verknöcherung selten zu Stande kommt, und es nur der heftigsten Entzündung mit nachfolgender Ausschwikung der Knochenmasse bedarf, wenn Anchylose zu Stande kommen soll. Schließlich bemerkt der Verf., daß bey Säugethieren

die Verknöcherung der Symph. sacro - iliaca, welche bey Menschen häufiger ist, nur sehr selten, dagegen die Verknöcherung der Oss. pubis öfters vorkommt.

G.

F r a n k f u r t a. M.

Verlag von G. F. Kettembeil, 1838: Populäre Toxicologie oder Lehre von den Giften und Gegengiften. Ein Handbuch für höhere, niedere Schulen, Lehrer und Jedermann von Dr Jos. Schneider, Kurhess. Obermedicinalrathe u. Regierungs Medicinal-Referenten in Fulda u. s. w. X u. 200 Seiten in 8.

Der im Gebiete der medicinischen Literatur rühmlichst bekannte Verfasser erhielt bey einem in seiner Vaterstadt vorgekommenen Vergiftungs-falle mit Belladonna-Beeren, welche von einer Bäuerin statt Kirschen verkauft wurden, von der Regierung den Auftrag, Vorschläge zur Verhütung ähnlicher Fälle für die Zukunft zu thun, und er glaubte die Abhülfe in einer besseren Belehrung und genauerm Unterrichte der Lehrer und dann durch diese bey den Kindern zu finden. Er gab zu diesem Behufe vorläufig schon den Candidaten des Fuldaer Schullehrer-Seminars ausführlichen Unterricht in wöchentlichen Stunden über sämtliche Gifte aus den drey Naturreichen mit Vorzeigung der Gifte selbst, und entwarf zugleich ein neues Alphabet deutscher Giftpflanzen zum Gebrauche für Schulen, nebst Angabe der Behandlung Vergifteter bis zur Ankunft des Arztes. Das Bedürfniß fühlend, wie sehr es an einem Lehrbuche über die Gifte fehle, welches

als Leitfaden für Lehrer höherer und niederer Schulen dienen, und von den Schülern selbst beym Unterrichte gebraucht werden könnte, und welches zugleich bey den außerordentlichen Fortschritten der Gistlehre in den letzten zehn Jahren dem Geiste der Zeit entspräche, schrieb er vorliegende populäre Gistlehre für Pfarrer, Schullehrer, Schulen und Jedermann, welche sie fassen können, und welche nicht weiter gehen soll, als was sie wissen müssen, um sich und die Ihrigen gegen zufällige Vergiftungen zu schützen, und jedes in den Magen oder an den Körper gebrachte Gift so bald als möglich unschädlich zu machen. Das Schriftchen entspricht seinem Zwecke vollkommen: es handelt in drey Abschnitten die mineralischen, vegetabilischen und thierischen Gifte ab; letztere sind genau beschrieben, überall ist die Wirkung angegeben, und die Behandlung der Vergifteten auseinander gesetzt, so daß jeder Laie daraus ersehen kann, was augenblicklich bey solchen Unglücksfällen zu thun ist, ehe der Arzt selbst hinzukommt. Die vielen an den passenden Orten eingestreuten Beyspiele von vorgekommenen Vergiftungen zeugen von des Verfassers reicher Erfahrung und trefflichen Belesenheit. Wir können daher der Arbeit des Verfassers das beste Lob ertheilen, und wünschen eine recht weite Verbreitung dieses eben so gut geschriebenen als wahren Nutzen versprechenden Buches.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 6. April 1839.

G ö t t i n g e n.

Se Maj. der König haben gnädigst geruht, den Consistorialrath und Professor Dr Lücke mit Beybehaltung seines hiesigen Lehramtes zum wirklichen Consistorialrath bey dem Consistorio in Hannover zu ernennen.

Se M. der König haben gleichfalls sich gnädigst bewogen gefunden, den bisher bey der hohen Gewerbschule in Hannover angestellten Dr Eisting zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät allhier zu ernennen. Dem Professor Eisting ist die Verpflichtung auferlegt, die Physik hauptsächlich zu dem Gegenstande seiner Vorlesungen zu machen; er soll jedoch befugt seyn, auch über andere Zweige der mathematischen Wissenschaften Vorlesungen zu halten.

Mit Rücksicht auf die Dauer der Lehrcurse bey der höheren Gewerbschule in Hannover ist dem Professor Eisting allerhöchsten Orts gestattet, seinen Dienst allhier erst um Michaelis d. J. anzutreten.

G r o e n i n g e n .

Bey W. van Boekeren: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs, par P. van Limburg Brouwer. Tome 3 et 4. Ou: Seconde partie, depuis le retour des Héraclides jusqu' à la domination des Romains. T. 1. 1837. 277 S. T. 2. 1838. 480 Seiten in gr. Octav.

Die Geschichte der Völker mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung ihres sittlichen und religiösen Lebens zu betrachten, ist die Lieblingsbeschäftigung des Hn Professor van L. B. in allen seinen früheren historischen Forschungen gewesen, auf welche Ref. bey der Anzeige der ersten beiden Bände des vorliegenden Werks hinwies (G. gel. Anz. 1836. S. 161—200). In diesem Sinne hatte der Verf. schon früh den Plan zu einer Culturgeschichte der Menschheit entworfen, wovon die jetzt vollendeten vier Bände über die Hellenen nur einen Theil bilden sollten. Doch die Unbekanntschaft mit den Sprachen des Orients war der Grund, daß dieses große Unternehmen, wozu die nöthigen Materialien aus den Quellen selbst geschöpft werden sollten, unterblieb, und der Verf. sich auf die Hellenen allein beschränkte, welche unstreitig unter den Nationen der alten Welt diejenige Richtung, welche Herr Prof. v. L. B. vorzugsweise im Auge hatte, am vollkommensten und reinsten ausgebildet haben. Nachdem nun in den ersten beiden Bänden ein Bild des heroischen Zeitalters aufgestellt worden ist, machen uns die beiden letzten mit dem sittlichen und religiösen Leben der Hellenen während der eigentlichen historischen Periode bekannt. Der Verf. findet, wie es die Hellenischen Geschichtsforscher selbst thaten, den ersten Anstoß zu dem

neuen Leben, das sich nach Beendigung des Trojanischen Krieges in Hellas zu regen anfing, in der Rückkehr des Dorischen Stammes in den Peloponnes, und in der dadurch veranlaßten Auswanderung der Aeolier (Achaer) und Jonier. Nach einer kurzen Schilderung der Asiatischen Colonien in ihren Aeolischen, Jonischen und Dorischen Elementen, werden uns die vorzüglichsten Ereignisse und Veränderungen in den alten Staaten von Hellas, wie in Sparta und anderen Staaten des Peloponnesos, in Athen, Böotien, in den nördlichen Staaten und auf den Inseln, so wie auch in den Italischen und Sikelischen Pflanzstädten, besonders Syrakus, nach einander in gedrängter Kürze vorgeführt. Diese geschichtliche Uebersicht, welche das erste Kapitel gibt, reicht bis auf Alexandros den Großen, und umfaßt die Perserkriege, Athens Hegemonie unter Perikles, den Peloponnesischen Krieg und Spartas Oberherrschaft, dann den Corinthischen Krieg, die Thaten und den Einfluß des Epaminondas und Pelopidas, ferner die Erscheinung des Makedonischen Philipps und des Demosthenes, endlich den Zustand von Hellas nach der Schlacht bey Chäroneia, und das Auftreten des Alexandros.

Auf diese geschichtlichen Thatsachen, in denen der Character der ganzen Nation wie auch der einzelnen Stämme deutlich ausgeprägt erscheint, gründet dann der Verf. in den nächsten fünf Kapiteln, welche den ersten Band füllen, seine Betrachtungen über den sittlichen und religiösen Zustand der Hellenen. Diese Anordnung findet Ref. sehr natürlich und zweckmäßig; und wenn auch die bekanntesten geschichtlichen Ereignisse erzählt oder kurz berührt werden, so geschieht dies doch immer von dem eigenthümlichen Standpuncte des geistreichen Verfassers aus, wodurch die ganze

Darstellung eine höchst originelle Färbung erhält. Dabey wird der Gegenstand auch gründlich und gelehrt behandelt, indem der Verf. überall auf die Quellen so wohl als auch auf die anerkannt besten hierher gehörigen neueren Schriften verweist. Der erste Punct, über welchen er seine diplomatischen Ansichten mittheilt, ist das Recht des Stärkern oder das Faustrecht, welches zu den ältesten des Menschengeschlechts gehört, und auch schon im heroischen Zeitalter der Hellenen in voller Kraft war. Wie dasselbe im Laufe der Geschichte zwar allmählich beschränkt, aber nie ganz unterdrückt worden sey, sucht er in Bezug auf die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten, namentlich Sparta's und Athens, darzuthun. Je mehr die Kraft des Geistes sich entwickelt, und je mehr nur geistige Vorzüge anerkannt und geschätzt werden, desto mehr sinkt das Ansehen der bloß materiellen Kraft, welche der gesellschaftlichen Ordnung, so wie den Gesetzen und Einrichtungen, von denen die gegenseitigen Rechte der Bürger eines Staates abhängen, entgegen strebt. Aber mit Einsicht bemerkt der Verf., daß, obgleich die Ausübung eines solchen Rechtes aus dem Privatleben wohl organisirter Staaten seit Lykurgos, Solon und andern Hellenischen Gesetzgebern immer mehr und mehr verschwand, dasselbe dennoch in den gegenseitigen Verhältnissen der verschiedenen Staaten zu einander in voller Kraft fort bestand und in der Meinung der größten Staatsmänner und Geschichtschreiber als solches anerkannt ward. Und ist es in der Praxis der neueren Politik etwa anders, wenn es zum Aeußersten kommt und diplomatische Verhandlungen nichts mehr fruchten? Beyspiele aus der Hellenischen Geschichte werden mit den Ansichten der Historiker (wie Thukydides) und Philosophen

(wie Platon) verglichen, um die Uebereinstimmung der Ausübung dieses Rechtes mit den theoretischen Grundsätzen zu beweisen. Dann geht der Vf. insbesondere zu den Athenern und Spartanern über, die bey jeder Gelegenheit in ihren Streitigkeiten dieses Recht geltend zu machen suchten. Den letztern wirft er sogar Duplicität in ihren Verhältnissen zu anderen Völkern vor, und gesteht in dieser Rücksicht den Athenern einen höhern Grad von sittlicher Würde zu. Ferner werden die Eifersucht und Kampflust der einzelnen Staaten gegen einander, so wie auch die Grausamkeit und Rachsucht in der Kriegsführung als wesentliche Bestandtheile des Hellenischen Characters angeführt, welche seit dem heroischen Zeitalter zwar gemildert, aber nicht ganz unterdrückt worden waren. Indes bemerkt der Verf. den Fortschritt, welchen die politische Cultur, namentlich das Völkerrecht, unter den Hellenen gemacht hatte, und schildert in kräftigen Zügen den hohen Grad von Gemeinnutz und nationalem Selbstgefühl, welches alle Staaten, trotz ihren beständigen gegenseitigen Reibungen, begeistern und verbinden konnte, so bald es darauf ankam, die Barbaren, d. h. fremde Staaten, zu bekriegen.

Zunächst folgen Bemerkungen über die innere Beschaffenheit und über die bürgerlichen Einrichtungen der Hellenischen Staaten, wobey zuerst der Unterschied nach Stämmen hervor tritt. Daher ist den Doriern ein besonderer Abschnitt gewidmet, worin namentlich Sparta und Lykurgs Gesetzgebung zur Sprache kommt. Die durch diese Gesetzgebung hervorgerufenen und begünstigten Tugenden werden dann einzeln geschildert und mit den Gebrechen zusammen gehalten, die in Folge dieser viel besprochenen Institutionen dem Spartanischen Leben anhaften. Interessant

ist die Vergleichung der verschiedenen Ansichten hierüber bey den Alten selbst, wie bey Plutarchos, Xenophon, Polybios, Sokrates, Platon und Aristoteles, welche der Verf. sämmtlich mittheilt und beurtheilt.

Bei der Schilderung der Ionier beschränkt sich der Verf. fast ausschließlich auf Athen, so wie er das Wesen des Dorischen Stammes nach dem Character der Spartaner beurtheilt, ohne die vielen anderen Dorischen Staaten auch nur zu erwähnen, geschweige denn zu vergleichen. Der Enthüllung des sittlichen Characters der Athener sind zwey volle Abschnitte gewidmet. Die Zeiten des Königthums werden mit Stillschweigen übergangen; die Darstellung beginnt mit den Zeiten der Demokratie, welche der Solonischen Verfassung voran gingen, und geht dann zu dem neuen Leben über, welches durch diese in Athen angeregt, und durch verschiedene Veränderungen in derselben diejenige Richtung erhielt, welche den Attischen Staat schnell zur größten Macht in Hellas erhob. Dieses neue Attische Leben ist es nun, welches der Verf. von der moralischen Seite betrachtet. Wie verschieden ist aber dasselbe von der ältern und neuern Ionischen Bildung in Kleinasien, welche hier gar nicht berücksichtigt wird? und doch stellt diese den Ionischen Character reiner dar als jenes, welches sich z. B. im Perikleischen Zeitalter so ganz eigenthümlich gestaltet hatte, daß es neben dem Dorismus als besondere Erscheinung gelten konnte, die sich selbst in der Mundart unterschied. Der Verf. sucht nun zuerst im Ionischen, d. h. Attischen, Leben den Begriff von Freyheit und Geselligkeit aus dem Nationalcharacter und dem gesellschaftlichen Verkehre der Athener selbst zu entwickeln. Natürlich müssen diese beiden Be-

griffe in einem demokratischen Staate sich etwas anders gestalten, als in einer Aristocratie, z. B. in Sparta, wie der Verf. diese Stadt selbst geschildert hat. Wo die Suveränität im Volke ruht, und durch weise Gesetze nicht in bestimmten Schranken gehalten wird, so daß Ungerechtigkeit und Selbstsucht überall ihre Rechnung finden, da wüthet das Volk gleich dem eigensinnigsten Tyrannen, ist eben so eifersüchtig auf seine Macht, als dieser, und leihet das Ohr den Schmeichlern eben so bereitwillig. Diese Betrachtungen, welche Hr Prof. v. L. B. mit beredtem Eifer verfolgt, führen dann zur Würdigung der Attischen Demagogen, Sophisten und Sykophanten, welche den gemeinsamen Zweck der Volksschmeicherkunst auf verschiedenen Wegen zu erreichen strebten, und sich einen bedeutenden Einfluß auf das Volksleben, auf das Gerichtswesen, ja selbst auf die ganze Staatsverwaltung zu verschaffen wußten. Von der Handhabung der Justiz in Athen weiß der Verf., da sie in der Volkssuveränität ruhete, nicht viel Gutes zu sagen, und schildert sie als die Quelle, an der Begierde und Habsucht, persönliche Feindschaft und Rachsucht ihre beständige Nahrung fanden. Das Gute der Attischen Verfassung übersehend oder ganz verkennend, stellt er noch dazu die verschiedenen nachtheiligen Urtheile zusammen, welche im Alterthume, namentlich von Aristoteles, Plato, Plutarchos, Sextos Empirikos, Polybios und Dio Chrysostomos, über Athen und die Democratie gefällt worden sind, und schließt diese Schilderung mit einem vergleichenden Seitenblick auf andere Hellenische Staaten, wo ähnliche Erscheinungen auftauchten. Im letzten Kapitel dieses Bandes wird die usurpierte Gewalt einzelner Machthaber, welche an der Spitze von lockeren politischen Zustän-

den ihren Willen zu ihrem einzigen Befehle machten, von der sittlichen Seite betrachtet, besonders in Rücksicht auf den Einfluß, welchen sie auf den Character der Unterthanen ausübte. Diese Tyrannis im schlechtern Sinne des Wortes trat unter den Joniern so wohl als unter den Völkern von Dorischer und Aeolischer Abkunft gleich häufig hervor, ward aber von der bürgerlichen Gesellschaft überall in demselben gehässigen Lichte betrachtet, und war niemahls von langer Dauer, indem die Tyrannokratie unter dem unterdrückten Volke überall Unterstützung und Beyfall fand. Von der Würdigung der Tyrannis geht der Vf. zu dem entgegen gesetzten Zustande der Sklaven über, welche, ausgeschlossen von der Theilnahme an den Rechten und Verpflichtungen der Bürger, selbst nach der Meinung der Philosophen, mehr als Lastthiere oder Werkzeuge des Willens ihrer Herren galten, denn als vernünftige Wesen. Im besten Falle wurden sie als imbecille Kinder behandelt, die nie mündig und selbständig werden können. Verschieden von diesen, dem Privateigenthume der Einzelnen, waren die öffentlichen Sklaven, welche meistens durch das Recht des Krieges als unterjochte Feinde zum Staatseigenthume gemacht worden waren, wie vor allen die Heloten in Lakonien, die Klaroten auf Kreta, die Penesten in Thessalien, und zum Theil auch die Pelager in Karien, die Mariandynen bey den Herakleoten und die Bithynier in Byzanz. Daß sich in einem solchen Zustande kein hoher Grad von Sittlichkeit entwickeln konnte, und daß daraus der bürgerlichen Gesellschaft viele Nachtheile erwachsen, unter denen die häufigen Sklavenempörungen die geringsten waren, wird von dem Verf. ausführlich gezeigt, indem er jedoch Athen noch als Ausnahme von der Regel gelten läßt.

Der ganze zweyte Band beschäftigt sich mit dem sittlichen Gehalte des häuslichen Lebens der Hellenen in allen seinen Beziehungen, wobey wiederum der Unterschied nach Stämmen nicht unbeachtet bleibt. Vor allen Dingen wird hier die Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Perioden hin gelenkt, in welchen die Sitten der Hellenen sehr großen Veränderungen ausgesetzt waren. In den früheren Zeiten zeigt sich fast in jeder Stadt eine größere Einfachheit und Biederkeit des Privatcharacters, welcher mit den zunehmenden Reichtümern und dem wachsenden Luxus überall auf ähnliche Art verderbt erscheint. Beyspielsweise geht der Verf. zu diesem Zwecke die Geschichte Athens und Spartas durch, und vergleicht damit den Zustand der Asiatischen Colonien, in denen durch den Einfluß orientalischer Ueppigkeit und Weichlichkeit dieselbe Erscheinung wider kehrt. Jedoch verweilt der Verf. bey diesen allgemein bekannten Thatsachen nur so lange, als nöthig ist, um eine passende Einleitung zu den nächsten Betrachtungen über die Bestandtheile des häuslichen Lebens zu gewinnen. Zuerst kommen die ehelichen Verhältnisse, so wie überhaupt der legale und sittliche Zustand der Frauen in dieser Periode, d. h. in der blühendsten Zeit des Hellenischen Lebens, zur Sprache. Diesem Gegenstande schenkt der Verf. zwey lange Kapitel. Es wäre indeß zu wünschen, daß er auch hier auf den Unterschied nach Stämmen mehr Rücksicht genommen hätte. Die Erziehung der Frauen und die ganze Stellung des weiblichen Geschlechts zu ihren Familien und zum Staate, war in Sparta, wie allbekannt, eine ganz andere, als in irgend einem Ionischen Staate. So erscheint auch der Einfluß der Frauen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und auf die Sitten im Allgemeinen

nicht überall gleich, und man kann nach einer Stadt nicht alle beurtheilen. Ferner nimmt die Männerliebe, über welche das zehnte Kapitel handelt, in einem Dorischen Staate eine ganz andere Form an, als unter den Joniern, und wurde dort vom Staate zu höhern Zwecken benutzt, als hier. Dennoch betrachtet der Verf. dieselbe in allen ihren Erscheinungen mit Recht als ein sittliches Gebrechen, dem er auf dem ethischen Standpunkte, welchen er bey Beurtheilung des Hellenischen Lebens einmahl einnimmt, das Wort nicht reden kann.

Von den geistigen Anlagen der Hellenen, und solchen Tugenden ihres individuellen Characters, die nicht ganz durch äußere Umstände bedingt werden, oder davon abhängen, war bereits in der ersten Hälfte des vorliegenden Werks in Bezug auf das heroische Zeitalter die Rede. Es ist jetzt noch die Aufgabe des Verfs., zu zeigen, wie diese ursprüngliche Grundlage der geistigen Individualität sich in der Mitte des Luxus und des Sittenverderbnisses späterer Jahrhunderte erhalten hat. Auf dieser Grundlage erhob sich das herrliche Gebäude der geistigen Cultur, welches der Verf. in seinen einzelnen Theilen zu beschreiben und nach seinem ethischen Werthe zu würdigen sucht. Dieses ist die Aufgabe der drey letzten Kapitel des vorliegenden Werks. Wie viel Schönes sich hierüber sagen läßt und bereits gesagt worden ist, braucht Ref. nicht erst hier zu erinnern. Gerade das geistige Bild, welches uns in den unsterblichen Werken der Hellenischen Kunst und Wissenschaft noch immer vorleuchtet, ist es, welches uns das Andenken an die ganze Nation unvergeßlich macht, und das der neuern Zeit einen immer neuen Aufschwung verleiht. Hier treffen wir bey dem Verf. nun wieder auf Be-

trachtungen, welche sich nicht bloß auf den Namen der Hellenen im Allgemeinen beschränken, sondern auf das Eigenthümliche der intellectuellen Bildung der einzelnen Stämme Rücksicht nehmen. Diese Unterscheidung ist um so zweckmäßiger, da man gewöhnlich nur Attische Cultur im Auge hat, wenn von den Hellenen überhaupt die Rede ist. Nachdem also die ideale Richtung der Hellenischen Poesie, der Geschichte und besonders der Philosophie in wenigen aber kräftigen Zügen angedeutet worden ist, geht der Verf. zu den Doriern, besonders den Spartanern, über, und bemerkt, daß die Lykurgische Verfassung der freyen Ausbildung des Geistes bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt, und alle geistige Superiorität wo nicht unterdrückt, doch wenigstens nicht begünstigt habe. Doch weiß er auch die gute Seite der Spartanischen Erziehung, die freylich keine gelehrte war, zu würdigen, indem er sie von dem Mißbrauche frey spricht, der z. B. in Athen mit der Anleitung zur sophistischen Redekunst gemacht wurde. Freylich hat Sparta weder große Redner, noch große Philosophen, noch große Historiker erzeugt; und in der Poesie ist dort nach Alkman kein großer Meister wieder aufgetreten, während Athen ein Sammelplatz alles Großen und Herrlichen in Kunst und Wissenschaft geworden ist. Hierbey verweilt der Verf. etwas länger; und die einzelnen Characterzüge, als Gastfreundschaft, Humanität, Sinn für heitere Geselligkeit, Gefühl für Schönheit in der Natur und Kunst, besonders eine immer rege Empfanglichkeit für die Eindrücke der künstlerischen Schöpfungen aller Art, mit deren Würdigung der Verf. seine Betrachtungen schließt, sind vorzugsweise aus dem Leben der Athener entnommen.

Das Verhältniß, in welchem Hellenische Kunst und Wissenschaft zur Religion stand, so wie auch das Wesen dieser Religion selbst, und der Einfluß, welchen namentlich die Philosophie auf die religiösen Ideen des Zeitalters hatte, wird die Aufgabe seyn, deren Lösung der Verf. sich für die Fortsetzung des vorliegenden Werkes vorbehalten hat, dessen Vollendung Ref. mit großen Erwartungen entgegen sieht.

G. H. Bode.

Quedlinburg und Leipzig.

Bey Gottfr. Basse, 1839: Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht und Beiformalen vom achten bis zum zwölften Jahrhundert. Herausgegeben von H. F. Maßmann. X u. 194 Seiten in 8. (Siebenter Band der Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur.)

Was Eccard's catechesis theotisca schon 1713, die monumenta catechetica im ersten Bande des Schilterschen thesaurus 1726, späterhin noch andere, zusammen zu stellen suchten, verdiente eine sehr berichtigte und vervollständigte Ausgabe, welche vorzugsweise Herr Prof. Maßmann liefern konnte, da er fast alle für altdeutsche Literatur ergiebigen Bibliotheken besucht, und diesen kleinen, aber nicht zu verachtenden Sprachdenkmählern seine genaueste Sorgfalt gewidmet hat. Er thut, wie er nun einmahl pflegt, darüber hinaus, und theilt nach dem Abdrucke der 66 kirchlichen Formeln im Anhange noch acht weltliche (aus dem Werkeltagsleben der frühesten Zeit, heißt es S. 55) mit. Namentlich die letzte Nummer hätte Rec. gern hier fehlen gesehen;

wenn ein hübsches Stück eben erst aufgefunden, und zwey Mal bereits gedruckt ist, mag es auch bey denen, die uns mit dessen Bekanntmachung einen Dienst erwiesen, gelesen, und von anderen Sammlern eine Zeitlang vorbey gegangen werden. Zweyerley ist bloßer Anhang und umfassende Sammlung. Eher hätte neben dem Würzburger Grenzbezug von 779, der noch um zwey Jahre ältere Hammelburger aus Schannats Buchonia vetus p. 423 (berichtigt im 141. Bande S. 51 der Kindlingerschen Handschriften) gegeben werden können.

Halten wir uns hier an die geistlichen Formeln. Es sind Abrenuntiationen, Credo's, Beichten, Gebete, unter welchen die ersten, obwohl die kürzesten und sparsamsten, am meisten anziehen. Sie versetzen uns lebhaft in die Zeit der ersten Bekehrungen. Nachdem der Täufling oder Catechumen, gen Norden schauend, mit gerunzelter Stirne (*fronte caperata*), Zorn und Haß ausdrückender Gebärde, dem Fürsten der Finsterniß förmlich entsagt hatte, legte er, sich nach Osten wendend, Augen und Hände gen Himmel gerichtet, das christliche Glaubensbekenntniß ab. Die ältesten Widersagungsformeln scheinen noch die Namen der heidnischen Götter, für deren Cultus sie darum zeugen, in sich aufzunehmen; hätten sich mehrere erhalten, sie würden uns willkommenen Aufschluß über das zurück weichende Heidenthum gewähren. Vor allen wichtig bleibt die mit Recht an die Spitze der Sammlung gestellte, worin dem Thunar, Boden und Carnôt abgeschworen wird. An der S. 21 gelieferten Litterargeschichte dieses viel gedruckten und viel besprochenen Denkmahls wäre auszusetzen, daß (wie unsere Anzeigen Jahrg. 1827. S. 767 nä-

her darthun) 1669 gar keine Ausgabe davon erschienen ist, wohl aber Straßburg 1670, Helmsstadt 1665 und (was Rec. nunmehr hinzu fügen kann) zum ersten Mahle Straßburg 1664, in des Buchhändlers Pauli miscellis antiquae lectionis (typis Johannis Pastorii 160 pagg. 8.) p. 72 — 74. Der Abdruck in Fürstenbergs monum. paderborn. Amsterd. 1672 war demnach schon der vierte. Von den späteren Wiederholungen hätten viele unangeführt bleiben mögen, doch die in Delius Krodo Halberst. 1827 p. 104 und Perß monum. 3, 19 waren billig nicht zu übergehen. Was den Carnôt betrifft, so freut es uns zwar, ihm zur Anerkennung seiner göttlichen Ehren verholfen zu haben (Jahrgang 1828. S. 550); aber unsere Vermuthungen auf Freyr (welche hier S. 17 'ohne fernern Zweifel' gebilligt wird) oder auf Hercules Saxanus (deren nicht einmahl Erwähnung geschieht) sind doch vielleicht immer noch nicht die rechten Sprünge. Bey Freyr stört zumahl, daß dieser Sohn des Nördhr, Sarneát aber in den angelsächsischen Genealogien Sohn des Wöden ist. Die zweyte, von unserm Herausgeber zuerst wieder an den Tag gebrachte und aus einer, freylich unverlässigen, neuern Abschrift des 17. Jahrhunderts mitgetheilte Abschwörungformel redet noch von Unholden und heidnischen Opfern, nennt aber keine Namen mehr. Denn es schiene Berwegenheit, die zweyte offenbar verstümmelte Zeile etwa zu ergänzen: forsachistu [Wuotane, Wihin] indi Willin? wodurch man die aus der Edda bekannten Götterbrüder Odhinn, Vê und Vili neben einander erhielt, die sich für die Anbetung des Alterthums eignen, von deren gemeinsamen Cultus in Deutschland doch nicht die geringste

Spur sonst übrig ist. Allein auch das abstract genommene willon (*pravae voluntati*) fügt sich zu *forsachis* nur unter der Voraussetzung, daß ausgefallen sey: *iro* (der Unholde) werche *indi willon* (besser *willin*), was durch keine der übrigen Formeln, die man sich aus S. 37. 74. 75. 122. 123 zusammen stellen muß, geradezu Bestätigung empfängt. Gewöhnlich lautet es: ich entsage dem Teufel, und allen seinen Werken und allen seinen Zierden, den lateinischen Ausdrücken entsprechend: *renuntio diabolo et operibus et cultis ejus*; *zieren* bedeutet *colere*, *ornare*, und schon die *mons.* Glossen 367. 368 geben *zierida insigne, cultus*. Man könnte auch *zierden* für *pompis* nehmen, das andere lateinische Formeln haben. Eine angelsächsische Renuntiation hat der Herausgeber nicht aufgetrieben, sie ist aber sicher in Handschriften anzutreffen, eine altnordische hätten ihm die *fornmannasögur* 1,300 dargeboten, welche hier stehen mag: *medh thessari trú skaltu neita diöfli ok allum hans verkum ok vælum ok öllum skurdhgodhum ok theirra átrúnadhi d. i. accepta fide renuntiabis diabolo omnibusque ejus operibus ac dolis, et omnibus idolis eorumque cultui.* Nach einer andern Fassung: *öllum hans vilja, velom oc skurdhgodha villo: ejus voluntati dolisque et idolorum errori.* Damit sind beide Ausdrücke, Werk und Wille, nachgewiesen.

Auf die übrigen Stücke kann Rec. dies Mahl nicht eingehen, *Nº* 62. war neulich auch bey Perz, 3, 67 abgedruckt worden. Aber nicht ungezügelt bleiben darf die Sprachverwirrung, daß der Herausgeber für Althochdeutsch auf einmahl, ohne alle Angabe von Gründen, Altoberdeutsch

zu schreiben beginnt, also auch Mitteloberdeutsch und vielleicht gar Neuoberdeutsch gebrauchen wird. Ein anderer könnte dann auf Altunterdeutsch verfallen. Dem örtlichen Begriffe des Niedern steht das Obere entgegen, wie Niederland und Oberland; Niederhessen und Oberhessen; Niederrhein und Oberrhein, und eine Menge anderer zeigen. Zuweilen wird auch Ober und Unter gesagt, wie Oberitalien, Unteritalien; Oberwelt, Unterwelt; doch pflegen diese zugleich für persönliche Abstufung zu dienen: Oberrichter, Unterrichter; Oberleutnant, Unterleutnant; hier ließe sich nicht sagen Niederrichter, Niederleutnant. Hochdeutsch ist uns aber nicht das Oberdeutsche, sondern das aus allen Mundarten in der Mitte und Höhe aufgestiegene Deutsch, dessen edler Grund schon in dem Alemannischen, Bairischen und Lothringischen des neunten, wie in dem Schwäbischen, Bairischen, Fränkischen, Rheinischen und Thüringischen des dreyzehnten Jahrhunderts sichtbar ist, und das seitdem noch größere Ausdehnung gewonnen hat.

Sac. Gr.

S t t i n g e r s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 8. April 1839.

S t t i n g e n.

Unsere Universitäts-Bibliothek hat sich eines neuen gnädigen Geschenkes Sr M. des Königs zu erfreuen:

Catalogus codicum manuseriptorum Orientalium, qui in Museo Britannico asservantur. Pars prima, Codices Syriacos et Carshunicos amplectens; Londini Impensis Curatorum Musei Britannici MDCCCXXXVIII. fol. 140 Seiten. Der Band enthält das Verzeichniß, den Inhalt und die Beschreibung von 76 Codices, wovon 66 Syrische. Es ist nach der Nachricht des Herausgebers, James Forshall, fast ganz das Werk eines deutschen, auch uns befreundeten, und nur zu früh verstorbenen Gelehrten, Friedrich Rosen (Sohn des In Canzleydirector Ballhorn Rosen in Detmold), gewesenen Professors der orientalischen Sprachen und besonders des Sanscrits an der London University. Vir fuit (sagt von ihm der Herausgeber) mirae eruditionis; industriae et diligentiae nunquam defessae; modestiae singularis; et

prope incredibilis. Vixit annos tantum XXXII, decessit omnibus carissimus, graviterque desideratus. Wir haben nur den Wunsch hinzu zu setzen, daß durch den Tod des so ausgezeichneten jungen Mannes die Fortsetzung des Werks nicht in Stocken gerathen möge.

L e i p z i g.

Bey G. Joach. Göschen. Handbuch der christlichen Sittenlehre. Von Dr. Christ. Friedrich v. Ammon. 3 Bände, zweyte verbesserte Auflage. 1838. 8.

Nur noch wenige Jahre, so feyert der berühmte Verfasser dieses Handbuchs sein funfzigjähriges Jubiläum als schriftstellerische Auctorität auf dem Gebiete der christlichen Moral. Seine erste Schrift, die christliche Sittenlehre nach einem wissenschaftlichen Grundrisse, erschien 1795. Damahls herrschte schon das Kantische Schema der Wissenschaft, und der Verfasser gehörte mit Stäudlin und Schmidt zu den Hauptrepräsentanten desselben unter den Theologen. Die christliche Moral hatte noch kein eigenes wissenschaftliches Schema; sie war in diesem Stücke fast von Anfang an eine Lebensträgerin der Philosophie. Ist es nun ihre Bestimmung, noch mehr, als die der Dogmatik, durch Ein- und Durchgehen durch die Metamorphosen der philosophischen Moral allmählich zum Selbstbewußtseyn und zu der ihr gebührenden Unabhängigkeit zu gelangen, so war es allerdings unvermeidlich und heilsam, daß sie zu ihrer Zeit auch in die Kantische Form einging. Aber zunächst hatte sie einen harten Dienst. Sie bekam ihren reichen Inhalt zwar wissenschaftlicher geformt, aber vielfach verkürzt und verkümmert zurück. Etwas mehr theologisches Selbstbewußt-

seyn, oder soll ich sagen Stolz, würde früher zu der Einsicht geführt haben, daß die Kantische Formel, indem sie die religiösen Lebensadern im Herzen der christlichen Moral unterband, oder eben nur in die Ausgänge legte, überhaupt aber die objectiven Momente des sittlichen Lebens ganz in das Subject aufgehen ließ, und dieses rein auf sich selber setzte und in die leere Form des Gesetzes, das volle, reiche Lebensgetriebe der christlichen Moral störte und verkehrte. Allein es ist auch für den Theologen jederzeit rühmlich, sich einer kräftigen Philosophie mit Begeisterung hinzugeben. Die theologische Selbständigkeit, die eben so berechtigt ist, wie die philosophische, leidet dabey zunächst. Das christliche Original kommt bey der philosophischen Schulübersetzung immer zu kurz. Aber wer dies nie selbst erfahren hat, wird sich auch seiner theologischen und christlichen Urrechte gegen die Philosophie nicht recht bewußt, und nur zweyerley müssen wir unterschieden tadeln, den philosophischen Proceß in der Theologie nie mit zu machen, und nie zu endigen.

Der Verf. gehört mit Stäublin und Vogel zu denjenigen, welche nach redlichem Dienste in der Kantischen Schule sich durch das Evangelium wieder emancipierten. Schon im J. 1800 trat Hr v. Ammon von der absoluten Kantischen Moral zur religiösen über, der religiös begründeten, nicht die Religion erst begründenden; worauf denn im natürlichen Fortschritt der positive Boden und Grund der christlichen Moral immer unterschiedener wieder zu Tage kam. So ist das vorliegende Hauptwerk des Verfs seit 1823 entstanden, welches seinen Zusammenhang mit der gegenwärtigen Bildung und seinen Werth für die Zeit schon dadurch beweist, daß eine zweyte Auf-

lage nöthig geworden ist. Aber unerwartet war dem Ref., daß der Verf. auch noch in dieser wieder klagt, daß die Kantianer ihn einen Apostaten genannt, was er doch eigentlich nicht sey. Wie? Wenn er doch wirklich zur lebendigeren christlichen Formel übergegangen seyn will von der, wie er selbst sagt, trocknen, inhaltleeren Kantischen, ist das kein Abfall von Kant? Oder ist Abfall in jedem Falle etwas Tadelnswerthes? Aber wir nennen es nicht Abfall, sondern Fortschritt. Und so sollte ihm jener Vorwurf eher ein Ehrenzeichen seyn dafür, daß ihm die theologische christliche Freyheit oder Selbständigkeit mehr gegolten, als der philosophische Schuldienst. Wenn nun gleichwohl der Verf. bey aller Aenderung des Principis doch in Wahrheit ein Kantianer geblieben seyn will, da Kant wohl verstanden selbst kein anderes Princip ursprünglich gehabt, als das von ihm seit 1806 vertheidigte Wahrheitsprincip, so zwingt er fast dazu, genauer zu fragen, ob und in wie fern denn dieß neueste Werk ein wirklicher Fortschritt von der Kantischen Abhängigkeit zur wahren theologischen Freyheit sey oder nicht?

Es ist in der Zeit immer noch so viel Kantische Denkweise, auch wohl berechtigte, daß das Werk, auch wenn es noch wesentlich Kantisch wäre, doch in der Zeit bedeutenden Eingang finden würde. Seine Vorzüge sind einleuchtend. In der Ausführung ohne allen Formalismus, reich an historischem Stoff, ausgezeichnet durch Belesenheit in der alten und neuen Literatur, voll der feinsten geistreichsten Beobachtungen, practischer Winke, endlich klar und schön geschrieben, stellenweise erheiternd, erhebend, wird das Handbuch von Vielen gern und mit Nutzen gelesen werden. Auch Ref. verdankt ihm viel. Aber die Achtung vor dem berühmten Verf. fordert,

es nicht bey diesem Lobe bewenden zu lassen. Eben aus aufrichtiger Dankbarkeit und Hochachtung gegen ihn, nehmen wir jene Frage auf, und versuchen, mit aller Bescheidenheit eines jüngeren Mitarbeiters offen vorzulegen, was wir an dem Werke zu tadeln finden und worin wir widersprechen müssen.

Die Einleitung muß entscheiden über des Vf's gegenwärtigtn Begriff der christlichen Moral. Sie erörtert im ersten Abschnitte den Umfang, im zweyten die Geschichte der Wissenschaft. Wir fragen, warum nennt er sie die christlich religiöse Moral? Die christliche ist ihrem Wesen nach eine religiöse, und in der Theologie kann die religiöse nur die christliche seyn. Der Ausdruck weist auf eine Zeit zurück, wo die Moral auch in der Theologie ohne Voraussetzung der Religion gedacht werden konnte, und wo man von der Moral an sich zur religiösen und von dieser zur christlichen gelangte. — Es befremdet, daß der Verf. nur von dem Umfange der Wissenschaft sprechen will, da vor allem der Begriff, und in diesem der Umfang als Moment desselben zu bestimmen war. Der Umfang der Wissenschaft wird näher bestimmt durch den Begriff, die wissenschaftliche Stellung, die Eintheilung, den christlichen Character und den Werth der Sittenlehre. Der Standpunct des Verf's ist der ganz allgemeine. Er definiert zunächst die Moral überhaupt als die Uebereinstimmung unser's Willens mit dem höchsten Gesetze unserer Vernunft. Neben diese, wie er sagt, rein abstracte und formelle Definition stellt er, wie er sagt, die mehr concreten und materiellen, einer Anweisung zum Erwerb des höchsten Gutes durch die Vernunftmäßigkeit unserer freyen Handlungen, oder eines Unterrichts über die Begründung unser's Seelenheils durch die Annäherung

unserſ Willens an Gott. Aber enthalten dieſe Definitionen nicht ethiſche Begriffe, welche erſt in der wiſſenſchaftlichen Entwicklung entſtehen? Sodann aber fragt ſich, wie ſie ſich zu einander verhalten? Der Verf. verknüpft nur durch die Unterſcheidung von materiell und formell, indem er ſagt: der Endzweck der Moral, Uebereinstimmung des Willens mit dem höchſten Vernunftgeſetze oder der höchſten Norm unſerer vernünftigen Natur, ſey formell die Einheit des Menſchen mit ſich ſelbſt, materiell das Streben nach dem höchſten Gute. Aber wie liegt dieſes Materiale in jenem formellen Saße? Das war nachzuweiſen aus einem höher liegenden gemeinſamen Begriffe. Dieß geſchieht nicht. Statt deſſen wird nur geſagt, aus dem materiellen Geſichtspuncte blieben zwar Form (Wiſſenſchaft) und Gegenſtand der Moral (der menſchliche Wille) dieſelben, aber der Endzweck wäre nun die Begründung des Seelenheiles durch Annäherung an die Gottheit u. ſ. w. Aber ſind höchſtes Gut und Seelenheil identiſche Begriffe? Und wie kann man ſagen, daß letztere werde durch die Annäherung an die Gottheit begründet? Begründet nur, nicht realiſiert, vollendet? Wir beſtreiten die Saße in ihrem wahren Sinne nicht, aber wir verlangen Beweis, oder das Geſtändniß, daß die Dogmatik oder irgend welche Religionsphilosophie, oder philoſophiſche Moral ſchon über das alles entſchieden habe. Der Verf. ſagt ferner, der Gegenſtand der Moral ſey der menſchliche Wille. Aber doch nicht an und für ſich? Sondern eben in ſeinem Verhältniß zum Geſetz, zum Willen Gottes. Dieß kann man nicht als Endzweck der Moral bezeichnen, es iſt ihr gegenſtändlicher Inhalt ſelbſt, und zwar ſo, daß auch die Nichtübereinstimmung des Menſchen mit dem Willen Gottes, die Sünde,

Gegenstand der Moral ist. Oder hat nicht die Wissenschaft auch zu zeigen, wie die Unterbrechungen und Störungen des sittlichen Lebens durch die Sünde zu behandeln seyen? Nach unserer Ansicht läßt sich die Moral nur bestimmen als die wissenschaftliche, d. h. systematische Construction des sittlichen Lebens (im relativen Unterschiede von dem religiösen), die christliche aber als die systematische Construction des sittlichen Lebens der christlichen Gemeinschaft. Darin liegt von selbst das Zurückgehen auf die letzten Principien oder das letzte.

Die ganze Methode des Verfassers in der Einleitung weicht von der unsrigen zu sehr ab, um disputierend in alles Einzelne einzugehen. Aber wir würden uns nach unserer Art, gern in die Gedankenreihe Anderer einzugehen, leichter damit befreunden, wenn die Entwicklung organischer wäre. Es lassen sich in der Einleitung zwey Wege denken, der genetisch systematische und der historisch analysierende. Auf dem ersteren würde man von dem ethischen Stoffe überhaupt oder dem besonderen christlichen ausgehen und zeigen, wie derselbe, indem er in die Reflexion aufgenommen werde, nothwendig zu einem ethischen Lehrbegriffe fortschreite. Dies wäre die erste Stufe zur Wissenschaft, welche in der christlichen Moral schon von den Aposteln betreten ist. Aber kraft des wissenschaftlichen Grundtriebes auch in der christlichen Kirche, muß je länger je mehr die wissenschaftliche Construction aus den letzten Gründen eintreten. So entsteht die Wissenschaft, das System des Lehrbegriffs, anfangs Natur gemäß in der Identität mit dem Dogmatischen, je länger je mehr aber in der relativen Differenz von demselben; — in der relativen Differenz, denn, was ursprünglich aus

einer Wurzel ist, kann sich nie rein trennen, sondern bleibt in Wechselwirkung. Aber mit der Sonderung der theologischen Moral von der Dogmatik beginnt eine neue Ehe mit der philosophischen Moral, zur linken Hand, möchte ich sagen. Anfangs wird, je mehr es Ernst ist, eine Vereinnung statt finden, in der entweder die philosophische in die theologische übergeht, oder umgekehrt. In der Geschichte der christlichen Moral bis auf Kant war das erstere der Fall, seit Kant das letztere. Der nothwendige Fortschritt liegt aber darin, zu wissen, wie beide verschieden sind, jede ihren eigenen Gang, Anfangs- und Endpunct hat, aber keine je von der andern lassen kann. Damit wäre die Aufgabe auf diesem Wege gelöst. — Umgekehrt könnte man von der concreten gegenwärtigen Erscheinung der christlichen Moral in der Praxis der Kirche und im Cycclus der theologischen Wissenschaften ausgehen, und analytisch von ihrer practischen Nothwendigkeit aus die einzelnen Momente ihres wissenschaftlichen Begriffs aufsuchen, unterscheiden und combinieren. Der Verf. hat den ersten Weg eingeschlagen, aber ohne die einzelnen Momente des Fortschritts gehörig zu markieren und organisch zu verbinden. Daraus ist manches Falsche entstanden. So denkt er sich ganz leere Kategorien, z. B. eine Moral mit rein verneinendem, d. h. verbotendem Inhalt, ja eine skeptische Moral; er setzt die religiöse als eine Combination der geoffenbarten und natürlichen, während doch die geoffenbarte immer wesentlich religiös ist, und selbst die natürliche in ihrer historischen Erscheinung immer religiöse Ideen enthält, wenn es auch nur das Gebiet des Gottesdienstes wäre.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. S t ü c k .

D e n 11. A p r i l 1839.

L e i p z i g .

Fortsetzung der Anzeige: Handbuch der christlichen Sittenlehre. Von Christ. Friedrich von Ammon.

Der Verf. meint die neuere abstracte, religiöse Moral, denn er sagt, sie sey ein Gewinn der neueren philosophischen Forschung. Allein, als abstracte religiöse ist sie nur ein halber Gewinn. Der volle ist, daß eingesehen wird, wie die natürliche Religion an sich nie wirklich ist, sondern nur als Abstraction an der positiven, und eben so auch die abstracte religiöse Moral nur das abstracte Schema der positiven christlichen ist. Die Eigenthümlichkeit der letztern findet der Verf. nur darin, daß sie der Inbegriff der Sittenregeln sey, welche wir Christo und den Aposteln verdanken. In Christo waren diese, weil originell aus seinem Innern, geoffenbart, in den Aposteln aber, wie er in dem geschichtlichen Abschnitte sagt, mit allerley Mängeln behaftet, also wohl auf keine Weise geoffenbart. Gleichwohl findet der Verf., daß die christliche Moral ihrer Form

nach auf dem höheren Ansehen Jesu und der höheren Glaubwürdigkeit der Apostel beruhe, so wie auf der Verordnung besonderer Mittel zur Befestigung und Erhaltung des religiösen Sinnes, namentlich der beiden Sacramente und des stillen Gebetes. Allein hier ist alles außer einander und rein nach Außen gestellt. Sollte die christliche Moral nicht mehr seyn als der Inbegriff solcher besonderen Vorschriften und Verordnungen, wofür doch am Ende selbst die individuelle Auctorität Christi nicht hinreicht, so daß anders woher erst ihre innere Wahrheit erkannt und ein Princip gewonnen werden muß? Soll sich die christliche Moral mit dieser dürftigen Gestalt, zu der das Christenthum nur den rohen Stein, die Philosophie aber nicht bloß den dialectischen Hammer und Meißel, sondern auch die eigentliche geistige Idee liefert, zufrieden stellen? Die christliche Moral hat ihren geistig lebendigen Inhalt in dem sittlichen Leben der ganzen Kirche, der gesammten Christenheit. Nicht bloß die Sacramente und das Gebet, — sondern alles, was wir christlichen Staat, Sitte, Familie, Kunst und dergleichen nennen, gehört ihr an, und zwar als eine organische Lebensentfaltung, deren Princip Christi Person und Werk ist, deren Umfang, Inhalt, Zweck und Vollendungspunct durch Christi Stiftung bestimmt ist. Mit diesem Inhalte ist auch ihre systematische Form gegeben, so wie ihr Verhältniß zur Dogmatik und zur philosophischen Moral. In jener liegt ihre religiöse Begriffsbegründung, von dieser nimmt und lernt sie, nie den Stoff und Inhalt, wohl aber die dialectische Form und die allgemein ethischen Kategorien, worein sie ihren Inhalt legt, wie denn auch die philosophische Moral immer in der christlichen Sittlichkeit ihren wahren und wesent-

lichen Inhalt hat und darüber nicht hinaus kommt. Es ist interessant zu sehen, wie der Verf., — bey allem Abfall von der Kantischen Moral, und aller Verehrung der Vorzüge der christlichen — doch fortfährt, den Inhalt der christlichen Moral, sofern er nicht der schon durch die philosophische bestimmte ist, in wissenschaftlicher Hinsicht für zufällig zu halten. So muß er freylich am Ende auch Dogmatik und Moral für so getrennt betrachten, daß er in der Vorrede zur ersten Auflage sagen kann, die letztere könne wie eine freygelassene, mündige Tochter oder freye Pflanzstadt im Nothfalle sich selbst regieren, wenn in dem dogmatischen Mutterlande Vernunft und Willkür in unselige Streitigkeiten des Glaubens verflochten sind. Aber was ist diese Autokratie im Falle der Noth? Offenbar nur eine versteckte Tyrannie der philosophischen Moral, die unterweilen auch ohne religiöse und positive christliche Basis fertig werden kann. Wir halten viel auf die gehörige Sonderung des dogmatischen und ethischen Gebietes; ja wir gehen gewissermaßen noch weiter als der Verfasser, indem wir die Moral gar nicht bloß für die Tochter oder Colonie der Dogmatik halten, denn dies scheint sie nur in der äußeren Entwicklung der Geschichte, sondern für die mit der Dogmatik gleichberechtigte Schwester, beide Töchter der Einen Mutter, der Religion Jesu Christi, in der, als einem organischen Ganzen, Dogmatisches und Ethisches in beständiger Wechselbedingung begriffen ist, wie dies Nitsch in seinem Systeme der christlichen Lehre gezeigt hat. — Aber eben deswegen müssen wir behaupten, was auch der Geschichte gemäß ist, daß Dogmatik und Moral gleichen Fortschritt und Rückschritt haben, daß, wenn die Dogmatik unvernünftig und verkehrt wird, die Moral es schon

war oder wird, und umgekehrt. So möchten wir dem Verf. vorwerfen, er sey noch nicht genug von Kant abgefallen, da er das Positive im Christenthume immer noch zu sehr als bloßes Wehikel der Vernunftreligion betrachtet, und damit der philosophischen Moral eine Prærogative über die christliche einräumt, die ihr trotz Kant und Hegel nicht zukommt.

Der Verf. denkt mit Recht sehr hoch von der Wissenschaft der Moral; auch ist sie gewiß eine practische Disciplin. — Aber indem er die wissenschaftliche Form von dem substantiellen Inhalt der christlichen Moral nicht genug unterscheidet, rühmt er der Wissenschaft, als solcher, Dinge nach, die nur dem heiligen Leben selbst, unangesehen die wissenschaftliche Form, zukommen können. Sie soll den Menschen humanisieren, seine Leidenschaften brechen, die Quellen des Elends verschließen, der Freude öffnen, ja auf einen frohen Abschied von der Erde vorbereiten. Das thut und that von jeher glücklicher Weise das fromme, tugendhafte Leben auch ohne die Wissenschaft. Wehe sonst den armen Laien, die keine Moral studieren! Wir möchten fragen, ist das Leben nicht mehr als die Wissenschaft, und der Leib mehr als die Kleidung? In der That aber ist die Sache so, daß die Wissenschaft an jenen herrlichen Wirkungen ihren Antheil hat, aber nur einen mittelbaren, indem sie als Gemeingut wesentlich dazu beyträgt, das sittliche Denken klarer und zusammen hängender zu machen.

Der Mangel an scharfer Unterscheidung und gehöriger Verknüpfung in dem Begriffe der Moral drückt nun theilweise auch den historischen Abschnitt der Einleitung, die Geschichte der christlichen Moral. Streng genommen hat diese nur die Aufgabe zu zeigen, wie die Wissenschaft als

solche entsteht. Freylich erwächst sie aus und mit ihrem Inhalte und ihrem practischen Zwecke in der Kirche. Aber die Geschichte ihres Inhalts gehört nur mittelbar hierher, die Hauptsache ist die Bildung der sittlichen Begriffe zur wissenschaftlichen Form. Es wäre zu zeigen gewesen, wie Christus absoluter Stifter des christlich sittlichen Lebens, nicht der Moraltheologie als solcher, sey, die Apostel aber bereits den Lehrbegriff und somit die Wissenschaft angefangen haben. Bey dem apostolischen Lehrbegriffe aber war zweyerley zu unterscheiden, erstlich seine canonische Quellendignität, wodurch uns die Kenntniß von der sittlichen Stiftung Christi vermittelt ist, sodann seine Bedeutung als erstes Moment in der wissenschaftlichen Entwicklungsbreihe. In dieser letzten Hinsicht ist der apostolische Lehrbegriff, schon als gelegentlich und populär ausgedrückter allerdings ein unvollkommener. Mit jedem Fortschritt, jeder Erweiterung des christlichen Lebens wächst der Lehrbegriff über den apostolischen hinaus, aber als erstes Stammgetriebe bleibt dieser die unzerstörbare Grundlage. Wenn nun der Verf. dem sittlichen Denken der Apostel häufige Spuren des jüdischen Messianismus, des Dualismus, ja des Pharisäismus vorwirft, wie soll dabey die canonische Dignität der neutestamentlichen Schriften auch für die Moral bestehen? Freylich wenn die Vorwürfe des Verfs gegründet wären, müßten wir es leiden. Aber auf jeden Fall forderte dann der theologische Standpunct, zu zeigen, wie trotz dem die ursprüngliche Sittenlehre Christi aus den Schriften der Apostel zu gewinnen sey. Der Verf. sagt an einem anderen Orte, die Critik in der Auffassung und Anwendung der evangelischen Wahrheit verstehe sich von selbst, und die Apostel forderten selbst dazu auf. Ganz recht!

Aber, wie soll man es machen? Was ist regulative Wahrheit? Ist es die Kantische, absolute Ethik? Die abstracte Vernunftmoral überhaupt? Die Apostel wenigstens würden sich dieses Maß verbeten haben. Aber worin liegt nun das Maß? Eine Frage, die zumahl in jekziger Zeit dialectisch genauer zu erörtern war.

In welcher Art der Verf. den Aposteln Pharisäismus vorwirft, — versteht sich verschwindenden —, hat er nicht gesagt. Um so schlimmer ist der Vorwurf. Auch was er unter den Spuren des jüdischen Messianismus versteht, hat er nicht genauer bestimmt. Ist es die positive religiöse Seite, die noch nicht abstract genug von ihnen gefaßt war? Aber denn forderte die Billigkeit, zu zeigen, daß selbst in der beschränkteren zeitlichen und nationellen Form die Wahrheit war, eben jene Wahrheit, welche alle abstracten Sittenlehren der alten Welt zu Schanden machte. Nur den Vorwurf des Dualismus erörtert der Verf. genauer. Aber wie kann man sagen, die Apostel hätten einen dogmatischen Dualismus gelehrt, indem sie die Weltregierung zwischen Gott und dem Satan getheilt, wie Ephes. 2, 2. 6, 12. 1. Petri 5, 8. bezeugten, und einen moralischen dazu, indem besonders Paulus die Materie als den Sitz des Bösen, und den Geist als die Quelle des Guten betrachtet und deshalb geboten habe, das Fleisch zu kreuzigen? Wenn nach der Schrift Satan, der durch den Glauben Ueberwindliche, ja Ueberwundene, vor der göttlichen Allmacht und Liebe nichts ist, als die Ohnmacht, die absolute und mächtige Willfür des Bösen in der Welt, nicht über der Welt, — und wenn nach Paulus das sittliche Leben auf einem Antagonismus von Geist und

Fleisch beruht, ist das chaldäische Dualismus? Paulus lehrt freylich, daß in der σαρκ die Sünde wohne, und daß sie deshalb gekreuzigt werden müsse. Aber Fleisch ist bey Paulus ein ethischer Verhältnißbegriff, nicht Ausdruck der natürlichen Materie, sondern des sinnlichen Bewußtseyns und Willens, sofern darin schon die Herrschaft des πνεῦμα verneint wird. So können wir auch darin keinen chaldäischen Dualismus finden, sondern nur den wohl berechtigten christlichen, der die nothwendige Voraussetzung der Erlösung ist, jener Erlösung nämlich, welche die σαρκ zum Organ des πνεῦμα reinigt und heiligt, nicht ascetisch ertödtet. Anders lehrt auch nachher der Verf. nicht.

So viel über die Einleitung! Das System selbst zerfällt in die drey Theile, die Nomothetik, die moralische Anthropologie, und die eigentliche Ethik oder besondere Pflichtenlehre. Der erste Theil erörtert die Lehre von der Freyheit, als Bedingung des Sittengesetzes, dann die Lehre vom Sittengesetze, ferner von dem höchsten Gute, endlich von der Sittlichkeit der Handlungen und ihren Beweggründen; der zweyte umfaßt die Lehren von der sittlichen Natur des Menschen, so wie von den Veränderungen und der Besserung des menschlichen Willens, worin die Begriffe der Pflicht und Tugend eingeschlossen sind; der dritte Theil endlich zerfällt in die Lehre von den Religionspflichten, Selbstpflichten und Nächstenpflichten.

In dieser Eintheilung fällt auf, daß die moralische Anthropologie auf die Nomothetik folgt. Da der Verf. in diesem ersten Theile schon von der Freyheit handelt, die doch am Willen ist, und zwar am menschlichen, denn die Lehre be-

ginnt durchaus anthropologisch damit, den Menschen als Sinnenwesen und als freyes Wesen zu betrachten, so war natürlich, von dem Begriffe der sittlichen Natur des Menschen, somit dem freyen Willen und dem Gewissen, zur Lehre vom Gesetz überzugehen, nicht umgekehrt, also die Anthropologie vor die Nomothetik zu setzen. Um so begieriger wird man, den Grund dieser unerwarteten Eintheilung und Reihenfolge zu erfahren. Der Verf. sagt §. 18.: 'Wenn das Wesen der Tugend in der Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetz besteht, so bieten sich von selbst folgende drey Fragen dar: Zuerst, worin besteht die sittliche Harmonie überhaupt (Nomothetik), dann, worin besteht sie in der menschlichen Natur (Anthropologie), endlich wie erfolgt sie in den einzelnen Verhältnissen des menschlichen Lebens (Ethik).' So legt also der Verfasser seiner Eintheilung den Begriff der Tugend zum Grunde. Dieser Begriff wird aber nur hypothetisch gesetzt, gewonnen wird er erst in der Anthropologie §. 69. und zwar als eine einzelne ethische Function, als eine von den Willensänderungen, aus dem Begriffe der Pflicht. Wenn dem Verf. das ganze sittliche Leben im Begriffe der Tugend aufginge, und dies etwa in der Einleitung schon vollkommen erwiesen gewesen wäre, hätte er die Eintheilung des Systems darauf gründen können; dann aber hätte die eigentliche Ethik auch als Tugendlehre abgehandelt werden müssen, nicht als Pflichtenlehre. Aber wir finden nirgends den Beweis, daß Tugend und sittliches Leben dem Umfange nach identische oder congruente Begriffe sind, noch auch, daß der Tugendbegriff den Pflichtenbegriff in sich faßt. Aber gesetzt, der Tugendbegriff, in seine Nomen-

te zerlegt, sey zur Eintheilung des Systems geeignet, so findet der Verf. darin doch nur die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze. So folgte auch daraus nur die Dichotomie der beiden Glieder, der Wille, versteht sich der menschliche, in Beziehung auf das Gesetz, und das Gesetz, — ob das autonomisch-menschliche oder das göttliche — in Beziehung auf den Willen. Das natürlichste war dann, anthropologisch aufzusteigen von dem Begriffe des Willens oder der sittlichen Natur zur Idee des Gesetzes. Aus dieser folgt der Begriff der Pflicht (der Tugend?) und des höchsten Gutes, als zusammen gehörige Functionen der sittlichen Lebens überhaupt, nicht als Willensveränderungen, welcher Ausdruck in seiner Abstractheit noch gar keinen ethischen Begriff enthält. Aber der dritte Theil folgte daraus noch gar nicht, als den beiden ersten coordiniert; nur als subordiniert kann man ihn im Systeme des Verfs ableiten aus dem Begriffe der Pflicht — als so genannte specielle Ethik, wofür der erste und zweyte Theil die allgemeinen constitutiven Principien enthalten. So können wir die Ableitung des zweyten Theiles, ja selbst die des ersten nicht anerkennen. Denn wenn beide sich so zu einander verhalten sollen, daß dem ersten die Frage zum Grunde liegt, worin die sittliche Harmonie überhaupt bestehe, dem zweyten aber die Frage, worin dieselbe in der menschlichen Natur bestehe, so kann der erste nur den Begriff der Tugend überhaupt enthalten, abgesehen von der menschlichen Natur, der zweyte aber nur den Begriff der menschlichen Tugend. Allein der Verf. erörtert schon im ersten Theile das Wesen der menschlichen Tugend, indem er von der Freyheit des Menschen ausgeht, dann zur Lehre vom Gesetze übergeht, und mit der Idee

der Sittlichkeit der menschlichen Handlungen schließt, unter der er eben nur die Harmonie des menschlichen Denkens und Wollens mit dem Gesetze versteht. Dies aber ist dann wieder nichts anderes, als der Begriff der menschlichen Tugend, von dem der Verf. bey seiner Eintheilung ausging. Aber davon abgesehen, wie folgt daraus, daß die Tugend die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze ist, die Eintheilung in die sittliche Harmonie überhaupt und in die sittliche Harmonie in der menschlichen Natur? Verstände der Verf. unter jener die objective göttliche Gesetzgebung, etwa die sittliche Weltordnung an und für sich, wie sie in der Idee der göttlichen Weisheit und Liebe liegt, so könnte man sich eher zurecht finden, wiewohl dann doch ein ganz anderer Ausgangspunct genommen werden mußte. Der Verf. spricht aber schon im ersten Theile nur von der menschlichen sittlichen Lebensordnung. Und so können wir nicht anders, als die Eintheilung des Verfs für nicht gehörig begründet und nicht richtig ausgeführt erklären. An der Eintheilung selbst aber hat weder die Kantische Ethik, noch der positive Schriftstoff wesentlichen Antheil.

Das System selbst nun, als Inbegriff sittlicher Gebote oder Normen, beruht auf dem Principe der Wahrheit. Nachdem der Verf. dasselbe vor länger als 30 Jahren aufgestellt hat, vertheidigt er es nach wiederholten Angriffen noch jetzt mit jugendlichem Eifer. Noch in der Vorrede zu dieser neuen Auflage des Handbuchs bricht er eine Lanze dafür. Er nennt es hier das sittliche Princip der religiösen Urwahrheit, dessen Widerlegung nicht zu fürchten sey. Bey so großer Entschiedenheit des Verfs sind wir um so

mehr aufgefordert, die Ansicht genauer zu prüfen.

Der Verf. geht davon aus, daß, wenn die Sittlichkeit Gegenstand des vernünftigen Denkens sey, auch Ein oberstes Princip gedacht werden müsse. Ganz recht! Aber die Frage ist, ob der Gegenstand ein solches wirklich enthält? Der Vf. nimmt das ohne Weiteres an. Wie aber, wenn Jemand in dem sittlichen Lebensorganismus eine Mehrheit coordinirter Principien findet, wäre der kein wissenschaftlicher? Der Verf. hat den Fall, der doch geschichtlich vorhanden ist, nicht genauer erörtert. Es würde sich aber ergeben haben, daß man in diesem Falle von dem höchsten Principe der Moral in einem anderen Sinne sprechen könnte, nämlich von einem höheren Begriffe des Seyns oder Werdens, worin die Sittlichkeit organisch begriffen und begründet wäre. — Was in der Vorrede darüber gegen Schleiermacher und Staudlin gesagt wird, ist mehr nur gelegentlich und witzig. Aber wir wollen dem Vf. einräumen, daß es durchaus statthaft sey, unter dem Moralprincipe eben nur den obersten Satz im Gesetze, oder die oberste Pflichtformel zu verstehen, und daß das Princip in diesem Sinne nur Eins seyn könne und in der Ethik selbst liege. Wie beweist er nun, daß das Princip der Wahrheit das einzig richtige sey?

Nachdem er erklärt hat, daß er unter dem Principe der Moral die höchste Norm des Willens verstehe, durch deren Befolgung die Tugend möglich werde (warum nicht auch wirklich?), stellt er in Beziehung auf die verschiedenen Theorien die bestimmte Frage, ob das höchste Sittengesetz als ein formelles oder materielles zu denken sey? Das letztere ist ein durch den Inhalt, Gegenstand

der Handlung, bestimmtes, das erstere ein solches, welches von dem Inhalt und Object der freyen Handlung abstrahiert und rein die Beschaffenheit des Willens bestimmt. Eine dritte Classe, die so genannten gemischten Principien, hebt der Verf. nicht besonders hervor, aber es scheint, als solle sein Wahrheitsprincip ein solches seyn, weil es, wie er sagt, das Brauchbare aller übrigen vereinigt. Bekanntlich ist über die Classification der sittlichen Principien selbst Streit. Aber wir glauben allerdings, daß, wenn man formelle und materielle Principien unterscheidet, die dialectische Behandlung eine dritte Classe nothwendig macht. — Indem wir nun des Verfs Kritik der früheren Principien genauer beobachten, werden wir das seinige besser begreifen und beurtheilen.

Die formellen Principien, das Kantische mit eingerechnet, verwirft er durchaus, und zwar weil von den Objecten der freyen Handlungen eben so viel sey, als von ihrer Moralität abstrahieren und das Sittengesetz in einen leeren Gedanken auflösen. Ein Wille, der nichts wolle, sey kein guter Wille, eben so wenig als ein Gedanke, der nichts denke, ein wahrer sey. Aber werden die Gegner nicht antworten, daß ein Gedanke, ein Wille, der einen objectiven Inhalt hat, darum noch kein wahrer Gedanke und kein guter Wille sey? Die Wahrheit des Gedankens, liegt sie nicht wesentlich mit in seiner logischen Form, seiner formellen Richtigkeit? Eben so der Wille. Kann er nicht bey gleichem Object, gleichem Inhalt, ja gleichem Subject — jetzt gut und dann böß seyn? Woher nimmt er nun seine Moralität? Offenbar, sagen die Gegner, aus sich selbst, seiner Form und Beschaffenheit, seinem Verhält-

niß als vernünftiger Wille zu sich selbst, wenn er ein göttlicher Autocrat ist, oder, wenn er ein menschlicher, ein Unterthan Gottes ist, zu dem erkannten Willen Gottes. Der Verf. selbst sagt, die Sittlichkeit sey die Harmonie des Denkens und Wollens mit dem Gesetze, das Gesetz aber die Norm des Willens. Ist das kein formelles Princip? Ja, wenn der Inhalt des Gesetzes schon erörtert wäre, als Güterlehre, als Inbegriff objectiver Zwecke, würde der Verf. sagen können, daß wer von den Objecten freyer Handlungen abstrahiere, von der Moralität selber abstrahiere. Und selbst dann ginge nur die objective Seite der Moralität zu Grunde. Die Lehre von den sittlichen Gütern folgt bey dem Vf. erst aus der Lehre von dem Gesetze vermittelst der Idee des Zweckes desselben, so daß erst durch die Vollendung des Sittengesetzes das Gut entsteht. Schwerlich werden die Kantianer viel anders lehren, wenn nicht ausdrücklich behauptet wird, daß das Gesetz das sittliche Gut, den objectiven Zweck, als wesentlichen Inhalt in sich habe.

Nach unserm Dafürhalten müßte die Widerlegung des moralischen Formalismus tiefer greifen, in ihrer Tiefe aber zugleich die Widerlegung der einseitigen materiellen Principien enthalten, womit dann die einseitige Wahrheit beider Classen an den Tag käme. Wir denken uns die Sache so: Das sittliche Leben des Menschen ist, wie sein Denken, eingeschlossen in die lebendige Wechselwirkung des Objectiven und Subjectiven, und in die gegenseitige Bedingtheit der Form und des Inhalts. Aus dieser Geschlossenheit erlöst ihn keine Zaubermacht des Idealismus. Wir geben zu, daß der absolute schöpferische Wille Gottes

zunächst rein formell ist, und in der Beziehung auf sich selber seine Heiligkeit hat; als solcher erzeugt, schafft er die objective Welt mit ihren Wechselbeziehungen. Der Mensch aber, in diese Wechselbeziehungen von Natur eingeschlossen, hat nur die relative, formelle Macht des Willens; dieser wird eben so sehr durch das Object sittlich bestimmt, als er das Object sittlich bestimmt oder erzeugt. Und wie beides unzertrennlich ist, so muß auch das wahrhafte Moralprincip formell und objectiv oder materiell zugleich seyn, und die Aufgabe ist, beide Seiten in ihrer gegenseitigen Beziehung zur wissenschaftlichen Klarheit zu bringen. Die Critik könnte nun so weiter gehen, daß sie dialectisch zeigte, wie in den formellen Principien in Wahrheit der objective Inhalt oder Zweck immer mit gesetzt, in den materiellen, wie z. B. in dem Wolfischen Vollkommenheitsprincipe und in der Frießischen Lehre von dem allgemeinen Werthe, die ethische Form mit bestimmt sey. Der Verf. schlägt aber diesen zusammenfassenden Weg nicht ein, sondern beurtheilt die materiellen Principien wieder einzeln. Dies hat seinen Grund darin, daß er die rationell materiellen im Allgemeinen für die richtigen hält, und nur deren bisherige Bestimmung verwirft. Aber es leuchtet nicht ein, warum das rationell = materielle Princip allein statthaft sey, — wenn nicht das Moment des Rationellen zugleich die Wahrheit des formellen Principis ausdrücken soll. Nach des Verfassers Darstellung nämlich zerfallen die materiellen Principien in ästhetische und rationelle. Sind aber die ersteren solche, welche von der Sinnlichkeit ausgehen, so könnten sie eben so gut auch irrationelle genannt werden. Allein, da er darunter auch die ältere und neuere sittliche Ge-

schmacks- und Gefühlslehre begreift, die doch von dem geistigen Gefühle, dem vernünftigen, ausgeht, so ist jener Gegensatz unstatthaft, und die Vertheidiger der sittlichen Geschmackslehre werden sich die Rationalität ihres Princips nicht nehmen lassen. Wir geben zu, daß dies Princip, zumahl in der unvollkommenen Form der Anglikaner, sehr unbefriedigend ist, aber, wenn der Verf. dagegen sagt, daß moralische Gefühl sey kein Urvermögen, sondern ein gemischtes aus Empfänglichkeit und Anregung, ist diese Mischung kein Ursprüngliches, Angeborenes? Von Haus aus ist der Mensch empfänglich und unter dem Geseze der Anregung. Aber der Verf. definiert selbst das sittliche Gewissen als das unmittelbare Bewußtseyn des sittlich Guten und Bösen nach der uns inwohnenden göttlichen Idee, und nennt es ein angeborenes. Ist dies etwas anderes, als das moralische Gefühl? Freylich ist dieses, ehe es zum Urtheile erhoben ist, unvermögend, als oberster Grundsatz im Geseze gedacht zu werden, aber als erste Form des Gesezes in uns, als subjective Grundform desselben, worin schon das Moment der absoluten Verbindlichkeit liegt, bietet es den natürlichsten Ausgangspunct für eine analytische, ethische Untersuchung über das Wesen und den Inhalt des Gesezes.

Die rationalen Principien führen uns unmittelbar zu der Ansicht des Verfassers. Denn das feinige ist darunter begriffen. Diese sind nun nach dem Verf. solche, die von einem rein geistigen Ideale ausgehen. Aber was ist ein rein geistiges Ideal? Nach der Ausführung, z. B. rein rationell, die Idee der Vollkommenheit, der Wahrheit, oder theologisch, das Beispiel Gottes, Gott selbst, auch Christus. Wir wollen nicht streiten,

ob die Idee der Vollkommenheit, die Idee der Wahrheit — Ideale genannt werden können. Wir bemerken nur, daß, wenn der Verf. unter dem sittlichen Ideale verstände, was die antike Ethik und das allgemeine christliche Bewußtseyn, die concrete, historisch realisierte, sittliche Idee, — er unmöglich so entschieden das Princip des heiligen Beispiels Christi verwerfen könnte. Daß dies ein relatives Vorbild ist, sofern es das absolute Urbild Gottes menschlich vermittelt, leugnet Niemand. Eben so wenig stellen wir in Abrede, daß es, um ein allgemein practisches zu werden, von der besonderen individuellen Erscheinung, in der es aber gerade die Macht der Anschaulichkeit hat, auf seinen geistigen Inhalt reducirt werden muß. Aber, wenn Christus in der Dogmatik der heilige, sündlose Erlöser ist, kann er in der Moral nicht bloß einer ihrer ersten und besten Lehrer, auch nicht ein bloßes Exempel für dies oder das seyn, sondern muß ein allgemeines Muster des heiligen Lebens für Alle seyn und bleiben. So lange in der Moral dieses wesentliche Moment des christlichen Bewußtseyns nicht gehörig anerkannt und wissenschaftlich vermittelt ist, ist sie auch keine wahrhaft theologische, und bleibt in ihrer Abstractheit dem wirklichen christlichen Leben eben so fern und fremd, als der Dogmatik, es müßten denn beide in ihrer weltgeschichtlichen Fortbildung den persönlichen Christus schon abgethan haben, was aber der Hr Verf. gewiß am wenigsten behaupten wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

S t t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 13. April 1839.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Handbuch der christlichen Sittenlehre. Von Dr. Chr. Fr. v. Ammon.

Nachdem der Verf. alle anderen Principien, auch die theologischen, verworfen hat, nicht als falsch, sondern mehr als einseitig und unbefriedigend, stellt er als das allein richtige das Princip der Wahrheit auf. Die Formel desselben oder vielmehr die Formeln lauten so: 'Achte handelnd die Wahrheit als eine göttliche Ordnung in der Natur und Vernunft! Handle immer nach einer Maxime, die einen vollkommen wahren Satz ausdrückt. Laß dich in deinen Handlungen nie von Schein und Meinung, sondern allein von der Wahrheit leiten, die deinen Wirkungskreis umschließt; leite aus der Idee Gottes, als der höchsten Quelle aller Wahrheit jede Maxime deines Handelns ab; unterwerfe deinen Willen dem heiligen Worte der Wahrheit, die von Gott kommt, sey rechtschaffen in der Liebe zur Wahrheit, als dem höchsten Vorbilde deiner sittlichen Beredlung, endlich folge immer der gewis-

senhaften Ueberzeugung von der heiligen Wahrheit deiner Pflicht. — Diesen Formeln fügt der Verf. die Erklärung hinzu: Jede Wahrheit durch freye Thätigkeit des Willens realisiert, heißt Tugend; Wahrheit und Tugend verhalten sich zu einander wie Licht und Wärme, und wie es am Ende nur Eine Wahrheit gibt, so gibt es auch nur Eine Tugend'.

Der Beweis dafür müßte in einer wahrhaft theologischen Moral von der Exegese ausgehen. Es müßte vor allen Dingen gezeigt werden, daß im N. T. nicht, wie man exegetischer Seits bisher geglaubt, die Liebe, sondern die Wahrheit das höchste practische Gebot sey, und das Gebot der Liebe das der Wahrheit zur einzigen Quelle habe. Der Verf. stellt einen exegetischen Beweis, aber nachdem philosophisch schon alles abgemacht ist, und die Schriftstellen werden eben nur wie Pindar, Aristoteles und andere als ältere und neuere Andeutungen und Ausdrücke der Wahrheitsformel betrachtet. Untersuchen wir zuerst den exegetischen Beweis etwas genauer. Als Christus gefragt wurde, welches das oberste Gebot im Geseze sey, sprach er: das Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten! nicht, das Gebot der Wahrheit. Hat er nun irgend etwas von dem alttestamentlichen Geseze nicht aufgelöst, so ist es dieses. Und eben so haben seine Apostel keine andere oberste Formel gekannt, als die der Liebe, das neue Gebot des neuen Bundes. Ja so sehr führen die neutestamentlichen Auctoritäten alles auf die Liebe zurück, daß sie das Suchen der Wahrheit Gottes aus der Liebe zu Gott, Joh. 5, 42. u. a., und das Sagen der Wahrheit unter einander aus dem Principe der Liebe des Nächsten ableiten, Ephes. 4, 25., nie umgekehrt. Es gehören mächtige, schlagende Stellen dazu, um diesen Grund-

faden der neutestam. Sittenlehre zu einem bloßen Einschlag zu machen. Aus dem A. T. führt der Verf. aus den Psalmen einige Stellen an, welche aber nichts enthalten, als den Satz, daß das Gesetz Gottes lauter Wahrheit und Licht sey. Und wenn es 4. Esra 5, 43 ff. in einer pathetischen Declamation heißt, die Wahrheit sey die Königin der Welt, was folgt daraus? Ist nicht in ihrer Art auch die Liebe? Die Hauptsache aber ist, daß weder das Joh. ποιεῖν τὴν ἀληθειαν und περιπατεῖν ἐν τῇ ἀληθείᾳ, noch die Erklärung Christi, er sey gekommen die Wahrheit zu bezeugen, daß die Wahrheit uns heilige, frey mache, irgend etwas für den Verf. beweisen, da Wahrheit in allen diesen Stellen eben nur Ausdruck der vollkommenen Religion ist, und zunächst als Gegenstand der Erkenntniß und des Glaubens dargestellt, der sittliche Impuls aber zum Glauben daran nicht in die schon erkannte Wahrheit, sondern in die Liebe zu Gott, Joh. 7, 16., und zu Christo, in das aus Gott seyn gesetzt wird. Als Christus Joh. 13, 34. das neue Gebot und Hauptkennzeichen der Jüngerschaft kund that, sprach er nicht: Achet die Wahrheit, sondern liebet Euch unter einander, und wenn er wiederholt seinen Jüngern sagt, sie sollten in ihm bleiben, erklärt er dies ausdrücklich durch das Bleiben in seiner Liebe. Matth. 6, 22. lehrt Jesus, daß, wenn das innere Geistesauge blind und trübe sey, dann der ganze Mensch finster sey. Aber gehört zu der Gesundheit des Geistes nicht eben so sehr die Liebe wie die Wahrheit? Endlich aber das berühmte Wort des Apostels ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ! lehrt es nicht nach des Verfs eigener Erklärung, daß die Wahrhaftigkeit ein Grundzug der Liebe sey, nicht umgekehrt, daß die Liebe nur ein Grundzug der Wahrhaftig-

keit sey? Kurz die heilige Schrift ist dem Verf. so wenig günstig, daß sie, wenn er durch sein Princip späterhin zu lehren genöthigt ist, daß die Liebe zu Gott eine von den vielen einzelnen Pflichten ist, neben der Pflicht an Gott zu denken und ihn zu ehren, die Schrift dagegen alle Pflichten in der Einen begriffen denkt, Gott über alles zu lieben, nicht als die abstracte Wahrheit, das absolute Seyn, sondern als die ewige Liebe oder als den ewigen Vater. Damit wäre die theologische Disputation geschlossen. Aber des Verfs Hauptbeweis ist der philosophische, und es zeigt sich hier in einem schlagenden Exempel, daß das System des Verfs zuerst ein philosophisches ist, darnach ein theologisches.

Der Verf. verwirft das Princip der Vollkommenheit, obwohl es schriftgemäßer wäre als das feinige, so wie das Princip des sittlichen Werthes, weil beide zwar nahe Folgen, aber nicht Gründe der Tugend seyen. Aber wenn doch beide wirkliche Ideale sind, so sind sie auch die bestimmenden, begründenden Momente der Tugend. Daß sie zunächst nur gedacht werden und so den Willen bestimmen, ist keine Instanz dagegen. Auch die Wahrheit muß erst gedacht werden, um geachtet zu werden. Werden Vollkommenheit und sittlicher Werth erst durch menschliches Thun erzeugt, so sind sie auch nicht objective Ideen, und beide Principien werden dann rein formell und subjectiv und hören auf, Ideen zu seyn.

Wenn der Verf. ferner sagt, sein Princip nehme die beiden anderen in sich auf nach ihrer Wahrheit, so fragt sich, ob nicht diese eben so die Wahrheit in sich haben, als Moment der Form oder des Grundes? Die unmittelbare Rechtfertigung des Principis soll aber darin liegen, daß, da der Mensch als freyes Wesen unter der Ver-

nunft oder dem Vermögen der Ideen stehe, sein Wille aus der Natur, worin derselbe begriffen sey, in stäter Richtung zum Ideale aufstreben müsse, und daß das Sittengesetz nur gefunden werden könne durch eine Reflexion der Urtheilskraft aus der Naturordnung, in der der Mensch lebt, auf das Absolute, als das Ideal, dem er zustrebt, oder durch den Kanon des Willens, der das Einzelne und Vollendete zu einem Endzwecke verbinde. Dieser Kanon aber, fährt der Verf. fort, sey kein anderer, als die Wahrheit, die vernünftigste Realität des Denkens, in der die empirische und ideale Wahrheit verbunden sey. Das Normale liege in der idealen Wahrheit, welche als solche Einheit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit habe, und da die Erkenntniß der Wahrheit die Erkenntniß Gottes selber sey, so sey dieses Princip zugleich nothwendig ein religiöses. Daß nun dieses das einzig sichere und treffende sey, ergebe sich aus der Abhängigkeit des Willens von der Vernunft, aus der Natur der Sünde, die immer nur ein realisierter Irrthum sey. Er fügt noch hinzu die allgemeine Anwendbarkeit auf das wirkliche Leben, die Verschiedenheit der Pflichten nach den persönlichen Verhältnissen der Handelnden, den Zusammenhang dieser Regel mit der Religion, die Vereinigung des Brauchbaren aller anderen Principien in diesem Einen, endlich die Schriftauctorität und die Auctorität der Weisesten aller Zeiten. Gründe genug der Zahl nach, — aber wie ist's mit ihrem Gewicht? Die Auctoritäten gelten nichts in der philosophischen Deduction. Die Schriftauctorität ist, wie wir gezeigt haben, keine, und unter den außerbiblichen muß, um nur einige zu nennen, Aristoteles und eben so Seneca ausgeschieden werden. Denn der erstere theilt

die ganze Tugend in die ἡδυσία und διανοητική, die handelnde und erkennende, verbindet sie aber so, daß jede die andere bedingt, und es eben so wenig möglich ist, gut zu seyn, ohne weise, als weise, ohne gut zu seyn. Ja Aristoteles bauet die ganze Ethik offenbar auf die Idee des Guten, nicht der Wahrheit. Dasselbe gilt von Seneca, wie von den Stoikern, welche, obwohl sie die sittliche Vollendung unter der Form des Weisen dachten, doch sagten, derjenige sey der Weise, der mit vollkommener Wissenschaft das Gute wähle. Das absolut Gute ist allerdings das Wahre, d. i. das Wesenhafte, aber nur in der Form des Guten ist das Wahre eine ethische Idee.

Gehen wir in unserer Prüfung der Gründe des Verfs weiter rückwärts, so liegt in den Momenten der allgemeinen Anwendbarkeit (worin die individuelle Differenz der Pflichten begriffen ist), und der Verbindung mit der Religion kein charakteristischer Grund. Denn jedes andere rationelle Princip kann dasselbe von sich aufweisen, und so bleibt nichts weiter über, als die beiden Beweissätze, nämlich die Abhängigkeit des Willens von der Vernunft, und das Wesen der Sünde als realisirten Irrthums. Wie steht es nun mit diesen? Den ersten leugnen wir in der Allgemeinheit, wie er gestellt ist, nicht, aber er hat so keine Beweiskraft. Um ihm diese zu geben, hätte der Verf. nachweisen müssen, daß der Impuls des Willens rein und allein in der gedachten Wahrheit als solcher liege. Aber selbst als objective Wesenheit der Dinge, nicht als formelle logische gedacht, bewegt die Wahrheit den Willen nicht unmittelbar, sondern nur dadurch, daß sie ihm Lust macht, d. h. ihren Inhalt, oder sich selbst als Gut, ihr Gegentheil aber als Uebel darstellt. Oder gehört der Verf. zu denen, welche Denken und Wollen

als Eins sehen? So ist es also die Idee des Guten, wodurch der ethische Wille von der Vernunft abhängig ist und durch die Wahrheit derselben bestimmt wird. Die Idee des höchsten Gutes folgt nicht erst aus der Wahrheit, sondern ist, als die ethische Form des Wesens der Dinge, eben so ursprünglich. Ohne die Vermittlung durch die Idee des höchsten Gutes kann die Wahrheit entweder nur gedacht werden als die logische Form oder als der metaphysische Grund des Gesetzes, nicht aber als sein ethischer Inhalt und Princip. Bey dieser Vermittlung aber wird sich zeigen, daß die Wahrheit als das wesentliche Object und die wesentliche Form der Erkenntniß nur ein Element des höchsten Gutes ist, wie die Weisheit, oder ihre tugendhafte Erkenntniß eine Hauptseite der Tugend. So kann also auch die Achtung der Wahrheit und das Handeln darnach, das sittliche Leben nicht erschöpfen. Der Verf. denkt sich die Wahrheit als Licht und die Tugend als Wärme. Aber kommt denn die Wärme nur aus Licht, oder ist sie eben nur das Licht und nichts weiter?

Was nun den zweyten Beweissatz betrifft, so behauptet der Verf. mit gleicher Unbedingtheit, jede realisierte Wahrheit sey Tugend, und jeder realisierte Irrthum Sünde. Wie aber, wenn der Satz, daß wer sündigt, unselig wird, doch formell und materiell vollkommen wahr ist, wird er realisiert eine Tugend? Oder, wie wird irgend eine metaphysische Wahrheit realisiert eine Tugend? Antwortet der Verf., er meine ja eben nur die ethische Wahrheit, und zwar die Wahrheit des Guten, so liegt eben darin, daß die Wahrheit an sich noch gar keine ethische Idee ist. Und so kann man auch nicht als obersten Satz der Tugendlehre aufstellen, achte handelnd die

Wahrheit, weil gleich gefragt werden muß, welche Wahrheit? Allerdings sind Sünde und Irrthum wesentlich zusammen. Aber eben so oft ist der Irrthum die Folge der Sünde, als ihr Grund. Und was sagt der Verf. zu denen, welche mit irrendem Gewissen gewissenhaft handeln? Er wird sie nicht Sünder nennen. Und wie erklärt er die Sünde wider besseres Wissen? Sie ist die Verachtung der Wahrheit. Aber, wenn hiernach die Wahrheit den Willen bestimmen, und nicht bestimmen, so oder so bestimmen kann, so muß noch ein ethisches Moment gedacht werden, welches bestimmt, sie zu achten oder nicht. Die Achtung und Liebe zur Wahrheit nennen wir die Weisheit. Aber die Weisheit als wirkliche Tugend hat, wie Schleiermacher sehr wahr sagt, am Ende doch wieder die Liebe zu ihrem ethischen Grunde, als das schöpferische Wollen.

So können wir dem verehrten Vf. in keiner Art bestimmen und müssen dabey verharren, daß das Princip des christlichen Sittengesetzes die Liebe ist, wie die Schrift bezeugt. Selbst Cornelius Jansen, der berühmte Bischof von Ypern, den der Vf. noch in der Vorrede für sich anführt, würde uns keines anderen belehren, auch wenn er in seiner Schrift Augustinus wirklich das Princip der religiösen Urwahrheit vertheidigte. Der vortreffliche Mann sagt aber doch ausdrücklich, daß die Tugend die Liebe zu Gott sey. Und wenn er Gott die absolute Wahrheit nennt, so sagt er doch auch, Gott sey die vollkommene Gerechtigkeit und in so fern der Inbegriff aller Güter, und das Ideal alles sittlichen Lebens. Pascal aber hätte der Verf. am wenigsten nennen sollen, denn dieser gründet selbst die Erkenntniß Gottes auf die Liebe. Und was die Zustimmung unsers Herrn Hofr. Ritter in seiner Schrift von der Erkenntniß

Gottes betrifft, so begreift er zwar Gott unter der Idee der Wahrheit, aber daß er das ethische Princip nicht in der Idee des Wahren findet, ist eben so gewiß, als daß er es in die Idee des Guten setzt.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, daß er das Princip der Wahrheit durch die ganze Pflichtenlehre durchgeführt habe. Allerdings, wenn alle Pflichten und Pflichtmomente aus dem Principe der Wahrheit naturgemäß folgen, eine gute Probe. Allein wir finden nicht, daß der Verf. sie wirklich bestanden hat. Er lehrt z. B. ganz richtig, daß die Pflicht der Wahrhaftigkeit gegen Andere eine bedingte sey; wenn die Wahrheit dem Nächsten verderblich sey, solle man sie vorenthalten zc. Wie aber, entscheidet hier die Idee der Wahrheit in letzter Instanz, oder die Liebe? Wenn der Verf. sagt, die Pflicht der Menschenliebe folge aus dem höchsten Gebote des Christenthums, der Liebe, — und wenn er ferner von der Liebe zu Gott lehrt, daß sie nach der heil. Schrift das Wesen der Tugend sey und in der aus dem innigsten Wohlgefallen an Gottes Vollkommenheit hervor gehenden Erhebung zur Gemeinschaft seiner herzerhebenden Huld und Liebe bestehe, ist es dann noch das Princip der Wahrheit, worauf die Säulen des sittlichen Lebens beruhen? Wahrheit ist und muß zulezt auch die Liebe seyn, und Gott selbst muß Wahrheit seyn, ja auch die Welt, aber das ist gar nicht die Frage, wenn man nach dem höchsten Gebot oder dem letzten Princip im Geseze fragt.

Wir schließen mit einer kurzen Bemerkung über des Verfs. Eintheilung der von ihm so genannten Religionspflichten. Er theilt sie in die vorbereitenden, unmittelbaren und mittelbaren ein. Die ersteren sollen den Gegen-

stand der Verbindlichkeit überhaupt betreffen; diesen gegenüber stehen die eigentlichen oder wirklichen, die den Umfang dieser Verbindlichkeit selbst 'enthalten, und wiederum in die unmittelbaren, die directe Thätigkeit des Willens in Beziehung auf Gott bezeichnenden, und in die mittelbaren, die äußere Wirkung und Belebung des religiösen Sinnes bezweckenden, zerfallen. Wir verstehen dieß so, daß, nachdem der Verf. die absolut allgemeine, d. h. die schlechthin abstracte Verpflichtung zur Religion überhaupt, erwiesen hat, dann erst die wirkliche Religion als verpflichtend eintritt, nämlich die christliche, die zuerst und unmittelbar den einzelnen Menschen innerlich zum Christen macht, dann aber denselben in die äußere oder positive christliche Kirche einführt. So würden also die unmittelbaren und mittelbaren Religionspflichten nicht erst den Umfang der allgemeinen Verbindlichkeit zur Religion überhaupt, sondern den wirklichen Inhalt derselben bestimmen.

Diese Eintheilung zeigt, daß der Standpunct des Verfs nicht der rein theologische ist.

Das Subject der christlichen Moral ist nicht der nackte Mensch, den sie erst mit Religion zu bekleiden hätte, auch nicht der religiöse Mensch überhaupt, sondern der christliche, der an Gott und Christum glaubt. Ohne diese Voraussetzung gibt es überhaupt keine christliche Pflicht. Und so kann auch die christliche Moral nicht erst zum Christenthume vorbereitend und dann unmittelbar verpflichten. Indifferentismus und Atheismus können als Schwankungen und Abfall in der christlichen Gemeinschaft vorkommen, eben so Pantheismus und dergleichen Fehler als Häresie. Aber mit jenen wie mit diesen haben unmittelbar die

Apologetik und Polemik zu thun, nicht die christliche Moral, welche nur die ethischen Momente der Sicherung und Befestigung des christlichen Glaubens gegen jene Gefahren zu erörtern hat. Calixt sah ganz richtig, daß die christliche Moral zu ihrem Subject den Wiedergeborenen hat, d. h. freylich von den Anfängen und Elementen der Wiedergeburt an bis zu ihrer Vollendung in der fortschreitenden Heiligung.

Streichen wir nun die vorbereitenden Religionspflichten, und nehmen das, was in dieser Rubrik Wahres liegt, in anderer Form auf als ethische Gesetzgebung über Entfaltung und Sicherung des christlichen Glaubens gegen Schwankungen und Schwächungen, so bleibt noch die Eintheilung in unmittelbare und mittelbare Religionspflichten. Allein auch diese können wir so nicht gelten lassen. Denn jede Religionspflicht enthält in ihrer vollen Wahrheit und Wirklichkeit eine unmittelbare Richtung des Willens auf Gott und eine kirchliche Beziehung, d. h. eine Beziehung auf die Gemeinschaft des religiösen Lebens. Be ruht das fromme Leben auf der christlichen Grundidee vom Reiche Gottes, so kann man die Religionspflichten nur eintheilen in das Gebiet der individuellen frommen Gesinnung in Beziehung auf die Kirche, und in das Gebiet der kirchlichen Gemeinschaft in Beziehung auf die individuelle fromme Gesinnung.

g.

U m s t e r d a m.

Bey M. H. Schonekat: Essai sur la Physiologie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du musée des Pays-bas. 1837. Partie générale. XXVIII u. 251

Seiten. *Partie descriptive*. XV u. 606
Seiten in 8. Nebst einem Atlas von 21 Stein-
tafeln, 3 Karten und 2 Tabellen in Fol.

Das vorstehende Werk hilft einem Bedürfnisse der Zeit ab; die Schlangen sind ohne Zweifel diejenigen Wirbelthiere, welche am schwierigsten nach bestimmten Characteren in Familien, Gattungen *cc.* abzuthellen sind. Der Verf., welcher sich schon lange mit diesen Thieren vorzugsweise beschäftigt, und der an einem der bedeutendsten naturhistorischen Museen angestellt ist, hat hinsichtlich der geographischen Verbreitung, so wie der Beschreibung derjenigen Schlangenarten, deren Vaterland ziemlich sicher bekannt geworden, geleistet, was gegenwärtig zu leisten war; — die Typhlops und Amphisbaenen sind jedoch mit Recht von der Abtheilung der Schlangen ausgeschlossen. — Im allgemeinen Theile wird von den Schlangen überhaupt, namentlich von deren Verhältniß zu den übrigen beschuppten Amphibien gehandelt, worauf die Anatomie und ein Abriß der Geschichte der Ophiologie folgt; die synoptische Uebersicht und eine Abhandlung über die geographische Verbreitung der Schlangen machen den Schluß. — Der specielle Theil enthält die Darstellung der Gattungen und Arten.

Das System des Verfs ist ein natürliches; er bleibt der alten Eintheilung in giftlose und giftige treu; Giftdrüse, Gift und Giftzähne sind die einzigen sichern Charactere der letztern, indem mehrere Giftschlangen ganz das Ansehen von giftlosen haben. Uebrigens bewohnen die Giftschlangen entweder nur das Land oder das Meer; die Landgiftschlangen steigen, mit Ausnahme einiger *Trigonocephalus*arten, nie auf Bäume, und gehen niemahls, vielleicht mit Ausnahme

einiger Najaarten, ins Wasser. I. Giftlose Schlangen (der Verf. theilt sie hauptsächlich nach der Lebensart ab). Erste Familie. Grab-
schlangen: 1 Gattung *Tortrix* (5 Arten). Zweyte Familie. Wurmschlangen: 1 Gattung *Calamaria* (18). Dritte Familie. Land-
schlangen (und zwar diejenigen, welche zu den 2 vorher gehenden Familien nicht gehören): 1. Gat-
tung *Coronella* (14), 2. Gatt. *Xenodon* (8), 3. Gatt. *Heterodon* (3), 4. Gatt. *Lycodon* (13), 5. Gatt. *Coluber* (27), 6.
Gatt. *Herpetodryas* (19), 7. Gatt. *Psammophis* (8). Vierte Familie. Baumschlans-
schlangen: 1. Gatt. *Dendrophis* (10), 2. Gatt. *Dryiophis* (6), 3. Gatt. *Dipsas* (23). Fünfte Familie. Süßwasserschlangen:
1. Gatt. *Tropidonotus* (13), 2. Gatt. *Homalopsis* (14). Sechste Familie. Riesens-
schlangen: 1. Gatt. *Boa* (9), 2. Gatt. *Python* (4), 3. Gatt. *Acrochordus* (2).

II. Giftschlangen: Erste Familie. Nat-
terförmige: 1. Gatt. *Elaps* (11), 2. Gatt. *Bungarus* (2), 3. Gatt. *Naja* (11). Zweyte
Familie. Seeschlangen: 1. Gatt. *Hydro-
phis* (7). Dritte Familie (eingenst so ge-
nannte) Giftschlangen: 1. Gatt. *Trigonoce-
phalus* (13), 2. Gatt. *Crotalus* (4), 3.
Gatt. *Vipera* (10 Arten). — — Hiernach
bestehen die Schlangen aus 2 Abtheilungen, 3
Familien, 24 Gattungen und 260 Arten, von
welchen letztern 202 giftlos, 58 aber giftig sind.
— Die beygegebenen Karten und die erste Ta-
belle versinnlichen die geographische Verbreitung
der Schlangen; die zweyte liefert eine Darstel-
lung des natürlichen Verwandtschaftsverhältnisses
dieser Thiere zu einander. — Hätte der Verf.

bey der Darstellung der Familien und Gattungen schärfer die äußeren Merkmale hervor gehoben, so würde er auch den Anfänger in den Stand gesetzt haben, nach seinem Werke die Schlangen mit geringer Mühe zu bestimmen.

Berthold.

D o r t m u n d.

Bey Chr. Leonh. Krüger, 1838: Der Hauptstuhl des westphälischen Femgerichts auf dem Königshofe vor Dortmund, nach neuentdeckten Urkunden dargestellt von Dr. Bernhardt Thiersch. VIII u. 136 Seiten in 8.

Ueber das Wesen und die Bedeutung des Femgerichts stehen zwar die Ergebnisse nunmehr ziemlich fest, aber die Geschichte dieser erst in ihrer Ausartung recht eigenthümlich gewordenen Anstalt und die genaue Kenntniß des Femverfahrens selbst bedürfen noch mancher Aufklärung. Beyträge dazu geliefert haben, nach den Schriften von Kopp, Berck und Wigand, die von Troß, Usener, Joh. Voigt und dem Verfasser bekannt gemachten willkommenen Urkunden des 13. 14. und 15. Jahrhunderts. Herr Director Thiersch beutet mit großem Eifer das Dortmunder Archiv aus, jetzt schon in einer zweyten Sammlung, die erste war vier Jahre vorher erschienen, beide sind von lesenswerthen Untersuchungen begleitet. Doch können wir nicht allem beypflichten. So ist die wiederholt vorgetragene Herleitung des Wortes Feme aus dem lat. vimen sicher aufzugeben, wie schon die beständige Schreibung feme oder veme mit F = V zeigt, niemahls weme, mit W = lat. V. wim, das eben auch in den Femurkunden vorkommt, be-

deutet Stange, Latte, und könnte jenes latein. Wort erreichen; wim ist männlich, feme weiblich. Aus dem S. 9. 10 abgedruckten Schreiben eines Freystuhls ergibt sich nicht der geringste Aufschluß über die Geheimnisse der Feme, es ist darin weder von zwölf und sieben Freyen, noch von dem Winde die Rede, die Worte: 'hebben lathen soycken van XII vren an wynte VII vren na myddage' sagen ja: haben lassen suchen von 12 Uhr an bis 7 Uhr Nachmittags. Da der Brief am 18. October geschrieben ist, so war es über dem Suchen finster geworden, und die Schlußformel: 'an sunthe Lucas daghe yn der nacht' kann nicht befremden. Kroit S. 53 ist keine Umstellung von kort (kurz), sondern bedeutet Hinderung, Schaden.

Jac. Gr.

L e i p z i g.

Q. Ciceronis de petitione consulatus ad M. Tullium fratrem Liber; recognovit, selectarum lectionum varietatem adiecit et perpetua adnotatione illustravit Dr. Hoffa, in Academia Marburgensi privatim docens. 1837. 8. 73 Seiten. (Bey Schwickert.)

Die kleine Schrift des Bruders des großen Redners ist schon durch ihren Verfasser merkwürdig, den, bey der genauen Verbindung, in welcher er mit diesem Bruder stand, jeder wünschen muß genauer kennen zu lernen. Sie ist es aber nicht weniger durch ihren Inhalt. Sie ward geschrieben, als der Bruder sich um das Consulat bewarb, und enthält gute Rathschläge die bey dieser Bewerbung zu befolgen sind. Sie versteht

daher den Leser recht mitten in das politische Leben des damaligen Roms, und gibt dann ein anschaulicheres Bild, als selbst ausführlichere historische Schriften es vermögen. Indem der Verfasser die Ausgabe von Drelli zum Grunde legte, hat er dabey die früheren Ausgaben benutzt, weicht jedoch nur selten von der ersten ab. Er hat die seinige mit einem beständigen Commentar begleitet, der, da er sie für junge Leute bestimmte, sehr reich und ausführlich geworden, aber mit großem Fleiß gemacht ist. Er umfaßt so wohl Wort-, als Sacherklärungen, besonders jedoch die letzteren, wiewohl auch die ersteren oft reichlicher ausgefallen sind, als man erwarten möchte. Ueberhaupt wird man da, wo es der Aufklärungen bedarf, sie nicht, wie es bey den ähnlichen Ausgaben der Fall ist, vergeblich suchen.

Die kleine Schrift scheint uns sehr passend für den Gebrauch in Schulen, da sie dem Lehrer vielfache Gelegenheit gibt, über einzelne Punkte des Römischen Alterthums Licht zu verbreiten, und wir rechnen es dem Herausgeber um so mehr zum Verdienst an, daß er eine besondere Ausgabe davon gegeben hat, da es daran fehlte.

Von demselben Verfasser erhalten wir Isocra-
tis Panegyricus, aus dem Griechischen übersezt,
1838. 8. 92 Seiten, und bemerken gern, daß
sie durch Treue und fließenden Stil sich empfiehlt.

Hn.

S t t i n g f s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 15. April 1839.

H a l l e.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1838. Kommentar über die Genesis von Dr Friedrich Tuch, Privatdocent an der Universität zu Halle. Ueber 600 Seiten.

Bey den unleugbaren Fortschritten, welche das grammatische und exegetische Studium des A. T. in den letzten Jahren gemacht hat, ist die Zahl derjenigen Schriften, welche wahrhaft fördernd und nützlich dies Gebiet bearbeiten, noch immer sehr gering. Auf der einen Seite behauptet sich noch so mancher Rest und Rest der frühern unwissenschaftlichen Behandlungsart; auf der andern wird von solchen, welche, ihrem Vorgeben nach, der Unwissenschaftlichkeit nicht huldigen wollen, dennoch so viel Oberflächliches und Leichtsiniges vermuthet, angenommen und vertheidigt, daß der gute Name der Wissenschaftlichkeit wieder arg in Verdacht und Unehre zu sinken droht. Wirklich haben so die letzten Jahre auch manche unerfreuliche Erscheinungen in diesem Gebiete ge-

bracht, welche weiter aufzuzählen weder Vergnügen macht, noch hierher gehört.

Denn wir freuen uns, hier eine eben so umfassende als gründliche, diese Wissenschaft wahrhaft fördernde Schrift anzeigen zu können. Hervor gehend aus dem bessern Streben dieser Zeiten, so wie aus den bereits gesicherten Erkenntnissen, führt sie die Untersuchung wesentlich weiter und legt für die Erklärung der Genesis den ersten festern Grund. Von übel gewagten, unsicheren Meinungen und Behauptungen hält sich der Verf. eben so fern, als er dagegen die Wahrheit selbst eifrig sucht und auf reinem wissenschaftlichen Wege begründet.

Selbständige und genügende Sprachkenntniß, das erste Erforderniß bey diesen Wissenschaften, zeichnet den Verf. in seltener Weise aus. Seine orientalischen Kenntnisse begreifen auch manche von solchen Sprachgebieten, welche sonst sehr wenig näher bekannt sind; und überall geht er besonnen und vorsichtig zu Werke. Wir könnten hier eine Menge Belege dafür anführen: in der Kürze mögen folgende zwey genügen. Es ist bekannt, wie viel Mühe man sich in neueren Zeiten um die Erklärung des Wortes שִׁלּוֹחַ (Schiloh) Gen. 49, 10. gegeben hat, und welche Meinungen darüber aufgestellt sind. Manche wollten es wieder als aus שָׁרָה לֵה entstanden erklären, nicht bedenkend, daß die Verkürzung des שָׁרָה zu שׁ dem Pentateuch gänzlich fremd ist. Andere glaubten es in der Bedeutung 'Beruhigung' oder auch 'Beruhiger, Friedenbringer' von שָׁלוֹחַ 'ruhen' ableiten zu können, als könnte man so zum Begriffe des Messias zurück kommen, den man ohne Grund hier gefunden hatte. Der Verfasser dieser Schrift hat das Verdienst, die Ungründlich-

keit aller dieser verkehrten Erklärungen nachgewiesen zu haben; namentlich beweist er sehr gut, wie wenig es grammatisch möglich sey, Formen wie קִיטוֹר, שִׁדָּה mit diesem שִׁדָּה zu vergleichen. Das Wort ist unstreitig an dieser Stelle wie sonst der Name der Stadt Schiloh, des alten Sitzes des israelitischen Heiligthums; nur darüber kann man mit dem Verf. rechten, daß er den Sinn des ganzen Versgliedes so faßt: 'so lange als man nach Schiloh kommt', d. i. auf ewige Zeiten, ein Sinn, der schwerlich in den Zusammenhang so wohl dieses Verses und namentlich des letzten Gliedes darin als auch der übrigen Verse über Juda paßt. — Das andere Beyspiel gibt uns gleich v. 11 in demselben Segen Jacobs. Wenn man bey dem seltenen Worte מִדָּה die Meinung aufgestellt und oft wiederholt hat, als ob es aus מִדָּה 'Gewand' verkürzt wäre, so weist der Verf. sehr treffend nach, wie gänzlich unmöglich innerhalb des hebräischen (und überhaupt wohl des ganzen semitischen) Sprachgebiets das Wegfallen eines Caf als ersten Radicals ist; allein er geht auch zur Aufstellung des Richtigern über und gibt von מִדָּה arab. مِدْوَى eine Ableitung und Bedeutung, welche alle Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Freylich, wenn solche genauere Sprach-Untersuchungen sich bloß um einzelne dunkle Worte drehen, so würde man ihren Nutzen noch immer nicht sehr hoch anschlagen, da grammatische und etymologische Bänkereyen unter unseren Vorfahren nur zu berüchtigt geworden sind, und manche Gelehrte auch unserer Tage nicht übel Lust haben, solche unfruchtbare, eigensüchtige Streitigkeiten bloß zu ihrem eigenen scheinbaren Besten fortzuspinnen. Allein die bessere Sprach-Wissenschaft, so wie sie etwa der Verf. dieses Werks übt, hat viel edlere Zwecke und gewinnt viel belohnendere

Früchte. Sie ist eine mächtige Hülfe für Critik und Geschichte, indem sie uns da zu solchen critischen und geschichtlichen Erkenntnissen leitet, wo andere Hülfsmittel aufhören oder gänzlich fehlen. Bey der Genesis namentlich kann nur die strengste Aufmerksamkeit auf die Sprache zu richtigeren Vorstellungen über die Quellen und die Zusammensetzung des ganzen Buches führen, Dinge, worüber im letzten Jahrhundert schon viel gestritten ist, und wobey der Verfasser die gründlichsten und ergiebigsten Untersuchungen anstellt, auch zu den besten Ansichten und Folgerungen kommt, welche bis jetzt öffentlich ausgesprochen sind. Und was das Geschichtliche betrifft, wie oft hat man, auch in der neuesten Zeit wieder, aus gewissen Worten und Spracherscheinungen in der Genesis ein sehr spätes Alter entweder des ganzen Buchs, oder doch gewisser Stücke oder auch bloß einiger Verse darin beweisen wollen; und wie viel Unhaltbares und Schiefes ist darüber in unserer Zeit gesagt, da man so oft durch kecke Behauptungen über eine sehr späte Abkunft der Sagen über Abraham, Noah, das Paradies festere Wahrheiten ausgesprochen zu haben glaubte! Der vorsichtiger, kundigere Verfasser dieses Werks weist aber durch tüchtige Sprachkenntniß solche übereilte und unreife Ansichten zurück, und ohne daß er es ängstlich darauf anlegte durch alle, gute und schlechte Mittel ein sehr hohes Alter aller Erzählungen behaupten zu wollen, gibt er eine Ansicht über das wirkliche Alter der verschiedenen Stücke, welche sichtbar viel mehr innere Bürgschaften dafür bietet, daß sie von dem Wahren nicht zu weit abstehe.

Es führt uns dieß auf einen zweyten sehr wichtigen Vorzug dieses Werks: das ist die eben so sorgfältige als von ausgebreiteter Gelehrsamkeit zeugende Untersuchung des gesammten geschichtli-

den Inhalts der Genesis. Der Verf. ist von jener neuerdings wieder aufgetretenen Verflüchtigung aller Geschichte in leere Mythen weit entfernt, so wenig er übrigens da wörtliche-Geschichte sieht, wo solche von jeder genaueren Erkenntniß aufgehoben wird. Die wahre Aufgabe für uns ist es jetzt, aus den verschiedenen Erzählungen einen echten geschichtlichen Boden so weit zu entdecken, als er überhaupt noch entdeckt werden kann; sieht man aber näher zu, und bleibt nicht bey herzlosen Zweifeln stehen, so kommt man noch da zur Gewißheit mancher echt geschichtlichen Dinge, wo die Oberflächlichkeit lieber bloß Nacht und Nebel sehen möchte. Wie nun im Allgemeinen die Erforschung des Echtgeschichtlichen in diesem Sinne ein schöner Vorzug dieses Werkes ist, so sind die geographischen und genealogischen Theile der Genesis hier besonders fleißig und glücklich behandelt. Das berühmte zehnte Kapitel ist bekanntlich von vielen und auch von großen Gelehrten erläutert: dennoch ist die Arbeit dieses neuesten Erklärers hier nicht fruchtlos geblieben, und über den von Andern bis jetzt unsonst gedeuteten Volksnamen הִי־רָם v. 2 versucht der Verf. zum ersten Mahle eine Erklärung, welche sich durch einfache Wahrscheinlichkeit sehr empfiehlt; er stellt die Meinung auf und stützt sie mit guten Gründen, daß die Tyrseuer oder Tyrhener zu verstehen seyen.

Aus solchen Vorbedingungen folgt nun schon, daß das letzte Ziel aller Erklärung, die richtige Auffassung der Gedanken im Einzelnen und im Großen hier in einem vorzüglichen Grade erreicht sey. Man sieht dies am besten daraus, daß der Verf. nicht so wohl dies einzelne Buch für sich zu erklären sich unterfangen hat, sondern vielmehr mit einer auch in den anderen biblischen Büchern heimischen, wohl vorbereiteten Erkenntniß zur Er-

Klärung der Genesis kommt. Wie viele haben gegenwärtig z. B. das Hohelied vollkommen durch-
 erforscht und in sich aufgenommen? Daß der
 Verf. in solchen der Genesis scheinbar fremden
 Dingen die tüchtigste Erfahrung und Fertigkeit
 bewährt, gibt schon an sich ein günstiges Vorur-
 theil. Zwar ist die vollkommene Erklärung einer
 Schrift wie die Genesis eine Aufgabe, welche
 nur annäherungsweise gelöst wird; auch in den
 Vorstellungen und Benennungen kann man hier
 nicht genau genug seyn. So macht der Verf. ei-
 nen Unterschied zwischen Sage und Mythos, wel-
 cher schwerlich nöthig und ersprießlich ist, wie
 man denn überhaupt bemerken kann, daß die
 Vermischung deutscher und fremder Namen so oft
 zur willkürlichen Festsetzung von Begriffen ver-
 führt hat; der Name Sage reicht bey der Bibel
 überall hin, da er allgemein und passend genug
 ist, indem, wenn man etwas eine Sage nennt,
 damit noch durchaus nicht bestimmt wird, woher
 das Erzählte stamme. Ferner würde Ref. bey
 der Schöpfungsgeschichte Gen. 1. die Frage nicht
 so stellen: 'ob sie untriegliche, durch höhere gött-
 liche Eingabe überlieferte Wahrheit, oder ob sie
 freye Dichtung sey'; denn die so gestellte Dop-
 pelfrage, wie sie gewöhnlich aufgeworfen wird,
 trifft nicht die Sache selbst und führt erst einen
 fremdartigen Gegensatz ein, wo näher betrachtet
 sich außer diesem alles viel einfacher und besser
 darlegt. Ueberhaupt ist es wohl unpassend, von
 einem Stücke zuerst fast mit dessen eigenen Wor-
 ten den kurzen Inhalt zu erklären und dann die-
 sen Inhalt weiter zu besprechen, da die echte
 Darlegung des wahren Inhalts in seiner Noth-
 wendigkeit und der Theile des Ganzen nicht ge-
 lingen kann, bevor die Fäden des ganzen Gewe-
 bes einzeln deutlich vorliegen. Hiermit jedoch
 wollen wir nur andeuten, was etwa noch zu lei-

sten sey. Aber das wirklich bereits hier Geleistete ist schon sehr bedeutend und die echte Wissenschaft fördernd. Der gelehrte Verfasser hat gezeigt, daß er die wahre Kunst und Fertigkeit eines Exegeten des N. T. mit einem seltenen Reichthume orientalischer Kenntnisse besitze. So wünschen wir diesem vortrefflichen, lehrreichen Werke, welches so wohl für Anfänger nützlich, als für Gelehrtere und Kenner anregend und gewichtig ist, eine weite Verbreitung und hoffen dem Verfasser bald wieder in ähnlichen Schriften zu begegnen.

H. C.

M a n n h e i m.

Von dem Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde, dessen wir früher erwähnten (S. g. U. 1837. St. 41.), ist uns bereits der vierte und fünfte Jahrgang zugeschickt. Es werden dadurch vollkommen die guten Hoffnungen bestätigt, die wir gefaßt hatten. Nicht nur die Zahl der Mitglieder, die bis auf 324 ordentliche Mitglieder, außer elf fürstlichen Personen und vielen Ehrenmitgliedern gestiegen ist (das Protectorat hat S. K. H. der Großherzog übernommen), haben auch die Sammlungen einen großen Zuwachs erhalten, während auch zugleich für die Erweiterung und Verschönerung des Locals gesorgt ist, so daß es jetzt den Namen Naturhistorisches Museum führt, und eine der Merkwürdigkeiten von Mannheim ausmachen wird. Von den Sammlungen haben besonders die Fächer der Zoologie, der Mineralogie und der Botanik reichen Zuwachs erhalten, wovon wir wenigstens Eine Merkwürdigkeit anführen wollen, vom Prof. Kilian beschrieben. Es ist ein so genannter Rattenkönig, wovon so viele ins Ekelhafte getriebene Erzählungen her-

um gingen. Ein Mann in Biesenhausen bey Bretten arbeitete in seinem Stalle zu Ende Merz 1837, als aus einer Wand mehrere Mahle vier Ratten kamen, welche Frucht suchten, und dann wieder in die Wand schlüpfen. Er tödtete diese 4 Ratten, hörte aber in der Wand noch ein Geräusch, und als er die Wand öffnet, findet er einen Klumpen lebender Ratten von vollkommener Größe. Auch diese Ratten schlug er sogleich todt. Als mehrere Bauern hinzu kamen, wollte man die Ratten aus einander reißen, dies ging aber nicht. Der Herr Pfarrer Doll daselbst eilte sogleich hin als er davon hörte. Es waren zwölf ausgewachsene, große Ratten, bey dem Funde alle lebendig und munter, die mit ihren Schwänzen auf das innigste verflochten waren. Man versuchte die Auflösung des Knotens, aber man fand, daß die Schwänze wahrscheinlich schon von Jugend auf in einander verwachsen waren, und durch kein Reißen von einander getrennt werden konnten. Dies Zusammenwachsen mußte wohl gleich in den ersten Tagen der Geburt geschehen, wo die Schwänze noch weich und klebrig sind. Es scheint dabey, daß die Ratten, die ein und aus liefen, den Rattenkönig gefüttert und groß gezogen haben, da er selber sich keine Nahrung suchen konnte. Die beygefügte Abbildung konnte nicht nach dem Original gemacht werden, da dieses nach Carlruhe gebracht war, sondern nur nach der genauen Beschreibung des Referenten. Es wäre zu wünschen, daß es nach Mannheim zurück gegeben würde.

Der Fortsetzung dieser Berichte sehen gewiß alle Freunde der Naturwissenschaften mit Theilnahme entgegen.

Hn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. S t ü c k.

Den 18. April 1839.

L o n d o n.

Bey Richard Bentley, 1838. History of the reign of Ferdinand and Isabella, the catholic, of Spain. By William Prescott. Tom I. XXVII u. 459 S. Tom II. XXI u. 562 S. Tom III. XX u. 616 Seiten in 8.

Für die Geschichte keines europäischen Landes, es sey denn für die eigene Heimath, haben englische Historiker so reichliche Beyträge geliefert, wie für die Geschichte Spaniens. Von den Zeiten Karls I. bis auf Karl III. ist das Leben der spanischen Regenten durch Werke gelehrter Engländer beleuchtet. Aber für die inhaltsschwere Regierung von Ferdinand und Isabella, eine Zeit, in welcher das spanische Gesamtleben das entschiedenste Gepräge annahm, in welcher Jimenez fann und Gonsalvez Schlachten schlug und Columbus dem Rufe Gottes nach dem Westen folgte, hatte sich kein überseeischer Bearbeiter gefunden, bis William Prescott sich diesem Geschäfte unterzog. Ihn trieb dazu der Reichthum dieses Zeitraums an wichtigen Ereignissen, die Aufklä-

rungen, welche in der neueren Zeit durch Conde und Navarrete über einzelne bis dahin weniger verständliche Theile der spanischen Geschichte geboten wurden, endlich die Pflicht, die er als Americaner in sich fühlte, dem Columbus und seiner Zeit ein Denkmahl zu setzen. So erschien das vorliegende Werk, die Frucht zehnjähriger Studien, zu dessen Vollendung die americanische Gesandtschaft in Madrid durch Auffuchung und Mittheilung von noch nicht gedruckten Urkunden, Correspondenzen und Chroniken ein Bedeutendes beytrug. Dem Verf. mußte sein Spanien durch diese Arbeit ans Herz wachsen; er hatte das Reich in seiner Fülle von Schönheit und Kraft sich entwickeln sehen; streng nationale Gebilde, aus der glücklichsten Vermischung maurischen und germanisch-romanischen Lebens hervor gegangen; deshalb kann er nur mit tiefem Schmerz auf die Gegenwart des unglücklichen Landes hinblicken, wenn er schon in ihr die Basis zu besseren Zeiten sich gestalten sieht. 'Better be hurried, heißt es S. XV, forward for a season on the wings of the tempest, than stagnate in a death like calm, fatal alike to intellectual and moral progress. The crisis of a revolution, when old things are passing away, and new ones are not yet established, is, indeed, fearful. Even the immediate consequences of its achievement are scarcely less to a people who have yet to learn by experiment the precise form of institutions best suited to their wants and to accommodate their character to these institutions. Such results must come with time, however, if the nation be but true to itself. And that they will come, sooner or later, to the Spaniards, surely no one can distrust who

is at all conversant with their earlier history and has witnessed the examples it affords of heroic virtue, devoted patriotism and generous love of freedom'. Ansichten, welche allerdings dem Berliner Wochenblatt nicht völlig gerecht seyn möchten.

Die Einleitung gibt eine Uebersicht des castilischen Reichs vor dem 15. Jahrhundert und der bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts durchgebildeten Verfassung von Aragon. Die besonnene Betrachtung des Forschers reicht nicht aus, das reich bewegte Leben der spanischen Lande aufzufassen; ihm muß die Empfänglichkeit verlichen seyn, die Situationen der öffentlichen und häuslichen Verhältnisse mit der ganzen Fülle poetischer Einzelheiten in sich abzuspiegeln; aus altspanischer Dichtung und den schwermüthigen Chroniken dieses Volkes, aus seinen öffentlichen Verhandlungen, Gesetzen und dem städtischen Verkehre muß er ein Bild sich gestalten lassen, das in einzelnen Theilen auf die germanische Verwandtschaft hindeutet, an die Hispanier Roms erinnert, und des Orients Tiefsinn und bedeutungsvolles Spiel der Phantasie in sich aufnimmt. So auffallend es klingen mag, daß ein Sohn der vereinigten Staaten Nordamerikas, die unter allen christlichen Reichen unstreitig den geringsten Grad von Wahlverwandtschaft mit Spanien besitzen, diesen Anforderungen in den Hauptbeziehungen habe entsprechen können, so glaubt doch Ref. als Beleg dafür nur auf die Einleitung verweisen zu dürfen. Scheint auch mitunter die solide americanische Natur in ihrer practischen Richtung vor sich selbst zu erschrecken, wenn sie sich auf der Schwindel erregenden Höhe romantischer Gebirgswege wieder erkennt, — es reißt der Geist

sie fort und sie kann dieser Jugend und Schönheit nicht widerstehen.

Hey den in die Gebirge von Asturien und den Pyrenäen zurück gedrängten Christen gestaltete sich die Nationalität lauterer, als man sie in der jüngsten Zeit vor dem Nahen der Mauren erkennt. Das prunkende, schwelgerische Leben der hohen Stände war erstorben, mit ihr die Sklaverey; es härtete Armuth und Noth vor dem Feinde und schuf ein mäßiges, starkes Geschlecht, das seine Aufgabe, das verlorene Erbe wieder zu gewinnen, nie aus den Augen verlor. Noch standen die alten Kirchen, aber Ungläubige schändeten sie durch Gebet; für die Bedrückten tritt St. Yago, Priester trugen den Glaubenskämpfern das Kreuz vor, Nationalgesänge begeisterten. Nicht für sich rang der Spanier, er that es für die Christenheit. Aber das war kein Krieg, wie Deutsche gegen Slaven ihn führten; man focht wie Saladin im Orient, ritterlich gegen ritterliche Feinde, deren Königshöfe die christlichen Streiter in Friedenstagen gern besuchten, um sich an Turnier und glänzenden Festen und der Gluth maurischer Schönheit zu erfreuen. Die stäte Kriegsbereitschaft gründete die Freyheit der Städte Castiliens; in manchem Weichbilde konnte kein Adliger Eigenthum erwerben; deshalb und wegen der von den Bürgern streng gehandhabten Gesetze und der Wachsamkeit der Hermandad, tritt uns hier jenes unselige Factionswesen nicht entgegen, welches die Großstädte Italiens zerriß. In den Cortes von Castilien, die keine Kammern trennten, galt die Stimme der Bürger, die wir zu Zeiten selbst im Regentschaftsrathe erblicken. Die ricos hombres fanden im Genuße ihrer Güter keine Befriedigung; gleich den hidalgos war ihr Leben ein unausgesetzter Kampf gegen die Un-

gläubigen. Es ist eine zügellose Romantik in diesen Jüngern von St. Yago! Rom gewann erst spät in Spanien jenen unheilvollen Einfluß; aber der Geistlichkeit Güter mehrten sich früh, und der Primas der Kirche oder die Aebtissin von Huelgas geboten gleich weltlichen Fürsten. Bey also mächtigen Ständen konnten die Könige die ihnen gesetzten Schranken nur langsam hinaus schieben. In keinem Reiche Europas hatte der König geringere, das Volk größere Gewalt als in Castilien, bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts. Bey der Erörterung über die Verhältnisse von Aragon beklagt Ref., daß der Verf. nicht mit Servinus 'Versuch einer innern Geschichte von Aragon' (Historische Schriften I.) bekannt war, 'wie denn überhaupt deutsche Bearbeitungen dieses Theils der Geschichte, dessen Bearbeitung der Verf. sich vorgesetzt hat, demselben, wie wir später zu erörtern Gelegenheit finden werden, größtentheils fremd geblieben sind, es sey denn, daß sie durch Uebersetzungen in eine andere Sprache, wie z. B. Heeren's 'Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa', oder Mosheim's Kirchengeschichte (Uebersetzung von Maclean), oder Schlegels 'observations sur la langue et la littérature provençales' ihm zugänglicher waren. Aragon, in seiner Verbindung mit Valencia und Catalonien, verdankt dem lezt genannten Lande einen großen Theil seiner auf Freyheit begründeten Durchbildung. Scheint doch die Freyheit mit dem Leben am Strande verschwiffert zu seyn! 'The sea-coast would seem to be the natural seat of liberty. There is something in the very presence, in the atmosphere of the ocean, which invigorates not only the physical but the moral energies of man. The adventur-

ious life of the mariner familiarizes him with dangers, and early accustoms him to independence. Intercourse with various climes opens new and more copious sources of knowledge, and increased wealth brings with it an augmentation of power and consequence. It was in the maritime cities scattered along the mediterranean that the seeds of liberty, both in ancient and modern times, were implanted and brought to maturity. Scheinbar wuchs der Herrscher Gewalt durch siegreiche Flotten, während sie der That nach durch die *justicia der ricos hombres* eine Zeitlang auf unerhörte Weise beschränkt war, ähnlich etwa wie gegen Ende des 14. Jahrh. welfische Fürsten sich durch den Satebrief gebunden sahen. Erst durch Peter IV. wurde in Folge der Schlacht bey Epila das Ansehen der *ricos hombres* und *infanzones* auf gebührende Schranken zurück geführt und dadurch der Entwicklung des rein constitutionellen Lebens Gelegenheit geboten. Wie ein Leitstern leuchtet Barcelona in der Geschichte Aragons; dort wurden in dem *consulado del mar* jene Seegesetze nieder geschrieben, die mit erforderlichen Modificationen von fast allen seefahrenden Völkern Europas angenommen wurden; in der von ihren Bürgern regierten Stadt, deren *regidores* Adelsrechte besaßen, unbedeckt vor dem Könige erschienen und von diesem sich mit allen Ehrenbezeugungen auswärtiger Gesandten empfangen sahen, wurde die erste Wechselbank in Europa gegründet. Es entstanden prächtige Kirchen und Kaufhäuser und über Stadt und Land spann die *gaya ciencia* ihr Zauberneß und tönnten Lieder zum Lobe der Jungfrau, der Liebe und der Waffen.

In 22 Kapiteln, die bis in die Hälfte des

zweyten Bandes hinein reichen, handelt der Vf. die Geschichte der Zeiten von 1406 bis 1492 ab. Hier war Anordnung und Bertheilung des Stoffes mit um so größeren Schwierigkeiten verknüpft, als die gleichzeitige, fortwährend in einander eingreifende Geschichte der Königreiche Aragon, Castilien, Navarra und Granada verfolgt werden mußten. Diese Schwierigkeiten sind mit großer Feinheit beseitigt, überall finden wir den Mittelpunkt in der Geschichte dieser Staaten hervor gehoben, und wenn wir den Verf. nach Neapel oder St. Yago begleiten, seinen Schilderungen vom castilischen Ritterleben oder den Hoffesten von Granada folgen, so entfernen wir uns nie- mahls so weit von den Hauptereignissen und Ent- wicklungen, daß wir nicht diese sicher im Auge behalten sollten. In den aus der Erhebung des Hauses Trastamara auf den Thron von Castilien entspringenden Bürgerkriegen hoben sich die Com- münen und erreichte die castilische Literatur eine bis dahin nie gesehene Höhe. Man kannte bisher nur jene Volksromanzen, die, gleich wilden Feld- blumen, überall empor sproßten; der Adel küm- merte sich um Sang und Wissenschaften nicht; er hielt die Beschäftigung damit für verweichli- chend und des Ritterthums unwürdig. Da schuf der gelehrte, dichtende Juan II. jene merkwürdi- ge Veränderung. Dante's göttliche Comödie und Virgil's Aeneis wurden ins Castilische übertragen, und der Marquis von Santillana, 'Ruhm und Stolz castilischen Adels', waffengerecht und ge- lehrt, verpflanzte das italiänischen Sonnett in seine Heimath. Neben ihm glänzte Don Juan de Mena 'Flor de saber y cabelleria'; über alle Stände verbreitete sich Lust am Gesange und die Zünfte von Sevilla setzten 100 Dublonen als Preis für ein Lied zur Ehre ihrer Stadt. Als

1454 Juan II. starb, er, den die Gemahlin und des Volkes Unwille zwang, seinen gebietenden Günstling, Alvaro de Luna, der Hand des Richters zu übergeben *), folgte ihm sein Sohn Enrique IV.

In Fernando I. hatte auch in Aragon 1410 das Haus Trastamara den Thron bestiegen. Sein Sohn Juan II. sann nur auf die Nachfolge für den in zweyter Ehe gewonnenen Fernando. Deshalb schloß er den älteren Sohn Carlos, gelehrt, der Dichtkunst ergeben, der einen Theil von Aristoteles in die Landessprache übertrug und eine Chronik von Navarra schrieb, in einen Kerker von Valencia ein, und als der Infant, weil die Catalanen für ihn zu den Waffen griffen, die Freyheit wieder erhielt, starb er unlange darnach, wie man wähnte an Gift, das ihm schon im Gefängnisse gereicht war. Des Unglücklichen Schwester, Blanca, wurde, um der jüngeren Eleonore den Besitz von Navarra zu sichern, auf einem Schlosse in Bearn, nicht ohne Wissen des Vaters, gemordet. Gegen einen solchen Herrscher griff Barcelona, dann ganz Catalonien zum Schwerte; es bedurfte Don Juan der Hülfe Frankreichs, die er durch Verpfändung der Grafschaften Roussillon und Cerdaigne gewann. Uehnliche Unruhen bewegten Castilien. Enrique IV. verlor durch sein und seiner Gemahlin müßes Leben die Liebe des Volkes. Ein Theil des Adels

*) Auf ihn dichtete Jñigo Lopez das schöne Lied:

Que'se hizo la moneda,
 Que guarde para mis daños
 Tantos tiempos, tantos años,
 Plata, joyas, oro y seda,
 Y de todo ne me queda
 Sino este cadahalso.
 Mundo malo, mundo falso,
 No ay quien contigo pueda!

entsetzte ihn auf dem Felde bey Avila; ganz Castilien spaltete sich, jedes Haus wurde zur Burg. In der Ebene von Almedo, wo der Erzbischof von Toledo in Rittertracht focht, während sich der König feige der Schlacht entzog, kämpfte man (1467) ohne Entscheidung. Erst als Enrique den Thron seiner Schwester Isabella zusicherte, fand die Einigung statt. Um der Infantin Hand drängten sich die Bewerber; selbständig, keinem fremden Willen unterthan, stand sie da. Früher war sie durch den Bruder an dessen Günstling, Don Petro de Siron, zugesagt und die Jungfrau zeigte einer Freundin den Dolch, den sie im Bufen trug, um den Verhafteten zu morden, falls er ihr nahe. Jetzt reichte sie Fernando von Aragon die Hand. Er gebräunt, ritterlich, kräftig; sie schön, mit weiblicher Anmuth, mit hellem Haar und klugem, blauem Auge, an Gelehrsamkeit dem Aragonier überlegen; beide — nachmals die Herrscher der halben Welt — so arm, daß sie zur Feyer ihrer Vermählung Geld borgen mußten. Aber immer entschiedener wandten sich der sittsamen, besonnenen Isabella die Herzen der Castilier zu, während Fernando im Kampfe mit Ludwig XI. seinen alten Ruhm erhärtete. Da erlosch 1474 mit Enrique IV. der Mannesstamm des Hauses Trastamara; Isabella bestieg den Thron, es wurde die Theilnahme ihres Gemahls an der Regierung Castiliens (Kap. 5.) aufs strengste geregelt. Noch galt es Kampf für den Besitz der Krone, nach welcher Alfonso V. von Portugal strebte, seit er sich mit Juana, der Titulartochter von Enrique, verlobt hatte. Ihm hing ein Theil des Adels von Castilien an. Es erfolgte 1475 die Schlacht bey Toro; das Heer Portugals erlag vor Fernando, der Alfonso's Königsbanner gewann, das der edle Eduard

de Almeyda nach Verlust der rechten Hand, mit der Linken, als auch diese verstümmelt wurde, mit den Zähnen zu halten suchte. Nun beganzen Isabella's durchgreifende Reformen in Castilien, wodurch sie den Grund zu der nachmahligen Größe ihres Hauses legte. Die Handhabung der Gerechtigkeit wurde durch Erneuerung der Santa Hermandad gesichert, deren quadrilleros in allen Theilen des Landes wachten. Alcalden wurden angefehzt, Raubbüßgen gebrochen, die großen Factionen des Adels gezähmt, oder unter einander ausgeföhnt. Dann schuf Isabella durch den gelehrten Alfonso Diaz de Montalvo ein neues Gesetzbuch (Ordenances reales) brach 1480 auf den Cortes zu Toledo die Macht des Adels (cosa divina para reformation y remedio de las desordenes pasadas) durch Einziehung der Krongüter, durch das Verbot des Baues neuer Festungen und der Privatfehden, durch Beförderung gelehrter Bürgerlichen zu den höheren Staatsämtern, besonders durch den Einfluß, welchen sie sich durch Ernennung der Großmeister in den 3 großen Ritterorden zu verschaffen wußte. Es gedieh der Handel durch Bau von Straßen, Erweiterung der Seemacht, Aufhebung der Binnenzölle; die königliche Gewalt wuchs durch Begünstigung der Commünen auf Kosten der Granden.

Das sind Lichtpunkte im Leben der großen Königin. Ihnen folgt die Schattenseite in der aus Florente genommenen Erzählung der durch Torquemada eingeführten, vornehmlich gegen die Juden gerichteten Inquisition, deren Scheußlichkeiten erst in der neueren Zeit durch die treffliche Darstellung des eben genannten Geschichtschreibers aufgedeckt sind. Das achte Kapitel gibt eine Uebersicht der politischen Verhältnisse und der Bildung unter den Mauren vor dem granadinischen

Kriege. Eine kurze aber treffende Erzählung der Begründung der maurischen Herrschaft in Spanien, vorzüglich der Zeit der Immajaden, die in prächtigen Alcazars, Moscheen, Straßen, Brücken und jenen auf lustigen Bogen über tiefe Schluchten getragenen Aquaducten noch jetzt von sich reden lassen. Hier und besonders in der Schilderung des reichen Cordova und seines untergegangenen Azahra und der Riesenmoschee, der Marmorbäder und der kühnenden Springbrunnen, fußt der Verf. zunächst auf dem gediegenen Werke von Conde. Seit dem Tage von Navas de Tolosa (1212) war der Untergang der maurischen Reiche entschieden. Das einzige Granada trockte noch zwey Jahrhunderte den vereinten Kräften Spaniens. So werden wir zu den Glaubenskämpfen von Fernando und Isabella gegen dieses letzte maurische Reich geführt. In der Schilderung über den Alhambra, der mit seinen Porticus und schlanken Colonnaden, mit seinen luftigen Hallen, durch die der Rosenduft aus den Gärten strich, mit seinen kühnenden Bassins und der reichen Aussicht über die vom Xenil bewässerte Vega — einst die Arena für maurische und christliche Ritter — nur in den uns gebliebenen maurischen Dichtungen würdig gefeyert wird, erkennt man leicht die Bekanntschaft mit den *Paseos por Granada*, obgleich der Verfasser dieses Werk nicht namhaft gemacht hat. Mit dem neunten Kapitel beginnt die bis zum 16. Kap. durchgeführte Erzählung des Krieges mit Granada, zunächst durch den Ueberfall Zaharas durch Muley Abul Hassan herbey geführt. Der Herrscher begriff nicht, daß er die Dolchspitze gegen sein Herz wende. Alte Prophezeihungen erschreckten das Volk. Mit den Worten 'Beh uns, die Trümmer von Zahara stürzen auf unser Haupt!' verließ ein

alter Alfacni weinend den Alhambra. Bey dieser Gelegenheit, wie bey den nachfolgenden Kämpfen, hätte Ref. gewünscht, daß der Verf., wie er solches bey Gelegenheit der Einnahme von Alhama durch Don Rodrigo Ponce de Leon gethan, die maurischen und spanischen auf diese Begebenheit bezüglichen Romanzen angeführt hätte, wie sie uns Deutschen mehr aus der Floresta von P. L. de Faber, aus der Sammlung von Dep. . . ., der Silva de romances viejos des in jetztes Volkes Kunst und Wissenschaft bewanderten Jac. Grimm, als aus den Cancioneros bekannt sind. Uebrigens ist die Schilderung des Kampfes in den Schluchten von Antequera, wo vor Abdallah el Bagal, dem jüngeren Bruder des aus Granada nach Malaga vertriebenen Königs — dessen ältester Sohn, Abdallah el Chico, war auf den Thron im Alhambra gehoben — der Großmeister von St. Yago erlag, eine höchst gelungene zu nennen.

Es war nicht Ehrgeiz, was Isabella zur Durchführung des Kampfes gegen die Ungläubigen trieb; sie wollte das Kreuz erhöhen. Daher der Eifer, mit welchem sie für Rüstungen sorgte, aus Sicilien, Portugal und Flandern Geschütze bezog, Schweizer in Sold nahm, durch ihre Gegenwart dem großen Heere in Cordova neue Begeisterung einzuhauchen wußte. Was der Christen Unternehmen erleichterte, war die Spaltung unter den Bewohnern des granadinischen Reiches zwischen Abdallah el Chico und Abdallah el Bagal. Gegen letzteren wandten sich die Ritter Andalusiens; es fiel das reiche Malaga, deren 15000 Bewohner Habe und Freyheit verloren. Dann wurde Baza umschlossen; immer heftiger stürmte der Marquis von Cadix vor; es ließ sich Isabella durch die Bitten der Franciscaner aus

Jerusalem, welche der Sultan von Aegypten sandte, um seinen Glaubensgenossen Frieden vor den Waffen der Bekreuzten zu verschaffen, in ihrem Beginnen nicht stören. Unbekümmert ver setzte sie bey den Kaufleuten zu Barcelona ihre Kronjuwelen, das Heer von Baza zu besolden, dem täglich 1400 Maulthiere den Lebensbedarf über die Sierra zuführten. Als auch Guadir den Widerstand aufgab, sprach Abdallah el Bagal: 'Was Allah will, das weiß er auszuführen', und beugte sich dem Sieger. Da ritt Fernando mitten im Winter über die Schneehöhen der Sierra und durch die von keinem Sonnenstrahle getroffenen Felsthäler in die Frühlingsgärten von Almeria ein. Der Maurenfürst aber tauschte Spanien mit Africa, wo er in Armuth starb. Mit dem J. 1492 zog das Christenheer vor Granada. Im Ost lehnt sich die Stadt an die Nevada, von dessen zackigen Gipfeln im Sommer Kühlung herab weht; nach der Seite der Vega schützten Thürme und Mauren; 20,000 Gewaffnete schirmten die Stadt und wenn in den reizenden Flächen der Vega

Fresca y regalada Vega,

Dulce recreacion de damas

Y de hombres gloria inmensa,

die Ritter mit einander kämpften, schauete aus dem spanischen Lager Isabella mit den Infantinnen ihnen zu und den Jungfrauen des Hauses, während die Frauen von Granada von den Thürmen aus das Blachfeld überblickten. Im Königsschmucke durchritt Isabella die Lagergassen; Alles ordnete sie selbst. Als sich das Lager in eine feste Steinstadt verwandelte, verzweifelte Abdallah el Chico, unterhandelte heimlich bey Nacht und am 2. Januar 1492 sah man das Banner von St. Yago vom Alhambra wehen. Man kennt jene rührende Romanze, in welcher der

letzte König von Granada, als er zu den Alpu-
 rarras zog, von der Fels Höhe herab noch ein
 Mahl auf die Stadt seiner Väter blickte und er
 statt der Klagen nur Thränen hatte. Die ganze
 Christenheit jubelte über den Sieg, und als der
 Held der Schlachten, der Marquis von Cadix,
 im nämlichen Jahre zu Sevilla Ruhe im Grabe
 fand, über welchem zehn Maurenbanner wehten,
 ehrte man die Stätte gleich dem Grabe des Sid.
 Mit besonderem Interesse hat der Verf. im 16.
 und 18. Kapitel die erste und zweyte americanis-
 sche Fahrt des Columbus abgehandelt, die Nach-
 richten der Spanier, Italiäner und Dänen über
 diesen merkwürdigen Geist zusammen gestellt und
 durch manche wichtige Zusätze, die er den Archi-
 ven zu Simancas entlehnt, bereichert. Das 17.
 Kap. erzählt die 1492 erfolgte Vertreibung der
 Juden aus Spanien, zu welcher die edle Isab-
 bella durch die Gewalt getrieben wurde, welche
 der furchtbare Torquemada als Beichtvater über
 ihr Herz ausübte. Der Verf. glaubt die Zahl
 der Vertriebenen, von denen die meisten der nach
 Africa Ziehenden den Tod fanden, ehe sie Fez
 erreichten, nicht, wie gewöhnlich geschieht, auf
 800,000, sondern auf 160,000 Köpfe berechnen
 zu müssen. Das 19. und 20. Kapitel umfaßt
 die Literatur und den Bildungsgang in den spa-
 nischen Reichen während des abgehandelten Zeit-
 raums. Die Begründung der Studien des clas-
 sischen Alterthums, der Einfluß, welchen italiä-
 nische und griechische Gelehrte auf dieselbe aus-
 übten, wird hier nicht weniger gründlich bespro-
 chen, als die Stellung, welche in jenen Zeiten
 die Universitäten einnahmen, von denen Sala-
 manca mitunter 7000 Studierende zählte, die
 Durchbildung der Romanze, namentlich der mau-
 rischen Romanze, die Entstehung der zahllosen,

später durch den unerreichbaren Don Quixote verdrängten, Ritterromane und die Gestaltung des Drama.

Hiernach beginnt die zweyte Abtheilung, welche mit dem dritten Theile schließt und in 26 Kapiteln den Zeitraum von 1493 bis 1517 umfaßt.

Der größere Theil dieses Abschnittes gehört den italiänischen Kriegen. Wir werden dadurch aus den engeren Grenzen Spaniens in das bewegte Leben der Hauptstaaten Europas geführt, deren gegenseitige Berührungen auf eine bis dahin unerhörte Weise in Italien statt fanden. Auch diesen Theil der Geschichte hat der Verfasser mit Fleiß und großer Lebendigkeit umfaßt, wenn schon sich nicht verkennen läßt, daß sich derselbe in den spanischen Reichen mit größerer Leichtigkeit bewegt. Ist es dem Referenten gestattet, sich bey dieser Gelegenheit eine tadelnde Bemerkung zu erlauben, so besteht sie darin, daß der Verf. von einer gewissen Parteylichkeit zu Gunsten Fernandos, dessen Name bey den Berührungen Spaniens mit auswärtigen Mächten fast eben so ausschließlich genannt wird, wie Isabella unverkennbar als Schöpferin des neu erwachten Lebens in Spanien hervor tritt, nicht frey gesprochen werden kann, eine Parteylichkeit, welche auf Unbekanntschaft mit einigen der besten Quellen für die Geschichte dieses Zeitraums zurück geführt werden dürfte. Was spanische Chronisten und Historiker über diesen Gegenstand bieten, finden wir auch hier mit großer Treue zusammen gestellt, so wie, außer Mocenigo (*bellum cameracense*), kaum einer der besseren italiänischen Geschichtschreiber unbenutzt geblieben ist. Aber ein Gleiches läßt sich nicht überall von den französischen Schriftstellern jener Zeit, in keiner Beziehung von den

deutschen sagen. Die ersteren anbelangend, so ist der Verf. allerdings mit der trefflichen Sammlung von Chroniken und Tagebüchern befreundet, welche Godefroy in seiner *histoire de Charles VIII. und de Louys XII.* veranstaltet hat; aber gleichwohl legt er häufig da, wo er nur auf diese gleichzeitigen Berichte hätte Rücksicht nehmen sollen, die Erzählungen von Sismondi zum Grunde. Andererseits scheint ihm Ferronus, *de rebus gestis Caroli VIII.* und die Arbeit des Alexander Benedictus (*Eccardi corpus hist. med. aevi. Tom. II.*) völlig unbekannt geblieben zu seyn. Dasselbe gilt von den reichhaltigen *Lettres du roy Louis VII. et du cardinal d'Amboise*, der Hauptquelle für die diplomatischen Unterhandlungen jener Zeit. Fühlbarer noch ist der Mangel an Benützung deutscher Geschichtsschreiber für diese Epoche. Es ist bereits oben bemerkt, daß der Verf. nicht durchweg mit den Erzeugnissen deutschen Fleißes unbekannt ist. Wir setzen hinzu, daß ihm die Herdersche Uebersetzung des *Eid* nicht minder zu Gebote stand, als Bouterweck's *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit*, in Betreff welcher er (T. II. S. 388) die Angabe rügt, daß vor dem Tode Philipps II. das große Geschichtswerk *Zuritas* nicht erschienen sey, während ein Theil desselben bereits 1562 zu Sagrassa, das ganze Werk eben daselbst 1580 gedruckt wurde. Aber von den Berichten des Camillus Silinus (*Commentariolus de Maximiliani in Italiam adventu. M. Freher, scriptt. rer. germ. Tom. III.*) hatte derselbe so wenig Kunde, als von den Büchern des Gerhardus de Roo, oder der Erzählung des Coccinius (*Freher, Tom. II.*) und der trefflichen Behandlung dieses Gegenstandes von Leopold Ranke.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

S t t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 20. April 1839.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: History of the reign of Ferdinand and Isabella, etc. By William Prescott.

Daß die größeren deutschen Quellensammlungen dem Verf. völlig fremd blieben, ergibt sich ferner daraus, daß derselbe das bey Eccard Thl II., wenn schon verstümmelt, abgedruckte Diarium Burchardi nur nach einer handschriftlichen, auf der königlichen Bibliothek zu Paris sich befindenden Uebersetzung citiert und mit der bey Freher (Thl II.) befindlichen Rede des französischen Gesandten auf dem Reichstage zu Augsburg, um Kaiser und Reich zum wiederholten Kampfe gegen Venedig zu bewegen, nur aus dem in Daru's Geschichte von Venedig enthaltenen Auszuge bekannt ist. Dieser nämliche Tadel läßt sich hinsichtlich der für diesen Zeitraum so wichtigen schweizerischen Werke von Stumpff, Stettler und besonders von Fuchs wiederholen. Eine hieraus sich ergebende Einseitigkeit in der Darstellung der Kriege und Verhandlungen in

Italien ist mit Recht zu beklagen, während kleinere Irrthümer, wie die, daß auf der (Thl. I. S. 107) gegebenen Stammtafel Alonso, der Sohn Fernandos I., vermißt wird, und sich (Th. III. S. 388) das Todesjahr Philipps II. fälschlich auf 1492 anstatt 1498 angegeben findet, leicht Entschuldigung finden werden.

Außer der Erzählung der Kriege in Italien sehen wir in diesem Abschnitte die fernere Geschichte Spaniens und seiner hervorstechendsten Erscheinungen erörtert. Dahin gehört der mit tiefer Wehmuth nieder geschriebene Bericht vom Tode des großen Entdeckers Americas, dessen Sarg mit der Alles sagenden Inschrift

A Castilla y a Leon

Nuevo mundo dió Colon

von der Carthause in Sevilla nach Domingo geführt wurde und seit 1795 in der Cathedrale der Hauptstadt von Cuba ruht. Dahin gehört ferner die gelungene Darstellung von Francisco Ximenez de Cisneros, der als Jüngling auf seine reichen Beneficien verzichtete, um als Einsiedler im Walde unter Gebet und Betrachtungen die Nächte zu verleben und mit wilden Kräutern und Wasser sein Leben zu fristen, dessen Antwort: Nolo episcopari, als ihm im Erzbisthume von Toledo das nächst der Bekleidung des päpstlichen Thrones höchste geistliche Amt der Christenheit übertragen wurde, sprichwörtlich geworden ist. Diesen unbeugsamen, nur für den Himmel der catholischen Kirche lebenden Character, der, streng gegen sich wie gegen Andere, durch gewaltsame Bekehrungen den Kampf in den Alpuxarras hervor rief, jenen Höhen, von denen Calderon sagt, daß sie ein Meer von Felsen und Pflanzen seyen, auf dessen Silberwogen Dörfer schwimmen, hat der Verfasser mit besonderer Vorliebe geschildert.

Namentlich gehört die Darstellung des Krieges gegen Gran, in welchem neben dem siebenzigjährigen Cardinal: der kühne Pedro de Navarra focht, bis das Kreuz auf die Moscheen der Stadt gepflanzt war, und der Tod von Don Garcia de Toledo (Vater des berühmten Herzogs von Alba), von dem Garcilasso de la Vega singt

‘Tal está el rostro tuyo en el arena,

Fresca rosa, agucena blanca y pura’

zu den gelungensten dieses Werkes. Der Verf. konnte kaum anders, als das Leben des Kimenez bis zu der ewigen Ruhestätte verfolgen, die er im Collegio von San Ildefonso der von ihm gestifteten Hochschule zu Alcalá fand. Wie dem Cardinal, so sind dem Leben des gran capitano mehrere Kapitel gewidmet. Mit Recht sucht der Verf. die Begründung der Größe Spaniens mehr in der Persönlichkeit Isabellas als in der Fernandos. Erstere, welche während der Zeit ihrer Regierung die Einnahme Castiliens verdreißigfache (1474 belief sich dieselbe auf nur 885,000, 1504 auf mehr als 26 Millionen Realen), ohne daß das Volk durch Abgaben gedrückt worden wäre, war die letzte Königin von Spanien, der sich die Unterthanen vertrauensvoll nähern durften. Großherzig, voll umfassender Pläne, immer offen, treu gegen ihre Freunde, bezeichnete eine tiefe Frömmigkeit alle ihr Thun. Mit ihr starb der Schutzgeist Fernandos. In ihrem weiblichen Zartgefühl, in ihrer Milde, Demuth, Reinheit und Mangel an Eitelkeit stand sie weit über der gepriesenen jungfräulichen Königin von England. Isabella handelte und sorgte nur für das Volk; Fernando nur für sich selbst. Diesen kalten, finsternen, gleißnerischen Character, der mit Lügen und Verrath spielte, hat der Verf. vergebens, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch theilweise

zu entschuldigen gesucht. Seine unwürdige Kälte gegen Columbus, sein schwarzer Undank gegen Gonsalvez und Pedro de Navarra, seine Treulosigkeit gegen den Cardinal inmitten des Sieges von Bran, endlich die Wortbrüchigkeit, die er gegen den Herzog von Calabrien und Cesare Borgia übte, lassen nur ein Urtheil über ihn zu.

Hay.

I. Quedlinburg und Leipzig.

Bey Gfr. Basse, 1838: Otte mit dem barte von Cuonrat von Würzburg, heraus gegeben von Karl August Hahn. 114 Seiten. Octav.

II. Heidelberg.

Bey Winter, 1839: Von den sibensláfæren. Gedicht des XIII. jahrhunderts, heraus gegeben von Th. G. von Karajan. XVI u. 42 Seiten. Octav.

Wenn zwey Bücher so vieles mit einander gemein haben, wie diese beide, so darf die Anzeige derselben wohl süglich damit beginnen, dieses Gemeinschaftliche zusammen zu stellen.

Die zwey Gedichte, von denen hier die Rede seyn soll, gehören beide der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts an; beide erscheinen jetzt zum ersten Male im Drucke; beide verdienen es, auf diese Weise den Freunden altdeutscher Kunst zugänglicher gemacht zu werden. — Was die Herausgeber betrifft, so überzeugt man sich bald, daß beide sehr gut vorbereitet an ihre Arbeit gegangen sind, und daß sie mit gründlichen Kenntnissen, mit richtigem Urtheile und mit aufmerksamem Fleiße die Aufgabe gelöst haben,

die sie sich stellten. Der Same, der in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ausgesät wurde, ist bey ihnen auf guten Boden gefallen, und verspricht schöne Ernten auch für kommende Jahre. Die Zeile endlich, welche dem zweyten Büchlein vorgesezt ist 'Meinem lieben Freunde Karl August Hahn zu Heidelberg', kündigt uns beide junge Männer als Gesfreunde an.

N^o I. Otte mit dem barte.

Ein schönes mittelhochdeutsches Gedicht wird uns hier in möglichst reiner Echtheit geboten, und selbst diejenigen, welche es bereits in Abschrift besitzen, werden ihre Abschrift mit Vergnügen gegen den Abdruck umtauschen, der nebenbey einen ausgedehnteren so wohl als bequemern Gebrauch gewährt. Handschriften haben immer, besonders für Citate, etwas höchst unbequemes.

Die Vorrede des Herausgebers stellt erstlich das Wenige zusammen, was wir von den Lebensumständen Kuonrades wissen, bisweilen auch wohl nur zu wissen glauben; denn nicht immer steht bey dem 'Chuonradus de Wirzeburg' das entscheidende 'in teutonico multorum bonorum dictaminum compilator. — Mit größerer Sicherheit läßt sich über den Werth, der unserm Kuonrat als Dichter gebührt, urtheilen; denn für solche Untersuchung treten seine zahlreichen Werke als Zeugen auf, und es kommt alsdann nur auf die Kleinigkeit an, daß der Richter spruchfähig sey: Hr Hahn beweist sich als solchen. — Als Kuonrat schrieb, setzte man den Reimer über den Dichter: und Niemand kann dem Einflusse seiner Zeit entgehen. Dieß bewährt sich reichlich an Kuonrat, wenn gleich Einiges, vorzüglich unter dem, was uns die Sammlung der Minnesinger erhalten hat, unbedingt Ach-

tung verdient: Man erinnere sich an den schönen Spruch Für alle vuoge ist edel sanc getiu-
ret und gehêret S. 207, an den Tanz
S. 198, und an manches Andere, wozu wir
auch diesen Otte rechnen müssen. Sey dem übriz-
gens wie ihm will, so dürfen wir nie vergessen,
wie viel wir gerade aus Kuonrades Reimen
für die Grammatik gelernt haben, und vielleicht
noch lernen können. Es ist daher sehr zu wün-
schen, daß allen seinen Werken die critische Rei-
nigung zu Theil werde, die hier seinem Otte zu
Theil geworden ist. Mag die Ehre der mittel-
hochdeutschen Dichtkunst auch noch so wenig da-
bey gewinnen, so wird der Sprachforscher den
so sorgfältig vorbereiteten Ausgaben, der golde-
nen Schmiede durch Wilh. Grimm, und des
trojanischen Krieges durch Frommann, mit
gespannter Erwartung entgegen sehen: selbst Mit-
telmäßiges oder Schlechtes dient bisweilen dazu,
Besseres klarer verstehen zu lernen; und das ist
auch Gewinn.

Daß der Kaiser Otto der Sage kein anderer
seyn kann als Otto der Große, ist ausgemacht,
und der von Hn H. S. 33 geäußerten Vermu-
thung, daß auf einige Züge der Sage eine Ver-
wechselung Otto's des Großen mit Otto dem
Zweyten eingewürkt habe, wird man fürs erste
nicht beypflichten. Auch ist Kuonrades Erzählung
durchaus gleich gut, und der erste Theil der-
selben den Rechtsansichten und den Sitten der
Zeit eben so angemessen als der zweyte. Hein-
rich von Kempten erscheint von Anfang an bis zu
Ende gleich edel und groß.

Die Anmerkungen, welche der Herausgeber
dem Gedichte angehängt hat, sind insgesammt
zweckmäßig. Für die erklärenden sind die Belege
— was sehr zu loben ist — beynahе immer aus

Kuonrat genommen. Dem, was zu Z. 206 über ungedult gesagt ist, fügen wir bey, daß dieses Wort, dessen klares Verständniß allerdings bisweilen Schwierigkeit hat, neben anderen Bedeutungen die es hat, auch so viel sagt als 'Unfähigkeit Herr über sich zu bleiben, besonders den Aufwallungen des Zorns zu widerstehen'. Vgl. Heinrichs Trist. 3540: rehte ungedult ist ungedult die mit Recht so heißt. — Z. 732 ein gelt gap er im unde lêch sicherte er ihm als lêhen zu: eine stehende Formel, vgl. Z. 383 lêhengelt, Z. 491. 619. — Z. 143 würden wir mit der Handschr. H græzer danne ein reitel gesetzt haben. reitel, zu rîden reit (drehen) gehörig, heißt das kurze Stück Holz, das besonders zum Spannen der Stricke gebraucht wird, und mit dem man gar leicht einen todtschlagen kann. Der Dichter läßt Heinrich einen stecken græzer danne ein reitel ergreifen, um dadurch anzudeuten, daß es bey dem Schlage nicht auf den Tod des Truchsäßen abgesehen war, sondern nur auf eine Erwiderung seiner höhnischen Schmähungen. Ein Zweykampf, der auf eine solche Erwiderung nothwendig folgen mußte, hätte dann, als Gottes Urtheil, über Heinrichs Schuld oder Unschuld entschieden; dem Kaiser stand durchaus keine Entscheidung darüber zu.

Ueber Z. 525. 526 bemerken wir nur, daß wahrscheinlich st. ouch gelesen werden muß durch. — Minnes. II. 207. a sagt Kuonrat sîn gelücke und sîne kraft entsitze swaz nu wildez lebe. Sich ausführlicher hierüber auszulassen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht.

Die Anmerkungen critischer Art sind bestimmt, dem Leser anzudeuten, welche Grundsätze bey Aufstellung des Textes befolgt wurden; und Lachmanns Leistungen sind es, welchen der Verf.

nachstrebte. 'Man wähle sich die besten zum Vorbilde, wenn man sie auch nicht erreichen kann.' Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Vorrede, und mit diesen Worten schließen auch wir unsere Anzeige.

N^o II. Die siben sláfæro.

Die sieben Schläfer kennt jedermann. Noch neuerdings hat Göthe in seinem westöstlichen Divan ihr Bild in orientalischer Beleuchtung aufgestellt. Daß aber schon im dreyzehnten Jahrhundert ein deutscher Sängler die alte Sage erneuerte, zeigen die hier abgedruckten Blätter. — Ob diese ein einzelnes für sich bestehendes Werk ausmachen, oder ob sie einem größern Ganzen angehören, muß der Verf. dieser Anzeige fürs erste unentschieden lassen: er gesteht jedoch, daß ihn die letztere Vermuthung die richtigere deucht, theils weil ihm die ersten Zeilen so zu klingen scheinen, theils weil kein Name des Verfassers genannt wird. — Der Zweck der Legende, welche der Erzählung zum Grunde liegt, war offenbar, den Glauben an die Auferstehung des Fleisches zu bestätigen, gegen welche bekanntlich schon im apostolischen Zeitalter Zweifel erhoben wurden, die fortwährend zu Streitigkeiten und Spaltungen Veranlassung gaben.

Dem Hr. von Karajan, dem Herausgeber des Gedichtes, standen zwey Handschriften zu Gebote, eine Pergament-Handschrift zu Wien, und eine Papier-Handschrift zu Kloster Neuburg. Bey genauer Untersuchung ergibt sich aber, daß beide aus einer Quelle geflossen sind, und daß keine von beiden das Lob besonderer Sorgfalt verdient. Da nun der Herausgeber es vorgezogen hat, bey dem ersten Abdrucke des Gedichtes sich streng an die Handschriften zu halten, so erwarten aller-

dingß mehrere Fehler der alten Schreiber die erforderlichen Verbesserungen. Der Verfasser dieser Anzeige erlaubt sich einiges der Art, das sich ihm bey dem Durchlesen des Gedichtes darbot, hier mitzutheilen. — Gleich in den ersten drey Zeilen fällt es ihm, wie schon gesagt, auf, die Ueberschrift durch den Reim mit der Erzählung verbunden zu sehen, und es möchte wohl besser seyn zu lesen Von den sibem sláfæren, wer die herren wæren, daz lât iu ze diusche sagen. 3. 9 l. mit alle wolte betouben. 3. 22 ‘mit kunst’ kann schwerlich richtig seyn; vielleicht angst 3. 28 nu l. an 3. 32 Ephesum, mit Senkung der zweyten Sylbe, ist der Aussprache und Schreibweise des Dichters gemäß, und daher ist 3. 250 diu stat Ephesum, mit verschwiegener Senkung nach stat, richtig, aber 3. 585 wird es besser seyn, in Ephesum die stat zu lesen. 3. 33 muß wahrscheinlich, statt schouwen, suochen gelesen werden. 3. 55 muß nennen fehlen, wie es in B auch wirklich fehlt. Bey 3. 82 hat sich der Schreiber (wahrscheinlich schon der der Handschrift, von der A so wohl als B Abschriften sind) in die vorher gehende 3. 79 verirrt, und dann auf ungeschickte Weise 3. 83 hinein gesetzt: es sind mithin die beiden Zeilen, 82 und 83, auszustreichen. 3. 149 l. suochte 3. 176 ist ir und 3. 202 sich zu tilgen, 3. 203 aber st. si zu lesen er. 3. 241 st. verwandelte l. verwandelt hete. 3. 258 ist nach gezam das Comma, 3. 259 nach nam das Colon ausgefallen. 3. 268 ketzerî muß auf jeden Fall ketzerie heißen; was aber unbehende seyn und heißen soll, haben wir erst noch zu lernen; denn bis jetzt kennen wir keinen Beleg für das Wort als in dieser dem Verse zuwider laufenden und mithin offenbar verderbten Zeile. Vermuthlich

ist das Comma am Ende der vorher gehenden Zeile zu tilgen, st. unbehende, wozu den Schreiber die zwey vorher gehenden un verführt haben mögen, zu lesen behende, und dieß als ein zu wuohs gehöriges Adverbium zu nehmen. Z. 276 l. mit liste unde Z. 290. 291 l. der in dem künecriche sich alze kreftecliche Z. 294 l. verkêren Z. 298 l. schiere er rehôrte Z. 319 fängt wohl besser einen neuen Satz an. Z. 323 sâgen ist ohne Zweifel in sâhn zu bessern, und die S. II der Vorrede stehende Bemerkung höchstens auf den Schreiber anzuwenden (und kaum dieses); denn Z. 500 steht sâhen im Reime auf jâhen. Z. 326 ist für einen klingenden Reim zu lang, und die reimende Zeile hat nur drey Hebungen: es wird also besser seyn zu lesen mit allem sinne und in der folgenden Zeile dar inne: man vgl. übrigens die Zeilen 524 bis 527. Z. 330 muß die getilgt werden, und in der folgenden Zeile würde wohl für drîn besser stehen drin. Einige am Ende des Wortes abgefallenen e, und für unde, stark für starke mögen hier unerwähnt bleiben. Z. 339 ist gesprochen in gejehn zu bessern Z. 356 l. sîn st. sinen. Z. 363 ist dâ, (wie st. dô zu bessern ist) müeze got wesen ob für das Wörterbuch anzumerken. Z. 390 würde besser in Parenthese stehen. Z. 402 l. in st. im, Z. 414 do er st. dô er und Z. 469 offenliche Z. 509 ist danne zu streichen, und 520 mit B st. du zu setzen ir Z. 539 scheint aldâ ein Schreibfehler statt alsâ, so wie Z. 542 dô st. do Z. 574 l. gebâren st. gebârn und Z. 603 daz her Antipater in sach vgl. Z. 584. Z. 648 ist ohne Zweifel hönlich der Hf. A dem hovelich vorzuziehen, und mit Z. 685 ein neuer Satz anzufangen. Z. 705 daz offen ich iu sunder-

barn. Das letzte Wort muß, wie es auch in beiden Handschriften getrennt steht, sunder barn geschrieben werden. — diu bar, ein Wort, das unter der Form barre, die gleichfalls schon im Deutschen erscheint (Meinh. F. S. 394. Wolfr. Wilh. 187, 19) in das Französische übergegangen ist, bedeutet im Allgemeinen jede Art Schranke. Aus dem Substantive bildete sich das Vollwort ich bar, sperre ab (Viedersf. I. 337 verriegelt und verbart). So entstanden nun vermittlest der Präposition sunder (ohne) zwey ziemlich gleich bedeutende Ausdrücke, sunder bar und sunder barn, von welchen der erste dem Substantive bar, der zweyte dem Infinitive barn angehört. Unser heutiges 'sonderbar' hängt damit durchaus nicht zusammen, und lautet in der ältern Sprache sunderbare; eben so wenig diu bar die Blöße, welches zu dem Stamme ich bir bar gehört; wohl aber wird das althochdeutsche para, eingehegtes Land, dadurch klarer werden, wofür man noch, wenigstens in niederdeutschen Gegenden, Lage hört, Schillers Lage zc. — Was nun die Bedeutung der beiden Ausdrücke sunder bar und sunder barn betrifft, so bezog sich diese auf Raum so wohl als auf Zeit, und sie können mithin durch unser 'unmittelbar', in seinem gleichfalls doppelten Sinne, so wie durch 'unaufhörlich, unverzüglich' übersetzt werden. Für die Stelle, die zu dieser Abschweifung Veranlassung gab, möchte wohl 'unverholen, ohne Rückhalt' am besten passen. — Da dieses sunder bar und sunder barn bisher noch zu den schwierigen Ausdrücken gerechnet werden mußte, so ist es wohl Pflicht, die Stellen anzuführen, auf welche die gegebene Erklärung sich gründet. Maria hat den Gottmenschen in sich reineclliche umbevangen tougen sunder bar, so daß das

Kind und der Leib der Mutter in unmittelbarer Berührung standen, Minnes. I. 187. a. — wie si mich bekrenket sunder bar unaufhörlich, Minnes. II. 22. a. — ich lîde nîde von dir sunder bar unaufhörlich, Beiträge zur Kenntniß der altd. Sprache u. von Benecke S. 173 — ich kræne dîne schoene sunder bar immerfort, das. 150 — knaben schuof aldâ darzuo sunder bar sogleich der marschalc Biterolf 3231. her Dietrich begunt dar trîben daz edel ros sunder bar sogleich, Rabensl. Str. 920. (der Reim auf wâr darf hier nicht irren) sprach gar sunder bar augenblicklich, Suochenw. XXV, 352. — 3. 709 mâge lâft sich zur Noth vertheidigen, doch möchte wohl eher ein Schreibfehler zu vermuthen und mære zu lesen seyn, 3. 745 her (wohl Druckfehler) l. her 3. 807 lese man beiden Handschriften gemäß vreuden st. vreudn und tilge er 3. 827 ist als ich iu wil bediuten zu lesen; wol ist statt des folgenden wil verschrieben und die Punkte darunter sind vergessen oder verblichen. 3. 828 an überlädt den Bers und stört den Sinn. 3. 896 l. bestate.

Bei dieser Gelegenheit fügen wir noch die Nachricht bey, daß aus Schmel's österreichischem Geschichtsforscher, Bd I. Heft 1. 2.

W i e n.

Bei Beck, 1838. Beiträge zur Geschichte der Landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter. Als Einleitung in das im Anhang zum ersten Male mitgetheilte Münzbuch Albrechts von Eberstorf von Theodor G. von Karajan, Archivs-Beamten der k. k. Hofkammer

auf 148 Seiten in Groß-Octav besonders abgedruckt in 50 Exemplaren, erschienen sind.

Unter vielen den Urkunden entnommenen Erläuterungen zeichnet sich besonders aus, was von S. 38 an über die schon öfter besprochenen hausgenossen mitgetheilt wird.

B e r n .

Apud C. A. Jennium filium. Basilius Magnus Plotinizans. Supplementum Editionis Plotini Creuzerianae, Basilii Magni Garnerianae. Edidit A. Jahnius Bernas Helveticus. 1838. 46 Seiten in Quart.

Der Verf. ist bey seiner Beschäftigung mit den Werken des großen Basilius zum Behufe einer neuen Pariser Ausgabe derselben auf die nicht uninteressante Entdeckung gekommen, daß dieser Kirchenvater ein Nachahmer des Plotin, hie und da ganze Stellen mit Inhalt und Ausdruck aus Plotins Enneaden in seine Schriften aufgenommen habe. Der Platonismus und zu seiner Zeit auch der Neuplatonismus in der Theologie der Kirchenväter ist im Allgemeinen unleugbar. Ein großer Theil ihrer Dogmen beruht auf dieser philosophischen Grundlage. Bey einigen Vätern ist der Gebrauch der heidnischen Philosophen offen und unverhüllt; sie citieren sie ohne Bedenken und erfreuen sich ihrer Zustimmung. Dafür müssen sich aber auch jene gefallen lassen, für bewußte oder unbewußte Stehler und Fehler biblischer Wahrheiten, alt- und neutestamentlicher, je nachdem die Zeitverhältnisse es mit sich bringen, gehalten zu werden. Plato wird der *Μωϋσῆς ἀρτικίμων* genannt. Der Neuplatonismus der Cappadocischen Väter, wozu Basilius gehört, ist zu vermuthen.

Basilius, wie Gregor der Große, sein Freund, waren Verehrer des Origenes, der dem Neuplatonismus nahe kam; außerdem waren sie beide längere Zeit in Athen und hörten dort neuplatonische Sophisten. So mögen sie also auch den Plotin gelesen haben. Allein so viel ich weiß, citieren sie ihn nirgends ausdrücklich, während z. B. Theodoret, der etwas später, aber demselben Bildungskreise angehört, ihn öfters citiert und lange Stellen aus ihm wörtlich und mit Namensnennung anführt, s. Graec. affectionum curatio, s. evangelicae veritatis ex gentilium philosophia cognitio, disp. 2 u. 6. Wir besetzen von Basilius 5 Bücher gegen den Eunomius. Am Ende des fünften steht eine kurze Abhandlung oder Rede über den heiligen Geist. In dieser ist der cento Plotinianus unverkennbar. Der Verfasser hat die Parallelen synoptisch abdrucken lassen. Sehr vieles ist wörtlich aus Plotin genommen, aber immer ins Christliche und Biblische wo möglich übersetzt. Aber es ist schlimm, daß die beiden letzten Bücher des Basilius gegen den Eunomius als unecht verdächtig sind. Und da jene Rede über den heiligen Geist sich in den meisten Manuscripten unmittelbar an den Schluß des letzten fünften Buches anschließt, so scheint nichts natürlicher, als dieselbe mit Garnier dem Basilius ebenfalls abzusprechen. Freylich lautet der Anfang so, als solle die Untersuchung über den heiligen Geist erst recht angehen, so daß es scheint, die Rede habe ursprünglich für sich bestanden, wie sie denn auch in einigen Handschriften und deshalb in der zweyten Baseler Ausgabe der Werke des Basilius besonders steht und wie eine besondere Homilie aussieht. Der Verfasser hält sie für echt, aber er hat den Hauptgrund Garniers, daß in derselben der heil. Geist wider

die Gewohnheit des Basiliius Gott genannt werde, nicht widerlegt, auch nicht positiv den Beweis geführt etwa aus der Uebereinstimmung der Sprache und des Stils mit den unzweifelhaften Werken des Basiliius. So muß man immer noch zweifelhaft seyn, ob der Plotinifizierende Verfasser des Stückes Basiliius ist oder ein Anderer. Indessen scheint es, daß man den Titel des Buches Basiliius Plotinizans immer noch gelten lassen muß, da der Verfasser noch eine Reihe von emblemata Plotiniana aus einer unzweifelhaften Schrift des Basiliius — nämlich über den heiligen Geist — anführt. Allein hier ist das Verhältniß wesentlich ein anderes, die Ähnlichkeit in Gedanken und Ausdruck viel geringer, ja stellenweise entschiedene Unähnlichkeit. Erwägt man nun dies, so wird man noch mehr geneigt, jenen cento Plotinianus dem Basiliius abzusprechen, da nach den Plotinischen Emblematen zu urtheilen, Basiliius nicht in der Art hatte, den Plotin abzuschreiben, was er dort thut. So bleibt für den Theologen nur das Resultat stehen, daß Basiliius plotinifizierte, oder genauer, neuplatonisch dachte. Aber daß er ein Plagiarius des Plotin war, kann man nicht sagen. Dabey bleibt das critische Interesse an jenem cento Plotin. für den Philologen wesentlich dasselbe.

Der Verfasser hat die beiden Texte, die er synoptisch mittheilt, critisch und exegetisch behandelt, wofür man ihm dankbar seyn muß, besonders in Betreff des Basiliius, dessen Text er stellenweise gut verbessert hat. Der exegetische Commentar ist etwas überladen mit Citaten, aber er enthält schätzbare Nachweisungen der neuplatonischen Denkart und Sprachweise.

Zwey epimetra schließen die Abhandlung, das eine enthält einen cento Platonius apud per-

sonatum Dionys. Areopagitam; und das zwey-
te einen cento Platon. apud Jamblichum.

g.

H a n n o v e r.

Rudimenta linguae Umbricae ex
inscriptionibus antiquis emendata, particula
octava; res tractatas summam repetens.
Scripsit Dr. G. F. Grotefend, Lycei Han-
noverani Director. 4. 40 Seiten. 1839.

Die früheren Hefte dieser Untersuchungen sind
in unsern Blättern ausführlich angezeigt worden
(1838. St. 5.). Dies letzte Heft enthält nach der
Ueberschrift nur eine kurze Recapitulation der vor-
her gehenden, und bedarf daher keiner weitem
Beurtheilung. Gewiß wird aber diese Uebersicht
dem Sprachforscher erwünscht seyn, da sie den
Gebrauch des Ganzen so sehr erleichtert. Der
Verf. wollte zwar noch weitere Fortsetzungen in
der bisherigen Form liefern. Er hat aber, wie
er am Schlusse berichtet, seinen Plan dahin ge-
ändert, eine Grammatik der Umbrischen
Sprache heraus zu geben, welche Fortsetzung
und auch Verbesserungen der früheren Erklärun-
gen enthalten, und also einen der wichtigsten
Beiträge zu der Kenntniß der alten italischen
Sprachen liefern wird, dem gewiß alle Freunde
dieser Forschungen mit Verlangen entgegen sehen
werden.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 22. April 1839.

L ü b i n g e n.

Bey C. F. Oslander, 1839: Hebammenbuch oder Anleitung zur Geburtshülfe für Hebammen; nebst Belehrung über die Krankheiten der Frauen und Kinder von Dr. Joh. Fr. Oslander, Prof. der Med. in Göttingen. XVI u. 365 Seiten in Octav.

Unter den zahlreichen Hebammenbüchern sind die älteren, schon ihrer altväterischen Form und Sprache wegen, nicht mehr passend; meist zu kurz oder zu weitläufig, und die Lehren, welche sie aufstellen, mit den Fortschritten der Geburtshülfe nicht mehr übereinstimmend; manche neuere hingegen, wenn auch an sich vortrefflich, sind doch keineswegs den Fähigkeiten und der Geduld derjenigen Frauen angemessen, die sich bey uns dem Hebammengeschäfte widmen. Unsere Hebammen, wenn sie sich zum Unterricht melden, pflegen nur wenige Bücher in Händen gehabt zu haben, und besitzen schon gute Vorkenntnisse, wenn sie 'without much spelling' lesen können. Es sind rechtliche Frauen, deren Jugend unter Arbeit und Mühe hingegangen ist, und die von dem

Hebammendienste eine Versorgung für spätere Tage erwarten. Sie bestimmen sich entweder selbst für den Beruf, oder werden von ihrer Gemeinde dazu erwählt. Wie lange sollen solche Frauen im Unterrichte seyn? Ueber drey Monate ist es kaum möglich; so lange dauert daher der Unterricht; oft kürzer; wornach sie geprüft, mit einem Zeugnisse versehen, entlassen, becidigt und angestellt werden.

Eine solche Frau, eine Hausfrau, zumahl auf dem Lande, kann nicht viel lesen, und wenn sie sich gute Kenntnisse aus einem Buche holen soll, muß sie die Hauptsachen, worauf es ankommt, auch leicht finden können. Es ist daher nöthig, daß ihr Lehrbuch, ohne zu kurz und arm, oder zu umständlich und wortverschwenderisch zu seyn, in einfacher Sprache, deutlich die nothwendigen Vorschriften aufstellt, damit nicht erst mit Mühe und Zeitaufwand die Saatkörner aus der Spreu ausgelesen zu werden brauchen.

Da der Verfasser, in einer Reihe von Jahren, eine große Zahl Hebammenschülerinnen unterrichtet hat, und aus der Stadt- und Landpraxis die Geistesfähigkeiten und das Loß der deutschen Hebammen hinlänglich kennt, glaubte er im Stande zu seyn, ein Lehrbuch so zu verfassen, daß es dem beabsichtigten Zwecke, bey dem Unterrichte als Leitfaden, zugleich aber auch jenen Frauen bey ihrem nützlichen und mühevollen Geschäfte zum Nachschlagen zu dienen, angemessen seyn werde.

Er hat bey der Ausarbeitung dahin gestrebt: 1) die ganze Doctrin, so weit sie der Hebamme verständlich und nöthig ist, zu überliefern, ohne gerade alles zu sagen, oder in weitschichtige Erörterungen einzugehen, als dem untrüglichen Mittel, von der Lectüre abzuschrecken, zu ermüden und zu langweilen;

2) die Verrichtungen in der natürlichen Geburt ausführlich abzuhandeln, da diese den wesentlichsten Gegenstand des Unterrichts ausmachen;

3) die Lehre von den abweichenden Kindeslagen, so wie von den unregelmäßigen Geburten überhaupt, vereinfacht und wie die Sache in der Wirklichkeit vorkommt, aufzustellen; die Beschreibung der s. g. Manoeuver zu beschränken und statt der Details, die nur am Fantome verständlich sind, allgemeine Principien fest zu halten;

4) als Heilmittel, bey den Krankheiten der Frauen und Kinder, mehr auf einfache als künstliche Mittel Rücksicht zu nehmen.

Zugleich hielt er es für zweckmäßiger, 5) mit einem anatomisch-physiologischen Umriss anzufangen, mit einer den gebildeteren Leserinnen, wie er aus Erfahrung weiß, so erwünschten und nützlichen kleinen Anatomie und Physiologie, als gleich die 'membra verenda' zur Schau zu stellen.

Die Schrift zerfällt, außer der Einleitung, welche von der Erlernung der Hebammenkunst und den Pflichten der Hebamme gegen ihre Obrigkeit und die Frauen, welche sich ihr anvertrauen, handelt, in sieben Abschnitte: I. Vom weiblichen Körper im Allgemeinen; II. Vom Becken und den Geschlechtstheilen; III. Von der Schwangerschaft; IV. Von der Geburt im Allgemeinen, insbesondere von der natürlichen, regelmäßigen Geburt; V. Vom Wochenbette und der Pflege des neugeborenen Kindes. VI. Von den unregelmäßigen und schweren Geburten; wobey jedesmahl auf die Frage: was ist zu thun? die Behandlung, so weit sie die Hebamme angeht, genau angegeben, zugleich aber sorgfältig auf die Grenzen ihrer Wirksamkeit aufmerksam gemacht wird. Die Wendungsoperation ist in einem besondern Kapitel dieses Abschnittes abgehandelt.

VII. Von den Krankheiten der Frauen und Kinder.

Was den Gebrauch des Buches zum Unterrichte betrifft, so ist der Verf. der Meinung: daß nur wenige Stunden den Gegenständen des ersten und letzten Abschnittes gewidmet werden dürfen, um die kurz zugemessene Zeit den Hauptgegenständen nicht zu sehr zu schmälern. Aber schon die Namen der einzelnen Körpertheile richtig auszusprechen, sey einer verständigen Frau Bedürfniß, und sie werden immer begierig seyn, die Berrichtungen dieser Theile, so wie die Bedeutung, welche sie im gesunden wie im kranken Zustande haben, kennen zu lernen. — Die Worte, womit der siebente Abschnitt gleichsam entschuldigt wird, wollen wir hier hersetzen; sie können zugleich dazu dienen, die Behandlungsart und den Ton des Ganzen kennen zu lernen. 'Es wird Niemand gründliche Kenntnisse über die Krankheiten der Frauen und Kinder von einer Hebamme erwarten. Dazu gehören andere Vorkenntnisse, als Frauen gewöhnlich mitbringen, und ein viel längerer Unterricht. Manche Lehrer rathen daher, diesen Abschnitt ganz zu übergehen. Wenn ich auch der Meinung bin, daß nicht viel Zeit im Unterrichte auf diesen Gegenstand zu verwenden sey, und vieles dem eigenen Fleiße überlassen werden kann; so schien es mir doch bedenklich, diese Dinge ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Die meisten Hebammen besitzen nur ein Buch, in welchem sie sich zurecht finden können, an das so sich gewöhnen, und welches sie als einen treuen Rathgeber das ganze Leben hindurch bewahren. Hier suchen sie in zweifelhaften Fällen Rath, und benutzen es zum Nachschlagen, in allen den manigfaltigen Ereignissen ihres thätigen Lebens. Unfehlbar würden sie es schmerzlich vermiffen, wenn ihr Lehrbuch

ihnen gar keine Belehrung über die Krankheiten der Frauen und Kinder gewährte; sollte es auch nur zu dem Zwecke seyn, die Namen der Krankheiten richtig auszusprechen und dem Arzte darüber Bericht abstaten zu können. Dies ist in der That auch schon viel werth. Selbst nur eine Ahnung von einer Krankheit zu haben, kann zu ihrer Heilung führen, wie ich aus ein Paar Beyspielen zeigen will. Hat man erkannt, daß die Urinverhaltung daher rührt, daß die Gebärmutter sich rückwärts umgelegt hat, so ist die Hülfe meistens leicht. Hat die Hebamme auch nur eine Idee davon, daß hartnäckige Blutungen bey Nichtschwangeren von einem Polyp herühren können, so wird sie eine an Blutflüssen leidende Patientin auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, sich von einem Geburtshelfer untersuchen zu lassen — und so in hundert ähnlichen Fällen.'

Der angehängte Schwangerschaftskalender scheint eine nützliche Zugabe zu seyn; und daß die üblischen widrigen Bilder und Paragraphenzeichen weg geblieben sind, wird von wenigen vermist werden.

Die äußere Ausstattung des Buches, Druck und Papier sind ausgezeichnet.

M a r b u r g.

Dem diesjährigen Programme, welches zu der öffentlichen Prüfung der Schüler des kurfürstlichen Gymnasiums einlädt, hat Herr Gymnasialdirector Dr A. F. C. Wilmar eine Abhandlung beygegeben, welche den Titel führt die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs vom Ems, mit Auszügen aus den noch ungedruckten

Theilen beider Bearbeitungen 80 Seiten in Quart, und einen erfreulichen Beweis liefert, wie solche Gelegenheitschriften zum Vortheile der Wissenschaft können verwendet werden.

Mit Rudolfs Weltchronik hatte sich bisher nur Herr Professor Maßmann, den die längst verkündigte, immer noch nicht zu Stande gekommene, Herausgabe der Kaiserchronik darauf führte, beschäftigt, und sich durch Nachweisung der zahlreichen Handschriften bereits ein Verdienst erworben. Er hatte die Meinung geäußert, daß nur Eine Recension vorhanden sey, aber ein doppelter Prolog. Herr Gymnasialdirector Wilmar beweist, daß diese Ansicht unrichtig ist, und zwey gänzlich verschiedene Bearbeitungen desselben Gegenstandes auf uns gekommen sind. Die ältere Recension umfaßt die Bücher des alten Testaments bis auf Salomons Tod, die jüngere nur den Pentateuch, das Buch Josua und das Buch der Richter, doch dieses nur zum geringsten Theile, und weicht nicht bloß im Prologe, sondern auch in den gemeinschaftlichen Stücken, so wohl dem Inhalte als der Darstellung nach, gänzlich von der älteren ab. Die ältere Bearbeitung rührt ohne Zweifel von Rudolf von Ems her, wie schon der akrostichische Anfang seines Prologs beweist. Ich bemerke hier, daß in der ersten Zeile, obgleich alle nachgesehenen Handschriften Richter got herre über alle kraft lesen, doch, da sich der Vers nicht scandieren läßt, ein Fehler stecken muß; wahrscheinlich ist Richtære über alle kraft zu bessern. Rudolfs Prolog ist dem König Konrad IV. gewidmet. Die jüngere Bearbeitung dagegen, deren Prolog mit Christ herre anfängt, ist ausschließlich dem Landgrafen Heinrich von Thüringen zugeeignet, und ihr Verfasser nennt sich nicht, auch nicht seinen Vorgänger, obgleich er ihn gekannt hat. Endlich ist

Rudolfs Werk abermahls von anderen fortgesetzt und auch durch Zusätze im Innern erweitert worden. Die bis jetzt aufgefundenen 42 Handschriften, wozu noch einige Bruchstücke kommen, enthalten entweder eine von den beiden Bearbeitungen rein, oder einen aus beiden verschiedentlich gemischten Text; sie sind nach ihren Bestandtheilen in Classen abgetheilt und näher beschrieben. Die aus den Handschriften mitgetheilten Stellen sind mit Einsicht gewählt und lesbar hergestellt, wenn auch, besonders durch sorgfältigere Beachtung der metrischen Gesetze, noch manches zu bessern wäre. So ist z. B. 60, 10. zu lesen unde hort; 61, 75. von êrst mit dîner kraft; 63a, 211. der umbejage geschnof got; 69, 73. eigenliches; 71b, 11. bevant; 72b, 42 ist wol zu streichen; 73b, 15. als; 73b, 20. wahrscheinlich al ze kurz; 74b, 38. der dûhte sich an sælden; 77a, 182. des ern bæte. Noch eins und das andere wäre sonst anzumerken, z. B. S. 22 ist gegen den Reim lande: vîande nichts einzuwenden; S. 25 ist namen (namôn) als Infinitiv von genamet zu setzen. Die öfter mangelnde Bezeichnung der langen Vocale ist leicht nachzuholen.

Die ganze, schon durch Herbeyschaffung der wichtigeren Handschriften schwierige Untersuchung ist gründlich, mit Scharfsinn und Geschick geführt, und gewährt klare Ergebnisse. Es ist hier wieder ein Beyspiel, wie genaue, keine Einzelheit verschmähende Arbeit erst zur wahren Erkenntniß auch der allgemeineren Verhältnisse leitet. Mit Geist und freyem Blick bezeichnet der Verf. die Stelle, welche dem einen festen Plan verfolgenden Gedichte in der Geschichte der Poesie zukommt, und siegreich bekämpft er das ungerechte, zum Theil auf falschen Voraussetzungen beruhende, Urtheil, das Gervinus über den nicht ausge-

zeichneten aber sinnvollen und achtungswerthen Dichter ausgesprochen hat.

Eine Ausgabe von Rudolfs reinem Text wäre jetzt an der Zeit.

Wilhelm Grimm.

P a r i s.

Die Bekanntmachung der Collection de documents inédits sur l'histoire de France hat noch zu einem andern damit in Verbindung stehenden Werke die Veranlassung gegeben, von dem wir wenigstens vorerst die Erscheinung anzeigen wollen:

Elements de Paléographie par M. Natalis de Wailly, Chef de Bureau de la Section administrative des archives du royaume. Tome premier. XII u. 716 Seiten. Fol. 1838. (Imprimerie Royale). Es ist ein wissenschaftliches Werk über die Theorie der Diplomatik, wovon das große Werk der Benedictiner zum Grunde gelegt ist. Der vorliegende erste Band zerfällt in drey Theile: Première partie. Chronologie, ist der Lehre der verschiedenen Zeitrechnungen gewidmet. Deuxième partie. Style, Nomenclature, Formules etc., die äußeren Kennzeichen der Urkunden. Troisième p. Paléographie proprement dite, die Untersuchungen über Schrift und Schriftzeichen. Wir müssen uns mit dieser kurzen Inhaltsanzeige begnügen, da eine weitere Beurtheilung erst die Frucht eines längern Gebrauchs seyn kann. Daß die Stellung des Vfs als Mitvorsteher des Staatsarchivs für ein solches Werk sehr vortheilhaft war, brauchen wir nicht erst zu bemerken.

Sn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. S t ü c k .

Den 25. April 1839.

H a m b u r g .

Bey Perthes. Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen durch Friedrich Hurter. Dritter Band; auch unter dem Nebentitel: Kirchliche Zustände zu Papst Innocenz des Dritten Zeiten. Erster Band. 1838. VIII u. 616 Seiten in gr. 8.

Als Rec. vor einigen Jahren die beiden ersten Bände vorliegenden Werkes in diesen Blättern besprach (Gött. g. A. 1834. St. 101., 1835. St. 10. 11.) und bey aller Bewunderung der historischen Forschung wie der lichtvollen Anordnung und Darstellung des Werks, dennoch der durch das Ganze sich hindurch ziehenden Tendenz, oder was damit in diesem Falle gleichbedeutend ist, der Anschauung des Werks vom catholischen Mittelalter, auf das bestimmteste widersprechen mußte: konnte er unmöglich das Misliche jener Tendenz schon so bedeutsam hervor heben, als dasselbe durch die Zeitereignisse, wie sie seitdem sich heraus gestellt haben, gegenwärtig sich überblicken läßt. Sene blinde Verehrung der Formen der

catholischen Hierarchie, worin der Verfasser sich gefällt, darf jetzt schwerlich noch als bloß historische Zeichnung vergangener Zeiten, und deshalb als harmlos und nur für geschichtlichen Genuß geeignet betrachtet werden, seitdem es sich heraus gestellt hat, daß wohl in manchen Köpfen die Chimäre entstehen könnte, oder wohl gar entstanden ist, Zustände wieder hervor zu rufen, die an dem Verfasser einen so übertreften Darsteller gefunden haben. Wenn von manchen Seiten darauf hingearbeitet wird, mit Umsturz der bestehenden Staatsformen die päpstliche Theocratie zu erneuern, die Fürstentronen wieder unter St. Peters Stuhl zu bringen: so sprechen wir zwar den Verf. selbst von dem Verbrecherischen solcher Tendenzen gern frey, erklären aber den Einfluß seiner Geschichte Innocenz des Dritten in diesem seltsamen Gährungsproceß für ein nicht ganz unerhebliches Ferment. Was zunächst Deutschland, dann aber auch in weitem Kreise die socialen Verhältnisse von ganz Europa bedrohet, ist die Coalition von religiösem Fanatismus und der Revolution, oder die Verschmelzung des Jesuitenbaretts mit der Jacobinermilche, wie in einem aus den Wirren des laufenden Decennium hervor gegangenen Nachbarstaat davon die schlagendsten Belege geliefert sind, und gewiß Manches geschah, um eine Fortsetzung davon dem Rheine entlang hervor zu rufen. Der Verf., wie gesagt, wird durch diesen Vorwurf nicht geradezu getroffen: er hat vielmehr redlich in dem ganzen Werke der Revolution sich entgegen gestemmt; noch zu gegenwärtigem dritten Bande datiert er zürnend die Vorrede von dem Jahrestage der durch die Patriarchen der Revolution erfolgten Hinrichtung Ludwigs des XVI. Bey Anzeige eines der früheren Bände haben wir die so seltsame Erscheinung, in

einem hoch gestellten reformierten Geistlichen einen fanatischen Lobredner des Papstideals zu erblicken, nicht anders als gerade aus Abscheu an dem Treiben der Revolutionsmänner unserer Tage erklären können. Gerade weil er so Vieles rings um sich her weichen und wanken, und den zügellosen Eifer entbrennen sah, wo möglich Alles in den Fluß der demokratischen Bewegung zu bringen: gerade deshalb klammerte er sich an ein Princip der Stabilität an, wie er es in dem mittelalterlichen Papstthume gefunden zu haben meinte; gerade deshalb nannte er St. Peters Stuhl so oft und so gefällig den Fels, der in den Wogen der Zeit unerschütterlich dastehe. Seiner Abscheu gegen die Bewegungsmänner der Gegenwart glaubte er nicht treffender darstellen zu können, als wenn er sie mit den Rebellen gegen St. Peters Stuhl zur Zeit des Mittelalters, den antirömischen Häretikern zusammen stellte, ja ziemlich unhistorisch für deren Fortsetzung erklärte. Gewiß also Beweis genug, wie er am wenigsten von der Coalition etwas wissen will, die gegenwärtig religiöser Fanatismus mit der Revolution eingegangen ist. Und dennoch ist er an dieser Coalition nicht schuldlos, da er das Seinige gethan hat, eben jenen Fanatismus zu schüren. Wer mag es leugnen, daß die ideale Schilderung des Papstes, in welchem der römische Pontificat culminierte, indem sie hier ausgestattet ward mit allen Reizen einer gründlichen Quellenforschung, indem sie die ganze Herrlichkeit päpstlicher Theocratie, worauf so lange Zeiten vorbereitet hatten, als unter Innocenz realisiert in einen glänzenden Brennpunct zusammen drängte, wer mag es leugnen, daß dieses historische Kunstwerk nicht ebenfalls dazu beygetragen hat, Ideen wieder in Circulation zu setzen, die als ein Gespenst entschwundener Zeiten

unsere Entwicklung von Kirche und Staat arg zu durchkreuzen drohen? Sollte das fecke Hervortreten des catholischen Clerus, wovon die Gegenwart so unerhörte Proben erlebt hat, wohl nicht wenigstens in Etwas auch durch das vorgehaltene Bild des großen Papstes verursacht seyn, in welchem sich eben jene Umstellung oder vielmehr Verschiebung von Staat und Kirche vollendet hatte, worauf jetzt wieder hingearbeitet wird? Das ist die Macht der Geschichte, so wohl bey Gebrauch als bey Mißbrauch ihrer Gewalten, daß sie großartigen Gestaltungen eben dadurch das Siegel der Rechtmäßigkeit aufdrückt, indem sie ihnen das Zeugniß des einstigen historischen Bestehens verleiht. Das war der Kunstgriff der römischen Faction von jeher, ihre Ansprüche und Forderungen dadurch zu legitimieren, daß sie dieselben durch frühere Beyspiele als schon längst bewährt und durchgeführt darstellte. Sämmtliche Päpste, und vor Allen Innocenz selbst, hatten keine sicherere Fundgrube für ihre theocratischen Anmaßungen, als gerade das Berufen auf Beyspiele der Vorzeit. Wenn das Recht des Oberpriesters, über Fürstenkronen und Länder zu verfügen, erwiesen werden sollte, so war kein Beyspiel treffender, und darum auch mehr benutzt, als das des Propheten Nathan, der den David strafte, des Ambrosius, der den Kaiser Theodos mit kirchlicher Zucht belegte, aus dem Arsenal der Geschichte entlehnt. Vor der Gewalt der Vergangenheit beugt sich so leicht die Gegenwart, indem sie das Bestehende ehrt, und dem schon einmahl Gewesenen den Character des Rechts zuerkennt. Eben dies war ja der Kunstgriff eines Betriegers, wie er einzig dasteht in der Geschichte, des erfindungsreichen Kopfes, der zu dem Gebäude des römischen Pontificats den letzten

Schlussstein fügte, des Verfertigers der falschen Decretalen, daß er eine erlogene Vergangenheit zusammen träumte, um dadurch den clericalischen Ansprüchen ein Selbstgefühl zu verleihen, das bey seinen Bestrebungen im guten Rechte zu stehen glaubte. Unser Verf. hat zwar nicht auf gleiche Art geträumt: er belegt ja jedes Wort seiner Schilderung mit einem historischen Citat, läßt ja überall die Quellen selbst reden; aber dennoch ist die Wirkung dieselbe, denn auch die von ihm dargestellte Vergangenheit ist in sofern eine Lüge, als er sie an die Stelle der christlichen Wahrheit selbst setzte, und das damahls Bestandene für das Normale und Ideale ausgab, wie es von der göttlichen Weisheit als Musterzustand für alle Zeiten aufgestellt sey. Pseudoisidor erlog Facta, gab weiter nichts als diese, und überließ die Anwendung davon dem Ermessen kunstfertiger Nachfolger; unser Verfasser gibt die Facta treu, fügt aber eine Umhüllung, Zusammenstellung und Worte eigener Bewunderung hinzu, die eben so sehr darauf berechnet sind, wie dort, eine Umgestaltung der Gegenwart nach schlechthin antichristlichen Principien hervor zu rufen.

Wird nun auf diese Art die Schilderung des großen Papstes nothwendig eine Waffe in den Händen derer, die auf Herstellung ultramontaner Theocratie hinarbeiten: so erleidet der Verfasser selbst für seine Mißgriffe die ärgste Strafe, die nur denkbar ist: er arbeitet einer Faction in die Hände, die er seiner ganzen Stellung nach tief verabscheuet. Er schmückte ein Phantom aus, das jetzt sie für ihre Zwecke benutzen; er schmiedete Pfeile, die sie nach ganz anderer Richtung hin versenden. Wollte er nur in der Absicht die Herrlichkeit des römischen Pontificats der Gegenwart vorhalten, um daran einen Damm zu ge-

winnen gegen die Fluthen der Bewegung: so hat ihn jetzt die Bewegungspartey überlistet, indem sie sich gleichfalls hinter dem päpstlichen Stuhle verbirgt, und von hieraus mit dem Scheine des Rechts ihre Pläne verfolgt. Die erste französische Revolution war zugleich kirchenstürmend, weil sie im Verlaufe des 18. Jahrhunderts die Herzen der Völker so gänzlich der Religion entblößt fand, daß Spott und Frevel am Heiligen trefflich ihren Plänen dienstbar wurde, daß Thron und Altar gleichmäßig überwältigt werden konnte. Jetzt scheint die Revolution ihre Tactik gewandelt zu haben: meint sie, das religiöse Element sey hinreichend wieder erstarkt in den Herzen der Völker, um daran einen Verbündeten gewinnen zu können, oder hält sie den gemeinschaftlichen Kampf gegen Thron und Altar für zu gewagt, daß sie nach dem alten Kunstgriffe *divide et impera* fürs erste des Altars schonen will, um nur den Thron desto sicherer befehlen zu können: genug es fehlt an Symptomen nicht für eine hereinbrechende ganz neue Gestalt des revolutionären Princips, Democratie und religiöser Fanatismus, Revolution im hierarchischen Gewande. Der heil. Vater hat sich lange gegen diese seltsame Coalition gewehrt, hat de la Mennais und seine Genossen fallen lassen, die ganz auf dieselbe Weise erneutes Kirchenthum auf demokratischer Basis zu stützen versprochen. Die Cölnischen Vorfälle im Vereine mit Belgischen Gestaltungen scheinen indeß mehr Glück im Vatican gemacht zu haben; er nimmt die treulose Hand an, die ihm die Democratie darbietet, und traut ihrem Versprechen, dem Stuhle Petri zu seinem alten Glanze wieder verhelfen zu wollen. Sein Spiel ist ein sehr gewagtes, und bitter wird er es sicher zu bereuen haben, daß er gegenwärtig eifrig

daß Seine beyträgt, die Ordnung des Staats zu gefährden, und dem monarchischen Rechte allerley Neckereyen und Verlegenheiten zu bereiten. Hält er denn etwa den Sieg der Democratie über die Monarchie für so entschieden gewiß, daß er es wagt, seine Interessen mit denen der Bewegungspartey zusammen zu werfen, und von der gesetzmäßig bestehenden Basis des Staats sich zu entfernen? Hat sich auch St. Peter einreden lassen, mit dem Jahre 1830 sey die große Hegira der neuen Zeit zu setzen, so daß in Zukunft nur das Bestand haben werde, was sich an diesen neuen Entwicklungsgang anlehnt? Es könnte dem Schissein Petri doch mancherley Unfälle bereiten, wenn sein Führer und Steuerer sich so schlecht auf die Zeichen der Zeit versteht, und das für Passatwind hält, was doch zuverlässig nur eine sehr ephemere Zugluft ist. Zwar stimmt es trefflich zu der Theorie von der ewigen Grundlage des heiligen Stuhls, sämtliche Staatsformen als etwas Wandelndes zu betrachten, und deshalb mit der gerade sich hervor hebenden Richtung sofort zu sympathisiren; allein unter den vielen Erfahrungen, die St. Peter von Seiten der Welt (saeculum) hat machen müssen, könnte ihm doch vielleicht noch das Schlimmste bevor stehen, wenn er jetzt, durch Zeitereignisse verblendet, mit der Revolution gemeinsame Sache macht.

Bey diesen herein gebrochenen Ereignissen ist unser Verfasser, gewiß gegen sein Erwarten, aber nicht ohne seine Schuld, dahin gelangt, eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Jene Keckheit, womit so Manche aus dem catholischen Clerus auftreten, die Ordnung des Staates stören, die Ruhe der Familien untergraben, den Gesetzen der Fürsten Hohn sprechen, ist sie nicht aus demselben Principe hervor gegangen, worauf auch

Innocenz seine Allgewalt stützte, die Superiorität des Geistlichen über das Weltliche? Die Forderung selbst, um die es sich in der Cölnischen Sache handelt, die absolute Geltung des catholischen Princips mit Hintenansehung der Parität der evangelischen Bekenner, ja der Ordnung des Staates selbst, ist sie nicht deutlicher Ausfluß derselben Anmaßung, womit Innocenz sich über Staaten und Fürsten hinweg setzte, und über ihren Häuptern seinen Stuhl zu gründen wußte? Indem der Verf. diese Arroganz mit plastischen Zügen in einem großartigen Gemälde darstellte, ihr alle die Reize verlieh, die seinem durch historische Studien erstarkten Griffel zu Gebote standen, hat er einen Delstrom ins Feuer geleitet, an dessen Löschen die Gegenwart und Zukunft sicher noch viel zu arbeiten haben wird. Rec. wird mit vollem Rechte das Gefährliche dieser Erscheinung hier aufdecken dürfen, da er dasselbe bey den früheren Bänden voraus sagte, noch ehe der Cölnische Erzbischof mit den längst im Finstern geschmiedeten Plänen so keck hervor trat.

Freylich hat auch in vorliegendem Bande der Verf. dieselbe Form, wie in den beiden früheren, und wohl noch durchgreifender, angebracht, daß er die ganze Darstellung als nur historisch erzählend, also als streng objectiv gehalten, darlegt; er gibt sich die Miene, nie aus seiner Persönlichkeit zu berichten, sondern nur das damahls Geschehene und Geglaubte vorzulegen. Er will nur die Art enthüllen, wie Innocenz und seine Zeitgenossen kirchliche und weltliche Dinge anschauten, so daß ihm immer der Rückhalt offen bleibe, was er als reformierter Geistlicher davon halte, sey vielleicht davon unendlich verschieden. Abge-

sehen nun davon, daß hierdurch in die Darstellung selbst etwas Gezwungenes kommen mußte, so konnte ihm doch auch das Zurückhalten der eigenen Einstimmung in die geschilderten Ansichten nicht überall gelingen, sondern nur zu oft bricht das eigene assentior zu dem entwickelten Glaubenssysteme durch. Als Beispiel dazu möge sein Bericht über die Ehelosigkeit der Geistlichen dienen, wie sie zu Innocenz Zeit völlig durchgesetzt war. S. 399. Der Verfasser gibt nach dem eben angedeuteten Kunstgriffe die Gründe für den Eölibat ganz aus der objectiven Stellung; er will nur berichten, wie zu damahliger Zeit derselbe vertheidigt und gestützt ist; 'Christus, behaupteten die ernstesten Vertheidiger dieses Gebots, der ewige und oberste Priester, ist von einer Jungfrau geboren, bewahrte selbst Jungfräulichkeit, kann mithin würdig nur von denen geopfert werden, welche Genossen, so wohl seiner Keuschheit, als seines Priesterthums sind' u. s. w. Indem er nun aber fortfährt, den dogmatischen Beweis für die Nothwendigkeit des clericalischen Eölibats aus der catholischen Ansicht von der Würde des zum Meßopfer berufenen Clerus zu entwickeln, indem er Zeugnisse früherer Jahrhunderte darüber ausführt, indem er die Frage aufstellt: 'ob nicht die jugendliche Kraft des Glaubens, das Feuer der Liebe und Begeisterung für denselben, welches so manches hervor rief, wogegen ein kühler gewordenes Zeitalter kaum noch der Zweifel sich erwehren kann, nicht auch diese Enthaltensamkeit erleichtert habe?' — so ist die Darstellung so gewiß aus ihrer beabsichtigten objectiven Haltung heraus gefallen, als jeder Leser das innige Behagen durchschauet, das dem Verf. selbst aus dieser Gedankenreihe erwuchs. Seine Stellung ist

eine durchaus rabulistische, in der Vertheidigung einer Sache begriffen, wo er mit Worten zwar stäts sich von der geschilderten Glaubensansicht unterscheidet, mit Blick und Gebehrde aber stäts seinen Beyfall und eigene Zustimmung verrieth. Oder ist es etwa redlich gehandelt und als erschöpfende Darstellung jener Zeit anzunehmen, wenn er nur die Vertheidigungsgründe für jene unnatürliche Zwangseinrichtung entwickelt, gleichmäßig aus seiner wie aus damaliger Weltanschauung, dagegen von dem auch damals schon gegen den von Rom ausgehenden Zwang so kräftig geführten Kampfe nicht ein Wort beysügt, die sämtlichen Gründe verschweigt, womit von dem ehrlichen Vaphnutius zu Nicäa an bis auf die spätesten Zeiten herunter das Eigenmächtige, Gewaltfame und Verderbliche jener Maßregel dargethan ist? Gregors VII. und Innocenz III. Ansicht darüber theilt er mit; daß aber gleichzeitig von Hunderttausenden der Laien und Cleriker dagegen protestiert und gekämpft ist, führt er nicht aus; ihre aus göttlichem und menschlichem Rechte hergenommenen Gründe werden flüchtig verschwiegen, und des ganzen Widerstandes nicht anders gedacht, als wie derselbe doch endlich von der Beharrlichkeit Roms überwunden sey. Auch jene auf evangelischem Rechte begründete Protestation gehörte doch zu den kirchlichen Zuständen der Innocentischen Zeit: wie kann deshalb die kluge Reticenz derselben anders als aus rabulistischem Kunstgriffe erklärt werden, der aus dem vorliegenden Stoffe nur das Ansprechende und Gefällige aushebt, die mißfällige Wahrheit aber flüchtig verhüllt? Ist bey solch offener Parteylichkeit der Darstellung unsere Beschuldigung wohl noch weiter zu belegen, der Verfasser habe

nicht die damalige Zeit, sondern allein, was ihm an derselben gefiel, geschildert? Bey aller affectierten Objectivität kommt diese doch nicht über die Form der Darstellung hinaus, während dagegen der Inhalt eine Reproduction mittelalterlicher Gestaltungen bleibt, die eben darin den Character des Verfehlten und Verderbten in sich tragen, daß sie aus der Heilsanstalt des Christenthums die päpstliche Theocratie bildeten, und an die Stelle der Erlösung durch Christum ein Reich dieser Welt stellten! Wir müssen stäts wieder auf die bey Gelegenheit der früheren Bände aufgestellten Vorwürfe zurück kommen, aller der Glanz und Schimmer, den der Verf. um seinen gerühmten Papst häuft, ist eben deshalb ein falscher, weil er auf dem *πρωτον ψευδος* des ganzen Papstthums basiert ist. Hätte er sich begnügt, das menschlich Starke und Feste in seines Papstes Character wie in seinen Handlungen darzulegen: so würde er für ihn mit demselben Rechte den Namen des Großen, und die ungetheilte Bewunderung der Nachwelt haben fordern dürfen, als diese den sämtlichen Heroen der Weltgeschichte nicht versagt werden darf, die über ihrer Zeit stehen, oder vielmehr die Gesammttendenz ihrer Zeit mit gewaltigem Arme zu umfassen und durchzuführen verstanden. So wie er aber hierüber hinaus die Stellung seines Papstes als die ewig wahre, normale und ideale darzulegen sich erlaubte, in deren Durchführung der Character des Christenthums vollendet gewesen sey, so daß nur durch Rückkehr zu ihr Staat und Kirche gesunden können: so hat er durch diesen Schritt den Boden des Rechts verlassen, denn er kämpft nun gegen das Evangelium Christi selbst. Gerade je kunstgemäßer er die Darstellung, je eindringlicher

die Forschung durchgeführt hat: desto mehr muß man bedauern, solches Talent der christlichen Wahrheit entfremdet zu sehen.

Nachdem wir auf diese Art dieselben Vorwürfe, wie einst gegen die beiden früheren Bände, auch gegen den vorliegenden dritten haben wiederholen müssen, ist es uns nun noch eine angenehme Pflicht, auch alles das Lobenswerthe hier wieder hervor heben zu dürfen, wodurch sich schon die frühere Arbeit auszeichnete, und wodurch der Name des Verfassers unter den Forschern für mittelalterliche Geschichte auf immer einen wohl verdienten Ehrenplatz errungen hat. Diese zweyte Hälfte des ganzen Werks ist bestimmt, eine ins Einzelne gehende Schilderung kirchlicher Zustände aus der Lebensperiode Innocenz des Dritten zu geben, um so einen Gesamtüberblick der Verhältnisse zu verleihen, unter welchen Innocenz wirkte, und für sie sämtlich den Mittelpunkt abgab. Die Arbeit ist ähnlich dem, was Krauzer im sechsten Bande seiner Hohenstaufen lieferte, nur daß hier Alles sich mehr auf dem kirchlichen Boden hält, und deshalb eine bey weitem mehr ins Einzelne gehende und erschöpfende Darstellung gewonnen wird. Der Fleiß des Sammlers, der solcher Darstellung voran gegangen seyn muß, kann nur von dem gewürdigt werden, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigt hat, wobey die gesammte auf das vorliegende Feld einschlagende Literatur durchgeackert werden muß.

Der Verf. liefert ein Gesamtbild der wenigen Decennien, in welche die Amtsführung seines Papstes eintrifft, also einen Durchschnitt durch die verschiedenen Fäden der Entwicklung, aus denen das kirchliche Leben besteht, und deren

Durchführung Sache der Kirchengeschichte ist. Es ist deshalb nur seine Aufgabe, das damahls gerade Bestehende aufzuzählen, ohne die Verpflichtung, dasselbe auch in seinem Werden bis auf jenen Durchschnittspunct darzulegen, oder den genetischen Ursprung davon pragmatisch zu gewinnen. Eben deshalb darf dem Verfasser kein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn er, besonders in der dogmatischen Ueberzeugung seines Papstes, manche Punkte so hinstellt, als wären sie nur Innocenz's Eigenthum, oder von ihm originell aufgefaßt, während darin doch nur Gemeingut der dogmatischen Thätigkeit seines wie der benachbarten Jahrhunderte erblickt werden darf. So gleich anfangs manche theologische Sätze, z. B. über die Person Christi und die dahin einschlagenden Sätze über Trinität, gehören so durchaus der scholastischen Speculation an, lassen sich in ihrer allmählichen Ausbildung so bestimmt bis auf Augustin und noch höher hinauf verfolgen, daß Innocenz nur als ein sehr unbedeutendes Glied in der Kette dieser Tradition betrachtet werden darf. Geschaffen hat er hier wohl nichts Neues, dazu war er zu sehr practisch beschäftigt, oder wo er sich mit der Doctrin abgibt, doch in bloß spielenden, willkürlichen, allegorischen Deuteleyen befangen. Einen Vorwurf wollen wir dem Verf. daraus nicht machen, daß er die bey Innocenz sehr vereinzelt stehenden und deshalb äußerst wunderlich klingenden dogmatischen Sätze nur eben aufzählt, ohne auf die Männer zurück zu weisen, wo dieselben mit mehr Originalität entsprungen sind, und wäre es auch nur durch Zurückgehen auf Peter Lombardus gewesen. Diese Aufgabe hatte der Verf. sich nicht gewählt, und auch die mehr aphoristische Aufzählung dessen, was gerade

in seines Papstes Zeit fällt, hat etwas sehr Befriedigendes.

Ein weiteres Eingehen ins Einzelne ist uns hier nicht gestattet, da wir nicht wüßten, wo anzufangen und wo zu enden sey, wenn einmahl von den vielen verzeichneten Einzelbildern, wie sie der Verf. aufgestellt hat, eine Mittheilung geschehen sollte. Der ganze vorliegende dritte Band enthält das 21ste Buch der Gesamtgeschichte und zerfällt in sieben Kapitel: Innocenz's Theologie, der Papst, mit einem Anhang die päpstliche Heberolle, oder Ausführung der so bedeutenden päpstlichen Einkünfte, ferner die Cardinäle, die Erzbischöfe, die Bischöfe, der Clerus, die Klöster. Doch ist die Schilderung des Klosterlebens hier noch nicht vollendet, sondern für den zu erwartenden vierten Theil noch die Stellung und das Walten der Abte und der Schirmvögte, so wie die Geschichte der einzelnen Orden versprochen, wobey besonders die Geschichte der Stiftung der beiden so bedeutenden Bettelorden in Aussicht gestellt wird.

Was wir in dem Obigen auch über nächste Tendenz des Werks und deren Gefahren auszusprechen uns gedrungen fühlten, was auch für unsere gerade so misliche Gegenwart davon befürchtet werden muß: ein classisches Werk bleibt diese Geschichte des Größten der Päpste immer, so wie ein erhebendes Denkmahl deutschen Fleißes. Wird es deshalb unserer festen Ueberzeugung nach auch dazu dienen, die Verwickelung der Gegenwart noch fester zu schürzen, und dem ultramontanen Clerus durch Hinweisen auf ein großartiges Vorbild noch größere Reckheit zu verleihen: so wird dennoch, wenn von dem gesunden Sinne der Glieder des Staats und der Kir-

che die so drohenden Conjunctionen überstanden seyn werden, daß im Uebrigen treffliche Verdienst des Verfassers immer mehr zur rechten Würdigung gelangen, und den eigentlichen historischen Genuß verleihen.

R — g.

B e r l i n.

Verlag von August Hirschwald. Handbuch der Geschichte der Medicin. Nach den Quellen bearbeitet von Michael Benedict Lessing. Erster Band. Geschichte der Medicin bis Harvey (1628). XLIII und 560 Seiten. 1838. Octav.

Nach den in der neuern Zeit erschienenen ausführlichen und gründlichen Werken über die Geschichte der Medicin möchte eine wiederholte Bearbeitung derselben nach ihrem ganzen Umfange schwerlich mehr ein Bedürfniß der Gegenwart seyn. Wenigstens würde, um jene Vorgänger zu übertreffen, ein Aufgebot von Zeit, Studium und geistiger Kraft erforderlich seyn, das in keinem Verhältnisse zu dem zu erwartenden Gewinne stehen dürfte. Dagegen ist dem gelehrten Fleiße noch ein weites Feld geöffnet in der Ausführung von Monographien über einzelne Epochen, Männer, Lehren, Krankheiten u. s. w., wodurch die vorhandenen Hauptwerke ergänzt und im Einzelnen berichtet werden. Erst wenn hierin das Gehörige geleistet worden, wird eine spätere Zeit das vollkommen gesichtete und zuverlässige Material zu einer erneuten Umarbeitung des Ganzen benutzen können. Bey dieser Ueberzeugung kam es Refer. unerwartet, vorliegendes 'Handbuch' mit dem Beysatze 'nach den Quellen

bearbeitet' angekündigt zu finden. Denn gerade bey einem Handbuche, das doch mehr zur ersten Bekanntschaft mit dem Gegenstande, oder zum schnellen Nachschlagen darüber dient, ist ein quellenmäßiges Erforschen noch am Wenigsten zu verlangen.

Dem deutschen Fleiße ist jedoch schon Manches, fast unausführbar scheinende, möglich geworden, und deshalb nahm Refer. das Buch nicht ohne Erwartung in die Hände. Aber wie sehr fand er sich getäuscht! Sener Besatz ist bloß ein Aushängeschild, auf den Kauf berechnet, und das Ganze ist eine nach Aufforderung eines Buchhändlers begonnene Unternehmung, die, wenn sie nur mit mehr Bescheidenheit austräte, nicht völlig unverbienstlich wäre. Sie ist ein Auszug aus den bekannten größeren Werken, enthält jedoch nicht eine einzige neue Untersuchung oder critische Ausmittelung überlieferter Thatsachen. Nicht einmahl was in der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete geschehen ist, ward gehörig berücksichtigt; nur hie und da finden sich einige aus Journal-Lecture gewonnene Zusätze. Wenn der Verfasser dies 'eine Geschichte aus den Quellen bearbeiten' nennt, so wollen wir ihm diese Zuversicht nicht beneiden.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 27. April 1839.

B o n n.

Bey König. Anthologia sanscritica, glossario instructa. In usum scholarum edidit Christianus Lassen, Phil. Dr. Professor Bonnensis P. E., Societatt. Asiatt. Bengal. Britann. Parisiens. et Regiae scientt. Norvag. Socius honor. 1838. XIV u. 359 Seiten in Octav.

Hr Lassen hilft mit dieser Anthologie aus einer Verlegenheit, welche gewiß schon mancher Lehrer des Sanskrits gefühlt hat. Da das Sanskrit ein Studium ist, welches jetzt — und so wohl auch noch in Zukunft — erst auf der Universität beginnt und, seiner Stellung zur Philologie und Theologie gemäß, keine zu ausgedehnte Zeit für den Unterricht in Anspruch nehmen darf, aber so gut wie völlig nutzlos begonnen wird, wenn der Schüler nicht so weit gefördert wird, daß er, ohne weitere Beyhülfe eines Lehrers, mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln proprio Marte seine Kenntnisse erweitern und das ihm eröffnete Feld für seine besonderen Zwecke benutzen kann.

so haben die Lehrer bey einer der schwierigsten Sprachen die dreyfache Aufgabe, das Studium derselben, so weit es mit einem gründlichen Unterrichte verträglich ist, zu erleichtern und abzukürzen, und dennoch bis zu einer relativ hohen Stufe der Erkenntniß zu leiten. Diese Aufgabe findet keine geringe Beyhülfe durch eine recht passende Chrestomathie. Denn unter den bis jetzt zugänglich gemachten indischen Schriften ist keine der Art, daß man durch Erklärung derselben dem angegebenen Zwecke genügen könnte. Die Episoden aus den beiden großen Epopöen sind in rein sprachlicher Hinsicht zu leicht, als daß man die Schüler, welche mit Recht verlangen dürfen, rasch gefördert zu werden, lange damit in den Anfängen des Unterrichts zurück halten dürfte. Die Dramen dagegen, die philosophischen Schriften u. sind schon viel zu schwierig, als daß man mit ihnen den Anfang machen dürfte. Wollte man nun verlangen, daß sich diejenigen, welche noch nicht aus eigener Erfahrung die indische Literatur zu würdigen vermögen, sogleich mehrere dieser noch so sehr theuern Werke anschaffen, so würde man wohl manchen, welcher den allerbesten Willen mitbringt, schon hierdurch zurück schrecken. Wir finden also von diesem Standpuncte aus Hr Lassen's Unternehmen sehr verdienstlich, und sind auch überzeugt, daß es nicht wenig zur Förderung dieses Studiums beitragen werde, obgleich wir die Einrichtung seines Werks im Einzelnen nicht ganz billigen können. — Hr L. hat die im Allgemeinen aner kennenswerthe Rücksicht beobachtet, nur solchen Stücken eine Stelle einzuräumen, welche entweder noch gar nicht ediert waren, oder sehr schwer zugänglich sind. Das Werk erhält dadurch auch einen von seinem besondern Zwecke unabhängigen Werth. Nur glau-

ben wir, daß der eigentliche Zweck des Buches durch diese Rücksicht nicht beeinträchtigt werden durfte. An eine Anthologie aus der Sanskritliteratur kann man wohl zunächst die Forderung stellen, daß sie lauter in gutem Sanskrit geschriebene Stücke enthalte, und ferner, daß daß Mitgetheilte auch entweder ein poetisches, oder sonstiges höheres Interesse in Anspruch nehme. Nur wenn der Ordner einer Anthologie auf jeden Fall die erste und wenigstens einigermaßen die zweyte Forderung aus Ineditis zu befriedigen vermag, möge er zu diesen greifen; ehe er aber Stücke als Blumentese liuert, welche der Sprache und dem geläuterten Geschmacke Hohn sprechen, würden wir rathen, zu schon Eddierten zu greifen — insbesondere im Sanskrit, wo so sehr viel des Allerschönsten und Besten noch in den Calcuttaer, Serampurer und sonstigen indischen Ausgaben verborgen ist, welche in sehr wenigen Exemplaren nach Europa gekommen, und vielfach so schwer zugänglich wie Manuscripte sind. Ich will nun zwar mein Urtheil über den bey weitem umfassendsten Theil dieser Sammlung für nichts weniger als maßgebend aufstellen; kann jedoch nicht bergen, daß mir die ganz formlosen und vielfach sprachlich fehlerhaften, zugleich höchst unzüchtigen (man vergl. z. B. die Schilderung der figurae Veneris, welche gewiß manchen bey der Erklärung in Verlegenheit setzen möchte) beiden ersten Nummern (von S. 1—45), so wie die so sehr späte und ganz geschmacklose Comödie (von S. 66—96) nichts weniger als für eine Anthologie passend scheinen. Nach Abzug dieser 75 Seiten bleiben aber nur noch 27 Seiten Text, welche wir gern andererseits sogleich als sehr gut gewählt bezeichnen wollen. Die ausgewählten Stücke sind 1 und 2, Proben der indischen Märchen-

sammlungen. № 1. enthält (von S. 1 — 38) den Prolog und die fünf ersten Märchen der Sammlung, welche Vêtâla pank'avingatî heißt: die 25 Erzählungen des Vêtâla, d. h. eines in todten Körpern (vêta, wie ich glaube für avêta von ava + ita, wie prêta von pra + ita ein Todter; der Verlust des anlautenden a ist im Sanskrit sehr häufig, z. B. in der Wurzel as und in valaksha neben avalaksha, vatôka neben avatôka und sonst) seine Behausung (âla abgefürzt, wie ich annehme, aus âlaja) habenden; № 2. enthält (von S. 38 — 45) den Prolog und das erste Märchen der Çukasaptatî, d. h. der siebenzig Erzählungen des Papagay. Als Dichter der ersten Sammlung wird uns ein sonst unbekannter Çivadâsa genannt; aus der wörtlichen Bedeutung dieses Namens Sivaverehrer und dem Umstande, daß die Grundlage dieser Märchensammlung auf Sivadienst beruht, entnimmt Hr Lassen schon einige Zweifel gegen die Persönlichkeit des angeblichen Verfassers. Mag es nun damit stehen, wie es will — worüber sich bey der Nachlässigkeit der Indier in Beziehung auf Geschichte überhaupt und insbesondere Literaturgeschichte keine Entscheidung geben läßt — so ist unter dem Worte Dichter auf keinen Fall ein Erfinder dieser Geschichten zu verstehen. Denn solche Märchen sind, wie Hr Lassen ganz richtig bemerkt, nicht die Erfindung eines einzelnen Menschen. Sie sind die Schöpfung eines ganzen Volkes und mancher Jahrhunderte, durch welche sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortspinnen und durch Einwirkung einzelner, von ihnen gleichsam belebter und in ihnen fortlebender Individualitäten ihrem innern Organismus und dem Character des Volkes gemäß, welchem sie entstam-

men, fortgebildet werden, bis sie — wenn keine äußerliche Störung eingetreten ist — aus ihrem Keime ihrer ganzen Idee gemäß äußerlich hervorgetreten, entweder in ihrer vollen Blüthe dem todtten Buchstaben anheim fallen, und so, gleichsam wie eine Pflanze im Herbarium, in ihrer vollen Gestalt, aber getrocknet erhalten werden, ein Schicksal, welches im Allgemeinen nur einem einzelnen Sujet dieser Art zu Theil wird — oder, nachdem sie durch ihre lebensvolle Vollendung erfreut, dem allgemeinen Naturgesetze gemäß, in sich selbst zusammen trocknen und dahin sterben. Welches dieser beiden Schicksale das der indischen Märchen war, wagen wir noch nicht zu entscheiden; doch sind wir überzeugt, daß in den drey Sammlungen, welche bis jetzt einigermaßen bekannt sind — nach den Proben, welche sich hier und in der Brockhaus'schen Ausgabe der Vrihatkathâ finden, zu urtheilen — der blühende Zustand der indischen Märchenpoesie uns nicht erhalten ist. Die beiden Sammlungen, aus welchen Hr Lassen Proben mitgetheilt hat, können wir überhaupt kaum für Originalcompositionen halten; denn wenn es schon auffallend ist, daß so rein poetische Stoffe bey den, bekanntlich so sehr für gebundene Rede eingenommenen, Indern im prosaischen Gewande erscheinen, so sind die mehrfach sich durchziehenden Spuren einer metrischen Ausgabe (Hr Lassen in der Vorrede S. VIII. IX) fast bündige Anzeichen, daß durch das stoffliche Interesse eine corrupierende Bervielfältigung einer zu Grunde liegenden, mehr künstlerischen Behandlung dieser Märchen herbey geführt sey, und wir dieser diese beiden Sammlungen, welche ihrer Sprache nach zu urtheilen, in eine relativ ziemlich nahe Zeit fallen, zu verdanken haben. — Hr Lassen bediente sich bey Be-

forgung des Textes für die erste Sammlung dreier Londoner Handschriften, welche, um des Herrn Herausgebers eigenen Worte zu gebrauchen, tantum inter se discrepant, ut mihi e singulis eligenda essent, quae maxime facerent ad rem Sanscritice narrandam, quamvis vel ita loci remanerent nonnulli manifesta sermonis labe foedati: quorum qui contra grammaticam peccabant, ad ejus regulas revocavi; qui ineleganti tantum sermone offendebant, eos intactos reliqui. — Die Stücke der zweyten Sammlung — für welche kein Verfasser genannt wird — sind nur nach einem Londoner Codex heraus gegeben, welcher viele Stellen so gab, daß Hr Lassen durch Conjecturen nachhelfen mußte. — Die dritte Nummer (S. 45 — 48) ist eine Episode aus dem Mahabharata, nach der Calcuttaer Ausgabe. Die vierte (S. 49 — 59) der Text der, durch A. W. v. Schlegel's Uebersetzung bekannten, Episode von Kandu aus dem Brahma-purāna. Hr L. theilt ihn nach drey Handschriften, einer Pariser und zwey Londonern, mit, welche jedoch sehr fehlerhaft geschrieben waren, so daß auch hier zu Emendationen vielfach Veranlassung gegeben wurde. Ueber das critische Verfahren des Hn Verfs in Beziehung auf die ersten vier Nummern können wir kein Urtheil fällen, da keine Varianten beygegeben sind; sordes enim, quibus stabula Augiae purgavi, lectoribus proponere nolebam, heißt es S. X. Aus des Hn Verfs anerkannt umsichtiger Critik und wahrhaft tiefer Kenntniß des Sanskrits können wir aber mit Zuversicht schließen, daß mit allem dem wissenschaftlichen Ernst und Wahrheitsfinne, welcher sämtliche Arbeiten des Hn Verfs characterisiert, auch hier verfahren sey. Die fünfte Nummer (S. 60 — 65) ist, so wie die

beiden letzten Nummern, ein ganz allerliebsteß Fragment, die Beschreibung des Sommers aus dem, Calidása zugeschriebenen, Ritusanhárah': Versammlung der Jahreszeiten. Das ganze Gedicht (aus sechs Gesängen bestehend) ist schon 1792 in Calcutta heraus gegeben und in so fern literarisch merkwürdig, als es das erste in Indien gedruckte Sanskrit-Werk ist. Diese Ausgabe, von dem Begründer der Sanskritstudien, Jones, besorgt, ist aber ganz verschollen, so daß selbst Hr Lassen dieses Fragment aus einer einzigen Pariser Handschrift edieren mußte, welche nur diesen Gesang enthielt. Es würde deswegen kein kleines Verdienst seyn, wenn jemand, welchem die Ausgabe, oder vollständige Handschriften zu Gebote stehen, dieses von Jones und durch den Namen seines Verfassers so sehr empfohlene Werk sobald wie möglich wieder zugänglich machte. — Nur wenige Stellen forderten, wie Hr L. angibt, critische Nachhülfe und diese wurde durch das Vermaß an die Hand gegeben. Gewiß lag diese Hülfe sehr nahe; sonst würde uns Hr L. bey einem so classischen Gedichte die Besart der Handschrift nicht vorenthalten haben. Die sechste Nummer, das Hauptstück dieser Anthologie bildet die schon erwähnte Comödie: Dhártasamágamah': Die Zusammenkunft der Taugenichtse. Wenn nicht diese Comödie selbst zu dieser Zusammenkunft gehörte, so würden wir für die Sorgfalt, mit welcher Hr L. bey Herausgabe desselben in Beziehung auf Critik, Hermeneutik und insbesondere Erklärung der Prakrit-Stellen seines Amtes gewartet hat, einen völlig unbedingten Dank auszusprechen haben. So können wir es nicht, ohne zugleich unser Bedauern auszusprechen, daß dieses alles nicht einem würdigeren Stoffe zugewendet ist, oder we-

nigstens einem, für eine indische Anthologie passendern. Das Stück ist, wie Hr Lassen nachweist, während der Regierung des Narasinha, König von Karn'ât'a, gedichtet, welcher nach dem Zeugnisse von Inschriften zwischen 1487 und 1508 n. Chr. herrschte. Der Werth desselben ist fast ganz null, und das ganze Interesse, welches sich daran knüpft, ist wohl der auch von Hn Lassen hervor gehobene Umstand, daß es die erste indische Comödie ist, welche gedruckt erscheint. Diese Probe macht jedoch auf die anderen nicht so begierig, als einst die Sakuntala auf die heroischen Dramen. Wenn wir die Aufnahme dieses Stückes nicht billigen können, so müssen wir dagegen unsere lebhafteste Erkenntlichkeit für die Aufnahme der, einst als Specimen Rig-Vedae von dem, leider zu früh verstorbenen Rosen, heraus gegebenen Hymnen aus dem Rig-Veda aussprechen. Schon in diesen wenigen Seiten (von 97 — 102) liegt ein so unendlicher Schatz von Aufklärungen, so wohl in sprachlicher, als selbst historischer Beziehung, daß er um so heftiger das Verlangen erregt, recht bald im Besitze wenigstens dessen zu seyn, was schon gedruckt ist. Mit Ernst und Liebe hat der Hr Verf. zugleich in einem, im Verhältniß zu den übrigen Anmerkungen, ziemlich umfangreichen Commentare sich des Verständnisses dieser, in wissenschaftlicher Beziehung wahrhaft heiligen Ueberreste des Alterthums angenommen und seinen Beruf zu der Fortsetzung der Rosenschen Arbeiten auf Vertrauen erweckende Weise bethätigt. — Wenn wir diese Sammlung nun noch einmahl im Ganzen übersehen, so können wir nicht umhin, auch noch auf einen Punct aufmerksam zu machen. Hr Lassen bemerkt sehr richtig (S. IV) plurimum referre censeo, ut juvenus, indicarum literarum studiosa, in

scholis ita instruatur, ut posthac sine magistri auxilio variis librorum generibus cum fructu uti possit; aber bey Einrichtung seiner Sammlung war dieser Gedanke nicht sein leitendes Princip; wäre er es gewesen, so würden wir in dieser Anthologie Beyspiele der meisten genera erhalten haben, und diese würden in einer gewissen Stufenfolge nach dem Maße ihrer Schwierigkeit geordnet seyn. Schwerlich würden die in Composition und Redeweise sich ganz gleichen Märchen und die Comödie einen so großen Raum alsdann wegnehmen; sondern mit einem Beyspiele aus den größeren epischen Gedichten beginnend, würde ein folgender Abschnitt uns ein Stück aus einem der späteren Heldengedichte bringen, selbst mit Anführung des einen und des andern Scholion, damit der Schüler auch in der, bey dem jetzigen Zustande der Sanskritliteratur, schon in einem früheren Stadium fast unentbehrlichen Kenntniß der Art, wie die Scholiasten zu gebrauchen sind, geübt werde. Ein weiterer Abschnitt würde uns etwa Stücke aus den Dramen vorführen u. s. w. Fehlen würde auf keinen Fall ein oder das andere Stück aus einer der philosophischen Schriften der Inder, der eigentlichen und höchsten Blüte ihres geistigen Lebens. — Doch wie dem auch sey, wir wollen und dürfen hierüber mit dem Hn Verf. nicht rechten. Denn bey dem jetzigen Zustande der indischen Philologie ist alles, was irgend Neues geboten wird, eine willkommene Gabe; dient es nicht gerade seinem besondern Zwecke, so erweitert es doch stets unsern Blick in das indische Wesen.

Wir haben mit der Anzeige des allgemeinen Inhalts einen zu großen Raum eingenommen, als daß wir uns auf genauere Berücksichtigung des Details einlassen könnten. Nur zu den Beden

wollen wir uns noch einmahl zurück wenden und die gegebenen Beyspiele von Seiten der Metrik betrachten, wozu schon Hr Lassen den Anfang gemacht hat. Zwischen dem Text und den Noten (von S. 109 — 148) ist ein kleiner Abschnitt (S. 102 — 108) über die in dieser Anthologie vorkommenden Metra eingefügt; hieraus können wir nun nicht umhin, eine, im Grunde sehr einfache, aber für die Bedenmetrik höchst erfolgreiche Bemerkung des Hn Verfs hervor zu heben: In scandendis hisce versibus, heißt es (S. 107), observandum est, ad versum justum efficiendum dissolvendam esse juncturam consonantium, quarum posterior semivocalis j vel v est, ita ut vocalis cognata legatur pro semivocali. Sic pro âpjam effer âpiam pro pâtvahasah': pâtu anhasah'. Was die in diesen Hymnen vorkommenden Metra selbst anlangt, so hat Hr Lassen nur eins berücksichtigt, welches in drey der mitgetheilten Hymnen erscheint und bey diesem uns nicht einmahl den Namen mitgetheilt. Es ist der Tripâd (das erste Metrum) aus der Classe Gâjatrî (vgl. Colebrooke's Tabelle der Bedenmetra in den, seiner Abhandlung On Sanscrit and Pracrit poetry in As. Res. T. XI. angehängten, synoptischen Tafeln der Metra). Der eine der Hymnen (S. 99) ist nach dem, was Colebrooke (As. Res. VIII, 400.) bemerkt, die berühmte Gâjatrî des Vigvamitra. Wir erlauben uns einige Worte in Beziehung auf die von Hn L. unberücksichtigten Metra hinzu zu fügen. — Die 12 Verse des ersten Hymnus (S. 97) zerfallen allesammt in zwey Glieder von je 11 Silben, oder, wenn man zwey Verse der indischen Methode gemäß zusammen faßt, so hat ein Distichon 4 Glieder von je 11 Versen. Um diese Verse richtig zu

lesen, muß man bloß von der erwähnten Paffenschen Bemerkung Gebrauch machen, aber noch etwas weiter gehen und überhaupt die durch Sandhi verknüpften Wörter größtentheils wieder trennen. B. 1. lese man na urmajô (für nôr-majô); B. 2. sugâni abhûd; B. 3. vibhâsi ut; B. 4. gumbhamânâ ushô; B. 7. parvatêshu avâtê; B. 9. sâ âvahaja ukshabhir und avâtâ ushô; B. 10. tu am (für tvam); B. 11. corrigiere man aptan, was wohl nur Druckfehler ist, in apaptan und lese viushtau (für vjush-tau); B. 12. martiâja (für martjâ'ja). — Was nun die Zahl 11 als Sylbenzahl der Glieder betrifft, so scheint sie eine Lieblingszahl der Vedensmetra zu seyn; denn sie kommt in Colebrookes Tabelle sehr oft vor; so erscheint z. B. ein Metrum Tripâdvirâg', wo sich 11 Sylben 3 Mal wiederholen; aber ein viergliedriges Metrum von 11 Sylben $\times 4$ wird nicht erwähnt. Was den rhythmischen Schluß betrifft, so ist er hier noch regelmäßiger, als in der von Hn Paffen behandelten Gâjatrî; er ist nämlich, mit einer Ausnahme (B. 9 b.) durchgängig σ — —; daher schreibe ich denn auch B. 8 a. jamân r̄ishvê, nicht wie Paffen mit der, dem spätern Euphonismus angehörigen Verdoppelung jâmannr̄ishvê. Was wir mit der bemerkten Ausnahme anfangen sollen, wage ich nicht zu entscheiden; ob und wie weit der emendieren wollenden Critik in diesen heiligen Schriften ein Recht zustehe, darüber wird uns Rosens Ausgabe sicherere Auskunft geben. Colebrookes Erwähnung, daß es sechszehn Recensionen des Rig-Veda gab (As. Res. VIII, 383), eröffnet der Critik wohl nur scheinbar ein weites Feld.

Der zweyte Hymnus hat schon mehr Eigenheiten. Der größte Theil desselben besteht aus, in vier Glieder von je acht Sylben zerfallenden, Distichen, in welchen wir deutlich das, bey Colebrooke K'atushpâd genannte Bedenmetrum aus der Classe Anusht'ubh erkennen. Dieses Metrum erscheint Vers 1., wo man lesen muß: tuâm (für tvâm); ferner V. 2., wo vakshi ânushak zu lesen; V. 3., wo dâsuatah' (für dâsvatah'); V. 4.; V. 5., wo g'anisht'a aranî. V. 8., wo vanâ agnê; V. 9., wo jasja ark'ajah'; V. 11.; V. 13. — Es fügten sich also nicht dazu: V. 6. 7. 10. 12. 14. — Von diesen ist der sechste Vers die zweyte Hälfte des dritten Distichons, und da der zu ihm gehörige fünfte Vers richtig ist, und im sechsten selbst das zweyte Glied, wo man su adhvaram lesen muß, so ist mir am wahrscheinlichsten, daß in seinem ersten Gliede dhartâram mânushînam ein Fehler ist; es fehlt nur eine Sylbe, allein sie hinein zu emendieren, möchte unter den jetzigen Umständen zu gewagt seyn. Im siebenten Verse fehlt auch, um mit den bisher erwähnten Metren übereinzustimmen, nur eine Sylbe und zwar in dem zweyten Gliede, wo hâriânâm (für hârjânâm) zu lesen ist; allein dieser Vers stimmt in dieser Beziehung ganz zu dem zwölften, welcher selbst eine bedeutende lautliche Aehnlichkeit hat. Man vergleiche sie nur:

Vers 8.:

uta sma durgribhîjasê | putrô na hâriânâm

Vers 12.:

dvêshôjutô na duritâ | turiâm martiânâm

(im letzten Gliede muß man so für turjâm mart-

jānām sprechen). Eben so stimmen nun die beiden übrigen Verse noch zusammen, nämlich der 10te und 14te. Beide sind nämlich ein Tripād der Gājatrī — 3 Theile von 8 Sylben, und im 10ten Verse muß man lesen *divi upa*. Wenn wir nun diese Verse mit den ihnen vorher gehenden (V. 9. 13. bezüglich) vereinigen, so entsteht ein Distichon, welches aus 5 achtsylbigen Gliedern besteht; dieses wird in der Colebrookeschen Tabelle unter dem Namen Pathjā in der Classe Pankti erwähnt. Nehmen wir diese Theilung an, so ordnet sich der ganze Hymnus so; V. 1 — 4. sind zwey viergliedrige Disticha von je 32 Sylben. Dann folgt V. 5. 6. 7. von denen 5 und 6 und die erste Hälfte von 7 die Pathjā, den fünfgliedrigen Vers von 40 Sylben (8×5) bilden, analog dem 13ten und 14ten Verse. Das 2te Glied von 7 mit dem eigenthümlichen, im 10ten Verse wiederkehrenden, Metrum (7 Sylben) bildet vielleicht eine Art Schlußmetrum. Dann folgt 8. 9., welche wieder den gereihten viergliedrigen Vers bilden. Der 10te Vers ist ein Tripād (8×3) von 24 Sylben; V. 11. und die erste Hälfte von 12 sind mit dem letzten übereinstimmend wieder ein Tripād; die zweite Hälfte von 12 eine Art Schluß, wie die von 8; endlich V. 13. 14. wieder, wie 5 und 6 und die erste Hälfte von 7 die Pathjā von 40 Sylben (8×5). Den rhythmischen Schluß betreffend, so ist in den viergliedrigen Distichen fast dasselbe Gesetz erkennbar, welches in dem bekannten epischen Slokaß herrscht; die graden Glieder (2 und 4) schließen *v — v —*; davon bildet nur der achte Vers eine Ausnahme, welcher *v v v —* schließt; es läge hier jāvasā als überaus einfache Emendation zur Hand. Die ungeraden Glieder schlie-

ßen noch bey weitem ungerogelter, als in dem Sloka; der in diesen mehr gemiedene Schluß $v-v-$ kommt B. 2. 4. 9. vor. B. 1. schließt nach der Regel des Slokes $v---$ B. 3 u. 9. $-vv-$. Die Verse, welche unsere hypothetische Eintheilung zu fünfgliedrigen machte, schließen im 2ten, 4ten und 5ten Gliede $v-v-$; das erste in B. 5. 13. schließt ebenfalls so; das dritte in B. 6. ist, wie bemerkt, fehlerhaft; in B. 14. schließt es auch $v-v-$; in dem ersten dreigliedrigen Verse (B. 10.) ist der Schluß des dritten Gliedes $v-v-$; der des ersten $v-v-$, des zweyten $vv-$; im zweyten hypothetischen Tripäd schließt das dritte $vv-$, das erste und zweyte $v-v-$; die hypothetisch für eine Art Clausel gehaltenen Verschen schließen $-v-$. — Obgleich bey diesem Hymnus als eigentliches Maß K'atushpād - Anushtubh durchschwimmt, womit Tripād gājatrī und vielleicht Pathjā Pankti gemischt sind, wird man doch genauere Bestimmung von einer Vergleichung ähnlich rhythmischer Hymnen erwarten müssen.

Der S. 101 abgedruckte Hymnus zerfällt ebenfalls in Disticha von je vier Gliedern und zwar Distichon 1 deutlich in $8 + 8 + 8 + 12$; Distichon 8 ebenfalls in $8 + 8 + 8 + 12$; Dist. 4, in $12 + 8 + 12 + 8$ und so auch Dist. 6 in $12 + 8 + 12 + 8$. Um diese Theile richtig heraus zu lesen, hat man nur nöthig B. 1. auszusprechen: *namasā ūrg'ō*, B. 2. *suadhvaram*; B. 5. *asia*; B. 7. *tuā* B. 8. *tu êmahê*; B. 11. *tuam*. Wir sehen hier vier Glieder mit der Sylbenzahl 8 oder 12, und zwar 1) sind 36 Sylben in einem Distichon enthalten; dieses ist aber gerade die Eigenthümlichkeit des in der Colebrooke's

schen Tabelle erscheinenden K'atushpād aus der Classe Vrihatī. Die Ordnung der Glieder, welche hier in Dist. 1—3 erscheint, heißt daselbst Uparishtādvrihatī (von oben (d. h. am Ende) groß); 2) im 4ten und 6ten Distichon sind 40 Sylben und dieses ist die Eigenthümlichkeit des K'atushpād in der Classe Pankti, und die Ordnung $12 + 8 + 12 + 8$ ist die der ersten Nebenform; — das zweyte Distichon, welches wir noch nicht berücksichtigt haben, zerfällt mit Leichtigkeit in $12 + 8 + 8 + 10$ (B. 3 muß man suāhuta lesen); nun erscheinen zwar in der Classe Vrihatī auch Glieder mit 10 Sylben; aber die Gesamtzahl der Sylben in einem Distichon ist immer 36, nicht wie bey dieser Anordnung der Fall seyn würde, 38. Daher glaube ich, daß das letzte Glied ebenfalls 12 Sylben gehabt habe; man erhält diese Zahl, wenn man uasūnam und dēnam liest; die alsdann entstehende Ordnung $12 + 8 + 8 + 12$ ist die fünfte Form des K'atushpād Pankti: Sansārapānti genannt. — Aehnlich wie mit dem zweyten Distichon ist es auch mit dem fünften; es scheint ebenfalls zuerst in $8 + 8 + 8 + 10$ zu zerfallen, B. 9. muß man tuam lesen; aber auch hier kann man, so bald man uārtam liest, den letzten Theil in einen zwölf-sylbigen verwandeln. Diesem nach würde er, wie Dist. 1. 3 ein K'atushpād der Vrihatī seyn. Mag nun aber für Distich. 2 und 5 der scheinbar nur 10 Sylben starke Theil als ein zwölf-sylbiger gelesen werden müssen, oder nicht, Dist. 1. 3 mit 36 Sylben im Gegensatz von Dist. 4. 6 mit 40 Sylben zeigen mit Gewißheit, was sich schon bey dem früher besprochenen Metrum hypothetisch ergab, daß in diesen kurzen Hymnen verschiedene, nach bestimmten Regeln

formierte Metra gemischt wurden. Liest man die zehnsylbigen Theile zwölf sylbig, so wechselt hier stäts ein 36 sylbiges Distichon mit einem 40 sylbigen, was sehr für die Nothwendigkeit der letzteren Art zu lesen spricht. Was den rhythmischen Schluß betrifft, so ist er in diesem Metrum an keine bestimmte Auctorität gebunden; doch herrscht die iambische Dipodie vor; sie erscheint am Schlusse von B. 1. 3. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.; nur 2 und 3 haben, jener *v v v —*, dieser *— v — —*; wenn die geraden Glieder noch an keinen bestimmten Schluß gebunden sind, so besteht dieser, der Entstehung der indischen Rhythmik gemäß, für die ungeraden gewiß nicht; und so erscheint auch hier die Sylbenquantität ganz frey.

Der letzte Hymnus (S. 102) bedarf nur weniger Worte; denn es wiederholen sich in ihm nur schon bekannte Verse. Das erste Distichon hat vier Glieder von $8 + 8 + 8 + 12$; es ist also das eben kennen gelernte Metrum *K'atushpâd Vrihatî*; beachtenswerth ist aber, daß hier alle Glieder mit der iambischen Dipodie schließen. B. 2. ist *dâgêma agnajê* zu lesen. — Das zweyte und dritte Distichon ist in demselben 44 sylbigen und jedes Glied *v — —* schließenden Metrum, wie der erste Hymnus; B. 6. ist *tubhi-am und suastibhih'* zu lesen.

Ein recht brauchbares Glossar (S. 150 — 358) schließt das Buch.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 29. April 1839.

G r i m m a.

Impensis Jul. Mauritii Gebhardt, 1836:
De Lucii Varii et Cassii Parmensis
vita et carminibus scripsit Augustus Wei-
chert. XII u. 403 Seiten gr. Octav.

Unter den nicht eben zahlreichen Gelehrten un-
serer Tage, welche das Studium der lateinischen
Dichter zu ihrem Lieblingsgegenstande gemacht
haben, nimmt der Verf. vorliegenden Werkes un-
bestritten einen der ehrenvollsten Plätze ein. In
der Gründlichkeit seiner Forschungen und der Kunst
scharfsinniger Combination, wodurch oftmahls
überraschende Resultate gewonnen werden, sucht
Weichert seines Gleichen. Den Mittelpunkt der
Untersuchungen bilden im Ganzen Horatius und
Virgilius. Durch das Eingreifen der Forschung
in die Zeit dieser und anderer Augusteischer un-
erhaltener Dichter und die häufigen Entwicklun-
gen der Gedichte und Verhältnisse derselben er-
halten Weicherts Schriften auch für diejenigen
Reiz und hohen Werth, welche die an der Schwelle
begegnenden halb verschollenen Namen des V. Ba-

rius und Cassius von Parma schrecken möchten. Für ein genaueres Verständniß des Horatius und Virgilius und anderer Dichter ihrer Zeit ist auch in diesem Werke Ausgezeichnetes geleistet. So werden des Horatius Lebensumstände S. 36 ff. sehr anschaulich behandelt, über die Zeitbestimmungen vieler Gedichte Aufschluß gegeben, und namentlich werden die personae Horatianae oft zum Gegenstande schöner Ausführungen benutzt, so daß eine Prosopographia Horatiana hier herrliche Vorarbeiten und Beiträge findet. Ueber die Aeneis ist S. 67 ff. einsichtsvoll gesprochen und sonst oft andere Virgilische Gedichte, namentlich die Eclogen, in das Bereich der Untersuchung gezogen worden.

Aber auch vom Standpuncte der Geschichte der Römischen Literatur betrachtet, bietet das Werk Erfreuliches dar. Die Untersuchung stellt freylich die Personen des Varius und Cassius an die Spitze und in die Mitte der Untersuchungen, ohne sie indeß von dem eng zusammen hängenden Dichtervereine abzulösen. Immer mehr im Fortgange der Untersuchung weitet sich unser Blick, immer mehr bedeutende Zeit- und Kunstgenossen werden uns in ihren Beziehungen zu einander und in ihrer Eigenthümlichkeit vorgeführt: ihr Mittelpunkt ist Mäcenäs, ihr Freund und Beschützer Augustus selbst.

Der sehr zerstreute und meistens durch die unartigen Hände Römischer Scholiasten überlieferte Stoff der Untersuchung, so wie die Leichtfertigkeit der meisten früheren Forscher auf diesem Felde bedingten gewissermaßen schon von vorn herein eine gewisse Weitläufigkeit. Dabey ist aber Weichert's Verfahren durchaus nicht ermüdend, indem es nicht ganz Fremdartiges herbey zieht: und am Ende einer Abschweifung sieht sich der Leser

reichlich belohnt durch neue Entdeckungen und sinnreiche Auffassungen. Was S. 77. von einem speciellen Falle gesagt wird, bezeichnet überhaupt den Character der Weichertschen Methode: *Id operam dedimus, ut longioris taedium disputationis jucunda aliarum rerum memorabilium mentione temperetur.* Nur in der Widerlegung unbesonnener Aussprüche und Meinungen früherer Gelehrten geht Weichert nach meinem Ermessen zu weit. Freylich haben solche in ihrer ganzen Ausführlichkeit dargelegte Untersuchungen einen hohen Werth, so bald sie von so umsichtigen Gelehrten wie Weichert kommen, indem sie den Jüngern in die Methode einer gründlichen Forschung einführen, und aus diesem Grunde möchten Weichert's schöne Schriften besonders zu empfehlen seyn, wie in der Griechischen Literatur die von Näke.

L. Varius war älterer Zeitgenosse des Horatius und Virgilius, beliebt beyrn Asinius Pollio. Das herzliche Freundschaftsband, das diese Männer ihr Leben lang umschlang und über welches Horatius, der durch Varius und Virgilius Fürsprache dem Mäcenäs bekannt geworden, *Sermm. V, 39 sqq. u. 93.* sich so warm ausspricht, wurde durch gleichartige Bestrebungen in der Poesie und im Leben geknüpft und zusammen gehalten. Der Römischen Poesie sollten immer mehr Elemente Griechischer Eleganz zugeführt werden: das war ihr Grundsatz. Nach Weichert's überzeugender Beweisführung war der ältere Varius auch mit Catullus, der an ihn das zehnte Gedicht schrieb, und Helv. Cinna, dem Verfasser der gelehrten *Zmyrna*, befreundet.

Schon 714 u. c. schrieb Varius, ein eifriger Anhänger des Jul. Cäsar, sein episches Gedicht *de Morte*, in welchem er nach Bossens,

von Weichert noch weiter ausgeführter, Annahme die Ermordung Cäsars beklagte. Im Jahre 727 schrieb er den ebenfalls epischen Panegyricus in *Caesarem Octavianum*, aus dem nur ein einziges Bruchstück sich gerettet hat. Horatius preist ihn seiner epischen Gedichte wegen freundlich als *Maeonii carminis alitem*: indeß hat die später gedichtete Tragödie *Thyestes* nach dem einstimmigen bewundernden Urtheile der Alten alle übrigen poetischen Erzeugnisse des Varius in den Hintergrund gerückt. Philargyr. in *Virg. Eclog. VIII, 10.* nennt sie *omnibus tragoediis praeferenda*, Andere urtheilen ähnlich. Noch zu *Bespanianus* Zeiten *nullus Asinii aut Messalae liber tam illustris erat, quam Medea Ovidii aut Varii Thyestes*, *Tacit. Dialog. de clar. oratt. 12.*

Virgilius gab vor seinem Ende seinen vielleicht unter einander verschwägerten Freunden *Ploctius Tucca* und *P. Varius*, mit dessen Frau der Mantuanische Dichter auf noch vertrautem Fuße gestanden zu haben scheint, als mit dem Gemahl selbst, — wenigstens berichtet so nicht bloß antiker Leumund, sondern glaubwürdige Thatsachen reden — den Auftrag, die Feile und Herausgabe der von ihm unvollendet hinterlassenen *Aeneis* zu übernehmen. Ihrer Mühewaltung verdanken wir die Erhaltung des schönen Gedichts. Auch muß Varius etwas über Virgilius geschrieben haben, wie aus *Quintilian. Inst. Or. X, 3, 8.* und *Gell. Noct. Att. XVII, 10.* hervor geht. Nach Weichert S. 75 war dieses ein nach Virgil's Tode verfaßtes *opusculum, quo amici sui memoriae et laudi apud aequales posterosque consuleret ejusque piis Manibus veluti parentaret.* Ich vermuthe dagegen schon aus *Quintilianus* Notiz, *Virgilium quoque paucissimos*

die composuisse versus auctor est Varius, daß Varius Schrift eine Einleitung zu der Ausgabe der Aeneis war, in welcher er über Virgils Character, Verhältnisse, Studien und Werke genauere Nachrichten gegeben. Dann dürfen wir annehmen, daß diese Schrift zu den Hauptquellen unserer Vitae Virgilii gehörte, deren Angaber dadurch, in unsern Augen an Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit noch mehr gewinnen würden. Dichter und Grammatiker zu jener Zeit in einer Person ist eine in Rom noch weniger allein stehende Erscheinung, als sie es in Alexandria war.

Vom Thyestes sind nur drey Fragmente erhalten. Unter ihnen ist N^o II. S. 100 aus Mar. Victorin. p. 2503. Putsch. Terra circa quam caelum rotatur, immobilis medio stat mundo. De quo Varius sic tradidit: Primum huic (doch wohl vom Mercurius?) Nervis septem est intenta fides, Variique additi vocum modi, Ad quos mundi resonat tenor, Sua se volventis in vestigia. Die verschiedenen Versuche, diese Anapästien herzustellen, hat Hr W. aufgezählt, ohne sich selbst zu entscheiden. Die Aenderungen sind zu willkürlich: nur in Bezug auf den letzten Vers bemerke ich, daß wohl das leichteste seyn dürfte:

Sua se vestigia volventis,

da ja die Clausel hier noch nicht nothwendig ist. Für additi gibt Bothe dati; ich vermuthe apti, und dann mit Bothe moduli. Die Pariser Handschrift bey Gaisford. Scriptt. Rei Metr. Latini p. 79, 17., die W. noch nicht kennen konnte, gibt addita für additi und eine unzweifelhaft schöne Verbesserung durch canor statt tenor. Demnach dürfte das Ganze so zu schreiben seyn:

Primum huic

Nervis septem est intenta fides
 Variique apti vocum moduli,
 Ad quos mundi resonat canor, in
 Sua se vestigia volventis.

Zum dritten Bruchstücke konnte bemerkt werden, daß Varius offenbar mit den Worten: *Et frondosam Semiputatam queritur vitem*, auf dieselbe Rebe deutet, die Sophokles im *Thyestes* geschildert, s. Bergk. *de Fragm. Soph.* p. 12 seq.

Den anschaulichsten Begriff von Varius eleganter Diction gibt das S. 110 ff. behandelte Stück aus dem Gedichte *de Morte*:

Cui canis umbrosam lustrans Gortynid
 vallem,

Si celeris potuit cervae comprehendere lu-
 stra,

Saevit in absentem; et circum vestigia
 lustrans

Aethera per nitidum tenues sectatur odores.
 Non amnes illam medii, non ardua tardant;
 Perdita nec serae meminit decedere nocti.

Die der Abhandlung über Varius angehängten Excursus behandeln verschiedene Fragen ausführlicher, die in der Abhandlung selbst nur kurz berührt werden konnten. Der erste S. 121 ff. handelt *De diversis, qui Caesaris Augusti aetate vixerunt, Varis*; der zweyte S. 139 ff. *De Bassis quibusdam Romanis ingenio scriptisque illustribus.* (Ueber den Dichter *Salejus Bassus* ist noch zu vergleichen die Abhandlung von *Jul. Held*, *Breslau 1834*, in welcher *Held* die Vermuthung *Wernsdorfs*, als sey *S. Bassus* der Verfasser des Gedichts an *Calpurnius Piso*, bekämpft.) Der dritte S. 148 ff. *De C. Asinio Pollione, tragoediarum scriptore.* Der vierte

§. 157 ff. de Rabirio et Pedone poetis; der fünfte §. 165 ff. De anno, quo Horatii Ep. ad Augustum scripta sit; gegen Th. Schmid, den gelehrten und geschmackvollen Erklärer der Briefe, nimmt W. das Jahr 744 — 745 mit Masson an.

Die zweyte Hauptabhandlung ist dem Cassius Parmensis gewidmet. Die Untersuchung ist durch das Zusammentreffen mit anderen Cassiern erschwert: Hr W. sucht durch eine überaus gründliche Auseinandersetzung reine Bahn für seinen Dichter zu schaffen. Er behandelt vorher den alten Historiker Cassius Hemina, den giftigen Redner Cassius Severus von Longula in Latium, den hauptsächlich die Anklage gegen Nonius Asprenas bekannt gemacht hat: zuerst wurde er nach Kreta relegiert und zuletzt nach der Felsinsel Seriphos geschafft, wo er im höchsten Elende hochbejahrt verkam. Sodann wendet sich die Untersuchung zu den beiden von Horatius (Sat. I, 10, 61. und Epp. I, 4, 3.) erwähnten Cassius Etruscus und Cassius Parmensis, welche Alte und Neuere häufig in eine Person zusammen geschmolzen haben: ein Irrthum, der durch Hr W. wohl nun für immer beseitigt worden ist.

Cassius von Parma, unter Brutus und Cassius Kriegstribun, nachher unter den Mördern Cäsars, war Verfasser verschiedener Gedichte; namentlich kennen wir durch Horatius seine Elegien, deren Trefflichkeit der Dichter anerkennt, wie Hr W. entschieden richtig gezeigt hat, während die meisten Gelehrten in den Horazischen Worten: scribere quod Cassi Parmensis opuscula vincat, einen verächtlichen Seitenhieb auf Cassius fanden. Cassius ward auf Befehl des Augustus, dem er in Briefen arg mitgespielt hatte, durch die Hand des N. Varus im J. 724

u. c. zu Athen ermordet. Mit Hülfe scharfsinniger Combinationen hat Herr W. Zusammenhang in die sehr vereinzelt und dunkeln Nachrichten gebracht: das Ergebniß wird S. 265 ff. übersichtlich zusammen gefaßt.

Unter den Tragödien des Cassius war auch ein *Thyestes*, das Lieblingssthemata Griechischer und Römischer Tragiker, so wie ein *Brutus*. Zu den Epigrammen desselben werden S. 273 ff. nach einer sinnreichen Vermuthung die bey Suetonius August. 70. erhaltenen auf Cäsar Octavianus gerechnet.

Den Schluß des inhaltreichen Werkes, dem sich bald eine ausführliche Monographie über den Kaiser Augustus und seine dichterischen Versuche anreihen wird, machen wiederum fünf Excurse. Im ersten S. 301 ff. *De C. Nonio Asprenate* werden sehr werthvolle Ausführungen zu Horazianischen Gedichten gegeben; im zweyten S. 319 ff. wird gesprochen *De T. Labieno oratore et historico*; — im dritten S. 324 ff. wird die Wolfische Auslegung von Horat. Sat. I, 4, 9. in Schutz genommen; im vierten S. 328 ff. *De M. Tullio Cicerone, M. Cons. filio, Horatii commilitone* gehandelt, wie im fünften S. 334 ff. *De Iulio Antonio Triumviri filio*.

Außer der schönen Latinität des Verfassers und der prächtigen Ausstattung von Seiten des Verlegers muß ich schließlich noch besonders rühmen die Milde in der Beurtheilung Anderer und die gemüthlichen Offenbarungen, die den Menschen durch den Gelehrten durchschimmern lassen: dahin gehören die schönen Worte über Epohn S. 25 f. über Kirchner S. 212. Manche nennen das Verbannen solcher Manifestationen des Gemüths 'Objectivität'. Die Objectivität gönnen wir ihnen.

F. W. G.